GOETHE-JAHRBUCH.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG GEIGER.

SECHSTER BAND.

FRANKFURT A/M.
LITERARISCHE ANSTALT
RÜTTEN & LOENING.
1885.

PT
2045
G67
Bd. 6

Mit dem Bildniss Goethes

Nach dem Ölgemälde des Malers Darbes aus dem Jahre 1785.
(Vergl. S. IV.)

19803
15/12/91 E

Vorwort.

Die neue Eintheilung des Jahrbuchs, welche seit dem fünften Bande befolgt worden ist, hat sich durchaus bewährt. Die Befürchtungen, die mehrfach ausgesprochen worden sind, dass durch die Voranstellung der »Neuen Mittheilungen« auch eine übermässige Bevorzugung derselben und eine Benachtheiligung der »Abhandlungen« eintreten würde, sind grundlos gewesen. Die Abhandlungen nehmen auch diesmal, wie es ihnen gebührt, einen breiten Raum ein; unter den Beitragenden sind neben den altbewährten, mehrere treffliche neue Mitarbeiter freudig zu begrüssen.

Der Inhalt des Jahrbuchs hat einzelne Bereicherungen erfahren. Die neueingefügten Abtheilungen der Miscellen »Aus Briefen« und »Aus seltenen und vergessenen Büchern« empfehle ich der Beachtung der Fachgenossen. Die erstere soll dazu dienen, Anregungen Anderen darzubieten, Anfragen über streitige oder dunkle Punkte zu geben, »Stimmen aus dem Publikum« mitzutheilen. Der einzige Brief, den ich diesmal veröffentlichen darf, wird nicht verfehlen, allseitiges Interesse zu erregen. Die letztere erklärt sich aus den diesmal gegebenen Proben wohl von selbst. Auch die »Bibliographie« hat diesmal einzelne neue Abtheilungen

erhalten. Soll die von mir angestrebte Vollständigkeit erreicht werden, so müsste in noch viel höherm Grade, als das bis jetzt geschieht, eine Beihilfe seitens der Verleger, Zeitungsredacteure, Autoren eintreten. Die Masse deutscher Zeitungen und Zeitschriften kann der Einzelne unmöglich allein bewältigen. Meinen bisherigen freundlichen Correspondenten sage ich besten Dank und bitte sie in ihren Bemühungen nicht zu ermüden; aber alle die, welche in Provinzial-Zeitschriften und Zeitungen Aufsätze über Goethe veröffentlichen, bitte ich dringend, mir ein Exemplar dieser Aufsätze zuzusenden.

Das schöne Bild, welches das Goethe-Jahrbuch diesmal weiteren Kreisen zugänglich machen kann, und dessen Original sich im Besitze des Herrn Grafen Brühl auf Seyfersdorf befindet, ist von Joseph Friedrich August Darbes aus Dänemark gemalt. Auf der Rückseite des Darbes'schen Gemäldes (vgl. Rollett, Goethe-Bildnisse, S. 72) steht, nach gütiger Mittheilung des Herrn Grafen von Brühl »Goethe im Jahre 1787 in Karlsbad von Darbes«. Diese Bemerkung muss aber irrig sein, da Goethe bekanntlich 1787 in Italien war. Auch 1786 kann das Bild nicht gemalt sein, da Darbes in jenem Jahre, wie Herr Prof. Zarncke nach einer Notiz des Herrn Bürgermeisters Ed. Knoll in Karlsbad mittheilt, sich nicht in Karlsbad befand. (Darbes' Name steht nicht in der Kurliste, während Goethe seit dem 28. Juli, die Brühls seit dem 8. August in Karlsbad sind. Über Goethes damaligen Aufenthalt vgl. unten S. 433). Daher wird man annehmen müssen, dass unser Bild aus dem Jahre 1785 stammt. — Ich erfülle gern die angenehme Pflicht, dem Herrn Grafen Brühl ergebensten Dank zu sagen für die uns gütigst ertheilte Erlaubniss der Vervielfältigung, und Herrn Prof. Zarncke dafür, dass er auch diesmal wie bei den früheren Bänden in liebenswürdigster Weise seinen Rath ertheilte.

Schliesslich habe ich den Freunden des »Goethe-Jahrbuchs« die erfreuliche Mittheilung zu machen, dass das »Freie Deutsche Hochstift« in Frankfurt a. M. von diesem Jahre an mit dem »Goethe-Jahrbuch« in nähere Verbindung getreten ist.

Das »Freie Deutsche Hochstift« hat laut Beschluss des Akademischen Gesammtausschusses vom 5. Februar d. J. für diesen sechsten Band eine namhafte Unterstützung gewährt sowie für die künftigen Bände des »Goethe-Jahrbuchs« eine noch engere Verbindung in Aussicht genommen. Hierauf bezügliche Vorlagen sollen der nächsten Hauptversammlung zur Genehmigung unterbreitet werden.

Die Redaktion und die Verlagshandlung sagen dem verehrl. »Freien Deutschen Hochstift« für diese Zuwendung und das freundliche Entgegenkommen auch an dieser Stelle den ergebensten Dank.

Von der Reorganisation dieses Instituts ist bereits im Goethe-Jahrbuch Band IV, S. 377 die Rede gewesen; ich würde mich freuen, nun regelmässig und ausführlich von der gesunden Fortentwicklung dieser der Pflege und Förderung von Wissenschaft und Kunst gewidmeten Stiftung berichten und das gedeihliche Zusammenwirken zweier Unternehmungen constatiren zu können, die beide in Goethes Geist zu arbeiten gewillt sind.

Berlin, den 12. März 1885.

Ludwig Geiger.

Inhalt.

I. Neue Mittheilungen.

Seite

1. Ein Gedicht Goethes. Mitgetheilt von Ludwig Geiger . . 3

2. Siebzehn Briefe Goethes. Mitgetheilt von C. A. H. Burkhardt, L. Geiger, W. v. Maltzahn, K. Rieger, G. Weisstein, H. Wichmann.

		Mitgetheilt von	
1. An Reich	30. Jan. 1775	L. Geiger . . .	6
2. Goethe an Carl August	28. März 1784	C.A.H.Burkhardt	7
3. An J. H. Ludecus . .	17. Nov. 1787	G. Weisstein . .	7
4. An Kirms	23. Nov. 1800		10
5. Goethe an Wieland . .	13. Jan. 1802	L. Geiger . . .	11
Wieland an Goethe . .	14. Jan. 1802		13
6. An Geh. Rath v. Voigt	2. Dec. 1806	. . . . .	15
7. An Geh. Rath v. Voigt	5 Dec 1806	C.A.H.Burkhardt	16
8. An die herzogl. sächs. Kammer	25. Febr. 1807	. . . . .	17
9. An Geh. Rath v. Voigt	5. Sept. 1813	W. v. Maltzahn	17
10. An Ph. Gauby . . .	3. April 1815		18
11. An Charlotte Kestner .	9. Okt. 1816	I. Geiger . . .	19
12. An ?	11. Jan. 1821		19
13. An Weller	29. Juni 1824	K. Rieger . . .	20
14. An Ottilie v. Goethe .	13. Aug. 1824	L. Geiger . . .	21
15. An Professor Wichmann	20. Nov. 1828	H. Wichmann .	23
16. An Hofgärtner Fischer .	21. Aug. 1829	G. Weisstein . .	25
17. An ?	11. Okt. 1831	L. Geiger . . .	25

3. Goethe und Prinz August von Gotha. Mitgetheilt von Bernhard Suphan 27

4. Goethes Cour d'amour. Bericht einer Theilnehmerin, nebst einigen Briefen. Mitgetheilt von Freiherr Carl v. Beaulieu-Marconnay 59

Seite

5. Goethe im Kreise Isaak Iselins. Mitgetheilt von J. Keller 84
6. Mittheilungen von Zeitgenossen über Goethe. Nebst einigen Briefen an Goethe, 1776—1834. Mitgetheilt von G. Finsler, L. Geiger, H. A. Lier, Alfred Stern 95
7. Aus den Weimarer Fourier-Büchern, 1775—1784. Mitgetheilt von C. A. H. Burkhardt 148

II. Abhandlungen.

1. C. v. Beaulieu-Marconnay: Erinnerungen an Alt-Weimar 169
2. Victor Hehn: Einiges über Goethes Vers 176
3. Wilhelm Scherer: Betrachtungen über Goethes Faust 231
4. Georg Ellinger: Über Goethes Elpenor 262
5. Daniel Jacoby: Zu Goethes Gedicht: Deutscher Parnass 274
6. Siegmund Levy: Goethe und Oliver Goldsmith . . . 281

III. Miscellen, Chronik, Bibliographie.

1. Miscellen.

A. Einzelne Mittheilungen zu Goethes Leben und Werken.

1. Zu Goethes Aufsätzen über Kunst. Von L. Geiger 301
2. Zu Faust.
   a. Zur Erklärung des Faust. Von Hermann Schreyer 305
   b. Zu Faust. Von Bernhard Suphan 308
   c. Mephistopheles und der Erdgeist. Von Ludwig Tobler 312
   d. Parallelen zum Faust. Von Hermann Schreyer 316
3. Goethe und die aristotelische Theorie von der Reinigung der Leidenschaften. Von Emil Szanto 320
4. »Wanderers Sturmlied«. Von G. v. Loeper . . 321
5. Zu Goethes Gedicht: »Gefunden«. Von Ge. Ellinger 322
6. »Deutscher Parnass«. Von Victor Hehn . . . 324
7. »Das Schreyen«. Von Erich Schmidt 325
8. »Die Liebe auf dem Lande«. Von Erich Schmidt 326
9. »La Biondina«. Von Erich Schmidt 327
10. »Westöstlicher Divan«. Von Erich Schmidt . . 329
11. Zu »Sprichwörtlich«. Von G. v. Loeper . . . 329
12. »Das Kleinod, das Vergiss mein nicht«. Von Ludwig Geiger 330
13. Nachbildung Goethescher Gedichte. Von Daniel Jacoby 330
14. Parallelen. Von S. Levy und E. Reichel . . . 332
15. Goethe und Gottfrieds Chronik. Von A. Strack 334
16. Goethe über Joh. Chr. Günther. Von B. Seuffert 335
17. Zu den »Sprüchen in Prosa«. Von Mich. Bernays 336

Seite

18. Über Irrthümer Goethes. Von Freih. Wold. von Biedermann 338
19. Die »Wahlverwandtschaften« in Frankreich. Von Erich Schmidt 343
20. Zur Geschichte der Thätigkeit Goethes in der Weimarischen Kriegskommission. Von C. A. H. Burkhardt 344
21. Goethe und Frau Rehberg. Von Wilhelm Scherer 345
22. Jeanette Brossard. Von C. A. H. Burkhardt . 353
23. Aus J. Chr. Kestners Stammbuch. Von L. Geiger 355

B. Aus seltenen und vergessenen Büchern. Von Ludwig Geiger.

1. (Schink) Marionettentheater, 1778 356
2. Kotzebue.
   a. »Die jüngsten Kinder meiner Laune« . . . 358
   b. »Sorgen ohne Noth und Noth ohne Sorgen« 358
3. Müchler. Parodieen, 1820 359
4. Menzels Streckverse, 1823 359

C. Aus Briefen.

Brief von Gottfried Keller an den Herausgeber . 361

D. Nachträge und Berichtigungen zu Band IV u. V 362

2. CHRONIK 364

3. BIBLIOGRAPHIE.

I. Schriften.

A. Ungedrucktes.
   1. Kleine Schriften. Gedichte. Archäologisches Gutachten 373
   2. Briefe 376
   Regesten 380

B. Neue Ausgaben 388

C. Einzelschriften und Erläuterungen.
   1. Allgemeines. Bibliographisches 391
   2. Dramen 395
   3. Gedichte 404
   4. Prosaschriften 409

D. Übersetzungen 413

II. Biographisches.

A. Allgemeines 415
B. Biographische Einzelheiten 416

Seite

C. Goethes Verhältniss zu seinen Vorgängern, Freunden und Nachfolgern 422
D. Stellung zur Wissenschaft und Kunst 427

III. Verschiedenes.

A. Bilder, Statuen 442
B. Dichtungen über Goethe, Compositionen, Parodieen 443

Anhang.

Englisch-amerikanische Bibliographie. Von Horatio S. White, mit Beiträgen von W. C. Hewett.
I. Neue Ausgaben, Übersetzungen etc. von Goethe 445
II. Verschiedenes in amerikanischen und englischen Zeitschriften über Goethe 447

Register zu Band VI 448

I. Neue Mittheilungen.

1. Ein Gedicht Goethes

MITGETHEILT VON

Ludwig Geiger.

Ich wüsste nicht, dass ich ein Grauen spürte
Vor jenen Alten in der Unterwelt;
Wenn nur nicht jede die mir wohlgefällt
Hieroben mich nach Wunsch regierte

G

Dieses kleine Gedicht Goethes findet sich in einem merkwürdigen Aktenstücke, im Besitz Sr. Excellenz des Herrn v. Beaulieu-Marconnay in Dresden und ist mir von dem Genannten gütigst zur Verfügung gestellt worden. Es bedarf einer Erklärung. Am 24. Dez. 1801 erliess F. Kirms, der Mitarbeiter Goethes in Theatersachen, ein Rundschreiben an die Weimarer Junggesellen. Der Anfang desselben lautet: »Eine neuetablirte Handlung hat mir aus London beykommende Ansicht, wie in Plutos Reich mit sichtlicher Freude der Teufelchen, den alten bösen Jungfern connivirt ist, die ankommenden Herren unehlichen Stands gleich Miethkleppern zu satteln, zu besteigen, zu tummeln und auf selbigen mit unbarmherzigen Stoccaden und Spornaden in Lucifers Gefilden herumreiten zu dürfen, — in der Absicht mitgetheilt, dass, da sie gesonnen sey, für alle berühmte Orte in Europa ähnliche Carricaturen fertigen zu lassen und in Teutschland Weimar als der berühmteste Musenplatz, zuerst an die Reihe kommen solle: diejenigen Herren, welche nicht als Porträts darauf figuriren wollten, sich mit einer kleinen mildthätigen Beysteuer von zwey Pfund Sterling die Person hierbey zu subscribiren hätten, wogegen sie sicher und gewiss seyn könnten, dass ihrer mit und ohne Perrücken nie gedacht werden solle«. Auch die alten Jungfern sollen zu Beiträgen aufgefordert und von den

einkommenden Geldern den geduldigen Ehemännern Kappen angeschafft werden.

Dieses Rundschreiben wurde nun 60 alphabetisch aufgeführten Junggesellen präsentirt und hinter dem Namen eines Jeden ein leerer Raum gelassen, der mit einer prosaischen oder poetischen Bemerkung ausgefüllt werden sollte. Unter den Aufgeführten befindet sich als Nr. 10 der »Herr Geheime Rath von Goethe«. Unter den Aufgeführten finden sich alle Stände vertreten, Kaufleute, kleine Beamte, Aerzte, z. B. F. Hufeland, Schauspieler wie Graff, Fremde, die nur kürzere Zeit in Weimar lebten, wie Gerning und Nicolaus Meyer, Geistliche wie der Oberconsistorialrath Günther, hohe Militärs, Stadt- und Hofbeamte, wie der Bürgermeister Schulz, der Regierungsrath von Fritsch, der spätere Minister; der Kammerherr von Einsiedel, der ami des Goetheschen Kreises, der damalige Kammerjunker und Hauptmann von Egloffstein. Nur wenige der Aufgeforderten entsprachen der Aufforderung nicht, wie Professor Meyer und Pastor Treiber. Die Meisten dagegen stimmten in den lustigen Ton ein, der schon durch die Aufforderung angegeben war. Ich widerstehe ungern der Versuchung, eine Blüthenlese dieser Inschriften zu geben. Es steckt in denselben viel Humor, viel freie Gesinnung. Aber manchem Bedenklichen möchte das Humoristische zotenhaft und das Freie obscön erscheinen. Was Junggesellen reden und schreiben, wenn sie unter sich zu sein glauben, passt nicht für jedes Ohr. Zwei Gedichtchen aber theile ich hier mit, die bei Allen, wie ich hoffe, Gnade finden werden. Das eine ist von Fritsch, der damals verlobt war:

Lebt wohl! ihr werthen Zunftgenossen,
Mit Freuden scheide ich aus diesem Kreis
Mich hält das schönste Band umschlossen,
Dem Wonnetrunknen reicht der Liebe höchsten Preis
Gott Hymen izt! O fühltet ihr dies Glück!
Ein jeder kehrte nun vom Irrthum noch zurück
Und jeder stimmte mit ins Lob der edlen Frauen,
Die liebend treu und hold des Mannes Glück erbauen.

Das andere von Nicolaus Meyer, dem begabten Dichter, dem gern gesehenen Gast des Goetheschen Hauses:

Fünf schöne Lustra sind mir kaum entflohn
Und dennoch rechnet man mich schon
Den Hagestolzen zu? — Noch weiss ich nicht
Ob Hymens Fackel je mir glühen würde,
Doch jetzt erzittr' ich, ob der fernen Pflicht,
Mich schreckt die Unterwelt mit schnöder Bürde.

Und der Genossen peinlich schreckend Bild
Hat meine Brust mit wilder Angst erfüllt.

Bald wag' ich nun, da Jugend mich noch ziert,
Den kühnen Schritt, ein Mädchen mir zu wählen,
Die liebend mich zum dunklen Orkus führt,
Und quält sie mich, wird sie nur liebend quälen,
Doch soll mich nie der Kappe Zierde drücken.
Als Faun erschein' ich, muss es einmal seyn,
Sie wird des Schmuckes freundlich sich erfreun
Und selbst das goldne Horn mit Epheu schmücken.

Nimmt spät ermüdet uns der Orkus ein,
So werd' ich manchen Freund dort reiten sehen;
Dies schöne Schauspiel wird uns bass erfreun:
Doch hoff' ich dann zu Fusse nicht zu gehen.
Ein Wagen steht auf Plutos Wink bereit,
Davor ein Viergespann mit grauen Haaren
Der Herren, welche nicht mehr reitbar waren,
Um langsam nun durch alle Ewigkeit
Das treue Paar im sanften Schritt zu fahren.

2. Siebzehn Briefe Goethes.

MITGETHEILT VON

C. A. H. Burkhardt, L. Geiger, W. v. Maltzahn, K. Rieger, G. Weisstein, H. Wichmann.

I.

An Reich. *30. Januar 1775.*

Hier, theuerster Herr Reich, einen Brief v. L., der sehr in Verlegenheit ist. Er wird sich helfen, daran zweifle ich nicht. Indess schicken Sie nur immer zwey Exemplare Aushängebogen, die er verlangt, ich spedir sie ihm weiter. Und was sonst vorfällt, sind Sie so gütig mir zu melden, da ich doch in der Mitte stehe.

d. 30 Jan. 1775 G.

L. ist natürlich Lavater. Unser Briefchen, ganz eigenhändig, im Besitze der Frau Regierungsräthin Wentzel in Dresden und von dieser mir gütigst zum Abdruck überlassen, steht auf der Rückseite eines Briefchens von Lavater an Reich, Zürich 24. Jan. 1775 »Ein Donnerschlag, mein liebster Reich! Gotter lässt mich nach zwei Monaten wissen, dass er mein Werk nicht übersetzen kann«. Er will sich behufs einer französischen Übersetzung der »physiognomischen Fragmente« an Meister, Cacault, Mauvillon wenden. »Davor aber stehe ich, dass der erste Theil erstaunlich interessant wird, fangen Sie nur mit dem deutschen Text sofort an . . . Ich stehe Ihnen davor, dass mein Werk in 3 aber 4 Jahren eine Seltenheit sein wird!«

2.

Goethe an Carl August. *28. März 1784*[1].

Durchlauchtigster Herzog
Gnädigster Fürst und Herr

Wie auf Ew. Hochfürstl. Durchl. gnädigsten Befehl Endesunterzeichneter mit einer aus den Mitteln der hiesigen Landschaft erwählten Deputation zusammen getreten und verschiedene auf die Verhandlungen des lezten (sic) Ausschusztages Bezug habende Geschäft theils zu Stande gebracht, theils zu Höchst Ihro Genehmigung so viel es möglich gewesen vorbereitet, solches wird Ew. Hochfürstl. Durchl. aus beyliegender Copie des darüber gefertigten Protokolles unterthänigst vorgetragen werden können.

Wie ich nun nichts mehr wünsche als dieses Geschäfte zu Höchst Ihro Zufriedenheit geführt zu haben; so erwarte ich unterthänigst was Höchstdenenselben weiteres darüber zu beschliessen gefällig seyn möchte, der ich mich mit unbegränzter Ehrfurcht unterzeichne

Ew. Hochfürstl. Durchl.

Weimar den 28 März 1784 unterthänigst treugehorsamster
Johann Wolfgang Goethe.

3.

An J. H. Ludecus. *Rom, 17. November 1787.*

Wohlgebohrner
Hochgeehrtester Herr Steuerrath,

Nachdem ich so oft aus Überzeugung Ihren Hof Etat zu vermindern gewünscht habe; so bin ich jetzt in dem Fall ihn nach Pflicht und Gewissen zu vermehren.

In einiger Zeit wird ein Italianer bey Ihnen eintreffen, der auf der beschlossnen Reise Ihro Durchl die Herzoginn begleiten soll. Ohne einen solchen Mann wer eine solche Reise den grössten Unbequemlichkeiten ausgesetzt und ich kann wohl behaupten: dass er an dem Theile der Ausgaben

[1] Die Handschrift Philipp Seidels Hand, mit Ausnahme der eigenhändigen Unterschrift Goethes.

der durch seine Hände geht ein Drittel im Ganzen, ja in einzelnen Fällen das doppelte und dreyfache ersparen wird.

Ich wünsche von meiner Seite alles zu thun was eine kostbare und beschwerliche Reise Ihro Durchl recht zweckmässig nützlich und angenehm machen könnte.

Ich empfehle auch Ihnen daher dieses auserlesne Werkzeug Filippo Collina aufs beste. Schon ein Jahr kenne ich ihn und vermisse ihn jetzt ungern. Es wär mir über und wider alle Erwartung, wenn ihn die Luft über den Alpen verändern sollte.

Ich habe mit ihm, wegen Differenz des Geldes und der Lebensart keinen Contrackt machen können, er geht auf mein Wort, in völliger Ueberzeugung sich dem Dienste einer grossmüthigen Fürstin zu wiedmen.

Sie befinden Sich wohl, wie ich höre und hoffe, obgleich nicht ohne Bekümmerniss über die neuesten Veränderungen und Ereignisse unsers Staats. Möge ein gut Geschick alles Gefürchtete zum Besten kehren.

Leben Sie recht wohl. Ich bin wohl und vergnügt, jedoch nicht ohne Sehnsucht und Antheil. Oft, ja immer sind meine Gedanken nach Hause gerichtet, ich verspreche mir bey meiner Widerkehr einen freundlichen Empfang von vielen, wenn ich mir nur auch einen freundlichen versprechen könnte.

Hn. Assessor Kirms viele Empfehlungen, ich weiss dass ich bey ihm auch im guten Andenken stehe.

Ew Wohlgeb

Rom d. 17 Nov. 1787. ergebenster Diener
Goethe

Aussen die Adresse: An Herrn Steuerrath Ludecus nach Weimar

Dieser ganz eigenhändige Brief liegt mir in einem trefflichen klaren Facsimile vor, das ganz den eigenthümlichen Reiz von Goethes schöner Handschrift bewahrt hat. Auch einige Besonderheiten seiner Orthographie zeigen sich darin, so das fast regelmässige Auslassen der kleinen Striche über

den umgelauteten Vokalen, wie über dem grossen Ü und dem kleinen ä; auch die Form »wer« für wäre ist interessant.

Der Adressat des Briefes, Johann August Ludecus, war Geheimsecretär und Schatullier der Herzogin Mutter und zugleich Kassenverwalter des Prinzen Konstantin, des Bruders von Karl August. In Goethes Briefen an Frau von Stein und Knebel wird er einige Male oberflächlich erwähnt, ohne dass man sich daraus ein Bild von seiner Persönlichkeit machen könnte. Vorliegender Brief aus der Zeit von Goethes zweitem römischen Aufenthalt und ein ungedrucktes Billet, in welchem es sich um die Unterstützung des Maler Müller durch den weimarischen Hof handelt, sind wohl die einzigen Spuren direkten Verkehrs zwischen dem Dichter und Ludecus. Aus seinen hinterlassenen Aufzeichnungen soll, wie vermuthet wird, das kleine Heft: »Aus Goethe's Leben. Wahrheit und keine Dichtung. Von einem Zeitgenossen. (W. C.) Leipzig, Hartung, 1849« herrühren, das neben wenigem brauchbaren Material allerlei bissigen und werthlosen Klatsch aus der Goethezeit enthält.

Der Italiener Filippo Collina ist aus den Römischen Briefen Goethes bekannt. Der alte Collina, Filippos Vater, war Tischbeins Hauswirth in Rom und die Deutschen bedienten sich seiner zu allerlei Besorgungen. Wie in dem vorliegenden Schreiben — dessen Goethe bereits in seinem Briefe an Philipp Seidel vom 10. November erwähnt — so empfahl er den jungen Italiener in ähnlicher Weise an Herder, Seidel und Einsiedel. Auch an den Herzog direct adressirte er diesen »guten Menschen, wenn er gut genutzt wird, eine Art von Maître-Jacques, der das Mechanische der Reise zu besorgen, alle Händel mit den Postmeistern, Miethern etc. abzuthun hat«. Und später: »Nehmen Sie Filippo Collina, ein Römisches Original, das ich Ihrer Frau Mutter als Reise-Maître-Jacques überschicke, in Protection. Sie können am Besten beurtheilen, wie wunderlich einem verpflanzten Geschöpf seine Ortsveränderung thut. Es ist ein sehr guter Mensch, wenn ich mich nicht sehr betriege«. Collina brachte Briefe und Geschenke von Goethe an die Seinen nach Weimar, unter anderem an Fritz von Stein und scheint sich als ein schlauer Cumpan eingeführt zu haben. Goethe wies Seideln an, dass er dem Italiener, der für den Dienst der Herzogin Mutter bestimmt war, in seinem Hause, »etwa oben in Fritzens Stube« ein Quartier zurecht mache und auch sonst für ihn sorge: »Logire, speise und leite ihn, bis er seine Einrichtung machen kann, wozu Du ihm nach Deinen Kenntnissen und Deinem guten Willen behülflich seyn wirst«. Seidel scheint sich mit dem Ankömmling, der übrigens nur italienisch sprach, ganz nach Goethes Wunsch benommen zu haben, denn dieser antwortet auf einen Bericht von Seidel: »Collina's Wesen wirst Du nach Deinem guten Verstande in

Richtigkeit setzen helfen, thue was Du kannst, doch besorge dabey, dass das Verhältniss rein bleibe. Du hast dem Italiener seine ersten Bier- und Weinschliche gut abgemerkt«. Auch später lässt Goethe den Italiener wiederholt durch Seidel grüssen. Bekanntlich unternahm Anna Amalia erst nach Goethes Rückkunft ihre italienische Reise, die die Veranlassung von Collinas Empfehlung nach Weimar war. — Die »Bekümmerniss« und die »Neuesten Veränderungen« die Goethe in dem vorliegenden Briefe erwähnt, scheinen sich auf Karl Augusts militärische Laufbahn, sowie seine Fahrt nach Holland zu beziehen, wohin er sich als Freiwilliger im Gefolge des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig begeben hatte, der an Preussens Satisfaktionskriege kräftigen Antheil nahm.

4.

(An Kirms.) *Jena, 23. November 1800.*

Den Bericht, welcher völlig in meinem Sinne gefasst ist, sende hierbey unterschrieben zurück. Wenn Durchl. den Bau genehmigen, so schicken Sie mir nur einen Boten und ich will gleich hinüber kommen, um noch mit dem Baumeister und Ludekus zu sprechen, ehe sie weggehen. Die Sache ist von solcher Bedeutung, dass ich zu meiner eigenen Beruhigung die Anfänge derselben zu beurtheilen wünsche.

Mit der Eintheilung dieser Woche bin ich recht wohl zufrieden.

Die nächste will ich gern an die Einrichtung der Iphigenia wenden.

Dass der Taubstumme gelungen ist freut mich, denn was gefällt ist immer gewonnen.

Mad. Müller wünsche ich eine glückliche Erlösung, auf welche Weise es auch sey.

Herrn Iffland danken Sie für das Uebersendete recht freundlich.

Tancret kann ich gleich nach Neujahr gewiss übersenden. Die Uebersetzung wäre fertig geworden, wenn ich nur noch eine Woche hätte hier bleiben können.

Der ich recht wohl zu leben wünsche und Sie bald wieder zu sehen hoffe.

Jena am 23. Nov. 1800 G

Der vorstehende Brief, nach Strehlke II, S. 483 (vgl. auch III, 112) bereits in F. O. Weigels Autographenverzeichniss 1865 erwähnt, ist nachmals in einem August 1884 ausgegebenen Verzeichniss des Herrn Oskar Weigel zu Leipzig als No. 1382 aufgeführt. Eine Abschrift ist mir von Herrn O. Weigel in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellt worden. — Der Brief ist, wie es scheint, an Kirms gerichtet und schliesst sich unmittelbar an den vom 21. Nov. an, der in der Berliner Sammlung III, 1 S. 406 gedruckt ist. Auch dort ist von der Iphigenie die Rede, die am 29. Nov. gespielt werden sollte und von einem neuen Gedanken wegen der Darstellung der Furien. Doch scheint aus der Aufführung nichts geworden zu sein, wenigstens findet sich in Burkhardts Verzeichniss (G.-J. IV, 119) darüber nichts. Der Bau, von dem im Anfange des Briefes die Rede ist, könnte dann die Reparatur des Theaters sein, die in dem Briefe an Kirms (13. Nov. 1800, Berl. Samml. 405) als nothwendig hingestellt wurde. Doch mag man die Stelle auch auf den Schlossbau beziehen, von welchem 1801 in den Annalen ausführlich gesprochen wird. — Mad. Müller kann nur die, Pasqué II, S. 303 genannte sein; sie debutirte am 18. Juni 1800 in Titus und ging Dezember 1800 ab. — »Der Taubstumme« ist jedenfalls das von Kotzebue aus dem Französischen mit dem Nebentitel »Der Abbé de l'Epée« übersetzte fünfaktige historische Drama, das Leipzig 1800 erschien; das Goethesche Urtheil ist trotz seiner Kürze bezeichnend genug. — Was Iffland übersendet, vermag ich nicht zu sagen. Auch Schiller (an Goethe 19. Nov. 1800) spricht von einem damals eingetroffenen Ifflandschen Briefe: Goethes nächstes Schreiben an Iffland vom 16. Dez. (Teichmanns Nachlass S. 236) spricht nur vom Tancred. Diese Übersetzung des Voltaireschen Stückes ist in Weimar zuerst am 31. Jan. 1801 aufgeführt worden (vgl. Burkhardt a. a. O.). Über die Arbeit daran vgl. namentlich den Schiller-Goetheschen Briefwechsel; über die Folgen Goethes Annalen vom Jahr 1801.

5.

Goethe an Wieland. *13. Januar 1802.*

Ich überwinde einige Bedenklichkeit, um Dich lieben alten Freund, auf einen Fall aufmerksam zu machen, woraus vielleicht für uns beide einiges Unangenehme entstehen könnte.

Dass bei der Erscheinung des Ion der Partheigeist des Herrn Überall seine Flügel regen dürfte, war vorauszusehen. Schon bey der ersten Vorstellung rannte dieser

Tigeraffe im Parterre herum, durch pedantische Anmerkungen den Genuss einer Darstellung, wie sie Weimar noch nicht gehabt hat, zu stören. Da ihm dies nicht gelang, so schob er eine Anzeige davon in das Modejournal ein, welche für die Direktion äusserst beleidigend war und welche auszumerzen Bertuch noch zeitig genug von Rudolstadt zurückkehrte.

Jener Misswollende überlässt sich wie es scheint desto getroster seiner Wuth, als er gewisse stoffartige Urtheile für sich hat, die Du, dem das problematische Argumentum fabulae bekannt ist, leicht wirst zu beurtheilen wissen.

Da ihm nun der Weg ins Modejournal verrannt ist und er diessmal die Sache auf die Spitze setzen zu wollen scheint, so wünschte ich nicht, dass er den Merkur zum Gefäss seiner Unreinlichkeiten ersähe. Mag er sich doch der auswärtigen Organe nach Belieben bedienen.

Ich habe bisher so Manches hingehen lassen; allein da es nun auf Extreme angelegt zu sein scheint, so bin ich auch bei der Hand und so wünschte ich denn nicht, dass, indem ich diesem Schuften zu Leibe gehe, mir ein verehrter und geliebter Talisman entgegenstände. Vergib mir diese freundschaftliche Anzeige, ich musste, um sie zu thun, meine Maulfaulheit überwinden. Vielleicht hätten frühere Winke Dir und Andern manchen Verdruss ersparen können.

Ich hoffe Dich bald hier zu sehen und das Corpus delicti vorzulegen, dessen ich mich weiter nicht annehme, als insofern ich mir die Mühe gegeben habe, seine Aufführung ins Werk zu setzen, wie ich denn auch bey der Anstalt, die ich im Auftrag von meinem Fürsten mit so vieler Aufopferung verwalte, wenigstens eine schickliche Behandlung von meinen Mitbürgern erwarten darf.

Ein nochmaliges Lebewohl mit dem Wunsch, dass Du bald Dich entschliessen mögest, aus der warmen Umgebung der Musen Dich in das erzkalte Weimar zu versetzen.

Weimar am 13 Jan. 1802 G.

Wieland an Goethe. *14. Januar 1802.*

Ich brauche Dir, mein geliebter und herzlich verehrter Freund, wohl nicht erst zu sagen, wie unangenehm es mir ist, dass ein Mann, mit dem ich schon so viele Jahre in literarischen Verhältnissen stehe, der mir in manchen Stücken unentbehrlich ist, mir viele gute Dienste geleistet und, so viel ich wenigstens weiss, nie etwas anders als Dank und guten Willen von mir verdient hat, dass dieser Mann Dir Ursache gegeben, in einem so hohen Grade ungehalten auf ihn zu sein, als Du mir in Deiner Zuschrift vom 13 d. M. zu erkennen gibst.

In die Sache selbst mich einzulassen kommt mir theils nicht zu, theils könnte ichs auch nicht, weil ich den Ion, der zu diesem leidigen Handel den Anlass und Stoff gegeben, bloss vom Hörensagen kenne. Da ich seit dem 31sten des verwichenen Monats keine Zeile von B. erhalten, geschweige ihn selbst gesprochen habe, so wusste ich bis zum Empfange Deines gestrigen Briefes kein Wort von allem Dem, worüber Du Dich in so heftigen Ausdrücken beklagst. Erst heute erhalte ich ein Schreiben von ihm, worin er den ganzen Vorgang auf seine Weise und aus seinem Gesichtspunkte erzählt, also wie leicht zu errathen auf eine Art, wodurch Schach-*Baham* (bei dem immer der *Letzte* Recht hat) wenn er zwischen Dir und ihm hätte Richter sein sollen, in keine geringe Verlegenheit gekommen wäre. Ein bedeutendes Moment in der Sache würde immer sein (wenn es wahr ist) dass er seinem Vorgeben und seinen eigenen Worten nach »der Direktion und dem unvergleichlichen Spiele der Schauspieler die volleste Gerechtigkeit habe widerfahren lassen«. Diese so positive Versicherung würde mir, die Wahrheit zu sagen, Deinen Brief an mich zu einem unerklärbaren Räthsel gemacht haben wenn B. mir nicht zugleich das corpus delicti selbst nehmlich nicht den Ion, sondern seine Flagellation in dem cassirten Blatt des Modejournals beigelegt und ich daraus ersehen hätte, wie sehr seine freylich von Schlegel und seinen συμμάχοις

stark gereizten Leidenschaften ihm die Augen fascinirt haben müssen, um nicht zu sehen, wie gröblich auch Du selbst in seinem Aufsatz quaest. beleidigt bist und wie ganz unmöglich Du zugeben durftest, dass eine so sanglante, durch Ironie, Persifflage und Sarkasmen vollends unerträglich gemachte Recension in einem aus Weimar hervorgehenden Journal abgedruckt werde.

Uebrigens, mein theurer Freund und Bruder, kennt B. meine Gesinnungen zu gut, als dass es ihm auch nur im Traume einfallen könnte »den Mercur (wie Du sagst) zum Gefässe seiner Unreinigkeiten machen zu wollen«. Er weiss zu gut, dass ich ein solches piaculum nie zugeben oder falls er sich dessen ohne mein Vorwissen unterfinge, es ihm nie verzeihen würde.

Da übrigens diese ganze Sache mehr für eine mündliche freundschaftliche Besprechung als für eine schriftliche qualificirt ist, so verspare ich alles Weitere (auch die Bitte um Aufklärung einer oder zweyer mir in Deinem Schreiben dunkel gebliebenen Stellen) auf unsre nächste Zusammenkunft. *Wann* dies aber sein könnte und werde, mögen die Götter wissen. Denn für's Erste habe ich noch eine unaufschiebliche Arbeit zu fertigen und dann ist das vehiculum meiner Seele nun nach mehr als 68 Jahren, seitdem sie dieses Fuhrwerk gebraucht, so morsch und baufällig, zumahl seit dem 8ten November, dass ich es nicht bey jeder Witterung am Wenigsten bey dieser strengen Kälte weder auf die Reise noch den Aufenthalt nach und in Weimar wagen darf. Dass ich mich sehr nach meinen Freunden in W. sehne, wirst Du mir um so lieber glauben, da mein Schreibepult izt meine einzige Ressource und mein Nothanker im eigentlichsten Sinne ist.

Lebe indessen wohl und behalte ferner in gutem, freundlichen Andenken

Deinen alten Freund

Ossmannstädt den 14 Jänner 1802. Wieland.

NB. Dieses Blatt ist auf den Fall geschrieben, dass ich vielleicht eine zufällige Gelegenheit fände, es morgen abgehen zu lassen. Wahrscheinlich aber wirst Du es erst am Sonnabend erhalten können.

Der im Vorstehenden mitgetheilte Brief Goethes an Wieland und des Letztern Antwort haben mir nur in Abschriften vorgelegen. Sie berühren eine Angelegenheit, die häufig besprochen worden ist und für welche auch im G.-J. mancherlei Dokumente mitgetheilt sind. Vgl. Bd. II, S. 250 ff., die Briefe Goethes an Bertuch vom 3. und 12. Jan. 1802, einzelne für Böttigers Stimmung characteristische Äusserungen desselben Bd. IV, S. 325 fg. und die erst kürzlich bekannt gewordene Notiz der Caroline Herder Bd. V, S. 424. Die eben angeführten Stellen weisen zugleich die Quellen nach, aus denen Weiteres über diese merkwürdige Angelegenheit, Böttigers Besprechung des Schlegelschen Jon. geschöpft werden kann. Wielands Gesinnung erscheint auch hier wieder im schönsten Licht: er ist ehrlich und offen in seiner Erklärung gegen den unentbehrlichen Mitarbeiter, aber auch mannhaft in seinem Auftreten gegen den hochverehrten Freund. Die »warme Umgebung der Musen«, von der Goethe am Ende seines Briefes spricht, bedeutet wohl nur die arbeitsame literarische Zurückgezogenheit, der Wieland sich so gern ergab. Der 8. Nov., den Wieland beklagt, ist der Todestag seiner treuen Lebensgefährtin, mit der er 36 Jahre zusammengelebt hatte. Die Wieland dunkel gebliebenen Stellen im Goetheschen Briefe, deren Aufklärung er wünscht, vermag ich nicht zu errathen.

6.

An Geh. R. v. Voigt. *2. Dezember 1806.*

Ew. Exzell.

ist nicht unbekannt, dass Serenissimus mir im Jahre 1794[1] das ehmalige Helmershausische, von mir seit jener Zeit bewohnte Haus auf dem Frauenplane durch eine eigen händige Schenckungs Urkunde zugeeignet, nachher aber im Jahre 1801 deshalb ein förmlicheres Document aufgesetzt, worin die Ursachen jener gnädigsten Gesinnungen auf eine für mich ehrenvolle Weise articulirt worden; wel-

[1] Das Haus erwarb der Herzog Carl August für 6000 Laubthaler à 38 Groschen.

ches Document nebst andern Dispositionen unter Höchst Ihro Papieren befindlich, eine Abschrift aber in meinen Händen ist.

Seit jener Zeit habe das Haus durch ansehnliche Baulichkeiten verbessert, die Reparaturen besorgt, so wie auch die Einquartirungs-Lasten getragen. Fürstl. Cammer hingegen hat die Steuern gezahlt, wofür sie jedoch durch den Genuss des auf dem Hause haftenden Brauloses entschädigt worden.

Da nun aber gegenwärtig 12 Kriegssteuern von den Grundstücken abzutragen sind, so finde mich bewogen, mich zu Zahlung derselben, so wie künftig zu Berichtigung der gewöhnlichen Steuern und andrer Lasten hiermit zu offeriren und mir dagegen den Genuss des Brauloses gehorsamst zu erbitten. Ew. Excell. ersuchend hiezu bey dem gegenwärtig dringenden Termin irgend eine vorläufige Anleitung zu geben, bis das Geschäft in gehöriger Form abgeschlossen werden kann,

Mich mit dankbarer Verehrung unterzeichnend

W. d. 2 Dec. 1806. Goethe

7.

An Geh. R. v. Voigt. *5. Dezember 1806.*

Nach Ew. Excell. gütiger Anleitung habe mir von Seideln einen Auswurf der gegenwärtigen Kriegssteuern auf mein Haus machen lassen und den Betrag von 20 Rth. 2 Gr. 6 ₰ auf das Rathhaus geschickt, welche dort aber nicht angenommen worden, weil sie sich nach den bisherigen Steuerverzeichnissen richten.

Möchten daher Ew. Excell. die Veranstaltung treffen, dass im Gefolg Ihres Erlasses an die Kammer Seidel angewiesen würde, bey den Steuerbehörden zu erklären, dass ich künftig die Abgaben zu entrichten hätte, so wäre die Sache eingeleitet und das übrige könnte bey ruhiger und gelegener Stunde nachgebracht werden. Verzeihung und wiederhohlten Dank

d. 5 December 1806. G.

8.

An die herz. sächs. Kammer. *25. Februar 1807.*

Gehorsamstes Promemoria.

Indem Unterzeichneter der herzogl. sächsischen Cammer Weimarischer Abtheilung für das mitgetheilte Document den gehorsamsten Dank abstattet, so verfehlt er nicht dasselbe von seiner Seite vollzogen sogleich zurückzusenden, wobey er nur bemerckt, dass die Nummer des Hauses 422 sey, wie solches die Nummern der Nachbarhäuser und die bisherigen Einquartierungs Billette ausweisen. Sodann überlässt er fürstl. Cammer gefällig zu beurtheilen, in wiefern bey Ubergabe des gnädigsten Schenckungsbriefes bey dem hiesigen Stadtrathe zu gerichtlicher Confirmation auch er, allenfalls durch einen Bevollmächtigten zu concurriren habe und erwartet deshalb beliebige Anleitung

Weimar d. 25. Febr. 1807. Goethe

9.

An Geh. R. v. Voigt[1]. *5. September 1813.*

Ew Exzell

nehme ich mir die Freyheit auf einen Vortrag des Hrn Rath Kruse vorzubereiten, welcher für die Theater Casse einigen Beystand erbitten wird.

Das ganze finanzielle Geheimniss wodurch wir bisher unser Institut erhielten war dass wir Sommers auswärts mehr einnahmen als wir brauchten u damit den hiesigen Herbst, wohl auch einen Theil des Winters übertrugen. Heuer hatten wir von Glück zu sagen dass wir einen Theil unseres Sommeraufenthaltes in Halle bestritten, aber der Uberschuss fehlt, wie Rath Kruse umständlicher vortragen wird.

Mögen Ew. Exzell die Gefälligkeit haben einzuleiten dass dieses dem Hof u Publicum zu guten u bösen Zeiten unentbehrliche Institut für den Augenblick soulagirt werde,

[1] 4°, 2 S., Adresse: Des Herren Geheimerath von Voigt Exzell. Eigenhändig.

so können wir hoffen uns diesen Winter nothdürftig hinzuhalten, in Erwartung dass der künftige Sommer bessere Früchte bringe, u ich werde persönlich, zu so manchem Danke, auch noch den für diese Gunst hinzuzufügen haben.

Mich gehorsamst empfehlend

W. d. 5. Sept. 1813. Goethe

10.

An Ph. Gauby. *3. April 1815.*

Herren

LeutenantGauby | zuVnterhaltung und | Andencken imFelde

Weimar
d. 3. Apr. 1815. Goethe

Auf dem vorgeklebten Vorsatzblatt des Buches: Hermann und Dorothea, Stuttgart und Tübingen 1814, steht von Kräuters Hand, mit der eigenhändigen Unterzeichnung von Goethe:

Herr Philipp Gauby, gebürtig aus Tarragona in Catalonien, gegenwärtig 23 Jahr alt, ward im März 1810 als Dollmetscher bey den Herzogl. Sächss. in Spanien kriegführenden Truppen angestellt, so wie im Februar 1811 zu Agde beym Weimar. Bataillon als Junker. Im Jahr 1812 wohnte er als Sergent dem Russischen Feldzuge bey, gelangte bis Danzig, von wo er im Februar 1814 zurückkam und sogleich wieder als Lieutenant nach Frankreich marschierte. Seit dem abgeschlossenen Frieden aber in Weimar in Garnison stand, und nunmehr zum zweytenmal, den Feldzug gegen Frankreich unternimmt.

Dieser junge Mann hat sich durch sein Betragen die Gunst und das Zutrauen seiner Vorgesetzten, aller Derer die ihn näher kennen, und auch die meinige erworben, deshalb ich keinen Anstand nehme, ihn meinen Freunden, zu denen ihn das Geschick führen könnte, hiermit zu empfehlen, und zu versichern, dass ich es dankbar erkennen

werde, wenn sie ihm etwas Freundliches und Förderliches gelegentlich erzeigen mögen.

Weimar
d. 3 Apr. JWvGoethe
1815.

11.

An Charlotte Kestner. *Weimar 9. October 1816.*

Mögen Sie sich, verehrte Freundinn, heute Abend meiner Loge bedienen, so holt mein Wagen Sie ab. Es bedarf keiner Billete. Mein Bedienter zeigt den Weg durchs Parterre. Verzeihen Sie, wenn ich mich nicht selbst einfinde, auch mich bisher nicht sehen lassen, ob ich gleich oft in Gedanken bey Ihnen gewesen. Herzlich das Beste wünschend

W d 9 Octbr Goethe
1816.

Aus Kestners Archiv in Dresden, am 23. April 1884, mit freundlicher Erlaubniss des Besitzers abgeschrieben. Der Brief ist ganz eigenhändig geschrieben, liegt in einem rothen Couvert, auf welchem gleichfalls von Goethes Hand die Adresse geschrieben ist: »Frau Hofräthin Kestner«.

12.

An? *11. Januar 1821.*

Ew. Hochwohlgeboren nach so langer Pause, ja nach einer für mich keineswegs erfreulichen Trennung Sie (!) wieder zu begrüssen und mein Andenken zu erneuern, ergreif ich die Gelegenheit, welche die guten *Lorzings* mir unerwartet anbieten. Sie verlassen das Weimarische Theater, wünschen anderwärts, besonders in Dresden Anstellung; Ew. Hochwohlgeboren kennen beide Personen und ihre Talente, die Frau soll nach ihrer Wiederherstellung, wie mir fleissige Theaterbesucher versichern, an ihrer frühern Anmuth und Munterkeit nichts verloren haben.

Ich füge keine weitere Empfehlung hinzu; denn dies ist eine Sache, die den Vorgesetzten einer solchen Anstalt zu Prüfung und Beurtheilung allein anheim zu geben.

Sehr zufällig zwar, doch sehr angenehm war mirs zu Ende des vorigen Jahrs grade wieder in Berka, in denselben Zimmern die Erinnerung zu feiern jener frohen bedeutenden Stunden, wo die liebenswürdigen Weimarischen Künstlerinnen mich daselbst besuchten und meine für sie gedichtete Strophen durch ausdrucksvolle Recitation erst zu einigem Werth erhoben.

Möge sich dero Frau Gemahlin jener festlichen Tage gern erinnern, welche so glänzend und erfreulich nicht so leicht wieder hervorzurufen seyn möchten. Sodann aber werden Ew. Hochwohlgeboren mir gerne Glauben beimessen, dass ich Ihre Mitbürgerschaft oft vermisse; schon einigemale kamen wir in den Fall uns vergebens nach Ihrem schönen Kunstbesitz umzusehen.

Hofrath Meyer will bey dieser Gelegenheit gleichfalls bestens empfohlen seyn, wozu ich meinen Wunsch füge, dass Sie beide in guten vertraulichen Stunden unserer in Freundschaft gedenken mögen.

Weimar, den 11 Jan. 1821 Gehorsamst[1]
JW v Goethe

Der Brief — Quartbogen, drei Seiten beschrieben, dictirt, — befindet sich im Besitze der Frau Regierungsräthin Wenzel in Dresden und ist mir zum Abdrucke gütigst überlassen worden. — Die in dem Briefe erwähnten Lorzings sind der Schauspieler Friedrich Lorzing (geb. 1782) und seine Frau Beate Lorzing (geb. 1787, verheirathet 1809, gest. 1831 zu Weimar). Nach Pasqués Angabe (Goethes Theaterleitung zu Weimar, S. 399 fg.) sind beide in Weimar geblieben, der Mann ist 1838 pensionirt worden.

13.

An Weller. *29. Juni 1824.*

Mit meinen besten Grüssen ersuche Sie mein Werthester, mir bald möglichst das Böhmische Original Manuscript mit der Uebersetzung von Wlokka zu übersenden;

[1] Von hier an eigenhändig.

Mich dem Herrn Major bestens zu empfehlen und meiner eingedenk zu bleiben.

Weimar J W v Goethe
den 29. Juni
1824

Der Brief, von fremder Hand auf einem Quartblatt geschrieben, hat nur die eigenhändige Unterschrift Goethes; die Adresse des Briefes lautet: Dem Herrn Doctor Weller / Wohlgeb. / nach / Jena. frank. und ist mit dem Poststempel Weimar 30. Juni versehen. Das Original des Briefes befindet sich gegenwärtig in der Autographensammlung des Herrn Sigm. Austerlitz in Wien, der mir freundlichst eine Abschrift des Briefes gestattete. Bezüglich des erbetenen Manuscriptes ist auf die Tag- und Jahres-Hefte 1820 (Hempel, 27, S. 257) zu verweisen: »ein böhmisches Manuskript, auf Hussens Zeiten bezüglich, durch Dr. Wlokka übersetzt«. Wilhelm Matthäus Wlokka lebte als Dr. med. in Jena.

14.

An Ottilie v. Goethe. *Weimar, 13. August 1824.*

. . und unser guter Eckermann, dem es auf der Reise recht wohl gegangen, erzählte mir mit Freuden, dass er Dich von einem Spaziergang zurückkehrende heiter und von gutem Ansehn getroffen.

Die merkwürdigen Auszüge aus Briefen und Denkblättern, die Du mir zurückliessest, habe ich gar wohl zu Sinn und Seele genommen; gelesen eigentlich nicht; das wollte erst nicht gehen. Da sie aber lange genug neben mir lagen und ich oft genug hineinsah, auch jedesmal das seltene Wesen bedachte, das sich auf eine wunderbare und auch wohl wunderliche Weise auf diesen Blättern hervorthut, so ward ich denn doch zuletzt angelockt, von vorn bis zu Ende den eignen Gang zu sehen, den eine solche Natur einschlagen musste, um beständigen Schrittes durch so mancherlei Zeiten und Zufälligkeiten hindurch zu gehn. Du wirst, meine Gute, den freundlichsten Dank abzustatten wissen. Ich hatte schon früher einen gewissen Begriff von diesen Personen und Verhältnissen, der sich jetzt um so

mehr aufklärte; eigentlich aber war mir Alles im Zusammenhang neu und merkwürdig.

Die Kinder sind wohl und froh; Walther durch Stunden, Clavierübung und Hofbesuche beschäftigt und zerstreut. Wolf hält sich besonders zu mir und hat eine Schublade in meinem Schreibtisch sich zu Kleinigkeiten und anderen Spielsachen angemasst, die er jeden Tag umlegt; aber stets mit Sorgfalt und in einer gewissen symmetrischen Ordnung, woran man sich zu erfreuen hat. Nun auch von Dir wieder etwas Ausführliches erwartend

treu[1] gesinnt und angehörig

Weimar 13 Aug. 1824 G.

Das Original dieses Brieffragments – 2 Quart-Seiten, dictirt — befindet sich im Varnhagenschen Nachlasse in der Königlichen Bibliothek zu Berlin. Strehlke I, 216 hatte darauf hingewiesen, freilich sprach er von zwölf, statt von zwei Seiten und hatte eine Publikation im Goethe-Jahrbuch in Aussicht gestellt. Ich suchte, mit seinen Notizen ausgerüstet, den Brief zu erlangen, erhielt aber den Bescheid, dass ein solcher Brief nicht vorhanden sei (vgl. G.-J. IV, 398, A. 1). Als ich dann die an Varnhagen gerichteten Briefe abschrieb (G.-J. V, S. 24 ff.), erhielt ich nur das Päckchen, das ausschliesslich diese Correspondenz enthält. Erst als ich zu anderm Zwecke nochmals die Briefe ansehen wollte, erhielt ich die ganze Varnhagensche Goethe-Mappe, die ausser den erwähnten Briefen, die Briefe Goethes an Frau Grotthuss, einige vereinzelte Concepte, Visitenkarten, Bilder und seltene Druckschriften Goethes, auch einzelne Briefe Riemers verwahrt. Ganz am Ende der Mappe liegen auch einige Briefe der Ottilie von Goethe an Varnhagen und Rahel. In einem dieser Briefe nun — vom 30. Aug. 1824 — liegt auch das vorstehende Brieffragment. Die Briefschreiberin begleitet diese Einlage mit den Worten: »Ich glaube nicht besser Ihre Wünsche erfüllen zu können, als indem ich Ihnen des Vaters eigene Worte sende, wohl wissend, welch ein missliches Amt ein Dolmetscher verwaltet. Dass auch das Buch treulich überliefert wurde, davon gibt Kunst und Alterthum Zeugniss«. Das Buch ist offenbar der 1. Band der »Biographischen Denkmale« Varnhagens, über welche Goethe in Kunst und Alterthum 1824, V, 1, S. 149 ff. sprach, Werke, Hempel, 29, 181 ff. An Varnhagens Sammlung »Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden«,

[1] Von hier an eigenhändig.

die übrigens schon 1823 erschienen waren, kann man nicht denken, weil Goethes kurze Notiz darüber (Werke a. a. O., 359) zuerst 1837 veröffentlicht wurde. Wohl aber möchte man sie unter den »merkwürdigen Auszügen aus Briefen und Denkblättern« verstehn, von denen im Haupttheil unseres Fragmentes die Rede ist. Freilich ist diese Sammlung von Varnhagen, Ottiliens Brief aber an Rahel, und es ist wohl natürlicher, dass man es mit einer Arbeit Rahels zu thun hat. Man müsste dann an eine handschriftliche (oder gedruckte?) Sammlung von Auszügen aus Rahels Tagebüchern und Briefen denken. Auszügen, welche besonders über ihre innere Entwicklung und über ihr immer eindringender werdendes Verständniss von Goethes Wesen handelten. Diese mag dann Ottilie, die Anfang 1824 in Berlin gewesen war (vgl. z. B. Goethe-Zelter III, 395. 404. 409. 423) ihrem Schwiegervater mitgebracht haben. Dass Rahel mit Ottilie weiter in Verbindung blieb, zeigt der Brief der erstern, die Antwort auf den vorhin erwähnten, Sept. 1824 (Rahel, ein Buch des Andenkens III, 127 fg.).

15.

An Professor Wichmann. *20. November 1828.*

Ew: Wohlgeb

darf ich aufrichtig bekennen, dass bey den Entbehrungen welche ich erdulde, indem ich mich verhindert sehe an den höchstbedeutenden Kunstleistungen in Berlin zu ergötzender Belehrung Theil zu nehmen, es mich besonders schmerzte von den Vorzügen Ihrer gerühmten Kunstwerke mich nicht mit eigenen Augen überzeugen zu können.

Durch Ihre gefällige Sendung jedoch wird mir das ungemeine Vergnügen plastische Arbeiten kennen zu lernen, welche beym ersten Anblick einen allgemein günstigen, man darf wohl sagen ideellen Eindruck machen; sodann aber bey näherer Betrachtung das Individuelle charakteristisch entscheidend uns gewahr werden lassen.

Mehr sag' ich nicht, damit mein Dank nicht, wie es mir so oft ergeht, verspätet werde, wenn ich mich ausführlicher und gründlicher auszusprechen gedächte. Nehmen Sie daher diese zwar einfache doch wohlgefühlte

Anerkennung von mir und allen Weimarischen Kunstfreunden.

Mit[1] den aufrichtigsten Wünschen
und treuester Theilnahme
ergebenst
JWvGoethe

[Adresse: Des Herrn | Professor Wichmann | Wohlgebornen | nach Berlin | Hasenhegerstrasse Nro 4. | Der Briefumschlag hat einen schwarzen Rand. Siegel (Wappen), gleichfalls schwarz, ist erhalten. Über dem Wappen steht von Goethes Hand: JWvG. — Der Brief — zwei Seiten in 4° — befindet sich im Besitze des Sohnes des Adressaten, meines verehrten Freundes, des Herrn Musikdirectors H. Wichmann in Rom. Derselbe hat mir eine genaue Abschrift des Briefes angefertigt und mir den Abdruck freundlichst gestattet. Er hat mir ferner Mittheilungen über den Adressaten gemacht und Notizen zum Verständniss des vorstehenden Briefes übersendet, aus denen ich das Folgende wiedergebe.

Der Adressat ist der berühmte Bildhauer Ludwig Wilhelm Wichmann (1784—1859). Seine Meisterschaft bestand vornemlich in der Wiedergabe der Individualität des Menschen in ihrer höchsten äusserlichen Characteristik. Diese seine Meisterschaft bewährte er vor Allem in vielen Porträtbüsten. Unter denselben hatten zwei, die des Philosophen Hegel und der Sängerin Henriette Sonntag für Goethe besonderes Interesse, da er der Persönlichkeit, den wissenschaftlichen und künstlerischen Leistungen der beiden hochbedeutenden Menschen lebendiges Interesse widmete. Von diesem Interesse des Meisters und zugleich von seinem Wunsche, jene beiden Büsten zu besitzen, wurde Wichmann durch die beiden Tieck, die zu den Freunden seines Hauses gehörten, unterrichtet. Er zögerte nicht dem Wunsche zu entsprechen und schickte die Büsten nach Weimar. Dort standen sie lange auf den Ecken von Goethes Schreibtisch, woselbst Wichmann sie gelegentlich einer Reise durch Weimar selbst sah. Goethe soll über dieses Geschenk sehr erfreut gewesen sein; Bettina von Arnim, die lange Zeit Wichmanns Schülerin war und den Entwurf zu Goethes Monument in dessen Atelier unter seinem Rath und Beistande gearbeitet hat, erzählte oft davon. Der vorstehende Brief ist das Dankschreiben, das Goethe dem Bildhauer für seine erfreuliche Sendung zukommen liess. L. G.]

[1] Von hier an eigenhändig.

16.

An Hofgärtner Fischer. *21. August 1829.*

Herrn Hofgärtner Fischer
Hochedelgeb.

Herr Hofgärtner Fischer würde Unterzeichneten eine Gefälligkeit erweisen, wenn er drey bis vier Ricinus Körner in einen Blumentopf mit guter Erde legen, solche mit gehöriger Wärme antreiben und, wenn die Pflanzen ungefähr einen Finger lang sind, mich davon benachrichtigen wollte.

Weimar J W v Goethe
den 21. Aug.
1829.

Der Adressat des vorstehenden, von Kräuters Hand geschriebenen Billets wird in Goethes Werken nirgends erwähnt, und ist auch bis jetzt nicht als mit dem Dichter in brieflichem Verkehr stehend nachgewiesen worden. Der Hofgärtner Conrad Fischer gehörte offenbar zu jener grossen Anzahl von Beamten, die nach den langen Kriegsjahren, als der Grossherzog Carl August die gänzliche Um- und Neugestaltung des Weimarischen Staatswesens begann, neu angestellt wurden. Fischer war, wie mir Dr. Reinhold Köhler freundlichst mittheilt, vom 15. April 1818 bis zum 1. Januar 1848 als Hofgärtner thätig, von wo ab er in Pension gesetzt wurde. Er starb am 26. Juni 1856, wie es in der Kirchenliste heisst, 74 Jahre, 9 Monate alt.

17.

An ? *11. October 1831.*

Indem ich das anvertraute Portefeuille hiemit zurücksende, erhalten Sie

1. Ihr Verzeichniss
2. Eine Rechnung, was für das Museum behalten worden
3. Eine Rechnung, was ich behalten.

Nro 2 beträgt	12	rthl.	15	gr.
Nro 3 —	38	—	21	gr.
Su.	51	—	12	—

welcher Betrag durch die fahrende Post Ihnen zukommt.

4. sind beigelegt Holbeins Todtentanz 8 und 9. Heft, welche doppelt angekommen.

Hierbei bemerke noch Folgendes: Wenn Ihnen ein besserer Abdruck des guten Samariters von Rembrandt zu Handen kommt, würde ich ihn gern für ein billiges acquiriren.

Sodann noch eine Anfrage: Es ist mir ein Abdruck avant la lettre vom Bilde der russischen Kaiserin Elisabeth gestochen von dem vortrefflichen Berliner Schmidt angeboten; dieser Abdruck war, wie natürlich, zu seinen Lebzeiten gemacht, war auch in seiner Familie geblieben, aber in so langen Jahren nicht zum Besten behandelt worden; gegenwärtig aber auf Leinwand gezogen ist er vollkommen hergestellt; wie denn auch kein Riss oder sonstiger Mangel daran vorher zu spüren war. Das Einzige, was zu bemerken ist, sind die Sporflecken, welche bei durchscheinendem Licht sehr hässlich aussehen, bei aufscheinendem aber nur an dem Rahmen und kaum in den Fleischpartieen bemerklich sind. Übrigens ist der Abdruck von der grössten Vollkommenheit und lässt von der Seite nichts zu wünschen übrig. Was sollte man wohl nach dem jetzigen Stand der Liebhaberei billiger Weise dafür zahlen können? Mir hierüber einige Auskunft erbittend

das[1] Beste wünschend

Weimar 11 Okt. 1831. ergebenst

JWv Goethe

Quartbogen. 3 Seiten beschrieben, dictirt. Der Brief ist im Besitze der Frau Regierungsräthin Wenzel in Dresden und von der Besitzerin mir freundlichst zum Abdruck überlassen worden.

[1] Von hier an eigenhandig.

3. Goethe und Prinz August von Gotha.

MITGETHEILT VON

Bernhard Suphan.

Des alten freundschaftlichen Verhältnisses, das zwischen ihm und dem talentvollen und jovialen Prinzen August von Gotha bestanden, hat Goethe in seinen biographischen Aufzeichnungen öfters gedacht; am eingänglichsten, wo er uns in den Tag- und Jahresheften 1801 von der Feier seines Geburtstags in dem wirthlichen Sommerhause des Prinzen erzählt, bei welcher die solenne Torte mit einem halben Hundert flammender Lebenslichter stattlich aufgetragen ward. Man erheiterte sich in diesen Tagen an der Erinnerung früherer Zeiten, »wo man, in den achtziger Jahren, sich mit poetischen Vorträgen, mit ästhetisch-literarischen Mittheilungen unterhalten«. Genossen jener schöneren, von politischen Sorgen und Missverständnissen noch nicht getrübten Zeit waren täglich willkommene Gäste: »die theuern von Frankenbergischen Gatten«.

Ein vertrauliches Verhältniss, wie das zu Goethe, unterhielt Prinz August auch zu dem Herderschen Hause. Bekanntschaft und Annäherung waren hier sogar von noch älterem Datum. Frau von Frankenberg, eine zartsinnige

Dame, dem Prinzen in edler Neigung zugethan, war auch mit Herder und seiner Frau innig befreundet. Frankenbergs und Prinz August stehen oben an in der Reihe der Freunde, die Caroline Herder in ihren »Erinnerungen« aufzählt. In Reichards Selbstbiographie kommen alle diese Beziehungen mit mancher gefälligen Einzelheit zur Sprache[1]. Anderes wird an geeigneter Stelle ans Licht treten: poetische Grüsse, Neckereien, Glückwünsche und Konfessionen, hervorgelockt und zum Theil erwidert durch zahlreiche ähnliche Produktionen des Prinzen, der es liebte sich seines poetischen Talents zu allerlei Kleinigkeiten heiter und anspruchslos zu bedienen. Eine Auslese wenigstens ist in der Abtheilung »An Personen« in Herders Werken (Band 29) zu erwarten. Es war ein zwangloser und offener Verkehr, an dem man, rein menschlich betrachtet, seine Freude haben kann. Die im folgenden mitgetheilten Blätter lassen besonders diese Seite schön hervortreten. Ich entnehme sie dem Nachlasse Herders: ein Collectivschreiben Goethes und des Prinzen an Herders Frau (2) und zwei Briefe des Prinzen an Goethe, von diesem dem Weimarer Freunde zugesandt, das eine (1) mit begleitender Unterschrift, das andre (3) ohne eine zugehörige Notiz, die denn vielleicht überhaupt nicht schriftlich ertheilt worden ist. Die Zeiträume zwischen diesen vereinzelten Kundgebungen zu überbrücken, bietet des Prinzen Korrespondenz mit Herder alles wünschenswerthe Material.

1.

In die Mitte der achtziger Jahre, jener Zeit erfreulichen und fördersamen Mittheilens, versetzt uns das erste Schreiben. Dem Prinzen, einem entschiedenen Verehrer der literarischen Grössen Frankreichs, floss durch seine mit Eifer gepflogenen Beziehungen zu der vornehmsten französischen Publizistik

[1] H. A. O. Reichard (1751—1828). Seine Selbstbiographie überarbeitet und herausgegeben von Hermann Uhde. 1877. Besonders S. 116—121. Ausser diesem Buche habe ich, namentlich für das Chronologische, Düntzers »Goethe und Karl August« benutzt. (K. A.)

Interessantes in Fülle zu, das ausser dem Reize der Neuheit häufig auch noch den der Exclusivität, des Geheimnisses hatte. Ein Freund des Baron von Grimm, bezog er die von diesem geleitete Correspondance littéraire. Zu der grossen Ausgabe derselben (Paris 1877 fgg.) hat neben dem Pariser Exemplar das von Gotha die werthvollste Vorlage gebildet. Die erste Mittheilung, die ich erwähnt finde, ist aus dieser handschriftlichen Korrespondenz entnommen: Diderots Jacques le Fataliste. Der Oberstallmeister von Stein brachte das Manuskript aus Gotha mit. »Ich habe ihn ihm mit der Nachricht gegeben«, bemerkt Prinz August dabei, »dass ich die Handschrift aus den Meisterschen Pariser handschriftlichen Blättern habe ausziehen lassen, die ich mit einer Gesellschaft, unter der Bedingung halte, keine Abschrift davon für Fremde oder Auszüge daraus zuzugeben; weil sie bisweilen Dinge (wie es jetzt der Fall ist) enthalten, die nicht öffentlich bekannt werden dürfen«. So am 20. April 1780 zum Anfange der Schrift, deren Fortsetzung und Schluss bis zum 22. August erfolgt. Es sind auch späterhin öfters Diderotsche Anekdota, welche er sendet[1]. An diesen war besonders Herder viel gelegen, in dessen Nachlasse denn auch nicht nur einiges von diesen Aufsätzen[2], sondern auch vier vollständige Jahr-

[1] 12. August 1784: Le Rêve d'Alembert und Suite d'un Entretien entre M. d'Alembert et M. Diderot (zurückgeliefert vor dem 23. März 1785); 26. März 1786: Remarques d'un ancien Capitaine de grenadiers betreffend Voltaires Poëme sur le Désastre de Lisbonne, 18 Seiten, gr. 4°, von Prinz August eigenhändig sorgfältig angefertigte Kopie, unterzeichnet ce 22 Mars 1786. 30. Dez. 1787: »Hier kommt, ungefodert, alles was ich von Diderot habe; damit Sie wählen können«.

[2] Ausser dem in der vorigen Anmerkung erwähnten Manuskripte noch: Regrets sur ma vieille Robe de Chambre, eine ungeheftete Lage von 2 Bogen (8 Seiten, gr. 4°) von derselben Kopistenhand, welche die vier vollständigen Bände angefertigt hat. Aus diesen Mittheilungen wollte Herder 1794 ein Bändchen Diderotscher Schriften zusammenstellen: »sehr interessante Stücke darunter, die notabene auch selbst im Französischen nicht gedruckt sind«. (Schlussbericht zu Band 18 von Herders sämmtlichen Werken.)

gänge der »Correspondance de Paris« (so lautet hier der Titel) sich erhalten haben[1]. Anderes machte die Runde bei Herder, Wieland, Goethe und dem Herzoge: so Neckers Compte rendu (5. April 81) und zugleich damit der Brief eines hochstehenden englischen Freundes, Lord Hervey, über amerikanische Zustände. Über die Halsbandgeschichte erhält der Prinz von seinem Pariser Korrespondenten Nachrichten. Er theilt, was ihm unter dem 8. September 85 geschrieben und von Gotha aus nach Weimar nachgesandt ist, dem befreundeten Kreise direkt mit, an Herder in eigenhändiger Abschrift (2¼ Seiten fol. als Fortsetzung früherer »von lieber Hand« über denselben Gegenstand gegebener Nachricht) in der Voraussicht, den Abend mit ihm bei Goethe zu verleben[2]. Auch den wissenschaftlichen Neigungen der Freunde kommt er gelegentlich entgegen, so wenn er am 25. April 1781 Büffons Epoques de la Nature übersendet. Die Weimarer öffnen ihre eigenen Schätze. Eine Handschrift der Iphigenie finden wir Anfang 1783 in des Prinzen Händen (Uhde S. 122.) »Unser Göthe hat etwas an meinen

[1] Vier Bände, gr. 4°, geheftet, von vorzüglicher Abschreiberhand 1775. 1784. 1786. 1787. Eine Vergleichung mit der gedruckten Correspondance dürfte manches Interessante ergeben. Ich selber habe sie nicht weit durchführen können. Der Inhalt der besprochenen Theaterstücke ist ausführlich, Akt für Akt, angegeben. Inhalt und Anordnung der Monatslieferungen weicht mehrfach ab. Dieselben kamen wahrscheinlich öfters in mehreren Posten, und die Zusammenstellung in Buchform erfolgte erst bei der Abschrift. Was wir vor uns haben, ist von einem Gothaer Kanzlisten geschrieben. Dem Gothaer Exemplar fehlen diese Bände nicht, es sind also höchst wahrscheinlich Doubletten, die dem Weimarer Freunde vom Prinzen verehrt worden sind.

[2] »So weit, bester Freund, meine gestrigen Nachrichten. Ich hoffe das Vergnügen zu haben, Sie heut Abend bey unserm Göthe zu sehen, wo ich mit der Fürstin Gallitzin und ihrer Gesellschaft speisen soll. Der Herzog ist bisher der Einzige, der mich dazu eingeladen hat, ich vermuthe aber bald nähere Nachricht von Göthe selbst«. 21. September: »Göthe war bei mir und hält mich ab Ihnen Lebewohl zu sagen«.

Bruder (den Herzog Ernst) geschickt und zugleich einen sehr gütigen Brief an mich geschrieben, worinn er mich bittet, ihm mein unmaassgebliches Gutachten darüber zuzusenden«, schreibt der Prinz den 21. März 1781 an Herder, den er ersucht, ihn bei dem Freunde zu entschuldigen; denn er ist einen Tag abgehalten gewesen, sich nach dem Inhalt zu erkundigen, und »so ganz von Nichts mit ihm zu reden, ist wohl seine Sache noch weit weniger, als die meinige. Ich wollte nicht an ihn schreiben, ohne wenigstens auf der Spur zu sein«. Auf der Spur aber ist er doch, bewusst oder unbewusst: denn im Verfolg lässt er, der »Deutschfranzose«, sich von seinem Standpunkt so lebhaft wie verständig über das Büchlein De la Littérature Allemande vernehmen, in einem Sinne, der der damaligen Stimmung der Weimarer keineswegs ganz gemäss war[1]. Das mitgetheilte Werklein aber war, wie sich mit ziemlicher Sicherheit annehmen lässt, das »Gespräch über die Deutsche Litteratur«.

Schon die Mittheilung des verlangten Buffonschen Werkes, welchem Goethe bekanntlich einen hohen wissenschaftlichen Werth beimaass, zeigt uns den Prinzen in einer gewissen

[1] Was davon bekannt zu werden verdient, wird ebenso wie eine frühere auf das Büchlein des Königs bezügliche Manifestation (vom 21. Dezember 1780) an anderer Stelle veröffentlicht werden. Jerusalems Gegenschrift fanden die Weimarer »schal, alt, kalt«. Der Prinz bedauert diese Unzufriedenheit mit der »Hierosolymitanischen Antwort«; andere Leser konnten, dünkt mich, in keinem Betracht etwas daraus lernen, das sie nicht längst gewusst hätten; allein, es ist doch, meines Erachtens, summarisch-historische Abfertigung, Beweis des *unerklärbaren* Irrthums, und höflicher Tadel. Soll man denn hintreten und ausrufen: »Grosser Mann, schweige! Du weisst nicht, wovon Du redest; Du machst Dich vor den Augen Deiner Mitbürger und Zeitgenossen lächerlich; putze an Deiner kriegrischen Rüstung, dass sie nicht verroste, und lasse den Staub auf den Büchern lieber liegen, die Du hättest lesen sollen; gehe hin und schäme Dich! — Und liegt das alles nicht immer darinn? wenn die alten grossen, blauen Augen nicht ganz blind geworden sind, müssen sie das nicht selbst lesen«?

Berührung mit den Naturstudien Goethes. Bei wiederholten gegenseitigen Besuchen[1] wurde er wohl gelegentlich auch hierfür ins Interesse gezogen; Geschmack aber konnte er ihnen nicht recht abgewinnen. Er hat sich mitunter ganz wie Wieland, sein Voltairischer Gesinnungsgenosse, spöttlich darüber ausgelassen. Zumal die »unsägliche Freude« über den Fund des os intermaxillare beim Menschen ist ihm ganz unverständlich geblieben. Er empfängt darüber von Herder eine Lection, auf die er in liebenswürdiger Laune antwortet (den 5. Februar 1785): »Was meine Äusserungen über das Zwischenbein vom Menschen und Walrosse betrifft, so ist es mir wie dem Bourgeois-Gentilhomme gegangen: j'ai fait de la prose sans le sçavoir. *Göthe* hat mir auch sehr schöne Dinge über diese Prosa geschrieben, worüber ich erstaunt bin. Alles was ich in meiner Unschuld habe sagen können, war dies: Ich verstehe den Punct der Frage nicht; kann also, für mich, keinen Gebrauch davon machen; aber ich begreife, dass wenn Männer, wie Herder und Goethe, bei Einem Knochen stehen bleiben, sie Nebenbegriffe damit verbinden können oder *müssen,* von welchen mir noch niemals etwas geträumt hat. Was ich mehr geschrieben, weiss ich nicht mehr, und es kann nichts als Scherz gewesen sein, eine müssige Seite damit zu füllen. Ihre nähere Verbindung mit dieser edeln Seele freut mich von Grund des Herzens. Ich weiss, dass Sie beide viel Nachsicht für mich haben, und diese hat mir schon manche glückliche Stunde gemacht.« Und gutmüthig, wie er sich den Text hat lesen lassen, schenkt er auch der Sache, die ihn an sich gleichgültig lassen würde, seinen Antheil. Wie dienstfertig, und wie sehr zur Befriedigung Goethes, beweist das folgende Billet.

[1] 5. Sept. 1782: »Alleweile komme ich von Belvedere zurück, wo ich mit Göthe gewesen bin«. 16. Juni 1783: »Göthe hat uns ein paar Tage besucht, und ist nach Eisenach«. Längere Zeit im September 1785. (S 30².)

Journal de Paris No. 107.

Lundi 17 Avril 1786. p. 434.

Sciences.

Traité d'anatomie et de Physiologie, avec de Planches coloriées, par M. Vicq-d'Azyr.

»Ne trouve-t-on pas évidemment ici, continue-t-il, la »marche de la Nature, qui semble opérer d'après un mo»dele primitif et général, dont elle ne s'écarte qu'à regret »et dont on rencontre partout les traces?

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

»Peut-on s'y refuser enfin, en considérant les os maxil»laires antérieurs, que j'appelle *incisifs* dans les quadrupèdes, »avec cette pièce osseuse qui soutient les dents incisives »supérieures de l'homme, où elle est séparée de l'os maxil»laire par une petite felure très-remar[2]quable dans les »foetus, à peine sensible dans les adultes, et dont personne »n'avoit connu l'usage.«

Vielleicht wird Ihnen, bester Göthe diese schmutzige Abschrift nicht undienlich seyn. Irre ich mich, so war wenigstens mein Wille gut. Ich halte die Mutter von ihrem Abendessen ab, und muss also schliessen und Sie herzlich umarmen. ./. A.

Gotha d. 27ten April 1786.

Die Mutter grüsst Sie. ./.

[3] Da Camper noch immer schweigt freut mich nur dass mir der Franzose mit lauter Stimme entgegen kommt. Ich theile des theilnehmenden Prinzen Billet hir mit und wünsche wohl zu leben. G.

Der Artikel im Journal de Paris (1¾ Seiten 4°), aus welchem die zwei Stellen ausgeschrieben sind,[1] ist eine

[1] Die Abschrift ist nicht genau. Im Druck steht Zeile 3: Ne *re*trouve-t-on. Z. 4 opérer *toujours* d'après. Z. 9 en *comparant*. Z. 12 *dans* l'homme. Z. 13 félure. Z. 15 l'usage? Die ausgelassene Partie betrifft die Gestalt der Zehen. Ich verdanke diese Notiz Herrn Professor Matthias, welcher die Güte gehabt hat, das Gothaer Exemplar zu vergleichen.

Anzeige der ersten Lieferung des genannten, dem Könige gewidmeten Werks. Der Verfasser, Vicq d'Azyr, stand bei dem von Goethe so hoch geehrten Petrus Camper in grossem Ansehen, er gehörte den Kreisen an, mit welchen dieser bei seinem Besuche in Paris täglich verkehrte. (Herbst 1785. Merck, Briefw. I, 462.) Dass die Notiz, frisch wie sie aus Gotha angekommen, in Herders Haus wandert, entspricht ganz dem gemeinschaftlichen Interesse. Herder hat, neben Frau von Stein, zuerst von dem osteologischen Funde erfahren, den ja Goethe selbst, man kann sagen gleich im Moment der Entdeckung, mit Herders »Ganzem«, der Philosophie der Menschheit, in Verbindung gedacht hatte; denn diese ruhte eben auf der Vorstellung einer ohne Bruch und Lücke fortschreitenden Organisation, in welcher beide Freunde einig waren. »Sehr einfach und schön« findet Herder die Abhandlung vom Zwischenknochen, in der Gestalt, wie Goethe sie ihm Anfang November 1784[1] vorgelesen hat: »der Mensch geht auf dem wahren Naturwege, und das Glück geht ihm entgegen«. Nach etlichen Wochen liest er sie nochmals in der für Camper bestimmten lateinischen Übersetzung. Und er ist jedenfalls nicht viel weniger »auf Campers Wort neugierig«, als der Verfasser selbst, der dies seinerseits dem als Mittelsmann dienenden Freunde Merck schon im Februar 1785 bekannt hat. (Merck I, 440.)

Dass der berühmte holländische Gelehrte, der doch gegen Merck wenigstens im September 1785 mit seinem Urtheil hervorrückt (a. a. O. 466—71), im April 1786 gegen den ihm bekannten Verfasser noch immer geschwiegen hat, ist aus dem, was Goethe selbst von der misslichen Aufnahme des Werkleins erzählt, doch nicht mit Deutlichkeit zu ersehen. Das Billet des guten Prinzen war eben nicht mit zu den Akten genommen, und so erklärt es sich auch, dass in dem Appendix von Auszügen aus alten und neuen *Schriften*,

[1] Aus Herders Nachlass I, 81, No. 37. Das Datum von Duntzer selbst richtig gestellt. K. A. I, 206.

auch aus *brieflichen Mittheilungen*, mit welchem Goethe das Werkchen 1819 versah, die Sätze Vicq d'Azyrs, die ihm einstmals so erfreulich gewesen waren, sich nicht vorfinden. Wir finden den Franzosen nur ein Mal überhaupt von ihm erwähnt, in den Annalen 1805: »Die schönen Abbildungen von Vicq d'Azyr (zur Physiologie des Gehirns) hatten mich vor Kurzem völlig in Verzweiflung gesetzt«.

Nun noch, um nichts unerklärt zu lassen, ein Wort von der »Mutter«. Sie heisst auch »die Mutter der Mütter« und mit ganzem Titel: »die Mutter der Mütter, Töchter und Söhne«. Es ist die vom Prinzen herzlich verehrte Oberhofmeisterin von Buchwald, die vertraute Freundin seiner im Jahre 1767 gestorbenen Mutter. Schön erzählt Reichard von ihr und ihrem »grünen Canapé«, um welches die für litterarische Genüsse empfängliche Hofgesellschaft sich zu sammeln pflegte. »Ihre gothaische Mutter umarmt sie«, heisst es gleich im ersten Briefe des Prinzen an Herder (19. August 1777). In dieser Zeit ist sie »die alte Mutter« (25. August 1784), die »die Leute *nöthigt hereinzukommen*, um sich den Magen zu überladen, und ihr Geist bleibt sich beständig gleich«. Frau von Buchwald ist Ende 1789 im zwei und achtzigsten Lebensjahre gestorben. (Reichard S. 27.)

Das »Lebewohl« ist unmittelbar vor der Reise geboten, die Goethe am 1. Mai Nachmittags mit dem Herzoge antrat; es ging nach Ilmenau. Am 12. Juni ist Goethe mit dem Bergsekretär Voigt wieder unterwegs dorthin, und nach der Erledigung des Geschäftlichen die nächsten Tage in seiner Weise fleissig dabei, das Göttliche in herbis et lapidibus zu suchen. Die Rückreise ging über Gotha (17. Juni). Über die dort verlebten Tage erfahren wir einiges aus einem Briefe des Prinzen an den »besten Freund und Herder« (dies die stehende Anrede seit dem Beginn der achtziger Jahre), den der Dichter bei der Abreise (20. Juni) mitnahm. »Wir haben in Schnepfenthal und Reinhardsbrunn einen recht schönen, heitern und fröhlichen Tag zugebracht. Nach der Tafel las er (Goethe) uns auf einem steinernen

Tische, der vermuthlich noch von den guten Reinhardsbrunnischen Benedictinern herrühret, zwar keine Epistel Pauli an die Römer oder Galater, aber doch eine Epistel V. Cl. Weikhardi ad V. Cl. Zimmermannum homiletisch vor, die nicht leicht eine andere an feinem attischem Salze und an römischer Urbanität übertreffen wird. An eben den Orten wo vormals die dicken Mönche, aus natürlichem Hange zur Naturkenntniss, den Fungum apocalypticum hypostaticum gesucht hatten, fanden wir den Fungum iambicum trimetrum catalecticum Hendecasyllabum (der vom Fungo alcaico iambico . . . . wohl zu unterscheiden ist), zu unserem unaussprechlichen Vergnügen und Erstaunen, und dankten den Göttern und Göttinnen, dass sie, *für uns,* diese Schwämme zu fernerer Verehrung ihrer Weissheit vor unsern Füssen hatten aufwachsen lassen«. Der abstruse Spass von Pilzen, Schwämmen oder Morcheln mag auf eine von Herder empfangene prosodische Belehrung zurückgehen; uns erinnert er zunächst daran, dass den Gast auch hier das Pflanzenreich nicht in Ruhe gelassen hat. Was der vir clarissimus Melchior Adam Weikard oder Weickard (1742—1803), seit 1784 Kaiserlich russischer Hofmedicus, früher Fürstlich Fuldischer Hofrath, Leibarzt u. s. w. — denn er ist sonder Zweifel der V. Cl. — dem viro clarissimo Zimmermann zu schreiben gehabt hat, bleibt zu errathen. Es liegt nahe, an die »Gedanken eines Weltbürgers über geheime Gesellschaften, Petersburg 1786«, zu denken, wenigstens berührt sich unter Weikards zahlreichen Schriften keine andre mit Zimmermanns Bestrebungen und Autorschaft. Wie eine Fortsetzung von Gesprächen über diesen Gegenstand klingt es, wenn in der zweiten Hälfte des Briefes die Frage hingeworfen wird: »Glauben Sie auch, dass man alles dazu anlegt, um uns sammt und sonders katholisch zu machen?« Es war eben das Interesse des Tages, und eine Frage, die den Prinzen — er war ja Mitglied des Illuminatenordens — ganz nahe anging. Nicht minder aber den, an welchen sie gerichtet wird. Denn nur sechs Tage ist es her, dass Her-

der an seinen Freund Heyne in Göttingen geschrieben hat: »Seit drei Jahren gehe ich mit einigen Gesprächen oder einer Abhandlung über geheime Gesellschaften, geheime Wissenschaften und Symbole schwanger. Da ich lauter Belege und Facta anbringen will, so fürchte ich zu viel kleinfügige Mühe und zu viel mächtige Feinde. Ich kann nicht bergen, dass die Antijesuiten in Berlin, so wahr der Grund ihres Geschreis ist, die Sache übertreiben. Es gibt Jesuiten, die es selbst nicht wissen, dass sie es sind, in allen Ständen, Gesellschaften und Religionen«. Noch für die Humanitätsbriefe hat er sich, im Beginn der Arbeit daran, dieses Thema notirt, damals sollte sich — 1792 — eine Besprechung des »Grosskophta« daran knüpfen[1]. Und wunderlich genug, auch diese Figur taucht in unserem Briefe flüchtig auf. »Was sagen Sie zu dem Schlusse der Rohans Geschichte?« heisst es gegen Ende des Briefes. So liegen denn zwischen den fungis iambicis von Reinhardsbrunn wohl auch semina versteckt, die erst im »Grosskophta« aufgegangen sind.

Dass das Lebewohl am 20. Juni 1786 auf Jahre gemeint war, hat der Prinz, indem er gesteht, wie gerne er Goethe den Weimarer Freunden noch länger entzogen hätte, nicht geahnt. Die Wallfahrt nach Italien hatte er selber »zwieer vollstreckt«, das zweite Mal 1777—1778[2]. So kann er den Weimarer Freunden, bei denen er im September

[1] Das Nähere im *Schlussbericht* zu Herders sämmtlichen Werken, Band 18, Seite 549 fgg. Was Herder 1783 über das Thema niedergeschrieben hat, ist zum Glück nicht verloren. Ich habe es unter Manuscripten entdeckt, welche mir neuerdings zum Besten der Ausgabe zugewandt worden sind: Erstes Gespräch und Anfang des zweiten, bei welchem die Arbeit stecken geblieben ist.

[2] Diese Reise hat auch für die deutsche Literatur einige Bedeutung. Durch seinen Reisegefährten, den oben (S. 30) erwähnten Lord Hervey, Bischof von Derry hat Prinz August dem Abbate Fortis die »Lieder der Morlacken« abgelockt, die dieser sich aufgeschrieben hatte, und die dann sofort im zweiten Theile von Herders Volksliedern (Buch II) Aufnahme fanden als hoch erwünschte Seitenstücke zu dem Gesang von der edeln Frauen des Asan Aga. (Prinz August an Herder, den 26. Januar und 29. April 1778).

und Oktober längere Zeit verweilt, die ersten Nachrichten, die ihnen von jenseits der Berge zukommen, aus eigener Anschauung beleben. »Lässt Göthe etwas von sich hören?« fragt er dann, heimgekehrt, am 27. November an. Das Weihnachtsfest verlebt er im Gedanken an ihn, den er schon durch Vermittlung der Herzogin Amalie mit einem Briefe aufgesucht hat, während er selbst bis dahin an den mitgetheilten Briefen sich hat genügen lassen. »Es ist seltsam, dass die Briefe unseres Göthe, die ich gelesen — schreibt er am 25. Dezember — gleichsam Antworten auf die Zeilen sind, so ich an ihn geschrieben. Er berührt gerade ebendieselben Gegenstände, von denen ich erwartete, dass sie am lebhaftesten, in Rom, auf ihn wirken würden, und bey deren Anblick ich am vorzüglichsten neben ihm zu stehen oder ihn unbemerkt reden zu hören wünschte . . . . . Er scheint auch, wenn ich mich von einem solchen Manne so ausdrücken darf, nicht alles auf einmahl fassen zu können: er muss die Dinge wiederum und wiederum sehen, um sie in ihrer ganzen und wahren Grösse zu geniessen: wenigstens kommt es mir so vor, als wenn seine Worte diess ungefähr sagen wollten. Dieser Gedanke hat etwas tröstliches für mich, der Wiederholungen solcher Art natürlicherweise noch weit öfter bedurfte als er . . . . Grosse, ungeheure Dinge, die ich nur einmahl zu sehen Zeit oder Gelegenheit gehabt, sind auch meistentheils aus meiner Erinnerung wie weggebannt«. So redet er wie vor dem Bilde des fernen Freundes zu dem andern, seinem »philosophisch-moralischen Beichtvater«, noch weiter von seinem flüchtigen und leichtsinnigen Wesen, das doch mit einer gewissen Langsamkeit des Fassungsvermögens gepaart sei.

Der austauschenden Societät tritt nun auch er bald als aktives Mitglied bei. Am 11. Januar 1787 sendet er den ersten Brief aus Italien ein. »Ich erhielt ihn vorigen Sonntag, ungefähr eine halbe Stunde vor unsers lieben Herzogs Ankunft in meinem Hause. Herr von Knebel ward gebeten, ihn laut vorzulesen, weil ich ein schlechter Vorleser bin,

und die Vorlesung war auch dem Herzoge sehr willkommen und erbaulich. Lassen Sie diesen Brief beyde Herzoginnen, unsern Wieland und die Fr. von Stein lesen, die mir die Ehre erwiesen hat, einen an sie selbst, durch Herrn GR. von Frankenberg mitzutheilen. Am schönsten wäre es freilich, bester Herder, wenn Sie ihn den obgenannten Personen selbst vorlesen könnten und wollten«. Schon am 27. Januar hat er den »vier Zeugen oder Märtyrern« wieder etwas mitzutheilen: »beyliegender Fisch wird besser seyn als Sauce und Schüssel«. Festlich wird mit gereimter Epistel übersandt (21. Juni) und zurückerbeten (3. Juli) »ein Brieflein, das aus Messin' und Neapolis ist hergeflogen«, in welchem baldige Heimkehr verheissen war. »Freund Göthen's Brief lass lesen allen, Die finden dran ein Wohlgefallen; Nur send' ihn wieder mir zurück, Dass ich auch Carlsbad mit beglück'.«. Dort will er ihn aufweisen als Creditiv, wenn er davon spricht, wie am Vesuv Goethe sein Wohl getrunken habe — »Damit kein neidisch-finstrer Mann Die Sache je bezweiflen kann«. »Geschrieben hab' an unsern Göthe Ich lange nicht; dess ich erröthe; Und ich nicht weiss, wie man es macht, Dass ihm ein Brief wird zugebracht. Erlaube, dass ich Dir ihn schicke, So kommt er doch vor Göthe's Blicke Schnell und mit weit mehr Sicherheit, Als durch der Posten Lässigkeit« u. s. w. Schliesslich am 19. März 1788: »Ich habe den Herzog gebeten, Ihnen meinen letzten Brief unsers Göthe mitzutheilen; ich hoffe also, Sie haben ihn gelesen: wo nicht, nur einen Wink, und er soll zu Ihnen hinüber«.

Den Wunsch, Goethes Briefe selber, das Creditiv dieser Empfangsnachrichten, auftauchen zu sehen, mag man nicht zurückhalten. Aus dem Herderschen Hause sind sie, wie sich aus der Correspondenz selbst ergibt, jedesmal pünktlich zurückgeliefert worden. Hier ist zunächst nur »Sauce und Schüssel«.

2.

Bald nach Goethes Rückkehr, im September 1788 haben die beiden Freunde sich wiedergesehen, zunächst in Weimar,

dann hat Goethe mit dem Prinzen zusammen Gotha besucht. Herder war eben aufgebrochen nach Italien. Dankend für Herders ersten Brief erwidert der Prinz den 18. Dezember: »Ihr guter Herzog und sein treuer Achates waren eben hier, als ich ihn erhielt« (30. Nov. bis 4. Dez.). Weil Herder an seinen Landesherrn noch nicht geschrieben hatte, hat Goethe vom Vorlesen abgerathen. Nach Herders Heimkunft (9. Juli 1789) beginnt der alte Verkehr. Am 3. November ein Gruss an Goethe: »nächstens soll er etwas von mir vernehmen, und sein *Tasso* zurück kommen«. Zum Schluss eine neckische Anspielung auf den Vescovo di Turingia, für den Herder in Italien gegolten hat: Commendomi alla santa benedizione di Vostra Eminenza.

Bald aber verlangen wieder neben, ja vor der Poesie die Naturstudien Goethes von den Gothaern freundnachbarlichen Antheil. Herzog Ernst leiht physikalische Instrumente. (Annalen 1794). Prinz August schmollt abwechselnd und macht wieder gute Miene zum optischen Spiel. »Hat das hochberühmte Joujou de Normandie[1] auch in Weimar Gnade gefunden« — fragt er am Vorabend von Herders Geburtstag, 24. August 1791 an — »so wechselsweise mit der Lehre des Lichtes hier getrieben worden?« Wir sehen, wie Goethes Julibesuch nachwirkt. »Unser Göthe ist noch hier« — hatte der Prinz gegen Ende dieses Besuchs, am 28. Juli berichtet[2] — »und erst gestern ward mir von ihm, zu Farbenversuchen des künstlichen Regenbogens, eine alte Schlauchspritze vorgezogen, als ich seinen freundlichen Besuch erwartete«. Er sieht sich auch durch Herders Nichtschreiben vernachlässigt: »So strafen die Götter schon in diesem Leben, meine Eitelkeit und meinen Stolz auf ausgezeichnete Freunde, die ich mir zu haben schmeichelte«. Er aber beweist unablässig dem einen wie dem andern

[1] Am Schlusse ein Gruss an »die lieben kleinen Joujouisten« (Herders Kinder).

[2] Bestätigung der Annahme Düntzers über die Dauer dieses Besuchs: K. A. 2, 17.

herzlichen Antheil, und besonders Herders Gesundheit, die von jetzt ab ernstlich ins Wanken geräth, flösst ihm zärtliche Sorge ein. Zur Wiederherstellung derselben ist Herder im Sommer 1792 nach Aachen gereist, wo er die Schwefelbäder gegen seinen Rheumatismus gebraucht. Hier empfängt er nun die im Folgenden mitgetheilte gemeinsame Kundgebung der beiden Freunde. Vor- und Schlusswort von Goethe.

[4 Seiten Octav.]

Sie sind recht artig und gut dass Sie mir schreiben, es ist aber weder artig noch gut dass Herder sich wieder verkältet und sein Ubel zurückgerufen hat. Möge es zum andren und letztenmal fortgeschafft werden.

Grüsset Jakobi wenn er noch bey Euch ist und seine Schwestern. Ich hoffe dass der Kriegs und Friedenskongress mir Zeit lassen wird sie zu besuchen. Ich freue mich recht darauf sie wieder zu sehen, da ich abwesend meinen Freunden ganz unnüz und tod bin.

[2] Da sich des Königs von Preussen [ausgelassen: Majestät] in Gnaden entschlossen hat Frankreich in einen Aschenhaufen zu verwandeln, so hat ihn sein Weg über Erfurth und Gotha gebracht. Mich haben ihm entgegen die unsterblichen Götter nach Erfurth getragen, um ihm daselbst aufzuwarten, und zu seiner Rechten zu sitzen, wie der Hr. Christus zur Rechten des allmächtigen Vaters des Himmels und der Erde. Solcher gestalten bin ich gestern (d. 12ten Jul. 92.) nach Weimar gekommen, und sogleich für meinen Stolz an Leib und Seele gestraft worden. Heute bin ich wieder gesund, und fühle kein Leiden mehr, als die Abwesenheit meiner Freunde, für deren Genesen ich die wärmsten Gebethe zum Himmel sende, und mit Schmerz vernehme, dass sie sich nicht gehörig vor den Verkältungen [3] wahren. Die Unsterblichen mögen diesem Uebel abhelfen, und meine Freunde gesund und fröhlich zurückbringen. August der Erzschelm ist jetzt bey mir, und veranlasst mich diese Zeilen zu schreiben. Ich muss aber

schliessen um nach Tieffurth zu wandern, und begnüge mich meine Freunde herzlich und inniglich zu umarmen. Tausend Grüsse von Gotha verweben sich in die meinen, und fliegen gesellschaftlich zum Olympus. A.

den 13ten Julius 1792./.

[4] Es geht nach Tiefurt und ich kann nur so viel hinzusetzen. Wahrscheinl. bin ich in der Hälfte Augusts in Frankfurt. Ich wünsche dass wir uns nicht umgehen. schreiben Sie doch ja dass ich näher weiss wenn Eure Reise von Aachen abgeht. Lebet schönstens wohl.

G.

Das Schreiben ist an Caroline Herder gerichtet, die, wie auch sonst in diesen Wochen, den Sekretär ihres Mannes gemacht hat, dem seine Schmerzen in Bein und Rücken das Correspondiren verleiden. Von den Ereignissen dieser Wochen und Tage, so weit sie Herder betreffen, hat meine kleine Festschrift an *Eduard Simson* gehandelt[1], aus der ich nichts wiederholen möchte. Also bliebe zum Persönlichen kaum etwas anderes zu bemerken als — »August der Erzschelm«. Es ist Herders zweiter Sohn, Goethes Pathenkind, von Prinz August in jüngeren Jahren als »kleiner Namensvetter« begrüsst. Jetzt sechzehnjährig, geweckten Geistes, bei den Herzoginnen wohl gelitten. (Aus dem Erzschelm, der in der nächsten Zeit mit seinem höfischen Wesen der Mutter Sorge machte, ist mit den Jahren ein Landesberghauptmann in sächsischen Diensten geworden.) »Unser August schreibt (aus Weimar)« — vermeldet Caroline am 11. August an F. Jacobi — »dass Goethe nicht ganz wohl geworden, auch noch auf einen Brief vom Herzog warten wollte«; desshalb sei er zur Zeit, den 6. August, noch nicht abgereist.

[1] Benjamin Franklins Rules for a Club . . . übertragen von Herder. Aus dem Nachlass veröffentlicht von B. Suphan. 1883. Berlin. Weidmann.

Den Bericht über die politischen Vorgänge aber hatte Knebel übernommen. Von ihm ist schon Ende Juni eine mit allerhand »sinistren« Reflexionen versetzte Beschreibung des Durchzugs der preussischen Regimenter eingetroffen[1]. Knebel, wie Herder (dessen Ansicht wir jetzt aus der ältesten Sammlung der Humanitätsbriefe kennen) betrachteten die Einmischung in die Angelegenheiten der französischen Nation als einen schweren Missgriff. Noch entschiedener als diese beiden Prinz August. »Der Prinz stand auf Seite der Jacobiner«, sagt Reichard kurzweg, und erwähnt, dass Barruel ihn in seinen bekannten Mémoires pour servir à l'histoire du Jacobinisme richtig mit seinem Illuminaten-Namen Walther Fürst aufführe (S. 117). Ein Freidenker ist er im religiösen und im politischen Sinne. Und wenn Goethe in den Venetianischen Epigrammen (59), Herder in den Humanitätsbriefen (zumal wie wir sie jetzt kennen) mit den Fürsten Deutschlands rechten durften, die einst der Sprache, dem Geiste Frankreichs gar zu ausschliessend gehuldigt, und nun sich erzürnten, dass auch ihre Völker für die Ideen der Franzosen erglühen — auf ihren prinzlichen Freund fand das keine Anwendung. Er tritt für die Ideen der Freiheitsmänner ein, er hofft auf ihren Sieg. Er bleibt ein Freund der Franzosen, auch dann noch, als sie sich auf eine der fürstlichen Autorität höchst bedrohliche Weise daran begaben, die Lehren Voltaires und der andern »Grossen« in's Praktische zu übertragen.

Mit diesen Gesinnungen sieht er die Dinge sich vorbereiten, sich vollziehen, in deren Lauf einzugreifen er an seinem Orte ausser Stande ist. Wer merkt es nicht den politischen Zeilen seines Briefes, die aufgeräumt klingen wollen, an? Seine wahre Meinung hatte er gegen Herder schon zwei Monate früher ausgesprochen. »Was die Gallier anlangt, so haben sie sich durch ihre bescheidene Flucht bei Dorneck (Tournay) und Mons recht heldenmässig bewiesen;

[1] Von und an Herder 3. 80.

wie auch die von Rüssel (Lille) recht menschenfreundlich gegen Dillon. Indessen kann ich doch der Sache der Freiheit darum noch nicht entsagen. Ich wünsche den Überwundenen bei einer neuen Gelegenheit den Sieg, wenn ich gleich, bei so bewandten Umständen, mir wenig Hoffnung dazu machen darf. Die Wuth und Narrheit einiger tausend Menschen kann in meinen Augen die Theilnehmung an 25 Millionen noch nicht ganz aufwiegen[1]. Auf ihrem eigenen Grund und Boden wird es schwerer fallen, siegreich an sie zu kommen; und wenn unser geliebter Herzog sein Schwert, oder seinen Pallasch, an ihnen üben soll; so wünscht mein Herz, dass es ausser Frankreichs Grenzen geschehen möge«. (13. Mai.)

Das ist nun im Werke. Am 25. August hat Goethe aus Trier an den Prinzen geschrieben (der den Brief nach Altenburg an Frau von Frankenberg geschickt hat.) »Wo sich Göthe gegenwärtig aufhalten mag«, — schreibt er zu dieser Mittheilung am 6. Sept. — »kann ich nicht sagen; so wenig ich weiss, wo unser lieber Herzog von Weimar ist«. Das nächste Schreiben, vom 23. Sept., ist vertraulichster Art. *Soli* steht darüber. »Ich hoffe, unsre geliebte Herzoginn Luise wird Ihnen [ein] Paar Briefe von Göthe an mich, aus dem Lager von Verdün, mitgetheilt haben, wie ich sie unterthänig darum gebeten. Der zweyte scheint mir beynahe wichtiger als der erste, und enthält nicht gemeine Winke über die Lage der Dinge«. Er will antworten, weiss aber nicht, wohin. »Auf gut Glück also ein kleiner Brief à Monsieur Goethe en France, den ich Sie zu besorgen bitte, wenn Sie Mittel dazu wissen. . . Dass man sine vulnere et caede nach Paris kommen könne und werde, bin ich sehr entfernt zu glauben. Wer weiss was jetzt vorgehet, in dem Augenblicke, da ich diess so ruhig hinschreibe? Ces messieurs ont compté sans leur hôte, die Nachzahlung

[1] Mai 1793: Drey Männer, denen es nicht so leicht jemand nachthun kann, sind noch keine Nation; so wenig es, in ganz entgegengesetzten Gesinnungen, Marat, Carra und Robespierre u. s. w. sind«.

möchte desto schwerer werden, und schwerer noch der Rückzug. Doch will ich unsern geliebten Freunden kein schlimmer Wahrsager seyn; ich wünsche, dass sie sich glücklich aus dieser Schlinge ziehen mögen; lieber wär es mir aber, sie hätten ihre Köpfe nicht hinein gesteckt«. Die Septembergräuel schmerzen ihn tief, mit Trauer und Entrüstung erzählt er, »dass man sich nicht geschämt, der Nationalversammlung 1200 Königsmörder anzubieten«. Aber er macht auch Ludwig XVI. für das Geschehene verantwortlich. »Ganz unschuldig kann ich ihn, mit dem besten Willen, nicht glauben. Er darf nur einige hundert Mann bey seinen allerliebsten Herrn Brüdern, wirklich bezahlt haben, so ist er schuldig genug; denn in diesem Falle ist es doch mit dem Gelde des Volkes und gegen das Volk geschehen. Den Vorhang über so viel Unthaten von allen Seiten!« Merkwürdig, wie der Brief, ist die Nachschrift. In diesen Tagen gerade hat der Prinz Lessings Laokoon vorgenommen — zum ersten Male, während ihm anderes von Lessing, wie die theologisch-polemischen Schriften, die früheren Dramen (er lässt sich ausführlich über den »Freigeist« aus) und besonders der *Nathan* wohl bekannt sind. »Izt les' ich *Nathan* zum dritten Male selber«, meldet er z. B. am 27. Mai 1779 — »nachdem ich ihn einmal habe vorlesen hören«. Vom Nathan hatte er bei Herder, der den Vertrieb für Weimar übernommen hat, sechs Exemplare bestellt, um sie in Gotha »treulich auszutheilen«. Aber die Anti-Göze, Duplik u. s. w. scheinen ihm im Ton zu heftig, und was ihm an Lessings Kritik missfallen hat, lässt sich denken . . . »Lessing ist, wie ein deutscher Zeitungschreiber, dem es nicht eher wohl in seiner Haut wird, bis er einmahl wieder eins den Franzosen angehängt hat«. So unter andern abfälligen Äusserungen die Nachschrift unseres Briefes, deren Schluss nun lautet: »Diess, wie das politische, bleibt aber unter uns. — Wenn zwei Cardinäle allein sind, und sie die Thür abgeschnappt haben; so trinken sie einander aus ihren rothen Käppchen la salute di Cristo,

in lagrima Cristi zu. So pfleg' ich es auch, mit meinen Freunden, in Briefen zu halten, und trinke ihnen la salute della liberta insgeheim zu«.

Das politische Barometer des Prinzen hatte nur zu richtig gewiesen. Am 20. September die grosse Kanonade. »Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und Ihr könnt sagen, Ihr seid dabei gewesen«. Zwei Monate später schreibt Prinz August an Herder: »Der 20te September und die folgenden Tage liegen, wie ein Stein, auf meinem Gehirn. Was man in jener Woche wusste, konnte den 19ten nicht unerwartet, konnte nicht allen ein Geheimniss seyn; aber wie passet das zu dem, was man schrieb und that, zu dem, was ferner erfolgt ist? — Was erlebt man nicht in dieser Welt! Wer hätte geglaubt, dass Mainz den ersten Schritt wagen würde, und wie lange wird es sich in dieser seltsamen Lage erhalten können?« Er schreibt von den Siegen der Franzosen in den Niederlanden: »Vielleicht werden diese Länder diesen Winter ewig für Österreich verlohren gehen; vielleicht wird es aber statt dessen Friede, wenn noch einige Klugheit in den Herzen und Köpfen der Grossen dieser Welt Raum findet; diess wäre mein unmaassgeblicher Rath und mein innigster Wunsch. Der Gros-Kophta lässt mich bald seinen Besuch hoffen. Sein Urtheil über die geschehenen Dinge erwarte ich mit der äussersten Ungeduld; denn ich muss bekennen, dass mir der Verstand, mit allen seinen Räderwerken, stille stehet«. Dies der Brief, der mit einem Kyrie eleison anhebt. Der Grosskophta ist vermuthlich der Baron von Grimm, der noch glücklich vor Ausbruch der Schreckensherrschaft über die Grenze gekommen war. Aus Frankfurt ist ein Brief Grimms vom 7. August an Reichard datirt. Im December sorgt er dafür, dass die befreundete Familie des Grafen de Bueil ein Unterkommen in Gotha findet, im Februar 1793 ist er selber nachgefolgt[1]. Von seinem Urtheil, seiner

[1] Reichard 251 f., 388 fg. Le Baron de Grimm (1808) vor der oben erwähnten Ausgabe der Correspondance littéraire I, 41.

Sehergabe in politischen Dingen hatte man dort die höchste Meinung. »Was er vorhersagte, ist jedesmal eingetroffen.« (Reichard S. 388).

3.

»Goethe ist heute zum Vater Rhein gereiset«, meldet Herder am 12. Mai 1793 dem alten Gleim. Auf der Fahrt gen Mainz zu seinem Herzoge, der wacker dabei ist, »die fränkischen Unmenschlichkeiten vom deutschen Boden zu kehren«, hält er die erste Station in Gotha. »Göthe ist bei mir abgestiegen«, schreibt am 15. Mai der Prinz. »Wir haben schon viel Tollheiten geredet, und das hält Leib und Seele zusammen, wie Eu: Hochwürden wohl wissen«. Auch manches ernste Wort muss dazwischen geredet sein: die politische Lage war nicht zum Scherzen. Dass man mit der Invasion »eine Thorheit in's Grosse begangen«, davon hatte sich auch Goethe gründlich überzeugt, und nicht viel anders als der Prinz dachte er von den »aristokratischen Sündern« und ihrer Schuld an dem jetzigen Zustande. Aber für die Neufranken brachte er keine Sympathieen mit, und mit denen, die auf deutschem Boden es ihnen gleich thun wollten, mochte er vollends nichts zu schaffen haben. Wie er zu ihnen, den »demokratischen Sündern«, stand, hatte er noch eben vor seiner Abreise dem Weimarer Publikum von der Bühne herab kundgethan. Der »Bürgergeneral«, in der zweiten Hälfte des April binnen wenigen Tagen geschrieben, war, frisch vom Pult weg, am 2. Mai zum ersten Male aufgeführt worden. Wer weiss, ob er seinem Prinzen gegenüber von dieser Produktion jetzt Lust hatte etwas verlauten zu lassen? Gleich nach seiner Heimkehr jedoch, die den 20. August erfolgte, hat er zwei Exemplare nach Gotha gesandt, eins für den Prinzen, eins für die Freundin »Lady Frifry«, Frau von Frankenberg. Wie das Stück dort aufgenommen worden, lehrt uns die folgende Danksagung.

[4 Seiten 4°, doppelt gefaltet.]

Liebster Göthe,

Sie haben die Güte gehabt, mir den *Bürgergeneral,* eine *zweyte Fortsetzung der beyden Billets* zu übersenden, ohne mir den Verfasser zu nennen. Da mir sowohl *die beyden Billets* als deren *erste Fortsetzung* völlig unbekannt sind, so kann ich nur das Drittel eines ausserdem auch wenig bedeutenden Urtheils über dieses neue theatralische Erzeugniss fällen. Inzwischen glaube ich an dem zweifelhaften Ende desselben (weil ich nicht recht weiss, ob der Hr. General *Schnaps* blos aus Mutwillen, oder wirklich auf Veranlassung der *Jacobiner* gehandelt habe) den Hrn. Professor *Kant,* in Königsberg, zu erkennen; welchen ich also, bis ich näheren Aufschluss erhalte, für den Urheber des Stückes ansehe. Ich finde darin viel Ähnlichkeit mit der muntern Laune, die durchgehends in der *Kritik der reinen Vernunft* herrschet; wo das meiste in ein Licht gestellet ist, das mich vermuthen lässt, er [2] habe nur die Kräfte und Einsichten seiner Leser prüfen wollen, um zu sehen, mit welchem *Ariadnischen* Faden sie sich aus dem von ihm erbauten Labyrinthe ziehen würden? Ich muss bekennen, dass ich, in aller Betrachtung, ein schlechter *Theseus* bin. Es ist nicht unmöglich, dass Hr. General *Schnaps,* durch missverstandene Grundsätze der Freyheit und Gleichheit verführet worden sey, zu einem Diebe zu werden; da ich, sogar unter wohlerzogenen und gebildeten *Aristokraten* so viele finde, die sich, zumal von der Gleichheit der *Rechte* (von denen doch nur ausschliesslich die Rede seyn kann, und die Rede ist) eben die Begriffe machen, oder zu haben vorgeben, als die Fischhändlerinnen in Paris; um desto leichter darüber siegen, und sie lächerlich oder verdächtig machen zu können. — Ich pflege dieses Betragen eine Sünde wider den Heiligen-Geist zu nennen, weil es [korrigirt aus: sie] besserer Einsicht und Ueberzeugung entgegen handelt. — Es lässt sich aber denken, dass Hr. General *Schnaps* in dem letzten Verhöre [3] blos die reine Wahrheit redet [korrigirt aus: geredet habe], und sich, was man vor einigen

Jahren durch Génie-Streiche ausdrückte, mit dem einfältigen *Märten* erlaube. Beydes würde Hr. Professor *Kant*, sobald er es übernähme, *apodiktisch* beweisen, und daraus den Schluss ziehen, dass mehrgenannter General *Schnaps* den Milchtopf weder gegessen noch *nicht* gegessen habe; dass alle diese Vorfälle, als blosse *Erscheinungen* und *Anschauungen* der Zeugen betrachtet, gar keine Wirklichkeit gehabt hätten, und nichts als *Vorstellungen* ihrer *Sinnlichkeit* gewesen wären; und endlich, dass Zuschauer und Leser selbst keine an sich vorhandene Wesen seyn könnten, weil er durch *Thesis* und *Antithesis* erwiesen, dass die Welt weder *endlich* noch *unendlich* und folglich gar *nichts* ausser unsern Vorstellungen sey, weil sie der *Inbegriff* aller *Erscheinungen* ist. (S. Kritik d. r. Vern.: SS. 534 und 535 der 3. Ausgabe, Riga 1790.) Diess alles lässt mich glauben, dass kein Anderer, als Hr. Professor *Immanuel Kant,* in Königsberg, dieses witzige Werk abge- [4] fasst haben kann. Wer weiss, ob *die beyden Billets* nicht dereinst eine *dritte* Fortsetzung erhalten? denn sie müssen von sehr fruchtbarem Inhalte gewesen seyn, und sich weder mit Billets au porteur noch mit billets-doux vergleichen lassen. Ich werde mich an Hrn. *Ettinger*[1] wenden, um sowohl mit ihnen selbst, als mit ihrer *ersten* Fortsetzung bekannt zu werden.

Der Lady Frifry habe ich den Abdruck eingehändiget, der für sie bestimmt war; und sie lässt Ihnen so herzlich dafür danken, als es nur immer Ihre *Nichterscheinung* bey ihr zulässt; denn das weibliche Herz ist, wie Eu: Hochwohlgeb. besser wissen als ich, ein eben so *unverzeihendes* als *unerforschliches* Ding.

Wenn meine Muthmassungen, den immanem [zuerst: grossen] Immanuelissimum betreffend, das Ziel ganz verfehlt haben sollten: so wird mich Ihre Nachsicht bestens entschuldigen, und, wie ich unwandelbar hoffe, mir Ihre Liebe und Freundschaft nicht entziehen. Fac ut valeas ./. d. 8ten Sept. 1793. A.

[1] Carl Wilhelm *Ettinger,* Hofbuchhändler in Gotha.

Mag uns der Scherz dieser prinzlichen Kritik barock, ja frevelhaft vorkommen, er ist, an die Zeit und die litterarische Bildung des Verfassers gedacht, so übel nicht. Hat der verehrte »Erzvater« Voltaire, der Philosoph par excellence, die vortrefflichsten Pièces geschrieben — was ist es Sonderliches, wenn auch der Alte vom Königsberge sich einmal mit Thalien eingelassen hat und eine Kritik der reinen Unvernunft dieser Zeit im Gewande des Dramas verfasst? Ein Stück, recht intrikat, recht antinomisch-doppeldeutig, das dem Leser, dem Hörer brav zu rathen aufgiebt wie's gemeint sei, und etwas schulmeisterlich moros ihn anweist, was er in diesen schwierigen Zeitläuften meinen solle. »Unsere deutsche Philosophie versteht auch gar keinen Scherz«, weiss unser Prinz ohnehin. Er schreibt es ausdrücklich bei der Lectüre von Moses Mendelsohns letztem Werke nieder, und weit lieber als alle »Morgenstunden« ist ihm, was Voltaire von der Freiheit geschrieben hat (18. März 1786). Alle dogmatische Demonstration ist ihm zuwider. Herders und Goethes Begeisterung für Spinoza macht ihm Pein. Er quält sich (1. Oktober 1785) mit F. Jacobis »unverdaulich-metaphysischen Briefen« über die Lehre des Spinoza. »So viel lern' ich daraus, dass ich mich lieber blindlings an die Augsburgische Konfession halten, als seinen Spinoza lesen möchte. Was muss das für ein trocknes geometrisch-metaphysisches Geschwätz seyn! Ich muss sehr dumm seyn, denn ich verstehe kaum den vierten Theil des Buches; und die natura naturans und die natura naturata sind meiner Natur ganz zuwider«. Und Kant vollends! Er ist ihm ein wahrer pater ineptiarum. »Mein Schicksal hat mich in die Tiefen oder Untiefen der Kantischen Philosophie gestürzt« — klagt er am 29. Dezember 1790 seinem philosophischen Beichtvater, indem er die zweite Ausgabe der »Critik wider die gesunde Vernunft« vor sich liegen hat, in welche er sich mit Hülfe des »Schmidischen Wörterbuchs« zum Verständniss der ungewöhnlichen Terminologie einzulesen versucht. Er will es gründlich treiben und bringt seine Gedanken

und Zweifel zu Papier; denn — sagt Voltaire — qui commence à douter, mérite qu'on l'éclaire. Dies Konzept also will er an Herder schicken, da er sich in diesen Dingen keinen bessern éclaireur denken könne — wiewohl ihm zur Zeit nicht einmal bewusst sei, ob er es so mit einem ganzen, halben, Viertels- oder Widerkantianer zu thun bekomme. Mit der Zeit aber ist er es müde geworden sich herumzuschlagen »mit den Nachsätzen, welche die Vordersätze wieder aufheben«. Ein Halbjahr später (3. Juni 1791) kommt er zu dem Bekenntniss: »Mit der Kantischen Philosophie hab' ich Sie verschont, weil ich daran krank geworden bin, und mich selbst damit verschonen müssen. Ich blicke jetzt wieder hinein und hinaus, weil mein Auge zu schwach ist, anhaltend in diese pedantische scholastische apodiktische Sonne zu schauen.« Und dabei ist es verblieben. Er hat es nie fertig gebracht, die Kritik der reinen Vernunft (»der unreinen Unvernunft« schilt er sie) durchzulesen; »denn dies halte ich« — schreibt er am 29. Mai 1800 — »für eine eben so grausame Strafe, als sechs Jahre lang auf eine Galeere geschmiedet zu werden«. Es haben viele so gedacht von der älteren Generation. Goethe selber hat sich doch erst allmählich mit Kant befreundet, und ganz ohne Grund wird es nicht sein, was Caroline Herder in den »Erinnerungen« erzählt, er habe anfangs über die Kantische Philosophie gespottet[1]. Wenigstens hat er, wie er selbst sagt, der Kritik der reinen Vernunft gegenüber lange ein Gefühl gehabt, für welches er den bildlichen Ausdruck wählt, der auch dem Prinzen aus der Feder fliesst: »ins Labyrinth selbst konnt' ich mich nicht wagen;« er setzt hinzu: »bald hinderte mich die Dichtungsgabe, bald der *Menschenverstand*«. Und dass ihm auch nachmals, als ihn die Kritik der *Urtheilskraft* in ein näheres Verhältniss zu Kant gebracht, gelegentlich ein nicht ganz respektvolles Wort über diesen entfahren

[1] Das Kapitel der »Erinnerungen« ist abgedruckt in den Preussischen Jahrbüchern XLIII, 411 fgg. S. 424.

konnte, zeigt uns sein Brief an Herder vom 7. Juni 1793: »Dagegen hat aber auch Kant seinen philosophischen Mantel, nachdem er ein langes Menschenleben gebraucht hat, ihn von mancherlei sudelhaften Vorurtheilen zu reinigen, freventlich mit dem Schandfleck des radicalen Bösen beschlabbert, damit doch auch Christen herbeigelockt werden, den Saum zu küssen«. Voran geht eine wegwerfende Äusserung über Lavater. Herder schliesslich hatte zwar eben in dieser Zeit den schönen Humanitätsbrief zum Lobe seines alten Lehrers verfasst, den er mit wenigen Ermässigungen in eine spätere Sammlung aufnahm; indessen war er sich doch allezeit der Entfernung zwischen seiner Anschauungsweise und dem System Kants allzusehr bewusst[1], als dass er in vertrautem Kreise als »éclaireur« günstige Stimmung dafür hätte machen können.

In dem zuletzt angezogenen Briefe Goethes ist auch vom *Bürgergeneral* die Rede. Herders haben der zweiten Aufführung beigewohnt (29. Mai 1793) und dem Dichter Angenehmes darüber geschrieben. »Dem *Bürgergeneral*«, antwortet dieser, »wünscht' und hofft' ich Euren Beifall, und ist mir um so lieber, dass Ihr es gut zuerst habt spielen sehen .... Von dem Moment, in dem ich die erste Idee hatte, waren keine drei Tage verstrichen, so war es fertig. Ich hoffe, es soll mich weder ästhetisch noch politisch reuen, meiner Laune nachgegeben zu haben«. Das Stück hatte, wie ihm Meyer schrieb, »der kleinen Zahl Menschen von gutem Geschmack zum Entzücken gefallen, auch bei dem grösseren Publikum Erfolg gehabt. Aber von alle dem lesen wir das Gegentheil in dem Berichte, den Goethe selbst (in dem Weimarer Anhang der »Campagne in Frankreich«) gibt: »Das Stück brachte die widerwärtigste Wirkung hervor« — heisst es da — »selbst bei Freunden und Gönnern, die um sich und mich zu retten, hartnäckig behaupteten, ich sey der Ver-

[1] Herders Sämmtliche Werke Band 18. 549. 571. (Schlussbericht.) 324 fgg. 17. 403 fgg.

fasser nicht« u. s. w. Düntzer hat an betreffendem Orte (K. A. 2, 103) den Widerspruch mit vollem Rechte hervorgehoben. Wir wissen jetzt, von welcher Seite die abfällige Kritik gekommen ist, welche dem Dichter die kleine Produktion dermassen verleidete, dass er darüber den Beifall, welchen sie anderwärts erhalten, vollständig vergessen zu haben scheint.

4.

Dass eine Aussprache, wie die über den »Bürgergeneral«, erfolgen konnte, ohne eine tiefere Verstimmung oder gar Entfremdung zu bewirken, schon dies könnte uns beweisen, wie sehr das Verhältniss zwischen dem Dichter und dem Prinzen auf gegenseitige persönliche Werthschätzung gegründet war. Denn der Genius dieser Zeit war, wie Goethe selber sagt, der Freundschaft nicht günstig. Damals zuerst erfuhr man die Widerwärtigkeiten aufgeregter politischer Parteinahme. »Meinungen über fremde Verhältnisse zerstörten die nächsten«[1]. Eine kleine Trübung des Verhältnisses ist wohl auch hier eingetreten. Vielleicht ist es doch nicht blosser Zufall gewesen, dass »Reineke Fuchs«, Goethes nächste Gabe, sozusagen als blinder Passagier, in einer Kiste mit physikalischen Instrumenten, ohne ein Wort Anzeige im Begleitbriefe, spedirt wurde. Die Art der Sendung führte ein Missverständniss herbei. »Ich musste zunächst zufrieden sein«, erzählt Goethe in den Annalen 1794, »dass mein gutes Verhältniss zu den Freunden nicht gestört wurde, anstatt dass es sich hätte erhöhen und beleben sollen. Doch setzte sich alles bald wieder ins Gleiche. Prinz August fuhr mit seinen literarischen Scherzen fort«.

In unsrer Brief-Chronik finde ich eine Sendung erst wieder am 5. Juli 1796. Es ist ein Gedicht des Prinzen »An Gottfried August Bürger, als man mir die neueste Ausgabe seiner Gedichte überbrachte«. Sechs Strophen;

[1] An Herder, Juli 1794. Aus Herders Nachlass 1. 142. Beweise in Herders Werken 18. 524[3] und 613 zu 17. 238.

von denen ich zwei, nicht ihres poetischen Werthes wegen hersetze, sondern weil sie eben jener Zeitstimmung, von der ich im Eingang redete, entgegenzutreten suchen und den Wunsch ungetrübten Fortlebens mit den Freunden aussprechen.

Heil dir geliebter Bürger
Der ewgen Schattenwelt!
Hilf, hilf, dass sich kein Würger
Den Guten zugesellt! — —

(3) Dass Freundschaft, Treue, Liebe
Ununterbrochen sey;
Kein Wahn sich unterschiebe
Der süssen Schwärmerey;

»Darf ich Sie wohl bitten, dass Sie unserm Göthe dieses kleine Reimwerk mittheilen, damit ich auch Seine Erinnerungen treulich erfahre. Grüssen Sie ihn zugleich schönstens in meinem Namen! Ist Er denn wirklich noch willens, jetzt Italien oder Griechenland zu besuchen, wie man sichs in das Ohr saget?« Schon nach zwei Tagen sendet er noch ein Körbchen voll »Früchte seines Reimgartens« mit der Bitte, sie mit der gewohnten Nachsicht zu kosten und zu prüfen. »Haben Sie Dank, bester Freund und Herder — schreibt er dann am 20. Juli — für die Gefälligkeit, die Sie gehabt, meine kleinen gereimten Thorheiten unserm Göthe mitzutheilen; und für die Nachsicht, welche Sie diesen Kindern meiner einfältigen Muse geschenkt haben. Bisweilen bekommt man so einen Schuss, wenn man bey Lesung besserer Gedichte angefeuert wird, etwas äusserst Mittelmässiges aufzusetzen«. Darauf nochmals eine Sendung am 28. desselben Monats, zur Erwiderung von Herders Schrift über das Johannes-Evangelium. »Jetzt erscheint ein anderes Evangelium, das vollkommen echt, wahr, gewiss und unwiderleglich ist. Nur Stolz und Starrsinn können es bezweifeln wollen. Aber ich bitte mir gleichwohl Ihre freymüthige Meinung über dessen Form aus, und hoffe,

Sie werden, sobald Sie es gelesen und beherziget haben, es unserm Göthe, in meinem Namen, mittheilen, von welchem ich auch die Gedanken zu erfahren wünsche. — Ich merke noch an, dass L.... B..... in der Handschrift, Lugdunum Batavorum heisst, und dass folglich *die Sibylle* der Leydener Zeitungschreiber Etienne Luzac ist«. Es war, wie man aus Andeutungen mehrerer folgender Briefe entnehmen kann, ein politisches »ergötzliches und erbauliches« Märchen, betitelt »Prinzessin Perruche«: ziemlich umfänglich (»nicht kürzer als das Evangelium Johannis«), einen Zeitraum mehrerer Jahrhunderte umfassend, »in acht oder zwölf Tagen angefangen und vollendet«.

Auf das allegorisch-satirische Märchen folgt am 8. September ein ganz absonderlicher Scherz. »Carissime Collega! Gedichtet und gelogen muss es nun einmahl seyn, vom Aufgange bis zum Untergange .... Eu: Hochehrwürden werden mir es folglich gütigst verzeihen, wenn ich mir die Freyheit nehme, Ihnen mit einer hinterlassenen ungedruckten Fabel Gotthold Ephraim Lessings aufzuwarten ... Ich theile sie hier mit, und begleite sie zugleich mit ihrer Verwandlung in Versen, die einer meiner spanischen Freunde, Don Alfonso, zu seiner Übung in unserer geliebten Deutschen Muttersprache gewaget hat«. Nach einigem Umschweif folgt das Angekündigte: »Der Elephant und der Floh. Eine ungedruckte Fabel G. E. Lessings«. Eine Fabel vom neuesten französisch-österreichischen Kriegsschauplatz vielmehr, deren Moral in der angehängten gereimten, *Alfonso* unterschriebenen Gestalt, also lautet:

»So frohlockt oft, voll Dunst und Wahn,
Ein feiges Heer, nach schwachem Siege;
Indess, von ehrenvoller Bahn
Zurückgekehrt, sein Feind geniesst die Frucht der Kriege«.

»Unser Freund«, heisst es dann weiter, »Don Goethe, scheint sich in meine schöne Prinzessin verliebt, und sie, in seinem Harem, eingekerkert zu haben; wenigstens

schweigt er ganz von ihr und sendet sie nicht wieder zurück. Seyn Sie doch so gefällig, ihn an beydes zu erinnern ... Lassen Sie ihn auch die Lessingisch-Alfonsische Fabel lesen, die ich aus gutem Grunde für einen der frühesten Fabelversuche Lessings halte .... La Fontaine wollte ihm schlechterdings nicht gefallen, aber, quid mirum? war denn nicht Jean de La Fontaine ein verruchter Franzose? Wenn Lessing nur noch lebte; er sollte sie uns schon, sammt ihrer Revoluzion, Konstituzion und Liberazion, trotz zehn Kaiserlicher Generale, zu Paaren treiben! Lessing war gewiss ein *unbestechlicher* Feind der verruchten Franzosen, die — — — bald vor Wien stehen dürften, wenn sie auch nicht immer siegen. Vale, Carissime Collega!« Er begrüsst Herder jetzt zum öfteren so, seitdem er mit ihm wie ein »Doctor S. Theologiae« wegen seiner »Christlichen Schriften« rechtschaffen disputirt, an denen ihm, dem Freidenker, so manches Halbgesagte und Verhüllte Anstoss gibt.

Ich konnte in diesem einen Falle mich nicht entschlagen, von der redseligen Weise, in welcher unser Prinz zu scherzen beliebt, eine Vorstellung zu geben. Um so kürzer kommen wir über den nächsten Fall hinweg.

In der Sammlung von Adolf Schölls Aufsätzen »Goethe in Hauptzügen seines Lebens und Wirkens« 1882, S. 309, ist ein kleines Gedicht veröffentlicht, das Schöll von Prinz Augusts Hand geschrieben und mit einer französischen Paraphrase »Philippe II, roi d'Espagne, au Marquis de Posa« (12 Zeilen) begleitet in Herders Nachlass aufgefunden hatte. Ich gebe es nochmals nach dem Original:

Philipp II. an Posa.

Herr! ihr seht nach meiner Krone,
Seht mir offen ins Gesicht:
Ich misstraue meinem Sohne,
Traue meinem Weibe nicht:
Herr! ihr seht nach meiner Krone,
Seht ihr denn die Hörner nicht?

Göthe.

Göthe steht darunter. Ich glaube, es wird nach dem vorstehend Mitgetheilten niemand mehr Lust haben, »Philipp II« unter Goethes Gedichte aufzunehmen. Auch Schöll würde, wenn er die Briefsammlung durchzusehen Musse gehabt hätte, den Schalk auf den ersten Blick erkannt haben. Das kleine Ding ist nicht besser und nicht schlechter, als manches andre, was der Prinz im Geschmack der »Couplets« gemacht hat, an denen er sich in der »Correspondance«, und wo er sie sonst finden mochte, erfreute.

An das Kunstinteresse der Weimarer Freunde scheint sich die letzte Sendung, über welche hier zu berichten ist, zu wenden: vom 8. Mai 1797. »Hier schick' ich ein geheimnissvolles Gemählde, dass (sic) ich Sie von allen Seiten und in allen seinen geringsten Zügen zu betrachten bitte. Die auf den Gewändern ausgestreuten κ und ϕ können nicht ohne grosse Bedeutung sein, so versteckt auch immer ihr Sinn meinen Augen scheinen möge. Sie sind gewohnt, in den Tiefen des Abgrundes zu lesen, und dieser wird Ihnen nicht verborgen bleiben. Lassen Sie Herzog, Herzoginnen, Göthe, Wieland und wen Sie sonst wollen, jedes sein Urtheil darüber fällen, und senden Sie mir die Sammlung dieser belehrenden Meinungen mit dem Gemälde zurück. Ich war Besitzer dieses Kunstwerkes, ohn' es selbst zu wissen, und *Hartmann*[1] hat mir darüber keine andere Auskunft geben können, als dass es aus der Erbschaft meiner verstorbenen Schwester komme. Niemand der meinen will sich erinnern dasselbe je gesehen oder auch nur davon gehört zu haben. Diess kann ich auf Ehre versichern, und das hellere Licht erwarte ich von den Ufern der Ilm, wo in unsern Tagen der Delphische Gott wohnet, und zu den Menschen spricht.«

Um diese mystische Tafel also sehen wir noch einmal die Gesellschaft der Weimarer Freunde versammelt —

[1] Vielleicht Ferdinand Hartmann, Maler, Direktor der Akademie der Künste zu Dresden.

wenigstens der Absicht des Prinzen nach. Schwerlich in Wirklichkeit. Denn zwischen Goethe und dem Herderschen Hause war es inzwischen zum Bruche gekommen, schon Ende 1795, und im Zusammenhange damit war auch die Freundschaft des Herzogs und der Herzoginnen für Herder erkaltet. »Revolutionsmeinungen«, Argwohn wegen der politischen Gesinnung war dabei im Spiele, aber der eigentliche Grund des Zerwürfnisses war doch rein persönlicher Art[1]. Ausser den Nächstbetheiligten hatte ihn nur Frau von Frankenberg erfahren. Wir dürfen annehmen, dass sie jetzt erst dem Prinzen das Thatsächliche mitgetheilt hat. Denn »unser Goethe« wird von nun an in dessen Briefen an Herder nicht mehr genannt. Diesen, seinen in der letzten Zeit immer mehr verbitterten Freund und immer mehr, wie er klagt, »schweigenden Wohlthäter«, hat er nicht lange überlebt. Prinz August ist im Jahre 1806 gestorben.

[1] Suphan, Goethe und Herder von 1789–1795. II: Das Zerwürfniss. Preussische Jahrbücher XLIII, 142—183.

4. Goethes cour d'amour.

Bericht einer Theilnehmerin, nebst einigen Briefen

mitgetheilt von

Freiherrn Carl von Beaulieu-Marconnay [1].

In dem von mir herausgegebenen Buche: »Anna Amalie, Carl August und der Minister von Fritsch. Weimar 1874« befindet sich am Ende ein Anhang über das häusliche Leben der Herzogin Anna Amalie. Derselbe stammt aus der Feder der *Gräfin Henriette von Egloffstein*, einer in der Literaturgeschichte jener Zeit häufig erwähnten Dame, die von 1795 bis 1804 in Weimar lebte. In dem erwähnten Buche ist eine kurze biographische Schilderung von ihr enthalten, auf welche hier im wesentlichsten Bezug genommen werden darf. Doch bleibt dabei zu erwähnen, dass sie nach langen schweren Kämpfen zu jener Zeit auf Andringen ihres Gatten wider ihre persönliche Meinung bestimmt ward, in die gerichtliche Scheidung zu

[1] Vgl. Goethes Bericht in den »Annalen« Hempel 27, S. 74—76 und Biedermanns Bemerkungen dazu, in denen von unserm Aktenstück bereits Gebrauch gemacht ist. Vgl. ferner G.-J. IV, S. 435 fg. und Düntzers Darlegungen G.-J. V, S. 333—342. Eine kritische Vergleichung dieser Darstellungen mit unserm Berichte und eine Berichtigung der unzutreffenden Einzelheiten in der folgenden Erzählung würde zu weit geführt haben; sie möge als ein lebensvolles, wenn auch vielleicht parteiisch gefärbtes Bild jener Tage erscheinen.

willigen. Diese bittern Erfahrungen hatten ihrem weichen Gemüth unzerstörbare Spuren eingedrückt. Einen tiefen Conflict hatte sie durchkämpft, — sie hatte das Band der Ehe gelöst, um ihre eigene und ihrer Töchter Reinheit zu erhalten, — sie ward streng, ja, rigoristisch in ihrem sittlichen Urtheil über die Ehe und alles, was auf das Verhältniss der Geschlechter sich bezieht. Dieser Charakterzug blieb ihr bis in ihr spätes Alter, während ihrer zweiten *glücklichen* Ehe, in welcher sie ihre *goldene* Hochzeit feiern konnte; er blieb ihr dennoch, und konnte ihrem freien, die ganze Welt umfassenden Blick wohl mitunter etwas Befangenes, ihrem vorurtheilslosen, sichern, milden Urtheil zuweilen etwas Hartes und Unbilliges beimischen. So war es denn nicht überraschend, dass bei der Bekanntschaft mit Goethe dessen häusliche Verhältnisse eine unübersteigliche Scheidewand bildeten zwischen diesen beiden Erscheinungen, die sich, unter günstigen Umständen zusammen geführt, vermuthlich lebhaft angezogen haben würden. Sie hielt sich überhaupt in der Gesellschaft zurück, und suchte vor allem sich neutral zu halten, was bei ihren persönlichen Verhältnissen sehr erklärlich ist, aber nicht leicht sein mochte, und ihr auch, wie wir sehen werden, nicht immer gelang. Sie ward nämlich wider ihren Willen in eine Intrigue gegen Goethe verwickelt, bei Gelegenheit jenes bekannten Festes, welches Kotzebue zu Ehren Schillers veranstalten wollte, mit dem Hintergedanken, Goethen dadurch zu kränken und vielleicht Beide zu entzweien. Eine Erzählung dieses Vorfalls in dem Buche von Johannes Falk: »Goethe aus persönlichem Umgang«, — führte ihren Namen zuerst in die Literatur ein, aber mit solcher Entstellung persönlicher Verhältnisse, dass sie darüber in lebhaften Zorn gerieth. Dieser Umstand war es wesentlich, der sie bewog, in späteren Jahren ihre Erinnerungen schriftlich niederzulegen.

Diese Aufzeichnungen beginnen mit der dankbaren Erinnerung an die Herzogin Anna Amalie, wie solche in dem Eingangs erwähnten Buche bereits publizirt worden ist. Es

wird darin auch des Kreises gedacht, der sich in Tiefurt um die Herzogin versammelte, wobei es mitunter zu heftigen Discussionen kam, bei denen Goethes dictatorisches Genie kräftig hervortrat. In Beziehung auf diesen Letzteren äussert sie sich folgendermassen:

»In Betreff Goethes sehe ich mich aus verschiedenen Gründen bewogen, hier aufrichtig zu gestehen, dass ich in ihm *nie* den Menschen, sondern nur das allumfassende Genie bewundert und geliebt habe. Desto mehr verletzte mich die öffentlich ausgesprochene Beschuldigung des guten Schwätzers Falk in seinem zusammengestoppelten Werkchen »über Goethe«, als sei ich eine zu zärtliche und begünstigte Verehrerin des grossen Meisters gewesen. Wie konnte *er* darüber urtheilen, er, welcher der höhern Gesellschaft fern stand und seine Notizen nur aus dem Geklatsche einiger Frau Basen schöpfen musste, die ihm alle falschen Angaben zuflüsterten, welche sein Buch noch überdies enthält. Hätte er mit *eignen* Augen in den Kreis hineinschauen können, worin ich mich bewegte, so würde er bemerkt haben, dass zwischen mir und Goethe keine sympathischen Beziehungen obwalteten, und ich, statt seine Nähe zu suchen, diese möglichst zu vermeiden strebte. Der Grund meiner Abneigung lag in dem, was ich hier näher auseinandersetzen muss.

Bei meinem ersten Aufenthalte zu Weimar in den Jahren 1787 und 1788 befand sich Goethe in Italien; es konnte also meine Begierde, den berühmten Mann kennen zu lernen, nicht befriedigt werden, obgleich diese durch die Versicherung seiner Anbeter, er sei das personificirte Ideal aller menschlichen Vollkommenheiten, noch mehr gesteigert worden war. Erst acht Jahre später sollte ich ihn von Angesicht zu Angesicht schauen, — allein, wie es gewöhnlich zu gehen pflegt, wenn die Erwartung zu hoch gespannt ist, so erging es auch mir, als ich Goethes Bekanntschaft machte. Das Bild, welches sich meine lebhafte Phantasie von ihm entworfen hatte, stand weit über dem

Originale und stellte dieses in Schatten. Weder in physischer noch in moralischer Hinsicht glich Goethe der Schilderung, die man mir von ihm gemacht, und als ich seinen ehemaligen begeisterten Lobrednern meine Verwunderung darüber zu erkennen gab, betheuerten diese einstimmig, es sei seit seiner Abreise nach Italien eine solche Veränderung mit ihm vorgegangen, dass selbst seine intimsten Freunde keine Spur des frühern Menschen mehr an ihm zu entdecken vermochten. Dazu gehörte insbesondere der wohlwollende, nachsichtsvolle Hildebrand von Einsiedel, dessen Andenken ebenso wenig aus meinem Gedächtniss schwinden wird, als die Erklärung, welche er mir über Goethes gänzliche Umwandlung geben wollte. Er äusserte sich nämlich dahin: dieser merkwürdige Mann müsse von der Geburt an die heterogenen Charaktere seiner beiden Eltern *unvermischt* in sich getragen, der des Vaters aber so lange bei ihm prädominirt haben, bis durch den Aufenthalt in Italien — das für Goethe ebenso verführerisch, wie Armidens Zaubergärten für den tapfern Rinaldo gewesen, — das Naturell der Mutter aus der bisherigen Passivität aufgerüttelt und dazu befähigt worden sei, von nun an die Oberhand zu behaupten.

Ob dies für etwas mehr als eine sinnreiche Hypothese gelten könne, vermag ich nicht zu entscheiden; ich kann nur mit vollkommenster Wahrheit versichern, dass Goethe, den man mir so unwiderstehlich liebenswürdig geschildert hatte, zu der Zeit wo ich ihn kennen lernte, schroff, wortkarg, spiessbürgerlich steif, und so kalten Gemüthes wie ein Eisschollen zu sein schien, was ihn für mich mehr abschreckend als anziehend machte«.

Die Verfasserin kommt dann wieder auf die plötzliche Abreise nach Italien zurück, indem sie über die Ursachen und Veranlassungen ausführlich eine Ansicht äussert, welche seitdem als antiquirt angesehen worden ist. Hier möge die Andeutung genügen, dass sie hinsichtlich der auffallenden Veränderung, welche an Goethe seit seiner Rückkehr zu

bemerken gewesen, die Vermuthung ausspricht, Goethe habe nach einem künstlich aufgebauten System gehandelt, und durch die »ominöse Liaison mit dem Bertuch'schen Blumenmädchen«, *Jedem, dem es zu wissen nöthig sein mögte* gleich im Anfange seiner erneuten Existenz in Weimar zu zeigen gewünscht, was man in geselliger Beziehung fernerhin von ihm zu erwarten habe, damit sein inneres und äusseres behagliches Leben keine Störung erleide, und ihm die Mühe erspart werde, seine *wahren* Gesinnungen, wie ehemals, unter einer Maske verstecken zu müssen.

Die Verfasserin fährt dann fort:

»Hegte Goethe wirklich die Meinung, er könne sich durch solche Mittel vor lästigem Andrang schützen, so irrte er sich gewaltig. Denn, nach wie vor, war und blieb er das Ziel, theils wohlwollender, theils feindseliger Bestrebungen, die in den wunderlichsten Schattirungen hervortraten und das kleine Weimar zu einem grossen Turnirplatze machten, auf welchem unzählige Lanzen in Scherz und Ernst *für* und *gegen* den mächtigen Zauberer Merlin — wie Goethe sich selbst benannt hatte — gebrochen wurden. Oefters erhitzten sich die Streitenden so sehr, dass selbst parteilose Zuschauer harte Stösse erlitten, die sie mitten in die Kampfbahn schleuderten, und zur Theilnahme an den obwaltenden Kämpfen zwangen. So erging es unter anderen auch *mir,* trotz aller Vorsicht mich weit davon entfernt zu halten. Bevor ich aber in meiner Erzählung fortfahre und die Veranlassung einer Fehde berichte, in welche ich ganz ohne meine Schuld verwickelt wurde, muss ich zwei Männer bezeichnen, die, obgleich sie in der literarischen Welt eine Rolle spielten, doch nicht zu der Elite der weimar'schen Gelehrten gerechnet werden durften, — nämlich Böttiger und Kotzebue.

Diese beiden gegenseitig befreundeten Schriftsteller konnten sich rühmen, das Wunder der Uebereinstimmung bei den Notabilitäten des deutschen Athens bewirkt zu haben, weil sie von allen Theilen gleichmässig gehasst und verfolgt wurden.

Wodurch Böttiger in so hohem Grade die allgemeine Missgunst seiner Brüder in Apoll sich zugezogen, konnte ich mir nicht erklären, da ich in ihm nur den gutmüthigsten dienstfertigsten Polyhistor sah. Vielleicht lag die Ursache der gegen ihn herrschenden feindlichen Stimmung darin, dass er der gelehrteste Vielwisser war, welcher Jeden, der sich eines wissenschaftlichen Verstosses schuldig machte, auf die Finger klopfen *konnte*, — und dies auch mit geheimer Schadenfreude *that*.

Was Kotzebue anlangt, der damals nur auf kurze Zeit wie ein Zugvogel in seiner Vaterstadt sich niedergelassen, so *begriff* ich nicht allein, sondern ich *theilte* auch den Widerwillen, den seine unerträgliche Eitelkeit und boshaften Ausfälle jedem rechtlichen Menschen einflössen mussten. Zwar konnte man ihm weder Talent, noch Witz und Kenntnisse absprechen; ebenso wenig liess sich leugnen, dass er ein guter Sohn und Gatte, und ein angenehmer Gesellschafter sei, — letzteres jedoch nur so lange, als seine Eigenliebe durch nichts verletzt ward, was bei der hohen Meinung, die er von sich selbst hegte, nur zu oft sich ereignete. Hinsichtlich seines Charakters glich Kotzebue einem schwankenden Rohre, das in stiller Luft stolz das Haupt erhebt, sich aber bei jedem Windstosse demüthig niederbeugt. Dieser Mangel an Festigkeit gab seinen Handlungen, wie seiner politischen Meinung jene zweideutige Färbung, die sich in allen Epochen des abenteuerlichen Lebens dieses Mannes deutlich offenbarte und ihn zu einem gefährlichen Menschen machte, der, ohne eigentlich bös zu sein, viel böses stiftete, da sein unruhiger Kopf stets mit dem guten Herzen davon rannte, und überall, wohin er sich wenden mochte, die unseligsten Streitigkeiten erregte, was er leider! durch einen schmählichen Tod büssen musste.

Bei seinem damaligen Aufenthalte in Weimar ging Kotzebues eifriges Bestreben nur dahin, hier, wo man ihn früher wenig oder gar nicht beachtet hatte, eine glänzende Rolle zu spielen. Dies war mit Geld, woran es ihm nie

fehlte, leicht zu bewerkstelligen, da Reichthum keineswegs zu den Vorzügen der Weimaraner gehörte und Viele derselben es sich gern gefallen liessen, von dem splendiden Glückspilze fêtirt zu werden. Man schmauste behaglich an seiner wohlbesetzten Tafel und ergötzte sich an den mannigfachen Zeitvertreiben, die der erfindungreiche Wirth zur Unterhaltung seiner Gäste ersann, ohne an die Folgen zu denken, die der Umgang mit einem Manne von Kotzebues Charakter nach sich ziehen konnte.

Eine innere Stimme, die mich allzeit richtig leitete, wenn ich ihr Gehör gab, warnte mich vor jeder nähern Beziehung zu ihm, und wäre diese nicht übertäubt worden von dem Zureden einzelner Freunde, vorzüglich aber durch die Zuvorkommenheit und den liebenswürdigen Eifer, womit seine Gattin zweiter Ehe sich um meine Freundschaft bewarb, so hätte ich mir vielen Aerger und Verdruss ersparen können. Da dies aber nicht der Fall war, so gerieth ich ganz gegen meine Ueberzeugung mitten in das rege Treiben, das in ihrem Hause herrschte, und konnte, ohne die holde Frau zu beleidigen, mich nicht mehr daraus zurückziehen.

Sonderbarer Weise schien grade in jener Zeit auch bei Goethe der Sinn für den geselligen Verkehr wieder zu erwachen. Man sah ihn jetzt weit häufiger als sonst, ja, selbst an Orten, die er früher nie mit seiner Gegenwart beehrt hatte. Hiezu gehörte u. a. auch seine Erscheinung in der kleinen Mansarden-Wohnung der Hofdame von Göchhausen, wo sich an den sogenannten *Freundschaftstagen* eine buntgemischte Gesellschaft zum Frühstück versammelte. Das Auftreten des olympischen Jupiters, wie man Goethe scherzweise nannte, wollte zwar Anfangs dem hier vereinten lustigen Völkchen nicht sonderlich zusagen; als er sich jedoch weit heiterer und herablassender, denn seit vielen Jahren bezeigte, verschwand allmählich die durch seine Nähe veranlasste Scheu und man gab sich ohne Rückhalt der guten Laune hin, zu welcher der köstlich bereitete

Mocca auf dem Kaffeetisch der geistreichen Wirthin alle Besucher ermunterte, welche letzteren sich gleichsam dazu verpflichtet fühlten, die harmlosesten und anmuthigsten Scherze als Dankopfer auf den Hausaltar des kleinen boshaften Genius loci darzubringen.

Eines Morgens, an welchem sich zufälliger Weise ausser mir nur noch einige Freundinnen bei der Göchhausen zum Dejeuner eingefunden hatten, da die übrigen Mitglieder der Gesellschaft anderwärts versagt waren, stellte sich auch Goethe ein und äusserte seine Zufriedenheit darüber, dass er heute Hahn im Korbe sei. Hierauf erklärte er, dies käme ihm recht gelegen, weil er schon längst den Wunsch gehegt, ein vernünftiges Wort mit uns im Vertrauen zu sprechen, — und doch brachte er nur die extravagantesten Dinge vor, die uns desto mehr überraschten, als die meisten von uns ihn noch nie in einer solchen Stimmung gesehen, und wir uns nunmehr erklären konnten, wie anziehend und liebenswürdig er in früherer Zeit gewesen sein müsse, bevor er die ihm jetzt eigene pedantische Steifheit angenommen hatte. In seiner lebhaften Unterhaltung kam er, wie man im gemeinen Leben sagt, vom hundertsten in's tausendste, und endlich auch auf das, was er das Elend der jetzigen gesellschaftlichen Zustände nannte. Mit den grellsten Farben schilderte er die Geistesleerheit und Gemüthlosigkeit, die sich gegenwärtig überall, besonders aber im geselligen Verkehr, bemerklich mache, und hob dagegen das ehemalige gesellige Leben in kräftigen Zügen hervor. Während er hierüber wie der Professor auf dem Katheder docirte, erhitzte er sich mehr und mehr, bis er endlich seinen ganzen Zorn über den Teufel der Hoffarth ergoss, der die Genügsamkeit und den Frohsinn aus der Welt verbannt, dagegen aber die unerträglichste Langeweile eingeschmuggelt habe. Man müsse, meinte er, mit vereinten Kräften gegen diesen bösen Dämon zu Felde ziehen, sonst würde derselbe noch weit mehr Unheil stiften, und gleich auf der Stelle wolle er uns den Vorschlag machen, wir

sollten zur Erheiterung des nah bevorstehenden traurigen Winters einen Verein bilden, wie es deren in der guten alten Zeit so viele gegeben habe. Wenn nur ein Paar *gescheite* Leute den Anfang machten, dann würden die Übrigen schon nachfolgen, — und sich plötzlich zu mir wendend, setzte er hinzu, indem er mir seine Hand reichte: die Wahrheit seiner Behauptung würde sich sogleich bestätigen, wenn ich ihn zum Partner annehmen und den Anderen mit gutem Beispiel vorangehen wollte. — Obgleich mich dieser Antrag überraschte, so hielt ich denselben doch nur für das Aufblitzen einer schnell vorübergehenden muthwilligen Laune und würde es für die lächerlichste Prüderie gehalten haben, nicht in den Scherz einzugehen. Ich legte also unbedenklich meine Hand in die seinige, und belachte den Eifer, womit er die anderen anwesenden Damen aufforderte, jede von ihnen möge sich gleichfalls einen poursuivant d'amour erwählen, denn unser Verein müsse nach der wohlbekannten Minnesänger-Sitte eine cour d'amour bilden, und auch so genannt werden, indem der Name die poetische Tendenz desselben und die Zwanglosigkeit bezeichne, die unter den Mitgliedern herrschen solle. Ob übrigens Amor seine Rechte bei den Letzteren geltend machen könne und dürfe, möge der Macht des kleinen schelmischen Gottes überlassen bleiben.

Goethes Aufforderung hätte eigentlich unsre Wirthin wegen ihres Alters und ihrer Missgestalt beleidigen können, wäre die sogenannte *gute Dame* nicht schon längst an unzarte Behandlung gewöhnt gewesen, und hätte sie nicht bereits eine zu grosse Virtuosität in der Kunst, sich selbst zum Besten zu haben, erlanget, als dass sie sich davon verletzt fühlen sollte. Auch war sie durch ihre Katzennatur hinlänglich befähigt, sich in alle Launen und Einfälle derjenigen zu schmiegen, die ihr in dem Grade wie Goethe imponirten, mochten jene ihr auch noch so absurd erscheinen. Daher kam es denn im gegenwärtigen Falle, dass sie sogleich in seinen Vorschlag einging und mit der ihr eignen komi-

schen Manier erklärte: sie sei bereit, dem Aufruf Folge zu leisten, da sie mit Gewissheit darauf rechnen könne, einen treuen Seladon zu finden; die anderen schönen Damen möchten nur ihr Heil versuchen, ob ihnen eben so dienstwillige Narren zu Gebote stehen würden, als ihr.

Goethe nahm diese humoristische Erklärung mit dem lebhaftesten Beifall auf, und begab sich sogleich an den Schreibtisch unserer gefälligen Wirthin, wo er in der grössten Geschwindigkeit die folgenden Statuten der cour d'amour improvisirte:

Erstlich sollte die zu errichtende Gesellschaft aus lauter wohlassortirten Paaren bestehen, die Versammlungen derselben wöchentlich einmal, Abends nach dem Theater, im Goetheschen Hause Statt finden und dort ein Souper eingenommen werden, zu welchem die Damen das Essen, die Herren den Wein liefern würden.

Zweitens werde jedem Mitgliede die Erlaubniss ertheilt, einen Gast mitzubringen, jedoch nur unter der unerlässlichen Bedingung, dass dieser allen Theilen *gleich angenehm* und *willkommen* sei.

Drittens dürfe während des Beisammenseins kein Gegenstand zur Sprache kommen, der sich auf politische oder andere Streitfragen beziehen könnte, damit die Harmonie des Vereins keine Störung erleide.

Viertens und letztens sollten die gegenseitig erwählten Paare *nur so lange* zur Ausdauer in dem geschlossenen Bündniss verpflichtet sein, bis die Frühlingslüfte den Eintritt der mildern Jahreszeit verkündigten, wo dann jedem Theile freistehen müsse, die bisher getragenen Rosenfesseln beizubehalten, oder gegen neue zu vertauschen.

Als Goethe dies merkwürdige Aktenstück uns vorlas, konnte ich mich nicht enthalten, seine auffallende Gravität und den imponirenden Nachdruck zu belächeln, womit er einzelne Stellen betonte. Ich musste dabei an die Xenie denken, in welcher er sagt: »Alles fängt doch der Deutsche

mit Feierlichkeit an« — auch den Scherz, setzte ich in Gedanken hinzu, weil ich noch immer sein heutiges Treiben für nichts weiter als das Aufblitzen einer guten Laune hielt, die eben so schnell wie sie entstanden wieder verschwinden werde. Desto mehr ward ich am nächstfolgenden Tage durch ein Billet überrascht, worin Goethe mir meldete, dass er noch 6 Paare für die cour d'amour angeworben, und da die heilige Zahl Sieben ein günstiges Omen für unser Unternehmen darbiete, so sollte am kommenden Abend das Stiftungsfest in seinem Hause gefeiert werden. Ein beigelegtes Blatt enthielt das Verzeichniss der sieben Paare in folgender Ordnung:

Geh. Rath von Goethe . . .	Gräfin Egloffstein
Herr von Wohlzogen . . .	Frau von Schiller
Herr von Schiller	Frau von Wohlzogen
Kammerherr von Einsiedel .	Frau Hofmarschall von Egloffstein
Hofmarschall von Egloffstein .	Fräulein von Wolfskehl Hofdame
Hauptmann von Egloffstein .	Amalie von Imhof
Professor Meyer	Fräulein von Göchhausen Hofdame.

War es Goethes Absicht, eine *recht solide,* ehrenwerthe Gesellschaft um sich zu versammeln, so konnten die eben aufgeführten Paare allerdings ziemlich *wohlassortirte* genannt werden, da sich nur einige Individuen darunter befanden, die nicht in den Kreis passten, wo sich weit mehr Gelehrsamkeit und Berühmtheit vereinigt hatte, als zu einer anspruchslosen heitern Geselligkeit von Nöthen war. Das Beste der Sache lag, nach meiner Meinung darin, dass wir so hübsch en famille bleiben, und in unserer soit disant cour d'amour von nichts weniger als von Liebe die Rede sein konnte, — es hätte denn, — um mich Goethes eigener Worte zu bedienen, — der kleine schelmische Gott seine Macht an Amalien von Imhof und meinem martialischen

Bruder versuchen müssen. Denn, was mich betrifft, so war mein Partner ganz sans conséquence in meinen Augen und ich würde selbst im Traume es für eine Unmöglichkeit gehalten haben, dass er nicht eben so gleichgültig gegen mich gesinnt sein sollte, als ich in Bezug auf ihn von jeher gewesen und geblieben bin. — Dem ohngeachtet entging unser unverfängliches Verhältniss der Verläumdung nicht, wie ich erst nach Goethe's Ableben aus Falk's zusammengestoppeltem Buche ersah, weil der gute Alte sich durch den Namen täuschen liess, mit dem der Stifter unseres Vereins seine schöne Erfindung zu taufen beliebte.

In gewisser Hinsicht war es Falk, wie jedem Andern, der unsern Zusammenkünften niemals beigewohnt, zu verzeihen, wenn er sich eine falsche Vorstellung von den dort obwaltenden Zuständen machte, da selbst die Mehrzahl der Mitglieder unsers Vereins in der Erwartung der Annehmlichkeiten, die uns zu Theil werden sollten, sich getäuscht sahen, indem wir statt der verheissenen poetischen Freiheit und Zwanglosigkeit, mit gêne und Steifheit umgeben waren, welche Goethes pedantisches Wesen herbeiführte. Alles musste, nach seiner Vorschrift, mit feierlicher Förmlichkeit gethan werden; ohne seine Erlaubniss durften wir weder essen oder trinken, noch aufstehen oder uns niedersetzen, geschweige denn eine Conversation führen, die ihm nicht behagte. So kam es denn dahin, dass die Langeweile, über die er sich kurz zuvor so bitter beklagt hatte, mit unerträglicher Schwere auf uns lastete, ohne dass er selbst es im mindesten bemerkte.

Wie gern würde ich meinen Platz an seiner Seite denen überlassen haben, die mich darum beneideten; was leider bei vielen meiner Bekannten der Fall war, da es für die höchste Auszeichnung galt, einer Gesellschaft einverleibt zu sein, in welcher der Dictator von Weimar präsidirte. Desshalb fühlten sich auch die meisten Ausgeschlossenen tief verletzt, insbesondre Kotzebue, der sich in seiner lächerlichen Eitelkeit geschmeichelt hatte, es müsse ihm gewährt

werden, was Anderen versagt blieb, und zur Erreichung dieses Vorzugs seine Gönner und Freunde in Bewegung setzte, vor allen Anderen aber Böttiger, der die rechte Hand der Göchhausen war. Der dienstwillige Böttiger bot gern die Hand dazu seinen Einfluss auf die Göchhausen geltend zu machen. Er war es, der ihr die wissenschaftlichen Kenntnisse eintrichtern musste, durch die sie sich den Ruf einer der gelehrtesten Frauen in Weimar erworben, wobei sie weiter keine Mühe hatte, als dass sie am Abend Wort für Wort das wiederholte, was er ihr am Morgen vorgesagt. — Der gelehrigen Schülerin suchte er nun auch begreiflich zu machen, welcher Triumpf es für sie sein würde, wenn es ihr gelänge, Kotzebue in den geschlossenen Kreis einzuschwärzen, den sein ärgster Widersacher wie mit einem Zauberbanne umgeben habe. Trotz ihrer Klugheit liess sich die Göchhausen von ihrer Neigung zur Intrigue verleiten, einen Versuch in der Sache zu machen, der jedoch an Goethes Starrsinn und Willenskraft scheiterte. Es erfolgte zwischen Beiden eine heftige Scene, worin er der kleinen Dame mit harten Worten ihre Achselträgerei vorwarf, und ihr unter Hinweisung auf den 2. § der Statuten sogar die geringe Gunst versagte, ihren Protégé nur *einmal* als Gast einführen zu dürfen. Dass jener § für den jetzt eingetretenen Fall schon im Voraus von ihm berechnet worden war, liess sich demnach nicht mehr bezweifeln, und die Göchhausen, voll innerer Wuth über das Misslingen ihres Unternehmens, sowie über die Behandlung welche sie erduldet, schloss sich nun der Partei an, die es mit Kotzebue hielt. Um es aber nicht gänzlich mit Goethe zu verderben, trieb sie ihr Spiel ganz insgeheim, und goss Oel in das Feuer, obgleich sich zwischen Kotzebue und Goethe schon Brennstoff genug angehäuft hatte, wie z. B. die berüchtigte »Ehrenpforte« [1], die kurz zuvor erschienen

[1] Gemeint ist natürlich »Der hyperboräische Esel«, die »Ehrenpforte« ist Schlegels Antwort. Auch die Irrthümer über den »Alarcos« S. 72 sind leicht zu berichtigen.

war. Dies Pasquill enthielt die empörendsten Schmähungen über die Gebrüder Schlegel, und nebenbei auch über ihren Protektor, der eben desshalb eine dämonische Freude fühlte, die Gelegenheit gefunden zu haben, den Verfasser des besagten Libells zu demüthigen, und ihn seine Verachtung empfinden zu lassen.

Im Laufe des Winters hatte Kotzebue zwei Dramen: »Die Kreuzfahrer« und »Die Hussiten vor Naumburg« vollendet, und diese gehaltlosen Produkte der Direktion des Theaters übergeben, damit sie noch während seiner Anwesenheit in Weimar aufgeführt werden möchten. — Wenn man bedenkt, dass Goethe damals alle theatralischen Unternehmungen leitete, so begreift man nicht, wie Kotzebue sich mit der Hoffnung schmeicheln konnte, man werde seinem Wunsche willfahren. Was vorauszusehen war, erfolgte. Die Direktion sandte seine Manuscripte mit der Entschuldigung zurück: Trauerspiele könnten vor der Hand nicht einstudirt werden, weil nur Lustspiele an die Reihe kommen sollten — eine Angabe, die durch die Nachricht widerlegt wurde, dass ein Trauerspiel, welches Schlegel aus dem Spanischen übersetzt hatte, einstudirt werde — nämlich der Alarcos, von Lope de Vega — der, wie einst jener goldene Apfel den die Zwietracht in das Festmahl der Götter fallen liess, eine Fehde veranlasste, bei welcher zwar kein Blut vergossen aber die gehässigsten Leidenschaften in Bewegung gesetzt wurden. — Kotzebue, abermals an der empfindlichsten Seite verwundet, liess nun die Maske der Mässigung fallen und erging sich in den heftigsten Schmähungen über die ihm widerfahrene Zurücksetzung.

Je näher der zur Aufführung des Alarcos anberaumte Tag herankam, desto lebhafter ward die Neugierde, das vielbesprochene und vielbekrittelte Stück zu sehen, und als er endlich erschien, strömte die halbe Bevölkerung von Weimar zum Theater, das die Menge kaum zu fassen vermochte.

Trotz so vieler Jahre, die seit jenem Tage über meinem Haupte hingezogen sind, sehe ich doch noch jetzt in dem ungetrübten Spiegel der Erinnerung, eben so deutlich wie damals in der Wirklichkeit, das überfüllte Schauspielhaus vor mir, — mitten im Parterre Goethe, ernst und feierlich auf seinem hohen Armstuhle thronend, während Kotzebue auf dem vollgedrängten Balkone, weit über die Balustrade vorgebeugt, durch lebhafte Gestikulationen seine Gegenwart bemerkbar zu machen sucht.

Im Anfange der Vorstellung verhielten sich die Zuschauer völlig passiv; je weiter aber das Stück vorwärts schritt, desto unruhiger ward es auf der Gallerie und im Parterre. Ich weiss nicht, ob dem fein gebildeten Geschmack des Weimarischen Publikums der barbarische Inhalt der alten spanischen Tragödie nicht behagte, oder ob Kotzebues Bemühungen doch nicht ganz fruchtlos geblieben — kurz, in der Scene wo gemeldet wird, dass der alte König, den die auf seinen Befehl ermordete Gattin des Alarcos vor Gottes Richterstuhl citirte, »aus Furcht zu sterben, endlich gar gestorben sei« — da brach die Menge in ein tobendes Gelächter aus, so dass das ganze Haus davon erbebte, während Kotzebue wie ein Besessener unaufhörlich applaudirte.

Aber nur einen Moment. Im Nu sprang Goethe auf, rief mit donnernder Stimme und drohender Bewegung: »Stille! stille!« — — und das wirkte wie eine Zauberformel auf die Empörer. Augenblicklich legte sich der Tumult, und der unselige Alarcos ging ohne weitere Störung, aber auch ohne das geringste Zeichen des Beifalls zu Ende.

Goethe, der den listigen Umtrieben seines verachteten Gegners die ungünstige Aufnahme des Alarcos zuschrieb, fühlte seinen Stolz noch weit empfindlicher dadurch verletzt, als ohnehin bei dem Misslingen eines von ihm besonders protegirten Stücks der Fall gewesen wäre, und Kotzebue, von der unsinnigsten Eitelkeit gestachelt, schäumte vor innerer Wuth über den neuen unwiderlegbaren Beweis

der Herrschaft, welche sein mächtiger Widersacher über ein ganzes Publikum auszuüben vermochte. Er sann auf eine eclacante Rache, die jedoch denselben Erfolg hatte, wie eine schlau angelegte Mine, welche der wachsame Feind contreminirt und den Unternehmer nebst seinem Tross in die Luft sprengt. Der Plan zu einem neuen Feldzug gegen Goethe war demnach bald entworfen, es kam nur noch darauf an die nöthigen Hülfstruppen zu werben, und, um recht sicher zu gehen, das Interesse derselben mit ins Spiel zu ziehen. Da er nur die Besucher seines Salons hierzu ausersehen, so fing er an, sich jetzt als Schillers eifrigster Verehrer zu zeigen, die glänzendsten Lobreden auf die Verdienste desselben zu halten, und über die Gleichgültigkeit der Zeitgenossen zu deklamiren, welche Schuld daran sei, dass dem grossen Dichter von keiner Seite die ihm gebührende Auszeichnung zu Theil werde. Billiger Weise hätten wir, an die seine heftigen Demonstrationen gerichtet waren, die Frage aufwerfen können, was so plötzlich seinen Enthusiasmus für Schiller entflammt habe? Allein, Alles was er sagte, enthielt ja die reinste Wahrheit, und entsprach unseren eigenen Empfindungen.

So trug er uns denn, bei der nächsten Versammlung in seinem Salon, ganz einfach die Bitte vor, wir mögten ihn bei einem Feste unterstützen, das er am 5. März, Schiller zu ehren, veranstalten wolle, da ohne unsere Beihülfe der Glanzpunkt jener Feier, der in Darstellung einzelner Scenen aus den vorzüglichsten dramatischen Werken des verehrten Dichters bestehen sollte, nicht erreicht werden könnte.

Wie ungern auch Mehrere unter uns, namentlich ich selbst, diese Bitte gewährten, so konnte sie doch nicht zurückgewiesen werden, weil es darauf ankam, dem Manne, dessen keuscher Muse wir so manchen hohen Genuss verdankten, einen Beweis unserer Anerkennung zu geben. Wir sollten erst späterhin erfahren, welchen nachtheiligen Einfluss jede auch noch so flüchtige Gemeinschaft mit einem Menschen von Kotzebues Charakter für diejenigen habe,

die sich vom Scheine blenden lassen, wie es bei uns sämmtlich der Fall war, indem wir an die uns vorgespiegelte gute Absicht glaubten und ohne Widerstreben die für uns bestimmten Rollen übernahmen. Mir ward die Johanna von Orleans zugetheilt, weil Schiller bei der ersten Vorlesung des Stücks erklärt hatte, dass ihm während des Entwurfs seiner Heldin meine Persönlichkeit stets vor Augen geschwebt, und weil auch Goethe sich dahin zu äussern beliebte, ich sei ganz für diese Rolle geschaffen. Letzterer hatte mir sogar öfters Vorwürfe darüber gemacht, dass ich mich durch ein thörichtes Vorurtheil abhalten liesse, ihm und dem Publikum den hohen Genuss zu gewähren, öffentlich als Johanna aufzutreten. Ich ergriff demnach die erste Gelegenheit, ihm zu berichten, dass zufälliger Weise sein Wunsch erfüllt werden und er mich als Mädchen von Orleans auf dem Theater erblicken würde.

Er schien auch in der That aufs Angenehmste von dieser Nachricht überrascht zu sein, und zeigte sich sehr theilnehmend gespannt auf die Details des projectirten Festes, denn er erkundigte sich nach den geringsten Dingen, liess sich mein Kostüm beschreiben, und ertheilte mir hierbei nicht nur seinen Rath, sondern erbot sich auch am Ende unserer langen Unterredung, mir das Modell zu dem Helme senden zu wollen, der mich als Johanna schmücken sollte, und den ich auch wirklich am andern Tage erhielt. In meiner treuherzigen Unbefangenheit nahm ich die Aeusserungen seiner Theilnahme für baare Münze, und selbst wenn ich weniger einfältig gewesen wäre, würde ich Goethe eine solche Verstellung und die Absicht mich vollständig mystificiren zu wollen, nicht zugetraut haben. Im Gegentheil fühlte ich mich durch sein lebhaft ausgesprochenes Interesse und die erhaltenen Rathschläge so sehr ermuthigt, dass ich mich mit regem Eifer und Selbstvertrauen dem Studium meiner Rolle und den Beschäftigungen, die sie nothwendig machten, hingeben konnte.

Während der vielseitigen Vorbereitungen zu dem Feste,

das die allgemeinste Theilnahme erregte, war bereits der 4te März herbeigekommen und ich eben im Begriff der letzten Probe unsers theatralischen Beginnens beizuwohnen, als plötzlich Herr und Frau Kotzebue in mein Zimmer stürzten, so dass ich befürchten musste, es sei ihnen ein Unglück zugestossen. Erst nachdem sich Beide etwas erholt, vernahm ich was sich zugetragen.

Die Handwerksleute, die dazu beordert waren, das für uns bestimmte Theater im grossen Stadthaussaale zu errichten, hatten sich am frühen Morgen des Tages dort eingefunden, allein zu ihrem nicht geringen Erstaunen den Bescheid erhalten, der Herr Bürgermeister Schulze habe den Befehl ertheilt, Niemanden den Zutritt zu gestatten. Dies war um so unbegreiflicher, da Letzterer schon längst die von ihm erbetene Erlaubniss mit der grössten Bereitwilligkeit gegeben und sich zu jeder Dienstleistung erboten hatte, die zur Unterstützung des Ganzen nöthig sein mögte. Als nun Kotzebue von dem Vorgange unterrichtet, zu Schulze eilte, um ihn an sein Versprechen zu erinnern, flüchtete sich der wortbrüchige Mann hinter die Ausrede: er sei erst späterhin durch Sachkundige darauf aufmerksam gemacht worden, dass der neu decorirte Saal allzusehr durch das Aufschlagen einer Bühne leiden könne, daher gestatte ihm seine Amtspflicht nicht, solches zu dulden. — Mit der grössten Ruhe und Gleichgültigkeit nahm er die Vorwürfe hin, welche Kotzebue ihm über sein bisheriges Stillschweigen machte und erwiderte auf dessen Drohung, sich direkt an den Herzog wenden zu wollen: Se. Durchlaucht würden Sich gewiss nicht in eine Angelegenheit mischen, bei welcher ihm, als Vorsteher der Bürgerschaft, einzig und allein die Entscheidung zukomme.

Dies kecke, zuversichtliche Benehmen des Herrn Schulze bei einer Sache, wo das Unrecht ganz auf seiner Seite war, schien deutlich genug zu beweisen, dass er sich auf eine fremde Macht stützen müsse, weil er sonst nicht gewagt haben würde der Feier des Schillerfestes und zugleich dem grössten

Theile der Gesellschaft so feindlich in den Weg zu treten. Auch bedurfte Kotzebue keiner weitern Erklärung, um überzeugt zu sein, dass es Goethe sei, der den Bürgermeister bearbeitet und ihn berechtigt habe, das Unternehmen durch seine Weigerung im letzten entscheidenden Moment von Grund aus zu zerstören, da in dem kleinen Weimar kein anderes passendes Local zu finden war.

Der Ingrimm des schmählich überlisteten Festgebers lässt sich nicht beschreiben, ebenso wenig meine Verwunderung, als ich ihn, während er mir den Auftritt schilderte, beständig auf Goethe schimpfen hörte, und ich nicht begriff, weshalb er diesem zürnte, da doch Schulze der Verräther war. Sobald ich zu Worte kommen konnte, stellte ich ihn darüber zur Rede. Seine Antwort löste nicht allein dies Räthsel, sondern enthüllte mir auch den eigentlichen Zweck, den Kotzebue bei dem projectirten Feste vor Augen gehabt. Ohne Scham und Scheu erklärte er mir: ich irre mich gewaltig, wenn ich glaube, er habe nur die Absicht gehabt, Schillern seine Huldigung darzubringen; es sei ihm viel mehr darum zu thun gewesen, Goethen zu zeigen, dass es noch andere Götter neben ihm gäbe und den stolzen Günstling des Glücks zu demüthigen, indem wir seinem bescheidenen Rivalen den ihm gebührenden Weihrauch streuten. Diese Absicht habe Goethe errathen, und der Ausführung derselben durch einen Gewaltstreich zuvorkommen wollen, was ihm auch vollkommen gelungen sei.

Kotzebue's Geständniss liess mich zu meiner Beschämung erkennen, dass ich und meine Mitgenossen zu Werkzeugen seiner kleinlichen Rache ausersehen waren und wir von Goethe dafür bestraft werden sollten. Von der Denk- und Handlungsweise des Einen wie des Andern empört, drang ich mit der ganzen Lebhaftigkeit meines beleidigten Selbstgefühls auf die Ausführung unseres Unternehmens, indem ich mich bemühte, Kotzebue begreiflich zu machen, dass wir nicht nachgeben dürften, weil die Ehre von uns fordre das Begonnene durchzuführen, und sollten wir den

Schauplatz des Festes in eine Scheune verlegen müssen. — Allein meine dringenden Vorstellungen und Bitten vermochten nichts über den schwachen Mann, der nur hinter dem Rücken seiner Feinde intriguiren konnte, aber da, wo es galt frei und offen hervorzutreten, weder den Muth noch die Ehrliebe in sich fühlte, die zum Ausfechten einer leichtsinnig begonnenen Fehde nöthig gewesen wären.

Als ich mich überzeugt, dass meine Vorstellungen keinen Eindruck auf Kotzebue machten, entschloss ich mich für mich allein zu handeln, und mir wenigstens einige Genugthuung für die Mystifikation zu verschaffen, die Goethe sich mit mir erlaubt. — Hatte er sich bisher auf meine Kosten belustigt, so sollte er nunmehr erfahren, dass ich nicht gesonnen sei, mich ferner zur Zielscheibe seines Witzes herzugeben, noch in Demuth die Ruthe des erhabenen Zuchtmeisters von Weimar zu küssen. Ich war bereits zu *der* Welt- und Menschenkenntniss gelangt, die in Lagen, wie die meinige, zu einem raschen Überblick befähigen, und erkannte sogleich, dass ich durch Selbstpersifflage den Pfeil des Spottes von mir abhalten und auf den Schützen zurückfallen lassen konnte. Die Mittel dazu gaben mir die komischen Auftritte an die Hand, welche die Kunde von dem Missgeschicke unserer improvisirten Schauspielertruppe bei den verschiedenen Mitgliedern derselben veranlasst hatte, und auf der Stelle benutzte ich diese Scenen, indem ich sie zu einem »Klaglied« aneinanderreihte, in welchem ich die Bestürzung sämmtlicher Unglücksgefährten auf die übertriebenste und lächerlichste Weise schilderte und mit einer Nutzanwendung schloss, deren Pointe Goethe etwas empfindlich berühren musste, weil sie sich auf eine allgemein bekannte Schwachheit des grossen Protektors der Weimarschen Bühne und auf den entschiedenen Widerwillen bezog, den er gegen Alles hegte, was seine lieben Zöglinge in Schatten stellen konnte. Deshalb wollte er nie ein Liebhaber-Theater gestatten, und wusste stets dergleichen Unternehmungen zu hintertreiben. Nun

hatte im verflossenen Jahre Goethe erleben müssen, dass sich eine Gesellschaft vornehmer Dilettanten ganz gegen seinen Willen höhern Orts die Erlaubniss zu verschaffen wusste, eine Reihenfolge der beliebtesten Stücke im Herzoglichen Theater zum Besten der Armen auszuführen. Diese Darstellungen waren, zu seinem bittern Verdruss, trefflich executirt und mit dem lebhaftesten Beifall aufgenommen worden, so dass Goethe sich gezwungen sah, die sämmtlichen Komödien — worunter sich namentlich »die Unglücklichen« von Kotzebue befanden — vom Repertoir zu streichen, damit kein ungünstiger Vergleich stattfinden könne. Dieser Umstand lebte noch im frischen Angedenken der Weimaraner und bewog mich, am Schlusse meines in schlechten Knittelversen entworfenen Klagelieds, auf *die* Unglücklichen anzuspielen, die mit so vielem Glück über die Bühne gegangen und wahrscheinlich Schuld gewesen, dass unser jetziges theatralisches Project zu Wasser geworden.

Da Herr Falk diesem kläglichen Produkte die Ehre erzeigt hat, es ausführlich, wenn auch nicht ganz richtig, in seinem Werkchen »über Goethe« abdrucken zu lassen, enthalte ich mich dasselbe hier mitzutheilen, und begnüge mich damit den Schlussvers anzuführen, der einen unvergänglichen Eindruck auf unsern Gegner machte. Er lautet, wie folgt:

Lern, eitler Mensch, aus der Geschichte,
Dass statt der Götter Strafgerichte
Früh oder spät den Frevler finden
Der ihrer Macht sich will entwinden.
Denn ach! leichtsinnig haben wir
Im Heiligthum Apollos hier
Ohnlängst *Unglückliche* gespielt,
Jedoch nur *Glück* dabei gefühlt; — —
Nun lässt der Gott für jene Sünden
Uns heute seinen Zorn empfinden! —
Wer Busse thut, dem wird verziehn
Und Gnade wiederum verliehn.

Deshalb erscheinen reuvoll wir
In *Asch* und Staub, Apoll, vor Dir!

Dies schnell zusammengestoppelte Machwerk, so schlecht es auch in poetischer Hinsicht war, erfüllte dennoch seinen Zweck weit über meine Erwartung. Es ging augenblicklich von Hand zu Hand, und brachte die Lacher auf unsre Seite. Nach wenig Stunden cirkulirte mein Klaglied in vielfachen Abschriften durch die Stadt, und gelangte auch bald in Goethes Hände. Er musste daraus ersehen, dass *ich* nicht zu denjenigen gehörte, die sich demüthig unter seinem Scepter beugten. Doch genügte es mir nicht, ihm einen verblümten Beweis meiner Selbstständigkeit gegeben zu haben; ich wollte auch mich unverzüglich aus der langweiligen cour d'amour zurückziehen. Diesem Entschlusse traten auch die beiden Hofdamen von Göchhausen und von Wolfskehl nebst meiner Schwägerin bei, und trugen mir auf zugleich in ihrem Namen den Scheidebrief an Goethe zu schreiben.

Indem ich es that, berührte ich das Vorgefallene mit keiner Silbe, sondern berief mich nur auf den letzten § der bewussten Statuten, vermöge welches wir berechtigt waren, bei den bereits eingetretenen Frühlingslüften die sogenannten Rosenketten, die uns an unsre Partner gefesselt, nach Belieben abzustreifen, oder prosaisch gesprochen, — ihnen den Laufpass zu geben.

Goethes Antwort drückte sein Bedauern über unsern Rücktritt auf eine sehr empfindsame Weise, zugleich aber auch die Hoffnung aus, dass wir uns bald eines Bessern besinnen und wieder in den Kreis der Verbündeten zurückkehren würden, der — nebenbei gesagt — sich sogleich auflöste und *nie* wieder zu Stande kam.

Es lässt sich leicht begreifen, dass dem stolzen, an keinen Widerspruch gewöhnten Manne das Benehmen einer so unbedeutenden Person, als ich, gewaltig verdriesslich und auffallend sein musste. Was ich aber nie geglaubt,

noch für möglich gehalten hätte, ist die Art, wie er sich noch kurz vor seinem Ende gegen einen meiner besten Freunde über mich beklagte. Er habe, sagte er, niemals verschmerzen können, dass *ich* mich zu seinen Feinden gesellt und durch eine böswillige Ansicht des *unbedeutendsten zufälligen* Ereignisses jener längst vergangenen Zeit, zu den feindseligsten Demonstrationen gegen ihn bewogen worden sei.

Wenn es sich damals nur um das Aufgeben einer theatralischen Vorstellung gehandelt hätte, würde ich dies selbst für unbedeutend gehalten, und den Querstrich durch unser Projekt mit der Gleichgültigkeit ertragen haben, die der Gegenstand verdiente. Allein hier war von etwas ganz Anderm die Rede; denn statt offen und freimüthig gegen denjenigen aufzutreten, der hinterlistig handelte, hatte Goethe auf dieselbe Weise den Streich geführt und mich zu den energischen Schritten gezwungen. Auch will mich bedünken, sein eignes Bewusstsein müsse ihm gesagt haben, die Sache sei weder *unbedeutend* noch *zufällig* gewesen, wenigstens hielt der Bürgermeister Schulze, nachdem er den Rathstitel für die dabei geleisteten Dienste erhalten, sich nicht länger für verpflichtet, den wahren Zusammenhang der Begebenheit geheim zu halten, und wurde deshalb allgemein im Publikum mit dem Namen: »Rath Piccolomini« bezeichnet, an den General erinnernd, der für den Verrath an Wallenstein das Fürstendiplom erhalten hatte.

Ich würde mir nie erlaubt haben, die Kotzebue'sche Fehde mit Goethe so ausführlich zu schildern, wäre sie nicht in manchem literarischen Berichte über die damaligen Zustände in Weimar verfälscht und zerstückelt wieder aufgetaucht und enthielte sie nicht einen Beitrag zur Characteristik Goethe's, der interessant genug sich darstellt.

Bei der Verehrung und Bewunderung die ich für seinen eminenten, Alles durchdringenden Geist hege, war es eine peinliche Aufgabe für mich diesen Beitrag zu liefern. Denn der Aufschwung unserer Seele wird mächtig gehemmt,

wenn wir bei den ausgezeichnetsten und reichbegabtesten Individuen auf Schwachheiten stossen, die uns erkennen lassen, dass auch *sie* keine Ausnahme von der allgemeinen menschlichen Unvollkommenheit machen. Wir werden dadurch zu dem schmerzlichsten Rückblick auf uns selbst gezwungen und müssen uns sagen: kann der starkbeschwingte Adler sich nicht immer in Sonnennähe erhalten, wie darfst *Du,* armer Zaunkönig, hoffen, Dich jemals über den Staub der Erde zu erheben!«

Mit diesen Worten schliessen die Memoiren.

Zur Vervollständigung derselben bedarf es nun noch der Mittheilung jener Correspondenz, welche am Schluss erwähnt worden.

1. *An Herrn von Goethe.*

Lange verschlossen wir Endesunterzeichneten, eine mehr die andre weniger, alle Qualen der Eifersucht und der gekränkten Eigenliebe in unsern Busen. Mit Nachsicht und Sanftmuth ertrugen wir die Treulosigkeiten unsrer Partner, denn ach! wir hofften immer auf eine endliche reuevolle Wiederkehr derselben. Die Hoffnung verschwand, und mit ihr Langmuth und Liebe. Unsere Herzen entschlüpften den entblätterten *Rosenketten,* und jetzt da die *Frühlingslüfte wehen* löset sich von selbst das einzige schwache Band das uns noch zusammen hielt ohne uns zu vereinen. Die Liebe kennt kein Gesetz, drum keine Vorwürfe und keine Verantwortung. Die Partnerinnen entfliehen, die Freundinnen bleiben und bieten traulich *dem* Freunde der so viele edle Gaben des Geistes uns mitgetheilt, die Hand zum Zeichen der Dankbarkeit. In unserer Erinnerung sollen sie blühen und manchen schönen Genuss, manche Freude uns geben, bis der Winter vielleicht uns *das wieder gewährt* was uns der Frühling entführt: frohen Verein im engern vertraulichen Kreise.

Gräfin Egloffstein
Fräulein von Göchhausen
Frau von Egloffstein
Fräulein von Wolfskehl.

2. *An Gräfin von Egloffstein.*

Geliebte Freundin,

lassen Sie mich im Singular sprechen! da ich hoffen kann, dass wenigstens *Eine* unter Vieren empfindet, wie schmerzlich mir es war, ihren Namen unter dem Scheidebriefe zu sehen. Gewiss ich konnte mir (sic) nicht überreden dass Sie fehlen würden, als ich gestern die Freunde in der Zahl der Musen, beisammen sah. Noch wehte der Geist der ersten Stiftung über der Gesellschaft, an dem Sie in einem Anfall von Unglauben zweifeln mochten. Unser Wunsch ist ihn zu erhalten, und dazu wird das Andenken an Sie das beste Mittel sein. Möchten Sie Ihn lebendig frisch dereinst wiederfinden, wenn Sie durch alte Gefühle und durch neue Ueberzeugungen zurückzukehren geleitet werden könnten. Weimar d. 25 März 1802 Goethe

3. *An Ihro Gnaden die Frau Gräfin von Egloffstein.*

Ich will hoffen, dass die bösen Geister, welche die heutige Vorstellung gestört haben, nur an dem Tag und nicht an der Sache selbst ihre schlimme Laune haben auslassen wollen, und dass das Vergnügen welches ich mir von dieser Vorstellung versprach, nur aufgeschoben ist. Auf jeden Fall aber habe ich mich über die freundliche Gesinnung so lieber und verehrter Freunde und Freundinnen zu freuen, und werde sie stets mit dem dankbarsten Herzen verehren.

Meine Frau dankt Ihnen für Ihr gütiges Andenken.

Mit der aufrichtigsten Verehrung Schiller

Unter diesem Briefe steht von der Hand der Gräfin: Am 5ten März 1802 erhalten als Antwort auf die Nachricht, dass ich aus der sogenannten Cour d'amour getreten sei.

Schillers Bemerkung, »dass die bösen Geister wohl nur an dem Tag nicht an der Sache ihre schlimme Laune haben auslassen wollen« bezieht sich darauf, dass am 5. März Aschermittwoch war.

5. Goethe im Kreise Isaak Iselins.

MITGETHEILT VON

J. Keller.

Isaak Iselin (1728—1782), durch seine selbstlosen regeneratorischen Bestrebungen bei den schweizerischen Magistraten in den sechziger Jahren des vorigen Säculums hochgeachtet und als Herold eines neuen Staatsgedankens nicht minder gefürchtet, durch sein oft aufgelegtes Hauptwerk, »die Geschichte der Menschheit«, weithin über die Grenzen der Heimat und sogar Deutschlands hinaus vortheilhaft bekannt, verfolgte von etwa 1770 an mit steigendem Interesse die Anzeichen einer neuen Epoche, deren Schlagwörter durchaus andere waren, als die er selbst mit hundert Gleichgesinnten bisher ausgegeben und verfochten hatte. Seine politischen Ideale hatte der vorwiegend verständig beanlagte Mann über dem eifrigen Studium der Alten und der zeitgenössischen Franzosen und Engländer sich gestaltet; als Ziel der Menschenbildung erschien ihm eine vernunftmässige Vervollkommnung der im empirischen Menschen liegenden Körper- und Geisteskräfte: daher sein Hinneigen zu den Häuptern der Aufklärung, sein entschiedener Widerspruch gegen Rousseau, sein bei aller Bewunderung unverholener Protest gegen den Messiassänger, endlich die allmähliche Lockerung seines Verhältnisses

zu Lavater, mit dem er für den »Neuerer« Basedow geschwärmt und geworben, sobald der Zürcher in den Originalgenies seine eigentlichen Busenfreunde zu verehren begann.

Es ist keineswegs unsere Absicht, auf diese Beziehungen Iselins hier genauer einzutreten: wir wollen auf Grund des brieflichen Nachlasses Iselins, dessen Einsicht uns der Enkel des berühmtesten Basler Rathschreibers bereitwilligst gewährte, lediglich die Stellen mittheilen, welche direkt auf Goethe Bezug haben. Das Meiste gehört zur Kategorie »Goethe im Urtheil seiner Zeitgenossen«; anderes wird, wenn wir uns nicht täuschen, zumal von denjenigen mit Dank aufgenommen werden, welchen die allseitige chronologische Fixirung dieser Dichterlaufbahn am Herzen liegt.

Oberstlieutenant *Johann Rudolf Frey* von Basel, seit 1742 in französischen Kriegsdiensten stehend, wohlbekannt mit der schönen Literatur Frankreichs und voller Theilnahme auch für die gleichzeitigen poetischen Bestrebungen Deutschlands, unterhielt von 1756—1782 mit seinem »Herzensfreund« Iselin eine weitläufige Korrespondenz, welche in dem erwähnten Nachlass sechs starke Quartbände füllt. Unter dem 13. April 1775 schrieb er von Weissenburg (im Elsass) aus, wo damals sein Standquartier sich befand, an Iselin unter Anderem Folgendes:

»Les Allemands marchent à grands pas dans la carrière des Romans. Les avez-vous lus, les *Leiden dess jungen Werthers?* J'en ai devoré hier la première partie, et je viens d'achever la seconde. Ni Richardson, ni J. J. Rousseau ne m'ont pas remué plus fortement que l'auteur de ce Roman, si c'en est un. Aucune lecture ne m'a jamais afecté davantage, meme dans l'age ou mon sang etoit beaucoup plus bouillant, et mon imagination bien plus ardente. Si vous avez lû ce livre interessant, pourquoi ne m'en avez-vous pas parlé? Auriez-vous fait cette lecture de sang-froid? Je jurerois une haine éternelle aux occupations si indignes de

vous qui auraient pû flétrir votre ame, vous blaser au point de vous faire perdre le charme des émotions que toute ame sensible doit éprouver en dix endroit de cet ouvrage. Lorsque je vous ai mis en question si c'étoit un Roman ou non, c'est que Ring [ein Freund Freys und Iselins, damals in Karlsruhe] m'a formellement assuré, que ce jeune Werther étoit le fils du célèbre Jérusalem à qui toute ces avantures étoient effectivement arrivées. C'est ce qui m'a seul donné l'envie de faire l'acquisition d'un exemplaire en blanc que Ring en avoit en double, car cette ame froide me l'avoit loué très foiblement. Je croirois oser que le fond en est vrai, mais que le tout a été brodé dessus par une main bien habile. Ce n'est pas que je n'aïe aperçu par-ci par là quelques défauts, mais qui sont bien effacés par de sublimes beautés. On pourroit dire aussi que cela est calqué sur la nouvelle Heloïse, Werther ressemble, je l'avoue, beaucoup à S. Preux, et Lotte à Julie. Pour Albert, il n'a rien de commun avec Wolmar. Quoiqu'il en soit, vous conviendrez que tout est ici beaucoup plus vraisemblable et plus dans la nature que dans le Roman de Rousseau dont les détails sont enchanteurs et souvent sublimes, mais dont la fable est absurde. Tachez un peu, mon cher ami, de savoir de Nicolaï [Iselin war mit N. befreundet und Mitarbeiter an der Allgemeinen Deutschen Bibliothek] ou de quelque autre de vos correspondans de plus amples particularités de cet ouvrage, que je crois au reste plus dangereux qu'utile pour de jeunes gens, quoique Werther meure le martyr de sa vertu et de celle de maitresse: et que sait-on si Madame Albert aurait résisté bien longtems, si son impétueux amant avait préféré le parti de la séduction à celui que le desespoir lui a fait prendre. Je crois qu'il n'aurait pas fallu un grand nombre de tête à têtes comme celui de la veille de sa mort pour en venir à bout«.

Darauf entgegnete *Iselin* am 27. April: »Je croiois Vous avoir parlé des Leiden des jungen Werther. Je souscris au jugement, que Vous en portés, quoique malheureuse-

ment, ou heureusement accoutumé depuis quelques années a analyser les plaisirs que je goute je n'en aie pas été enthousiasmé comme Vous. Plus j'admirois les beautés poétiques de cet ouvrage, plus je me représentois qu'il devoit être dangereux et cette idée affoiblissoit beaucoup la sensation agréable que cette lecture m'aurait causé d'ailleurs. Je ne conçois pas que Mr. Ring ne Vous en ait nommé l'auteur. C'est un homme dont je Vous ai déja parlé aussi — Mr. Göthe, l'auteur du Götz von Berlichingen. C'est un des premiers beaux génies de l'Allemagne. Il est un de ceux qui commencent a former une nouvelle secte dont le moindre dessein est de detruire toutes les règles que Boileau, du Bos, Marmontel, Voltaire etc. ont adopté pour le théâtre etc. — et de faire regarder Shakpear comme le seul modèle digne d'imitation. Il est l'auteur de ces Götter, Helden und Wieland que nous avons lû une fois ensemble [Frey brachte seinen Urlaub in Basel zu, wo er seine Familie hatte], le Schultheiss [von Basel, Namens *Wolleb*, geb. 1706, gest. 1788], Vous et moi. Le Sgr. Wieland que tout le monde craignit jusqu'a present tremble devant lui. Nicolai a fait un morceau charmant sur ces Leiden — intitulé Freuden des jungen Werthers: Leiden und Freuden Werthers des Mannes. Il y montre par une fiction aussi agréable et douce que celle de Göthe est forte et [weisser Raum für ein weitres Epitheton, welches Iselin aber nicht geschrieben] qu'il y avoit cent ressources pour ce fou de Werther et qu'il vaut toujours mieux de vivre que de se casser la tête. J'ai aussi reçeu depuis quelque tems de Berlin des Gespräche über die Leiden des jungen Werthers, qui sont de toute beauté. [Gemeint sind Riebes Gespräche etc., vgl. Appell, 3. Aufl. S. 187 ff.] Au reste c'est comme Vous le supposés. Le fond de l'histoire est vrai et c'est le fils de Jérusalem qui y a donné lieu. Cet ouvrage a fait une sensation extraordinaire en Allemagne. Une personne du Hesse, je ne sçais si c'etoit une femme ou une fille qui déja n'etoit trop sage,

s'est empoisonnée après l'avoir lû, pour suivre le bel exemple de son héros«.

Am 9. Mai war *Frey* schon ziemlich beruhigt. Er machte als Vorgänger Goethes auf französischem Boden »quant à la Révolution dans le système Dramatique« namhaft «Diderot et un certain M. Mercier connu par plusieurs tragédies Bourgeoises non jouées et par un ouvrage sur l'art Dramatique«. Für sich ist er der Ansicht, man sollte den Dramatikern untersagen, sittenverderbend auf die Nation einzuwirken; unverwehrt aber sollte bleiben, de »créer et tenter de nouveaux genres« und hierin müsse man jedem seine Freiheit lassen. »Mais aussi«, fährt er fort, »ne faut-il pas que ces Messieurs veuille[nt] forcer le monde à mépriser ce qu'on est porté naturellement à admirer«.

Letzteres bezog sich offenbar zunächst auf *Wieland* und dessen Verhöhnung durch *Goethe*. »Haben Sie«, fragt Iselin anfangs August 1774 seinen alten Freund Stadtschreiber Salomon *Hirzel* in Zürich, »die Satyre Götter, Helden und Wieland, eine Farce, gedruckt auf Subscription, gelesen? Lesen Sie dise Paar Bogen — es ist viel Salz darinne. Das Ganze will mir indessen nicht gefallen. Wieland hat sich in seinem Merkur deshalben auf eine edle oder feine Art gerächet. Er hat die Verdienste des Mannes erhoben, der ihn so übel behandelt hat«. Und an ebendenselben unter dem 4. November 1775: »Hat Hr. Gesner die *Menschen, Thiere und Göthe* gemacht? [Vgl. *Goedeke*, Grundriss, II., S. 885, No. 20.] Göthe verdiente gezüchtigt zu werden: aber ich möchte nicht der Executor gewesen seyn«.

Nicht lange vorher war *Goethe in Basel* gewesen und hatte mit Iselin persönlich verkehrt. Dies ergibt sich aus zwei Stellen von Briefen, welche der Rathschreiber nach Zürich an Hirzel und nach Weissenburg an Frey bald nach der Unterredung schrieb. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass *Schlosser* in Emmendingen, welchen Iselin bereits 1772 kannte (»ein ganz besonderes Genie, dessen Herz und Geist alle Hochachtung verdienen«, Brief Iselins an Hirzel

am 17. April) und mit dem er in der Folge sehr genaue Beziehungen anknüpfte, seinen Schwager dem Basler Philanthropen empfohlen hatte. Man hat bisher gewusst, dass Goethe »zehn Tage« vor dem 22. Juli 1775 von Zürich aufgebrochen sei, um die Heimreise anzutreten, und dass er zwischen dem 10. und 14. Juli in Strassburg mit *Dr. J. G. Zimmermann* zusammengetroffen. Über seine Reiseroute zwischen der erstern und letztern Stadt war man im Unklaren; *G. v. Loeper* meinte, durch eine Notiz *Schubarts* verleitet, jener habe sich von Zürich direkt nach Ulm und von da nach Westen gewendet. (Vgl. die Anmerkungen G. v. Loepers, Hempel 23, S. 204 und 22, S. 453.) — (Dass Goethe am 2. Juli von Zürich abzureisen gedachte, habe ich wahrscheinlich zu machen gesucht, Grotesche ill. Ausg. X, S. 320, A. 1. L. G.) Wir geben die beiden Stellen aus Iselins Korrespondenz in extenso. Am 10. Juli 1775 meldet er *Frey* über die Sache Folgendes: »J'ai vû hier et avant hier l'auteur des souffrances du jeune Werther. C'est un homme d'un commerce charmant. Tout ce qu'il dit porte l'empreinte du genie. Je ne sçaurois au reste Vous le peindre mieux par rapport a l'esprit qu'en Vous disant que c'est une espéce de Leuchsering — mais il ressemble a celuici comme Jean Rodolphe Frey ressemble a Remeli Frey: c'est a dire que Goethe est grand comme le père et que Leuxering est petit comme le fils. Je ne suis cependant point content de tout de l'usage qu'il fait de ses talents. Je crois que le désir de se distinguer est son premier mobile et que d'autres ayant deja pris les devants sur la route qui méne au bien & au parfait, il a entamé un des cent mille détour du paradoxe ou une foule de fous va le suivre jusqu'a ce qu'ils ne sçachant plus que devenir ils seront obligé de revenir sur leurs [pas] comme il est arrivé de même aux sectateurs de J. J. Rousseau«. — Zum leichtern Verständniss der in dem Briefe gemachten Anspielungen zwei Worte: Freys Söhnchen war Pathenkind Iselins und gab wegen seines etwas ungebundenen

Wesens öfters Anlass zu brieflichen Mittheilungen und Bedenken von Seiten des Rathschreibers und des Vaters. Leuchsenring stand von 1771—1776 mit Iselin in Briefwechsel und suchte ihn auch in Basel heim.

Der zweite Brief, welcher von der Zusammenkunft Iselins mit Goethe Bericht gibt, ist am 4. August 1775 geschrieben. *S. Hirzel,* an den er sich richtet, gehörte zu den thätigsten »Menschenfreunden« der Schweiz während der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts; er und sein »Gevatter« in Basel hatten die »helvetische Gesellschaft« in Schinznach mit einigen anderen Gleichgesinnten gegründet. Ihm meldete Iselin: »Es hat mir viel Freude gemacht, Göthen zu sehen. Ich bewundere das Genie dieses Mannes im höchsten Grade — obwohl ich den Gebrauch gar nicht liebe den er davon machet. Er wird indessen eine neue Bahn öffnen. Es wird nun eine Zeitlang in Deutschlande alles sich dahin bestreben Thätigkeit zu spiegeln, Stärke zu zeigen. Wer die grössten Kräfte beweisen wird — wird der grösste seyn — und sich auf dieser Bahn bemerken zu machen scheinet Göthens vornehmste Absicht zu sein. Auch ist niemand der mehr im Stande wäre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Dieses soll uns indessen nicht irre machen. Wir denen Gott weniger Kräfte verliehen hat, wollen ruhig auf der Bahn fortgehen, die zum Guten führet. Wir werden da weit sicherer und weit rühmlicher arbeiten — und unsre Glückseeligkeit wird dadurch nicht gemindert werden.

Was sagt Hr. Bodmer von Göthen — [Vgl. hierzu Cruegers Mittheilungen im G.-J. V. S. 177 ff.] Er kann mit diesem Manne, wie es mir deucht gar nicht zufrieden seyn. Wie Lavater und Göthe so wohl zusammenstimmen können das kann ich gar nicht erklären. — Es müssen in den Herzen dieser zwei Männer ganz besondre Saiten sich befinden — welche einander verwandt sind — zween grosse Geister die einander nicht verdunkeln — können indessen besser Freunde seyn als solche welche sich auf der gleichen

Bahn neben einander sehen lassen. Ich stelle mir daher [vor] dass die Erscheinung von Göthe Wielanden sehr wehe thun soll. Er der bis[her] dem witzigen Deutschlande mit so vielem und ausschliessendem Geiste vorgaukelte, soll einen Mann nicht gerne sehen der nicht nur noch grössre Sprünge thut als er sondern der noch Originalsprünge thut, da er immer nur Nachahmer war«.

Mehr und mehr ward Iselin inne, dass er der neuen literarischen Richtung auf keinen Fall sich anschliessen könne. *Leuchsenring*, den er einst enthusiastisch begrüsst, hatte bereits 1773 in seinen Augen sehr viel von dem ehemaligen Nimbus eines Naturkindes verloren; *Herders* »älteste Urkunde« kam ihm völlig unverständlich vor; Freund *Nicolai* war gar als Orang-Outang heimgeschickt worden — und nun erst das Kraftgenialische Treiben im Thüringerland, von welchem zunächst ein hannöverscher Offizier, *von Rosenthals* Nachfolger in Marschlins, ihm wundersame Dinge berichtete! Vor einem Dutzend Jahren etwa hatte Iselin auch geschwärmt, à la Klopstock und Gessner geschwärmt — aber die »freundschaftliche Tagsatzung« in Schinznach war doch aller Zucht und Ehrbarkeit beflissen gewesen, gegenüber der unartigen Aufführung der »beaux esprits rassemblés a la cour de *Weimar!*« »Tout s'y tutoye, le Duc, Wieland, Goethe, Lenz, le Comte de Stolberg etc. Un homme d'un grand merite et apparemment de plus de sens, le Baron de Dahlberg, gouverneur d'Erfurt, et Chanoine de Mayence, voulant faire l'autre jour visite au Duc le trouva jouant au Colin Maillard [Blindekuh] avec les philosophes. On cessa un peu pour le saluer et on continua a jouer Colin Maillard, dont a ce qu'on dit il ne se scandalisa pas peu. Reste aussi a sçavoir« fügt er doch besonnen hinzu, »si ce trait comique est bien vrai. Cependant il est assés dans le sens de ces gens. Au bout du compte j'aime mieux les fous qui jouent au Colin Maillard que ceux qui se tuent. Au reste il ne faut jamais faire l'un et quand on a passé l'âge de vingt ans on peut renoncer a l'autre«. (Iselin au

Frey d. d. 13. Mai 1776.) Andere, nach seinem Dafürhalten völlig glaubwürdige Leute erzählten ihm weitere »recht tolle Dinge« von Weimar: er vermuthete, »diese Haupt- und Staatsaction dürfte leicht mit einer Schlägerey enden und Wieland endlich in die Fäuste lachen« (Iselin an Hirzel am 30. Sept. 1776). Acht Wochen später erklärt er demselben definitiv: »Ich kann mich nicht in die neue Philosophie dieser Genien finden, an deren Spitze Göthe steht. Mir deucht, es sey da alles ausser den Schranken der Ordnung und ein besonderer Schwindelgeist treibe eine Mänge Köpfe herum. Auch unser lieber Lavater ist hievon nicht ganz frey — und auch nicht mein Freund Schlosser. Ich weiss nicht, was ich aus der Empfindsamkeit machen soll, die der Abgott dieser Herren ist. Ich verehre die Empfindsamkeit, aber ich möchte doch mein bisgen gesunde Vernunft dabey behalten, um mich zu warnen, wenn Empfindung und Einbildung mich zu weit führen wollte«.

Nur im Vorbeigehen kommt Iselin fortan in der nachgelassenen Korrespondenz auf »la secte des Göthen et leur séquelle« zu sprechen. Als *Zollikofer,* der bekannte reformirte Prediger Leipzigs, ihn besuchte, zeigte *Georg Christoph Tobler* (damals Informator bei Iselins Schwager Burkhardt) für denselben und seine Sache nur Mitleid: der Rathschreiber verstand dergleichen Äusserungen recht gut. »C'est une chose singulière«, schrieb er am 8. August 1777 mit Bezug auf das eben Erlebte, an Hirzel, »combien ces Messieurs de la secte de Goethe et de Herder méprisent tout le reste des humains«. Verbittert ist er darum nicht worden, und persönlichem Groll blieb seine edle Seele auch jetzt verschlossen.

Im nämlichen Jahre trat in den Kreis seiner Bekannten und in der Folge auch Freunde ein Originalgenie wunderlichster Art, an Geist und Herz echt und vollgehaltig, von reinem Natursinn und Schöpfungskraft überquillend, dabei ungeschlacht, mit seinen Bestrebungen immer nur die Andern

meinend, auf vielen Punkten das Gegenstück zu Leuchsenring und Kaufmann, jedenfalls aber trotz seiner dreiunddreissig Jahre der Lenkung und Weisung sehr bedürftig: es war *Pestalozzi.* Und wie merkwürdig: in seiner ersten bedeutendern Schrift warf dieser seltsame Anachoret dem Verfasser des »Werther« den Fehdehandschuh hin! Pestalozzis »Abendstunde« steht in Iselins Ephemeriden für 1780 in der ersten Fassung. Hier findet sich der Passus, den man in den Abdrücken von *von Raumer, Schulz, Seyffarth, Morf, Sperber* und *Schumann* vergebens sucht:

»O Fürst in deiner Höhe!
O Göthe in deiner Kraft!
Ist das nicht deine Pflicht, o *Göthe,* da deine Bahn nicht ganz Natur ist,
Schonung der Schwachheit, Vatersinn, Vaterzweck, Vateropfer im Gebrauch seiner Kraft, das ist reine Höhe der Menschheit.
O *Göthe* in deiner Hoheit, ich sehe hinauf, von meiner Tiefe, erzittre, schweige u. seufze.
Deine Kraft ist gleich dem Drang grosser Fürsten, die dem Reichsglanz Millionen Volkssegen opfern!«

Was soll dieses Orakelwort inmitten eines aphoristisch gehaltenen Aufsatzes? Vorab war der Zusammenhang mit dem umgebenden Text nicht eben klar. Iselin rieth dem Verfasser, die Stelle wegzulassen. Hierauf antwortete Pestalozzi seinem Mentor in einem Briefe, der wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des Jahres 1779 geschrieben wurde: »Göthe lasse ich gerne durchstreichen — der Sinn warum er dastehet ist folgender — die Krafft seines dem Jahrhundert zugeschnittenen Genies — wirkt mit Fürsten und Herrscher Gewalt — wie Voltaire in seiner Zeit — und seine unbescheidene, ungläubige, alles Heiligthum der Welt nicht schonende Kuhnheit — ist wahre Schweche — Were Vatter Sinn, Vatter Opfer Geistes Richtung des Mannes im Gebrauch seiner Kreffte — er were Prophet und Mann

Gottes — fürs Volk — jez Irrliecht zwischen Engel und Satan, und mir *in so weit niederer* Verführer der Unschuld«.

Und nun liess Iselin den Text des ursprünglichen Manuscriptes in die Presse wandern. Goethe hat von diesem ersten Druck der »Abendstunde« schwerlich Notiz genommen. Als der Aufsatz dann 1807 in Pestalozzis »Wochenschrift für Menschenbildung« neuerdings erschien, waren die Zeilen, welche den Angriff enthalten, aus kaum mehr bestimmbaren Gründen weggelassen.

6. Mittheilungen von Zeitgenossen über Goethe

Nebst einigen Briefen an Goethe. 1776—1834.

mitgetheilt von

G. Finsler, L. Geiger, H. A. Lier, Alfred Stern.

Die folgenden Mittheilungen sind aus verschiedenen Quellen entlehnt. Den Anlass gab die erneute Gelegenheit, die reiche Autographensammlung des Herrn Alexander Meyer Cohn in Berlin zu durchforschen, deren schon einmal in diesen Blättern dankbar gedacht worden ist, vgl. G.-J. IV, S. 192. Der nach einem verständnissvollen einheitlichen Plane sammelnde und von seltenem Finderglück unterstützte Besitzer hat als wichtigen Bestandtheil seiner die gesammte deutsche Literatur umfassenden Sammlung, auch eine Abtheilung von Briefen zusammengestellt, welche mancherlei Notizen über Goethe und Schiller enthalten. Aus dieser, mit grösster Liebenswürdigkeit zu meiner freien Benutzung gestellten Sammlung sind alle die Berichte entlehnt, bei denen nicht eine andere Quelle ausdrücklich angeführt ist. Durch eine freundliche Mittheilung des Herrn Baron Wendelin von Maltzahn wurde ich sodann auf die im Besitze des Herrn Dr. G. Finsler, Antistes und Pfarrers am Grossmünster in Zürich, befindlichen Briefe Knebels an Lavater aufmerksam gemacht. Herr Dr. G. Finsler hatte die Güte, mir die Auszüge aus diesen Briefen 1780 bis 1784

zu schicken, worunter sich die wundervolle Charakteristik Goethes vom 1. Sept. 1780 befindet, die einen Ehrenplatz unter den zeitgenössischen Mittheilungen verdient. Eine weitere Bereicherung erhielt diese Sammlung durch Sendungen meines lieben Freundes, des Herrn Prof. Alfred Stern, der in diplomatischen Depeschen aus der Zeit der preussischen Reformbewegung höchst merkwürdige Notizen über Goethe fand und sie mir zur Verfügung stellte. Bei meinem Aufenthalte in Dresden wurde ich sodann durch Herrn Bibliothekar Prof. Dr. Schnorr von Carolsfeld auf die neugeordneten Briefe (Göschens und Cottas) an Böttiger aufmerksam gemacht. Auf meine Bitte erhielt ich die Sammlung zugesendet und gebe eine Reihe von Auszügen daraus, die für die Verlagsgeschichte der Goetheschen Werke und für manche Personalnotizen nicht unwichtig sind. Der Direktion der königl. Bibliothek in Dresden sage ich auch an dieser Stelle für die freundliche Überlassung der Handschriften besten Dank. Gleichfalls durch Vermittlung des Herrn Prof. Schnorr von Carolsfeld erhielt ich durch Herrn Dr. Lier die zwei Berichte über Besuche von und bei Goethe 1800 und 1827. Den Brief vom 6. Mai 1827 verdanke ich der Gefälligkeit der mir befreundeten Erben des Adressaten. Einige andere Quellen, aus denen einzelne Fragmente entnommen wurden, sind an den betreffenden Stellen (unten S. 119 A. 1, S. 136 A. 1.) angeführt. Allen denen, welche durch ihre Mittheilungen diese Sammlung so reichhaltig und interessant gemacht haben, sage ich für ihre Freundlichkeit den herzlichsten Dank. L. G.

Sophie La Roche an ? *15. Januar 1776.*

Solls wahr seyn, dass Goethe in Weimarsche Hofdienste getretten ist? Er und *Wieland* antworten mir auf Briefe u Fragen nichts. Urtheilen Sie ob der gute *Bury* nicht sehr irre geht da Er glaubt, ich dörfe nur meinem Sohn Goethe schreiben und dass pflaster auf seine Liebeswunde, würde gekocht und aufgelegt werden. Nun noch eins aber *nur*

Ihnen — Sie wissen, dass man in Neuwied *Leuchsenring* zum Erziehungs institut verlangte — dieser schrieb mir, Er wolle kommen, wenn ich ihm 12/m libres auf die garantie der Princess Louise von Darmstadt verschafen wolle, — in Neuwied wollen sies geben, aber sie denken Er werde es zum institut verwenden u er brauchts in Paris; wo Er krank u bekümmert ist — ich bin missvergnügt, das dieser Mann seine Talenten nicht besser u nüzlicher brauchte — aber dass geld — wie soll ich ihms schafen. Dieses alle muss Ihnen zeigen, dass ich Sie kenne, wie schrieb ich sonst von Leuchsenring an Sie[1].

Wieland an Schwan. Weimar, den 30. November 1778[2].

Hrn. Emsers Buch habe ich, weil im Monat November kein Raum für Recensionen übrig blieb, auf den Dezember zurücksetzen müssen. Ich muss Ihnen aber aufrichtig gestehen, dass ich desshalben in keiner kleinen Verlegenheit bin, denn wenn ich Ihnen oder dem Publico sagen sollte, dass ich das Buch, es sey nun als Philosophisches Werk, oder als Werk des Witzes, *gut* fände, so müsste ich wider Wissen und Gewissen reden. Indessen da Sie der Verleger, und der Verfasser zu der zweybrückischen Societät gehört, mit der ich nun einmal, ex providentia divina, in freundschaftlicher Verbindung stehe, so sehe ich nur zwey ehrliche Wege, aus der Sache zu kommen — entweder gänzlich davon zu schweigen — oder bei der Anzeige eine solche Wendung zu nehmen, dass ich gar nicht davon urtheile;

[1] Die Stelle über Leuchsenring ist wegen der frühern Beziehung Leuchsenrings zum Goetheschen Kreise mitgetheilt. Ein Adressat ist auf dem Briefe nicht genannt; es muss ein Frankfurter oder Darmstädter sein, aber einer, der, wie es ausdrücklich in dem Briefe heisst, weder Herrn la Roche, noch Herrn v. Hohenfels persönlich kennt. Der Adressat wird aufgefordert, Louise, die zum Carneval bei Maxe in Frankfurt sei, zurückzubringen.

[2] Der folgende Brief, der allerdings über Goethe nichts enthält, scheint mir wegen seiner Ausführungen über Maler Müller durchaus in diesen Kreis zu gehören.

und dieses letztere wird, glaube ich, das beste seyn, wenn Sie Selbst nicht anderer Meinung seyn sollten. Dass unser Freund Müller in Rom ist, oder doch bald dort seyn wird, ist mir tröstl. zu vernehmen. Jedermann, wer es hier wohl mit ihm meynt, wünscht dass er sich der Mahlerei ganz ergeben, der Schöngeisterey und Autorschaft aber auf ewig entsagen möchte. Ich mag Ihnen nicht sagen was für einen leidigen effect seine Niobe und sein Faust bey allen seinen hiesigen Freunden gemacht haben. Seitdem nun auch dieser Faust erschienen ist, ist die grosse Meynung und Erwartung, die man *ihm* gefasst hatte, so sehr gesunken, dass ich Mühe habe die Sache nur einigermassen im Gleichgewicht zu erhalten. Ich kenne den jungen Mann nun persönlich, und weiss also, dass er viel mehr werth ist als alles was er bis her producirt hat; und dass folglich auch, wenn er einmal *als Mahler* seyn wird was er werden kann, noch eine Zeit kommen wird, wo er auf seine meisten Poetischen und Dramatischen Skizzen mit Misvergnügen zurücksehen und es jedem danken wird der davon stille schweigt. Ich bin aber hier würklich der einzige der so denkt. Alle übrigen behaupten, wer die Niobe und den Faust, und die Vorrede zum Faust zu schreiben fähig gewesen sey, sey zum Autor und zum Mahler gleich stark verdorben und es werde also aus unserm Freunde Müller nie nichts Grosses und Ganzes werden. Gebe der Himmel, dass er diese Weissagung durch die That widerlegt! Noch bin ich immer für ihn gesinnt wie ichs zu Mannheim war, und bleibe fest dabey, dass er, wenn er sich der Mahlerei *ganz* und *allein* übergiebt, ein grosser Mann in dieser Kunst werden kann und wird.

Auszüge aus den Briefen des Baron v. Knebel an Lavater[1].

Basel, den 14. August 1780. Der Herzog und Göthe sind unaussprechlich gut gegen mich. Ich kenne kein Exempel grösserer u wahrerer Gutmüthigkeit, als Ersterer gegen

[1] Mitgetheilt von G. Finsler.

mich zeigt. Was muss ich machen, dass ich so guter Menschen Liebe verdiene?

Rastatt, den 1. September 1780. Was soll ich weiter? Diesen Morgen will ich noch nach Carlsruhe. Etwas weh thut es mir, dass *Sie Göthe nicht kennen.* Was soll *ich* sagen? Ich weiss es wohl, er ist nicht *allezeit* liebenswürdig. Er hat widrige Seiten. Ich habe sie wohl erfahren. Aber die Summe des Menschen zusammengenommen, ist unendlich gut. Er ist mir ein Erstaunen, auch selbst von Güte. — Der Durchreissenden Keiner *sieht* ihn — und doch urtheilt jeder. In *Weimar* selbst wird er *kaum* gesehen. In der Entfernung *ist* er nicht zu sehen. Noch zur Stunde schwör' ich, dass seine Richtung *grad,* seine Absichten *rein* u *gut* sind. — Verkannt muss er werden und er selbst scheint drinn zu existiren. Die Schönheit, die sich unter der Maske zeigt, reizt ihn noch mehr. Er ist selbst ein wunderbares Gemisch — oder eine Doppelnatur von Held und *Comödiant,* doch prävalirt der Erste. — Er ist so biegsam als einer von uns. Aber Eitelkeit hat er noch etwas, seine Schwächen nicht zu zeigen. Da lässt er denn gemeiniglich leere Lücken oder stellt einen Stein davor, oder, wann er sie sehen lässt, schlägt er mit Fäusten zu, dass man sie ihm nicht berühre. — *Wenn er's nicht sagt,* dann hat er seine Freunde am Liebsten. Vor allen Sterblichen liebt und ehrt er *Sie.* Wenn Sie den Herzog lieb haben müssen, so bedenken Sie, dass ihm *Göthe* zwei drittel von seiner Existenz gegeben! — Schreiben Sie mir nicht mehr, bis ich Ihnen aus einem anderen Fleck geschrieben, wo ich bin! In Weimar bin ich unter etlichen Wochen noch nicht. Grüssen Sie den lieben Hoze tausendmal! Der Sattel für ihn wird bald kommen. — Sie sollen die Weimaraner nicht als *Götter* u *Göttinnen,* sondern als *Menschen* lieben.

(Randbemerkungen.) Noch Eins zu *Göthe!* Er ist weitsehend, vielleicht zu weitsehend zu seinem Stand — und dann oft wieder zu nah. Dies verwirrt den Blick der Anderen. Er sieht Dinge in Jahren kommen, die man gegen-

wärtiger glaubt, und hohlt andere aus der Ferne herbei. Dies liegt in seinem eigenen Gefühl, von der *Reife*. Auch hat niemand leicht *genugsamen* Unterricht von der *Beschaffenheit seines Hofes u seines Zustandes darin*. Die Flügel sind ihm noch durch das unvermeidliche Schicksal wie Andern gebunden.

Weimar, den 19. October 1780. Acht Tage — u etwas darüber — bin ich hier. Habe Alles *wohl* getroffen; manches *besser*, manches etwas *schlechter*. Der *Herzog*, *Göthe*, die *Stein*, die *Herdern* sind *besser*, die Andern — schweben im Gleichen oder sind etwas gesunken. Die Herzogin *Luise* ist indess gar gut. Sie hat mich liebreich und gut empfangen. Ich habe nichts als von *Lavater* u Mar. *Einsiedel* erzählt . . . . . Ich führe seit meiner Rückkehr ein zufriedener Leben als zuvor u habe Hoffnung zu *mir* dass es dauern wird. Ich habe mich vom *Prinzen* und vom *Hof* mehr getrennt. Dadurch erlange ich es. — Es ist schrecklich die Noth, der Mangel an Zufriedenheit, an Selbstgenügsamkeit bei so vielen Menschen von seltnen Gaben. Man fühlt recht, dass man nur in der Schwäche stark sein kann — u darf. Ohne diese Überzeugung scheitert das stolze Schiff des Lebens an der kleinsten Klippe oder fault in Unbeweglichkeit. Der Herzog ist gut, liebt u ehrt Sie. Er denkt nicht unedel noch klein. Zuweilen ist er nur aus physicalischen Ursachen etwas mit sich selbst brouillirt. Er fühlt gegen seine Freunde warm und fürstlich. — *Göthen* hab' ich reich an genialischen Werken gefunden. Freilich hat er auch hier wenig Freunde. Es ist aber nicht die Schuld seines Herzens, sondern seiner eigensten Vorstellungsart, die freilich mit vielen gährt. Er ist der Wahrheit seiner Vorstellungsart ganz treu.

Weimar, den 17. November 1780. Der Herzog wird, zu meiner grossen Freude, täglich besser u hat ein gütiges Herz. Göthe liebt Sie mit aller Seiner Liebe. Beide sind gewiss bereit, treulich mitzutragen. Lassen Sie den Kummer nicht auf Ihr Herz zurücksinken! Es ist vielleicht ein Kleines, was Sie drückt.

Nürnberg, den 29. November 1780 früh. Von Göthe und der St. (Stein) hab' ich recht wackere Zeilen kürzlich erhalten. Er schreibt mir, dass in W. (Weimar) das Bild der *Ewigkeit* wäre. Denn es wäre immer dasselbe und kehrte auch dasselbe zurück. [Der angedeutete Brief fehlt; die bei Strehlke citirten Briefe vom 12 und 22 Nov. 1780 enthalten nichts von den hier erwähnten Ausdrücken. L. G.]

Weimar, den 3. August 1781. Göthe hat mir was von dem Briefe an Sie gesagt. Wie begierig bin ich, was von Ihnen darauf zu wissen! Ihre Briefe sind beinahe ein allgemeines Handbuch hier geworden.

Nürnberg, den 5. Mai 1784. Ich bin nun in Bereitschaft Nürnberg in wenigen Wochen nach einem dritthalbjährigen Aufenthalt zu verlassen — da die hiesige Kreisversammlung wahrscheinlich gegen Pfingsten auseinandergeht. Ich werde nachher vor's Erste wieder einen Besuch in Weimar abstatten, aber schwerlich mich daselbst noch fixiren. Ich brauche Ruhe, Stille u zufriedene Vergnügsamkeit u verspreche mir noch nicht, solche da finden zu können. Das Ganze ist noch immer daselbst von fiebrischer Beschaffenheit, da die *zu* ungleichen Theile sich nicht zu einer lebenden Masse zusammenfügen können. Göthe bleibt fest an seine *tâche* gebunden u hält, wenn ich so sagen darf, das Rückgrat der Dinge, aber Haupt u Füsse sind noch zu schwach.

Reinhold an Göschen. 25. August 1787.

Ich komme eben mit unserem *Schiller*, den ich seit drey Tagen, die er mir in meinem Hause verschönert, auch den Meinigen nennen darf, von einer kleinen Wallfahrt zurück und finde nur noch ein paar Augenblicke, um Ihnen den lange schuldigen und durch die heutige Ankunft von Goethens Schriften noch um so vieles erhöhten Dank für Ihre höchst angenehmen Geschenke, die mir der Beweis Ihrer Liebe ganz unschätzbar macht, abzustatten. Goethe ist weder mein Freund noch mein Feind und, Gott weiss,

wenn er mir als *guter Bekannter* seine Werke geschenkt hätte, sie würden mir nicht halb die Freude gemacht haben, als da sie von der Hand des *Freundes* kommen . . . . Ich werde Wielanden fragen, ob er selbst Goethens Schriften im Merkur anzeigen will. Auf alle Fälle solls künftigen Monath geschehen. Wie viel Schönes lässt sich nicht von Ihrer Aufmerksamkeit gegen das Publikum, die Sie auch nur bey der Besorgung der Kupfer, die uns sehr gefallen, bewiesen haben, sagen!

Gustav Wohlbrück an Goethe. Magdeburg, 11. Mai 1792.

(Theilt mit, dass er seit zwei Jahren bei der Carl Döbbelinischen Bühne engagirt sei, »jugendliche Liebhaber, Chevaliers und Bediente feinerer Gattung« spiele. Er habe Erfolg gehabt, traue aber dem wechselnden Publikum kleiner Städte kein rechtes Urtheil zu. Er möchte unter Goethes Leitung stehen, jedenfalls vor ihm ein paar Rollen spielen, um dann auf Grund seiner Empfehlung eine Stelle bei einer grösseren Bühne zu suchen.)

Aus Briefen Göschens an Böttiger 1795—1810.

(Vgl. die Vorbemerkung zu S. 107.)

Leipzig, 5. April 1795. Allerdings hätt ich zu Goethes Gedicht Lust. Vornehmlich um deswillen, dass man sehe, Goethe habe nicht auf ewig mit mir gebrochen. Sehen Sie zu, wie das Ding zu wenden ist. Aber mein Freund bis Ostern übers Jahr habe ich kein Geld übrig. Dann bin ich aber zu Befehl.

(1796) Unsere »Sudelköche« finden hier keinen Beyfall. Manso hat die Dinge fast alle gemacht, Garve ist sehr böse darüber. In Wien hat man geglaubt, Goethe wenigstens sey gescheuter als solche Burschenstücke zu machen.

(1796) Soviel ich weiss hat Goethe durch ein artiges Benehmen alles zur Artigkeit gebracht, wo er sich genähert hat. Er hat unsern alten Weisse besucht und viel mit ihm über griechische und römische Literatur gesprochen und

sich äusserst gut benommen. Aus Hennings Anmerkung konnte Goethe gewiss eines der schönsten Epigramme machen.

2. *Januar 1797.* Reichardt hat im Journal »Deutschland« auch Rache geschnoben. An Goethe wagt er sich nicht recht, aber desto verächtlicher geht er mit Schillern um. Mir blutet das Herz, wenn ich bei dieser Gelegenheit den schönen Traum von der Cultur unserer Nation schwinden sehe. Es waren diese Erscheinungen ein Griff an den Puls unseres Jahrzehends. Nicht der Griff eines sorgsamen Arztes, sondern eines Scharfrichters, — es war aber noch Griff. Und was ergiebt sich? Erstlich die Nation ist noch nicht reif genug, das Verachtungswürdige zu verachten und sie ist nicht reif genug, um nicht das Kind mit dem Bade auszuschütten. In allen Briefen, die ich erhalte, in allen Journalen, in allen Flugschriften, die bis jetzt erschienen sind, raubt man, wegen einer Versündigung der beiden Menschen, wenigstens Schillern Alles. Und hat Schiller nicht den Geisterseher geschrieben? welches Buch in Rücksicht der Darstellung gewiss vielen Goetheschen das Gleichgewicht hält. Hat Schiller nicht Bürgern und Matthisson recensirt und welche Nation hat eine ähnliche Critik? Auf 10 Jahr ist Schillers Ruhm unter den Deutschen dahin, wegen eines Muthwillen, der Züchtigung, aber doch keine so fürchterliche verdiente. Was haben die Xenien im Grunde geschadet? Das wahrhaft Gute und Schöne kann durch dergleichen Muthwillen nicht besudelt werden. Nicolais Verdienste werden bleiben ohngeachtet der Musenalmanach ihn Nickel nennt und ohngeachtet Nicolai Reisen schreibt und viel Sünden begeht . . . . Ich hörte von Schlegeln schon etwas von Goethes neuem Gedichte, auch dieser war davon enthusiasmirt. Das wäre ein Gegenstand, der einen ehrlichen deutschen Typographen wieder in Enthusiasmus setzen könnte.

1797. Lassen Sie sich durch den Meister Wegwerffend nicht irre machen. Er hat über andere Dinge, die er jezt

selbst hochschäzt, eben so geurtheilt über Dinge, die nicht nur unsere sondern auch andere Nationen ehren. Ich führe Ihnen nur den Philosophen Jacobi und Schillern und ihre Werke ins Gemüth. Ganz Weimar weis sein ehemaliges Urtheil. Sein treuer Gesell ist K.; was jener sagt arbeitet dieser vollends aus, und ich will mich hängen lassen, wenn er irgend etwas besser machen kann, als das schlechteste Blatt von Racknitz. Überhaupt haben wir wenige Kunstwerke die sich nicht tadeln liessen; aber was können die Tadler hervorbringen? Hat der grosse Tadler Meyer schon etwas vollendetes hervor gebracht und wie sieht es mit dem Tadel selbst aus? Meyer fand in Dresden in der Gallerie wenig mehr als einige artige Sachen; aber der Kopf der Venus (dies plumpste Ding das ich kenne) setzte ihn in Entzücken. Immer kommen die Herren mit Verzeichnung. Ist aber das Racknitzische Werk geschrieben um Muster ganz reiner Zeichnung zu geben? oder nicht vielmehr um Ideen zu ZimmerVerzierungen zu erwecken? Welche Nation hat ein Kunstwerk das nicht Verzeichnungen enthielt? Es ist wahrhaftig keine Kunst zu tadeln und wie Sie sehen es ist auch keine Kunst den Tadler klein zu machen.

25. Februar 1797. Den Brelokenmacher kenn ich nicht. Graff hat sie verlegt. Ich vermuthe — aber aus einem sehr leichten Grunde — dass es vielleicht Voigt der Übersetzer des de Lille ist, das ist Herrn Graffs Leibpoet, der alle Hochzeitgedichte für ihn macht. Aber ich glaube doch nicht dass es Voigt ist. Woher kannte dieser Schlegeln und wusste von seinem Shakespear? Vielleicht ist der Distichonfabrikant würklich in Jena. Voigt hätte sich auch wohl nicht an Bode versündigt, den er nicht kannte.

1797. Nicolai ist nun auch mit 16 Bogen gegen die Xenien erschienen. Ein Gericht Kartoffeln worin für manchen gesunde Nahrung ist, da sie aber mit der Mondirung in blossem Wasser gekocht sind, so wäre etwas mehr Salz, Butter und Pfeffer nöthig damit das Gericht auch Geschmack bekäme. Sein Lessing spielt auch hier seine Rolle und

franz. engl. griech. lateinische Citate sollen ihm von dem Leerkopf loshelfen. Der arme Schiller muss die Freundschaft Goethens theuer bezahlen, denn auf ihn fällt immer der Schuss, da man auf Goethe nur anlegt.

2. September 1803. Ich bin aus den Wolken gefallen, wie die Lit. Zeitg. von Jena wegfällt. Welch ein Schlag für Jena! Paulus, Hufeland, Loder, Schütz! Wer bleibt denn noch ausser Griesbach, Marezoll und Schmidt? Halle jubelt und ich glaube nicht mit Unrecht. Die Philister in Jena werden erbärmlich zurecht kommen. Gott sei jeder Stadt gnädig, deren Existenz von einer Universität abhängt.

(Nach September 1803.) Ich fürchte, ich fürchte, dass bei so bewandten Umständen beiden Literaturzeitungen der Hals gebrochen wird. Denken Sie an mich! In Fiedlern verliert die künftige Hallische zwar keine Stütze, aber die Jenaer gewinnt an ihm einen mit dem ganzen Gang vertrauten Mann, der Ordnung hält und sich in Alles hineingeschustert hat. Übrigens seh ich aus Goethens, Schillers, Vossens und Eichstädts Federn noch keine 365 Blätter herauskommen und das ganze Ding will mir noch nicht recht im Kopf, denn wo Bertuch bleibt, da bleibt auch das Zutrauen der Mitglieder zu den Honorarien.

1. Oktober 1803. G. H. hat so viel Ähnliches von Goethe, dass ich mich nicht über die Freundschaft wundere. Mündlich einmal mehr davon. (Ich freue mich auf den guten Harrach.)

8. October 1803. Wie ich höre, so gibt Cotta nun auch Goethes Werke heraus, ohngeachtet ich mit Goethe für die folgenden Auflagen einen bindenden Contract habe. Das ist ein feiner Bursche unter dem Mantel des Goethe-Bonaparte. Bald wird Cotta nichts mehr an *mich* zu plündern finden. Wohl möge es ihm bekommen.

1810. Unter uns von Goethe. Sein Buch beweiset, dass er anfängt auszukramen mit schönen Worten. Das Licht ruht im Auge und geht dem äussern Licht entgegen. Das ist

die Lehre des ehrlichen Black, Professor in Edinburg von gebundener und ungebundener Wärme. Denn, sagt Goethe, wir sehen im Traume Farben. Folglich, sag ich, sitzt der Stock im Puckel, weil wir oft im Traume Prügel kriegen. Sagt denn jene Träumerei etwas Besseres als: das Auge hat Empfänglichkeit für Licht und Farbe und ist dazu gemacht und erschaffen. Gemeine Sachen in schönen Worten und gelernte Sachen, mit denen man prunken will, weil man glaubt, andere Leute bleiben so dumm, wie die Esel und halten schöne Seifenblasen für Weltkugeln. Der Mann mag Recht haben, denn das Publikum verschlingt ihn, oder vielmehr hat sein Fleisch und Blut verschlungen, was übrig ist sind gute und immer sehr ansehnliche schätzbare Knochen mit poetischen gewobenen, gestrickten und zusammen genähten Gewändern behangen.

Alxinger an Göschen. *Wien, 15. Mai 1796.*

Gott vergelte Ihnen Ihr Urtheil über die Horen. Ich habe mich über die sclavische Anbetung dieser höchst mittelmässigen Zeitschrift, wodurch die Litteratur-Zeitung sich eben nicht Ehre gemacht hat ganz entsetzlich aufgehalten. Doch der Critiker mag sagen, was er will; gescheite Leute wissen doch, woran sie sind. Das bezeugt die grosse Abnahme der Pränumeranten. Erinnern Sie sich an Schillers »Reich der Schatten«? Mein Gott, wie hat man das Gedicht vergöttert; *eine* göttliche Eigenschaft scheint es doch zu haben, die Unbegreiflichkeit. Hängen will ich, wenn unter 100 Bewunderern es fünfe verstanden haben. Wie August nach der Niederlage des Varus ausrief: »Varus, Varus gieb mir die Legionen wieder«, so möchte ich ausrufen: »Kant, Kant, gieb mir Schillern wieder«. Freilich ist Kant unschuldig, denn er verlangt nicht, dass man seine Kritik der reinen Vernunft in Verse bringe.

Das Beste, was seit langer Zeit im Fache der schönen Wissenschaften erschienen ist dürfte, nebst Goethes Elegieen, »die Kunst zu lieben« seyn. Die Recension in der Literatur-

zeitung habe ich gemacht. *Manso* ist der Verfasser dieses schönen Lehrgedichts[1].

Böttiger an Göschen. Weimar, 28. Dezember 1796.

Der Weimarische Sudelkoch[2] ist eben in Leipzig. Sollte das nicht zu einer drolligen Begegnung Anlass geben? So viel kann ich Ihnen sagen, dass er ein neues Heldengedicht in 6 Gesängen unter der Feder hat, welches sich auf die französische Revolution gründet, ohne diese doch zu berühren und in dem Goethe ganz der göttliche Goethe ist. Es muss das erste Volksgedicht werden, das eine neuere Nation aufzuweisen hat. Wieland hat geweint als es ihm Goethe vorlas.

Aus Briefen J. F. Cottas an Böttiger, 1798—1834.

(Die Kgl. öffentliche Bibliothek in Dresden besitzt 2 Bände Briefe Göschens an Böttiger, 1795—1835 und 4 Bände Briefe Cottas an Böttiger. Auszüge aus den ersteren s. oben S. 102—106. Die letzteren sind theils von J. F. Cotta, theils von dessen Nachfolgern geschrieben und umfassen die Zeit vom 1. Dez. 1797 bis 25. Sept. 1835. Sie sind fast ausschliesslich geschäftlichen Inhalts und beweisen in noch weit höherm Grade, als dies bereits bekannt gewesen war, die innige Verbindung Böttigers mit der berühmten Buchhandlung und den ausserordentlich regen Antheil, welchen er an den Verlagsunternehmungen derselben genommen. Sie bringen auch einzelne Notizen über Goethe bei, die, wenn auch nicht von hervorragendem Werthe, doch mancherlei Brauchbares enthalten. Ich stelle sie hier zusammen, die chronologische Reihe der Mittheilungen unterbrechend, um die einzelnen Briefe nicht zu sehr zu verzetteln.)

Tübingen, 1. Dezember 1797. Aufforderung zur Theilnahme an der von Posselt herausgegebenen Weltkunde. »Herr Geh.

[1] Zu den in diesem Briefe mitgetheilten Urtheilen Alxingers über Schiller vgl. die anderen in den Briefen Alxingers an Reinhold in: R. Keil, Wiener Freunde S. 52. 56. An der erstern Stelle wird Schiller sehr gerühmt, in der letztern wird er gelegentlich als schlechter Versemacher bezeichnet.

[2] Der Ausdruck ist gewählt nach der oben S. 102 erwähnten Mansoschen Publikation. Über Goethes Leipziger Aufenthalt vgl. oben Göschens Äusserung S. 102 fg., wol die Antwort auf unsern Brief.

Rath von Goethe hat vielleicht die Gnade, meine Bitte zu unterstützen, Ihnen noch mehr von meinen Wünschen vorzutragen«.

15. Juni 1798. Meyers Werk oder Goethe und Meyers wird in 4 Wochen angefangen.

19. Oktober 1798. Produkte wie Goethes zeige ich nicht gern im Voraus an: die Sache muss entscheiden. Nächstens werde ich einen Schritt desswegen thun, aber ganz einfach, ohne Gepränge.

7. Januar 1799. Hier Propyläen 2. Goethe wird wahrscheinlich die Recension selbst übernehmen.

9. September 1802. Bei Goethe machte ich die verlangte Anfrage.

1. November 1802. Goethe hat mir meine Anfrage wegen Anzeige der Ausstellung gar nicht beantwortet.

3. Februar 1804. Von Goethe erwarte ich noch nähere Eröffnung, da er mir nur vorläufig im Allgemeinen schrieb, es werde Einiges fertig.

17. Juni 1805. Goethe arbeitet an einer Todtenfeier [Schillers], die ich den Theatern überlassen kann. In den Schillerschen Papieren findet sich freilich noch Ausbeute; das Theater besonders ist ganz bereitet; nur von Demetrius sind bloss die zwei ersten Aufzüge fertig.

21. Juni 1805. In Weimar geschieht allerdings etwas. Goethe hat eine sehr schöne Idee zu einer Todtenfeier Schillers, allein es will doch Zeit haben, bis so etwas vollendet ist.

27. August 1805. Erst in 14 Tagen kann ich die erste Calender-Spedition machen, da mich Lafontaine aufhielt; Sie sollen dann bald Exemplare haben; vorläufig nur die Nachricht dass Goethes Epilog auf Schiller an der Spitze desselben steht; Sie könnten dies wohl anzeigen. Damit Sie auch etwas von mir sagen können, so schreibe ich Ihnen, dass mir Alexander von Humboldt so eben schreibt: »Mein alter schon in Amerika gehegter Wunsch, mit dem Freunde unseres Schillers in nähere Verbindung zu treten, lässt Sie mich daher von jetzt an als den Verleger meiner Reisewerke betrachten«.

18. Februar 1806. Aus der Anlage ersehen Sie das Nähere wegen Goethe und Schiller, nur muss ich Ihnen noch bemerken, dass Goethe erst auf den Sommer erscheint; ich gebrauche soviel Papier, etwa 800 Ballen dies halbe Jahr, dass ich nicht Alles auftreiben konnte. Könnten Sie in Dresden Niemand Subscriptionssammlungen für Goethe oder Schiller auftragen?

Tübingen, 26. Januar 1807. Goethe habe ich auf seinen Brief wegen der Weimarer Artikel mein Bedauern und meinen Unwillen bezeugt, ihm aber den Einsender nicht genannt, sondern bemerkt, dass die Schuld dieser Indiskretionen auf den Redakteur falle, der sich nichts Arges dabei gedacht und wol übersehen hat, dass die Stellen eingeklammert und blos zur Privatnotiz bestimmt gewesen waren. — *2. Februar.* Goethe ist auch bereits wenigstens gegen mich besänftiget.

Tübingen, 26. März 1807. Goethes Werke sind fertig und kommen zur Messe.

Tübingen, 13. Oktober 1807. Können Sie mir den hämischen Recensenten von Goethes Werken in der Haller Zeitung nicht erfahren? Der Mensch hat mich zittern gemacht für das künftige Gedeihen meines Verlags. Was doch der grösste Theil der sogenannten Gelehrten für einen eingeschränkten Gesichtskreis hat.

Tübingen, 26. März (1809). Ihren Aufsatz über Goethes Wahlverwandtschaften muss ich zurücksenden, denn es ist schon ein früherer vorhanden.

20. Mai 1813. Die Rede von Goethe habe ich durch dieselbe Hand erhalten; es war mir lieb von Ihnen zu vernehmen, dass G. nicht mit dem Abdruck zufrieden sein werde, damit ich ihm das Nöthige zu meiner Entschuldigung erklären kann.

20. Dezember 1825. Von den Anerbietungen an Goethe bin ich in Kenntniss gesetzt.

1. Juni 1827. Was an Goethes Werken zu tadeln ist, weiss ich nicht. Noch nie hat ein Buchhändler bei einem

solchen Honorar so Wohlfeiles und doch für diesen Preis Elegantes geliefert.

8. März 1831. Goethe ist und wird geschlossen. Die naturphilosophischen Werke des Dichters habe ich längst im Sinn zusammen drucken zu lassen; mündlich darüber in Leipzig.

20. April 1832. Ich danke Ihnen, lieber Freund, besonders dass Sie Goethes so schön in der Allg. Zeitg. gedenken wollen und kann Sie versichern, dass mich Herr Kanzler Müller vom Nachlass benachrichtigt hat und dass wir uns, wenn ich nach Leipzig reise, darüber besprechen werden.

1. Dezember 1832. Zunächst sprechen wir offen über den Aufsatz »Nach Goethes Tod«. Die Redaction hatte mir ihn zugeschickt, weil sie nicht wusste, ob es mir angenehm sein würde, in meiner eigenen Zeitung meiner Buchhandlung lobend zu gedenken. Nachdem ich nun den Artikel selbst gelesen, fand ich, dass Sie, sehr geehrter Freund, einiges Irrige darin dargestellt. Sie sind zwar daran ganz unschuldig, da Sie nach den einseitigen Berichten des Herrn Kanzlers v. Müller urtheilen, was Sie von demselben erfahren. Dahin gehört vor Allem die Nachricht über den Goethe-Zelterschen Briefwechsel. Wer den geringen Absatz der Schiller-Goetheschen Briefe kennt, und den Verlust ermisst, den ich bei dem dafür bezahlten hohen Honorar erleide, der wird es nicht unpassend finden, dass in ähnlichen Fällen künftig vorsichtig zu Werke gegangen wird. Ich selbst werde sicherlich den Verlag davon nicht übernehmen, wenn ich nicht bedeutend bessere Bedingungen und zuvor die Einsicht des ganzen Manuscripts erhalte. Die einzelnen Proben, wie sie Hr. Kanzler v. Müller auch mir mitgetheilt, genügen mir, nach gemachten älteren und *ganz neuen* Erfahrungen nicht mehr.

21. Februar 1833. Umrisse zu Faust II wären sehr an der Zeit. Was halten Sie von dem Goethe und Zelterschen Briefwechsel? Ich kenne ihn nur dem Namen nach bis jetzt.

Schon soll sich die Buchhandlung aber entschliessen und reichlich zahlen, wie Goethesches stets gezahlt und *zu hoch* gezahlt worden. Eine Correspondenz von 6—8 Bänden zu kaufen, ist aber nicht Jedermanns Sache und ich zweifle, ob ein solches Werk, so vortrefflich es sonst sein mag, je grossen Absatz finden wird. Beweis der Schiller-Goethesche Briefwechsel.

15. März 1833. Der Goethe-Zeltersche Briefwechsel ist eine Aufgabe für mich, deren Lösung mir noch zweifelhaft.

3. Juni 1833. Ein gedrängter Aufsatz wegen des Goetheschen Nachlasses wird gewiss s. Z. Noth thun; in Betreff seiner Ausführung und der nähren Modalitäten derselben, bedarf es jedoch der Rücksprache mit Kanzler v. Müller, sowie meinerseits der Erfolg einer weitern Unterhandlung mit der Goetheschen Curatel abgewartet werden muss. Mein Verlangen an dieselbe ist, dass *über* die 15 Bände noch soviel Bogen unentgeltlicher Nachtrag an die Subscribenten abgegeben werden, als der Nachlass schon früher in den sämmtlichen Werken abgedruckte Bogen wieder aufgenommen und dass ich hiefür kein Honorar zu zahlen habe. Sehr würden Sie mich verbinden, wenn Sie Prof. Retsch wegen der Umrisse zu Goethe Faust II. sprechen wollten. Jedenfalls würden diese mehr reden, als die Bürgschaft; zusage von ihm für diese Faustschen Umrisse habe ich schon.

Stuttgart, 21. Januar 1834. Ich bitte Sie, bewegen Sie Hrn. Retsch doch, Faust I. Theil in neuer Auflage wie den 2. zu beschleunigen. Zu dem 1. Theile, den er eben retouchirt hat er mir nehmlich ein paar neue Platten zugesagt, um ihn als vermehrte Auflage erscheinen zu lassen. Ohnedies denke ich bald an eine Prachtausgabe Fausts in einem Bande zu schreiten, worüber ich mir jedoch Stillschweigen noch erbitten muss. Ein Nachdruck Goethes in 2 Bänden nöthigt mich vielleicht bald an Ähnliches zu denken.

V. H. Schnorr v. Carolsfeld[1] *1800.*

»An *Göthe* hatte ich einmal veranlasst durch einen Aufsatz in seinen Propyläen geschrieben. Ich erhielt keine Antwort; hatte aber bescheiden auch keine erwartet; denn ich fühlte hinterdrein, dass ich ihm keineswegs etwas Bedeutendes gesagt haben würde. Jedoch beruhigte ich mich hierüber: wenigstens musste dem Manne meine Aufmerksamkeit gefallen. Und siehe! nach vier Wochen erschien *Göthe* in meiner Dachwohnung[2] in eigener Person. — Ich war höchst überrascht. — Göthe war sehr freundlich und mittheilend und gedachte meiner in jenem Briefe an ihn ausgesprochenen Ansichten mit Zufriedenheit. Die Unterhaltung hatte, wie man sich denken kann, die Kunst vorzüglich zum Gegenstand. — Ich hatte nicht lange erst ein Bild von *Guido Reni*, den Evangelisten *Johannes*, für 100 Dukaten angekauft und zu diesem Kauf den dritten Theil der vor kurzem erhaltenen kleinen Portion von Erbtheil angewendet. Dieses Bild, das Böttiger zuerst bei mir sah, betrachtete nun auch Göthe mit Wohlgefallen: ich seh' ihn heute noch vor mir stehn; denn seine Kleidung, sein ganzer Anzug hat diese lebenvolle Vorstellung noch besonders vermittelt. Er trug ein dunkelblaues frackartiges Kleid ohne Klappen, eine geblümte lange Weste; einen grossen dreieckigen Huth; zwei tüchtig pomadesirte Querlocken über die Ohren — das Haar war gepudert — und einen sehr langen steifen Zopf; kurzes schwarzes Zeug-Beinkleid und grosse Stiefel mit braunen Stulpen. Zu allem diesen denke man sich seine grosse Gestalt und sein imposantes Auge! Weit eher hätte man den Dichter in seiner Erscheinung a prima vista für einen Herzogl. Stallmeister genommen.

[1] Aus: Lebensgeschichte von Veit Hanns Schnorr v. Carolsfeld. Zugleich als ein *Sonst* und *Jetzt*, in einem Zeitraum von 55 Jahren S. 465 fg. Mitgetheilt von H. A. Lier.

[2] Schnorr wohnte damals nach Angabe des Leipziger Adressbuches Sporergässchen No. 140.

Böttiger und Göthe waren die Ersten von jenen in Weimar lebenden ausgezeichneten Männern, die ich kennen lernte«.

Im Jahre 1800 besuchte Goethe, um sich »nach langer Einsamkeit« wieder einmal so recht in das Getümmel und Treiben der Menschen zu mischen, die Ostermesse in Leipzig, wo er von Ende April bis Anfang Mai verweilte, Er erstattet über die bei dieser Gelegenheit erhaltenen Eindrücke in einem Briefe an Schiller [Ende April oder am 4. Mai geschrieben] Bericht und sagt darin unter anderm Folgendes: »Von Gemälden, Kupfern und dgl. findet sich manches Gute, aber aus vergangenen Zeiten«. Vielleicht dachte er bei diesen Worten an das in obigem Bericht erwähnte Bild von Guido Reni. Dieser Bericht ist der leider noch ungedruckten »Lebensgeschichte« von Veit Hans Schnorr v. Carolsfeld entnommen, auf die mich der gegenwärtige Besitzer derselben, Herr Prof. Dr. Franz Schnorr v. Carolsfeld aufmerksam zu machen so gütig war. Ich halte dieselbe für werth allgemein bekannt zu werden, namentlich, um des frischen, lebendigen Bildes willen, das Schnorr hier von Goethes äusserer Erscheinung entwirft. Leider enthält sein Bericht keine nähere Angabe über die Zeit, zu der Goethes Besuch stattfand. Da Schnorr jedoch einen Aufsatz in den »Propyläen«, welche 1798—1800 erschienen, erwähnt und Goethe, so viel ich sehe, während dieser Jahre nur einmal, nämlich, wie oben gesagt, zur Ostermesse des Jahres 1800, in Leipzig sich aufhielt, kann die Begegnung beider nur in den von mir hergestellten Zusammenhang gebracht werden. Bestätigt wird diese Annahme durch einen kurzen Artikel Carl August Böttigers, im 6. Stück des »Neuen Teutschen Merkurs«, Juni 1800[1], der als Einleitung zu einer ausgeführtern Lebensskizze Schnorrs von der Hand Seumes dienen sollte. Aus Böttigers Worten geht mit Sicherheit hervor, dass er gleichfalls zur Ostermesse 1800 in Leipzig war und gleichfalls das eben von Schnorr erworbene Bild Guido Renis sah, ein Umstand, den auch Schnorr in seiner Erzählung anmerkt.

Heinrich Voss (an Eichstädt). *(Februar 1805.)*

Lieber Herr Hofrath.

Hier die Quittung. — Nächstens erhalten Sie von mir die *Adelungische* Recension, die mich jetzt zu beschäftigen anfängt. Sie wird etwa drei Seiten lang werden, denn mehr

[1] Vgl. namentlich S. 151 und 153.

dürfen wir dem Patron nicht einräumen. Die *Bodische* Recension des *Kotzebue* streiche ich noch zusammen; aber einige wichtige Mängel, die ich darin entdeckt habe, auszufüllen, geht über meine Kräfte und theatralischen Einsichten, da wird denn noch Goethe die letzte Hand anlegen müssen, wie er auch versprochen hat.

Falk soll, wie mir *Schütze,* der ihn kennt, erzählte, sehr zornig sein, dass seine Recension der alem. Gedichte nicht abgedruckt ist. Er hatte gemeint, da Goethe seine Recension wahrscheinlich in Händen gehabt, so hätte er *nun wohl* eine Recension schreiben können. Der arbeitet Ihnen gewiss nichts mehr; aber er wollte Ihnen ja auch nicht arbeiten, wie Sie wollten.

Wenn ich doch *Eichhornen,* (denn der und kein anderer ist der Verfasser) für seine Recension des Paulus danken könnte. Ganz vortrefflich war auch die erste juristische Recension von Reutmeyers. Eine so geistvolle und wizige war unter den vorjährigen, so viel ich mich besinne, nur Eine, die vom Siebertschen Werke. - Ist *Thibaut* der Recensent, so hat er bedeutende Fortschritte gemacht. Doch es ist wohl unrecht, dass ich Miene mache, Sie ausforschen zu wollen; Ihnen liegt ja Verschwiegenheit ob.

Dem verteufelten Robinson wünsche ich alle Teufel an den Hals damit gleiches zu gleichem komme. Wie lange bleibt der Esel noch in Jena? Ich begreife nicht, dass ihn mein Vater noch in seinem Hause duldet. Fürwahr, er ist zu tolerant. Doch sind zwei Männer in Jena, die seit Weihnachten und wohl noch länger Robinsons Partei nehmen — aber das sind auch wieder Dinge, die ich zu Noth begreifen kann, aber höchst misbilligen muss.

Goethe und Schiller, die Herrlichen sind nun genesen. Ich habe viel Kummer und Herzeleid um beide gehabt, denn ohne diese wäre mir ja Weimar nichts geworden. Ich habe gezittert bei dem Gedanken sie verlieren zu müssen, wie ich vor 8 Jahren um meinen theuren Vater zitterte, als der zu Tode lag. Es ist doch eine unnennbare Wonne,

einen Vater und väterliche Freunde, die man kindlich und fast schwärmerisch liebt, wiedergeschenkt erhalten. Ich kann diese Freude manchmal nicht zu Ende fühlen.

Leben Sie wohl, liebster Herr Hofrath und bleiben Sie gut Ihrem recht treuen

Freunde H. Voss.

[Dass der Voss'sche Brief nicht ganz an diese Stelle gehört, weiss ich wohl. Wenn ich ihn doch hier publicire, so thue ich das deswegen, weil man neuerdings mit Nachdruck mehrfach auf die Wichtigkeit der Voss'schen Berichte über Goethe und Schiller und den anziehenden Inhalt seiner Briefe überhaupt hingewiesen hat. Unser Brief hat keine Adresse und kein Datum. Dass er an Eichstädt ist, ergibt sich aus Anrede und Inhalt; dass er dem Anfang des Jahres 1805 angehört, aus einem Vergleich mit dem im Arch. für Litgesch. XI, S. 116 ff. abgedruckten Briefe an Solger. Auf die »Bodische Recension des Kotzebue« bezieht sich wohl die Stelle in Goethes Brief an Eichstädt (7. Aug. 1804; Briefe, herausgegeben von W. von Biedermann 1872) »Bitte um die Bodische Recension, da er selbst noch etwas daran zu thun denkt«. Von einer andern Besprechung Kotzebues ist in den Briefen 25. Mai 1805 die Rede, doch ist das ein etwas zu später Termin, um für unsere Stelle in Betracht zu kommen. Die erste Erwähnung des jungen Voss im Goethe-Eichstädtischen Briefwechsel 15. Februar 1804 (S. 47); eine andere S. 69, 1804, in der Goethe Änderungen in einer Voss'schen Beurtheilung wünscht, kann sich nicht auf unsern Brief beziehen. Falks Recension von Hebels Allemannischen Gedichten schickt Goethe an Eichstädt zurück 26. Januar 1805 (S. 119), nachdem er bereits am 16. Januar sein vernichtendes Urtheil über dieselbe abgegeben, seine eigene Recension derselben hatte er bereits am 23. Januar als vollendet angekündigt (S. 117), sie ist gedruckt Jen. Lit.-Zeitg. 13. Februar 1805, No. 37, Sp. 289—294. Werke, Hempel 29, S. 418—425.]

H. Meyer an Nicolaus Meyer. Weimar, 4. Juli 1805[1].

Wegen der Gemählde des Hn *Menken*, den ich zu grüssen bitte, wünscht der Hr. Geh. R. Goethe zu wissen, ob er,

[1] Christiane schreibt an Nicolaus Meyer am 2. Juli (Briefwechsel S. 96 ff.), Goethe am 5. August (S. 15 fg.), in keinem der beiden Briefe ist von unserm Gegenstand die Rede, dagegen zeigt Goethe am 15. November 1804 den Empfang der »zweyten Sendung der Menkischen Gemälde« an.

da sie nächstens wieder zurückgesendet werden sollen — nicht rücksichtlich auf die Oekonomie der Transportkosten es für Hn Menken besser wäre, wenn man die Bilder von den Blindrahmen abnähme und alles aufgerollt in einem Kästchen überschickte, da die Öhlgemählde gegenwärtig trocken sind und also durchs Aufrollen keinen Schaden nehmen werden. Fürs Schloss wird hier nichts mehr gefertigt und so möchte, da die Zeit theuer ist, im gegenwärtigen Moment schwerlich, für unsern Freund Menken eine Bestellung auszuwürken seyn, indessen können wohl bessere Zeit und Gelegenheit eintretten, wo sich alsdann etwas thun lasst.

v. Woltmann an Senator Smidt in Bremen.

Berlin, 1. October 1808[1].

Herr v Goethe trägt sich mit der Idee, in dem bevorstehenden Winter einen Kongress ausgezeichneter deutscher Männer in Weimar zu Stande zu bringen, damit sie über Gegenstände der deutschen Kultur sich gemeinschaftlich berathen. Eben in diesem Zeitpunkt, wo Deutschland sich aufgelöset und seine Art von einem fremden Seyn gedrängt fühlt, ist es vorzüglich rathsam die Bande der deutschen Kultur und Literatur, wodurch wir bisher einzig als eine Nation bewahret sind, auf alle Weise fest zusammenzuziehn.

(Die vorstehende Notiz, die einen bisher unbekannten Plan Goethes berührt, wird nicht verfehlen grosses Aufsehn zu machen. An der Zuverlässigkeit der Nachricht ist trotz der singularitas testium nicht zu zweifeln; Woltmann war von Jena her, wo er 1796—98 wirkte, mit Goethe und den Weimarer Kreisen sehr liirt; später, nachdem er Goethe 1816 besucht, trat er mit ihm auch in brieflichen Verkehr. Unsere Notiz gewinnt aber erhöhtes Interesse, wenn man bedenkt, dass sie gerade zur Zeit geschrieben ist, da Napoleon in Erfurt war und gewaltigen Eindruck auf Goethe und alle diejenigen, welche sich ihm nahten, hervorrief. Dass Goethe gerade in dieser Zeit den Sinn für Deutschthum zu wecken und zu pflegen

[1] Mitgetheilt von Prof. Alfred Stern in Bern. Aus dem Bremer Archiv.

sich bemühte, ist ein schönes Zeichen seiner muthigen, deutschen Gesinnung und wohl geeignet, dem beständigen Geschrei über und gegen sein unpatriotisches Denken Schweigen zu gebieten. — Vielleicht lässt sich mit der in unserer Notiz berührten Absicht der aus derselben Zeit stammende »Plan eines historisch-religiösen Volksbuchs und einer allgemeinen Liedersammlung zu Erbauung und Ergetzung der Deutschen« (vgl. G.-J. IV, 359) in Zusammenhang bringen. L. G.]

Knebel an Riemer. *Jena, 6. Februar 1809.*

Die Verse des Maskenzugs sind niedlich und allerliebst. Sie sollen mir nicht weiss machen, dass sie aus dem Schädel des Herrn *Falk* kommen. Die Ihrigen sind schon etwas statiös, aber Ihre Sonette machen mir immer Vergnügen . . .

Wenn ich nur die Antigone gesehen hätte! Ich fühle recht, dass ich ein Exulant bin, da ich so wünschenswerthe Vorstellungen nicht immer mit Gelegenheit sehen kann. Goethe schmückt sich und sein Theater mit schönen Blumen aus!

Statt der schönen Verse, die Sie mir geschickt haben, sende ich Ihnen hier ein paar andere, die ich aus dem Spanischen übersetzt habe.

Goethe hat auch ein Gleichniss in der Dorothea, das er aus der Optik genommen hat.

Grüssen Sie ihn aufs Allerfreundlichste und seine liebe Frau. Ich habe oft eine Sehnsucht, ihm nur zu schreiben; doch mag ich ihm nicht mit unbedeutenden Briefen beschwerlich fallen.

Woltmann an Senator Smidt[1]. *Berlin, 18. Februar 1809.*

[Lob der neuen preussischen Verordnungen wegen verbesserter Einrichtung der Provinzial-, Polizei- und Finanzbehörden.]

. . . Bei den Regierungen sollen die wissenschaftlich-technischen Deputationen, welche bei den Sektionen des Geheimen Staatsrathes schon organisirt sind, in ihren Ab-

[1] Mitgetheilt von Alfred Stern.

stufungen weiterwirken. Ich möchte sagen, dass diese Deputationen die Röhren sind, wodurch die reine Einsicht ohne Beimischung des Geschäftslebens durch alle Kreise der Staatsverwaltung aufsteigen soll. An der Spitze des Plenum aller solcher Deputationen wird Einer stehen, der unabhängig von den Ministern nur dem gesammten Staatsrath und dem König seine Gedanken und seine Rechenschaft vorlegt. Diese Person wird entweder ein Nichts, ein blosses vornehmes Gaukelspiel oder von dem ungemeinsten Einfluss sein, welcher eigentlich die Intelligenz ausspricht, die wenigstens den *inneren* Staat beherrschen sollte. Da wir noch nicht benachrichtigt sind, inwieferne wissenschaftliche und technische Deputationen bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten gestattet werden. Bei dem Justizwesen werden sie ohne Zweifel eintreten. Ein Mittelding kann der Präsident von einem solchen Plenum nicht seyn, denn die Reaction von unten herauf würde zu stark werden als dass sie ein Mittelding nicht zu einem gänzlichen Schatten machen sollte. Ich kenn aber in Deutschland nur Einen, der nach Gehalt des Geistes und der Kenntnisse zu diesem Posten sich eignete, wenn er mehr practischen Muth und Fleiss hätte, nämlich *Göthe*.

Riemer an Knebel. *Weimar, 1. April 1809.*

. . Das Vergnügen, Sie in Ihrer freundlichen Wohnung zu sehen, will uns, scheint es, noch nicht sobald werden. Wir bekommen indess durch diesen Verzug Gelegenheit uns gehörig mit dem zu versehen, was Ihnen zur Unterhaltung und Vergnügen gereichen wird. Goethe ist sehr fleissig am historischen Theil der Farbenlehre und manche berühmte Männer der vorigen Zeit werden characterisirt. Das alles erhalten Sie mitgetheilt. Ich bringe auch ein und das andere Sonettchen mit, weil ich nun einmal diese verrufene Form, vielleicht aus einem Geiste des Widerspruchs, gern cultiviren möchte, und Ihr Beyfall mir keine geringe Ermunterung ist. Die freundlichsten Grüsse vom Hrn. Geh.

Rath und die besten Wünsche zum nahen Feste an Sie allerseits, wobey Sie unser gütig gedenken mögen.

Riemer an ?[1] *Weimar, 2. Januar 1811.*

. . . . Goethes Gesundheitsumstände, nach denen Sie, meine gnädige Frau, sich erkundigen, sind so, wie wir sie nur immer wünschen können und seine Thätigkeit, wie gewöhnlich, nur auf den Vortheil Anderer gerichtet. Da man aber über dem irdischen Heil das Wohl seiner unsterblichen Seele nicht versäumen muss, so werden wir wohl in Kurzem uns in das Asyl von Jena flüchten, um dort in der Stille Manches vorzubereiten, was dann zu seiner Zeit auch anderen empfänglichen Seelen zu Trost und Erbauung gereichen dürfte. . . . . Zu den herzlichsten Grüssen, Danksagungen und Schuldversicherungen des Geheimenraths, die er mir aufgetragen, soll ich auch noch die inständige Bitte hinzufügen, bei künftigen Sendungen, die Ihre Güte uns zugedacht haben könnte, den Betrag derselben nur gleich vom Postamt sich berichtigen zu lassen, wie es Prof. Zelter auch gewohnt ist, da wir dann hier das Ganze mit dem Porto zugleich abtragen können. Wir bleiben demungeachtet noch in Ihrer Schuld, aber diese ist so angenehm, weil sie als unabtragbar einem Verhältniss, das nicht schöner sein kann, die wünschenswertheste Dauer sichert, dass wir sie gern und willig eingehn.

Gries an? *Jena, den 26. August 1811.*

Von bedeutenden liter. Neuigkeiten wüsste ich Ihnen, bei der traurigen Lage des deutschen Buchhandels, nichts zu melden, als dass Goethe nächsten Michaelis den ersten Band seiner Autobiographie herausgiebt. Darauf sind Sie gewiss ebenso begierig als ich.

[1] Aus den Varnhagenschen Papieren der Kgl. Berliner Bibliothek. Der Brief ist wahrscheinlich an Frau v. Grotthus gerichtet.

Reichardt an Tieck. *Halle, 4. März 1812.*

Wird in Deinem nächsten Kreise auch wohl noch der edle Gesang recht lebhaft getrieben? Habt Ihr auch wohl meinen Goethe und Schiller, in denen so mancher gute Chorgesang steht? Mit den letzten Heften von beiden könnte ich noch dienen; die ersten besitz' ich aber nicht mehr. —

v. Gerning an Goethe. *21. März 1811.*

Mein Hochverehrter Herr und Freund!

Ihr werthes vom 24ten Xber v. J. hat mich mit Dank und Freude erfüllt! Was helfen die toden Buchstaben; ich muss *Sie* w. G. bald wieder von Angesicht *dort* sehen, oder *hier,* wollten Sie etwa eins der *Rheinbäder* gebrauchen? Mir, dem Unterleibler, würde *Carlsbad* auch gut seyn! Gehen Sie wieder hin, auf den Sommer? Fast möcht' ich dann dort eintreffen, oder Sie geleiten? Doch viele Plane vereitelt *unsre* Zeit!

Ueber's hiesige *Theater* (:Un:) Wesen ist nicht viel Gutes zu sagen. *Schmidt* ist brav, aber *Ihlée* bleibt ein Possamentirer. *Werdy* mit seiner *Vohss* gehen nach Wien, und lassen eine grosse Lücke. O wirkte doch *Ihr* holder Genius hier. Mit den Opern gehts noch. — Die gute Frau *von Wolzogen* war oft in meiner, (mit dem alten Leonhardi gemeinschaftl.;) Loge; sie ist auf 14 Tage in Aschaffenburg. Durch den jungen Hrn *v. Schiller* erhalten Sie dies Lebens-Zeichen, nebst 4 Stücken unsrer *Gemeinnützl. Blätter,* die auch *Ihrer* schuldigst gedenken. Theilen Sie solche w. b. gelegtl. an unsern Freund *v. Knebel* mit. Ihre *Pandora* entzückt mich, und ich konnte nicht umhin der *Monopol-schaft* was abzugeben. Wir alte Ffurtler wollen auch ein wahres und bescheidenes Wort mitsprechen, und Manches *rügen* und humane Kritiken geben! — Der 6-l.-n ist Feyerlein. *-n-* u *X* bin auch ich. Sie finden auch etwas über's Theater. Die *Frank* gab 6 Gastrollen und gefiel so so —

Am 19ten April wird Ihr herrl. Bild im *Museum* aufgestellt und ich liefere *dazu* eine Abhandl. über die hiesigen Gelehrten ab ovo. Könnte mir dort Ihr *Brandt* nicht das Bild in's Kleine copieren? — Sie beschämen mich mit Mirabellendank. Hat Frau Schöff *Schlosser* nicht supplirt, so befehlen Sie nur mehr.

Nun leben Sie wohl mit dem nahenden Lenze u. empfehlen mich den l. Ihrigen. Hochachtungsvoll, und eiligst verharre mit Dank und Liebe,

ganz Ihr

Ffurt den 21 Merz v. Gerning.

1811.

Über Gerning 1769—1837 vgl. Strehlke, Bd. I, S. 200 fg. Vorstehender Brief Gernings an Goethe ist die Antwort auf Goethes Schreiben vom 24. Dezember 1810 (Berliner Sammlung III, 1, S. 703). Goethe hatte sich in diesem Briefe für die »wohlausgestattete Schachtel« bedankt, den Sender beglückwünscht, dass er die Muse zu pflegen fortfahre, sich nach den Verhältnissen des Frankfurter Theaters erkundigt und die Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen ausgesprochen. Alle diese Punkte erörtert Gerning in seinem Antwortschreiben. Auf die einzelnen Frankfurter Schauspieler einzugehn, ist nicht nöthig, die übrigen in dem Briefe erwähnten Persönlichkeiten sind bekannt genug. — Über den Aufenthalt der Frau von Wolzogen vgl. die gleich zu erwähnenden »Gemeinn. Blätter« S. 5. Goethes Pandora war als Taschenbuch für das Jahr 1810, Wien und Triest erschienen. »Gemeinnützliche Blätter für das Grossherzogthum Frankfurt und dessen Umgebung. Frankfurt a. M. Mit Andreäischen Schriften« 1811, 632 SS. in 4°. Die Zeitschrift erschien dreimal wöchentlich. Sie enthielt literarische und Kunstberichte aus Frankfurt, Reisebeschreibungen, Correspondenzen, historische Aufsätze, poetische Beiträge. Gerning ist ein Hauptmitarbeiter derselben. In der Nummer vom 21. März steht seine Besprechung der Pandora. Er gibt eine kurze Inhaltsangabe des Stückes, theilt Proben aus demselben mit und schliesst: »Auffallend ist es auch, dass ausser den Heidelberger Jahrbüchern und der Jenaer A. L. Zeitung, noch kein anderes literarisches Zeitblatt dieser dramatischen Pandora erwähnte. Vielleicht weil die neue Heilgöttin über Wien und Triest in das alte Reichs-Deutschland trat, wo die bedeutendsten Buchhändler damit überrascht wurden und lange nicht daran glaubten. Wäre sie unter einem gewissen Mo-

nopol aufgetreten, da würden wohl der Posaunenstösse, der Abhandlungen und Ankündigungen kein Ende gewesen seyn. Goethe darf ja nur sein Apollinisches Saitenspiel berühren, so hört man schon den Göttergesang. Mit diesem einzigen Beispiel erklärt sichs leicht, wie manche Werke so schön *vor* und *nach* verkündet werden, und andere, die nicht minder gut sind, oft unbekannt und unerkannt bleiben«. In den unmittelbar vorhergehenden Nummern finden sich von Feierlein z. B.: Sprüche aus dem Seneka, von Gerning Übersetzungen aus dem Horaz, auch ein Theaterbericht, dessen Schluss lautet: »Wiederaufführungen von Lessings, Goethes und Schillers Meisterwerken wären wohl mitunter dem dankbaren Publikum ebenfalls erwünscht«. In Nro. 23 (27. Februar) findet sich unter der Überschrift »Ungedruckt« je ein Spruch von Herder, Wieland, Schiller, Goethe; der des Letztern lautet: »Treffliche Dinge sind schwer zu finden und schwer zu erkennen«. — Über die Aufstellung des Goethebildes im Frankfurter Museum (19. April) handelt ein längerer Aufsatz Feierleins (Nro. 49, 24. April). Das Bild, von Kügelgen gemalt, im Besitze des Raths Schlosser, wurde aufgestellt; Goethische Lieder wurden gesungen; Rath Schlosser las aus Goethes Werken vor, Gerning hielt eine längere Rede über die Frankfurter Gelehrten. Der Berichterstatter bemerkt, »dass das Jahrhundert der Aufklärung und der Umwälzung der Dinge« kurz behandelt worden sei: »am Meisten, wie billig, gehoben, glänzte die heilige Drei: Schlosser, Klinger, Goethe; alle Frankfurter Eingeborene«. Unmittelbar auf diesen Bericht folgt ein in Hexametern abgefasstes Gedicht Gernings »an Goethe in Rom« aus dem Jahre 1788, mit dem Schluss:

Fahre doch bald zurück, schon winken die wartenden Musen,
Und die Grazien winden Dir schon unsterbliche Kränze.

Ein lobendes Gedichtchen von Haug auf Goethe S. 420; ein »Epigramm an den Maler, der Goethes Bildniss mit Orden gemalt hatte« von Clemens S. 460. Darauf als Antwort S. 476: »Entschuldigung des Malers«. S. 480 Gernings Distichon »An Ihn!« S. 598 fg. eine Beurtheilung von »Dichtung und Wahrheit«. Hervorhebung einzelner Stellen. Die Ausstattung des Buches wird getadelt: am Schlusse eine bissige Bemerkung gegen Cotta.

Zu den eifrigsten Mitarbeitern gehörte auch Bernhard Hundeshagen (vgl. unten S. 125 ff.). Ich hebe hervor ein Gedicht: »Der Künstler« S. 183. (Seine artistisch-topographische Beschreibung des Panoramas der Stadt Frankfurt wird besprochen S. 359.), eine Kritik über ein topographisches Werk S. 542 fg. — Der Jahrgang 1812 der genannten Zeitschrift

enthält über Goethe so gut wie nichts. Nur eine Besprechung von »Dichtung und Wahrheit« 2. Theil ist mir aufgefallen. Sie ist von Gerning, enthält wie die erste, die Aufzählung vieler bemerkenswerther Sätze und den Schluss: »Was ein Goethe weiter von einem Herder, seinem alten Freunde sagt, ohne das de mortuis nil nisi bene zu beobachten, gehörte wohl, wie man lieber für beide grosse Männer wünschen möchte, meist zu demjenigen Theile dieses Werkes, der als Dichtung gelten mag«.

Gries an ? [1] *Jena, 15. April 1815.*

Vom Febr. bis zum August vorigen Jahres hatte sich die Welt (wie Sie in Ihrem Briefe bemerkten) fast gänzlich umgestaltet; und dennoch ist vom August bis zum April ein fast noch grösserer Wechsel vorgegangen. Man hätte doch denken sollen, seit 25 Jahren sey das Unglaubliche fast bis zum Unmöglichen erschöpft worden; und dennoch ist, was wir im vorigen Monat erlebten, noch unglaublicher als alles Vorhergegangene. Dass ein einzelner Mensch ein grosses Reich, wo man ihn (vielleicht mit Ausnahme des hundertsten Theils der Einwohner) gewiss aufrichtig hasst und verabscheut, in Zeit von drei Wochen ohne Schwerdtstreich sich unterwirft — dieses Schauspiel hatten wir noch nicht gesehen, so viel wir auch gesehen haben. Die sicherste Folge dieser unerhörten Begebenheit ist ein allgemeiner Krieg, und das ist, ganz abgesehen von dem möglichen Ausgange, schon schlimm genug. Indessen können und dürfen wir doch nichts anders wünschen, darüber ist nur *Eine* Stimme. Es ist wirklich zu bewundern mit welcher Gutmüthigkeit, ja, mit welcher Begeisterung

[1] Der Adressat ist ein Jurist, der auch über römisches Recht geschrieben hat und, wie es scheint, ein alter Jenenser. Wenn von diesem Briefe auch Stellen mitgetheilt werden, die nicht speziell auf Goethe Bezug haben, so wird der Inhalt: der Ausblick auf die Weltangelegenheiten und die Schilderung Jenaer Verhältnisse eine Mittheilung an dieser Stelle rechtfertigen. Dass in dieser Schilderung eine etwas verbitterte Stimmung des Schreibers sich ausspricht, konnte kein Grund zur Unterdrückung der höchst charakteristischen Äusserungen sein.

die Völker in einen Kampf ziehen, den man ihnen so leicht hätte ersparen können. Wir haben hier jetzt häufige Durchmärsche von Preussen, deren Geist und Stimmung vortrefflich ist. Gleicher Muth herrscht nicht bloss in Norddeutschland, sondern in Oesterreich, Wirtemberg und selbst am Rhein. Alles marschirt mit der grössten Freudigkeit, wenn man auch Einzelne dazwischen singen hört: »Vor'm Jahr für Fürst und Vaterland, dies Jahr für Fürstenunverstand!« Ja wohl! Quidquid delirant reges, plectuntur Archivi.

Man erwartet in diesen Tagen den Herzog von W. zurück. Er kommt als Grossherzog mit einer Beute von 80,000 *Seelen;* denn die Seelenkäuferei und Tauscherei ist ja nun an der Tagesordnung. Wie es heisst bekommt er, ausser einigen sächsischen Enclaven (z. B. Zwätzen, Porstendorf u. a. m.) die Herrschaft Blankenhain, einen Theil des Erfurter Gebiets und die Hälfte von Fulda. Indessen wird er Mühe haben, mit den nächsten Einkünften dieser ausgesogenen Länder den Aufwand zu decken, den er in Wien gemacht hat.

Von unserm lieben Jena kann ich Ihnen wenig Erfreuliches melden. Es geht alles so seinen alten Gang fort, der allmählichen Auflösung entgegen. An eine Besserung ist wenigstens gar nicht zu denken, wenn nicht einmal eine völlige Revolution eintritt. Serenissimus hat ganz andre Dinge zu treiben; Voigt ist alt und stumpf, und überlässt die ganze Regierung der Universität seinem getreuen E., der hier nun den kleinen Napoleon macht, die Besseren plagt und verjagt, und die leeren Stellen dann mit seinen Creaturen besetzt. Auf diese Weise ist jetzt an Schömanns Stelle ein gewisser Andreä von Wittenberg gekommen, den kein Mensch kennt, u. der in seinem Leben (ausser einer kleinen unbedeutenden Abhandlung über die Solonische Gesetzgebung) nichts Juridisches geschrieben hat. Die Facultät ist unschuldig; sie hat diesen Menschen nicht allein nicht vorgeschlagen, sondern, da die Regierung über ihn ein Gutachten verlangte, sogar förmlich gegen ihn *protestirt.*

Und demungeachtet ist er nun hier mit dem Hofrathstitel und 600 Rthlr. Gehalt angestellt, indess seine älteren Collegen, Schweitzer und Gensler, nur 400 Rthlr. bekommen. Dergleichen unsinnige Streiche fallen täglich vor. Kurz, man scheint recht absichtlich darauf auszugehen, diese altberühmte Universität, die vor nicht gar langer Zeit die erste Deutschlands war noch unter Greifswald und Rinteln hinab zu setzen. Welch ein trauriger Anblick für den, der Jena noch in seiner schönsten Blüthe gesehen hat!

Goethe hat sich seit langer Zeit keinen Winter so wohl befunden, als den vergangenen; Wiesbaden scheint ihm besser zu bekommen, als Karlsbad. Nur in den letzten vier Wochen litt er an einem heftigen Catharr, der jetzt aber auf dem Abzuge ist. Sein unerschöpflicher, ewig jugendlicher Geist hat sich wieder ein neues Feld gewählt, nemlich die orientalische, und namentlich die persische Poesie, in welche er jetzt ganz versunken ist. Er hat den Winter über unzählige Gedichte in diesem Stil gemacht und viele davon vorgelesen. Zu bedauern ist nur, dass wir darüber den 4ten Theil der Biographie wohl noch eine Zeitlang werden entbehren müssen. Doch wer weiss, ob wir diesen überhaupt so bald bekommen hätten? Ich glaube fast, er wird die Erzählung für jetzt abbrechen (da von manchem, was jetzt folgen sollte, vielleicht noch nicht gut zu sprechen ist) und wohl die Geschichte der italienischen Reise vorausnehmen. Dass Göthe, zur Feier der Rückkehr des Königs von Preussen, ein Festspiel: »das Erwachen des Epimenides« geschrieben, wird Ihnen wenigstens aus den Zeitungen bekannt seyn. Es ist endlich, am Jahrestage der Einnahme von Paris, in Berlin mit grossem Beifall aufgeführt worden, und wird auch bald im Druck erscheinen. Ich bin höchst begierig darauf. Nach allem, was ich davon gehört habe, muss es zu G.'s ausgezeichnetsten Werken gehören. —

Goethe und Hundeshagen (1815—1825).

Goethes Beziehungen zu dem Bibliothekar Bernhard Hundeshagen sind bei Strehlke, Goethes Briefe I. S. 291 fg. auseinander-

gesetzt; daselbst 2 Briefe Goethes an denselben vom 15. Febr. 1815 und 30. April 1816 zum erneuten Abdruck gebracht. Der beiden Werke Hundeshagens über den Palast Friedrichs I. zu Gelnhausen und den Plan der Festung Mainz, deren in jenen Briefen gedacht wird, geschieht auch in dem Aufsatze: »Kunstschätze am Rhein, Main und Neckar«, 1814—15 Erwähnung, der zuerst 1816 in »Kunst und Alterthum« gedruckt war und seitdem in die Werke übergegangen ist, vgl. Hempel 26, S. 285 und Strehlkes Anmerkung dazu S. 353 fg., ferner Hempel 27, 328 fg., Skizze einer Reisechronologie 1814. Wenn übrigens von Strehlke und auch von Anderen bemerkt worden ist, dass Goethe erst durch einen Brief Zelters (15. Juli 1814) auf Hundeshagen hingewiesen wurde (vgl. übrigens auch Zelters Äusserung vom 26. Juli 1816, Briefw. IV, 292 fg.), so ist dies nicht richtig. Denn schon mehrere Jahre früher stand Hundeshagen mit den Weimaranern in Verbindung.

Diese Verbindung geht aus einer Anzahl Briefconcepte H's an H. Meyer in Weimar, aus den Jahren 1808 und 1809, hervor. Am 3. Nov. 1808 schickt er »eine Entwicklung der Theorie der griech. Baukunst nach Analysen des Parthenons, wo es mir gelungen sein mag, die verlorenen mathematischen Grundsätze nach diesem Original so sicher aufgefunden zu haben, wie man die griech. Längen nach den von Pausanias aufbehaltenen Zahlen fand. Ich will diese Abhandlung Ihnen zur Einsicht beilegen. Die Worte stehen da wie sie gerade niedergeschrieben worden; vieles könnte besser lauten, allein ich scheute das copiren bei meiner kurzen Zeit. Theilen Sie es gefälligst dem Hrn. G H R. v. Göthe mit«.

Am 8. Mai 1809 meldet er, dass er eine günstige Beurtheilung seiner Arbeit durch Meyer erhalten habe und dass er jener ersten die Analyse der Propyläen und des Tempels des Erechtheus folgen lassen werde.

Freilich erst im Sommer 1814, bei Goethes Aufenthalt in Wiesbaden machte Hundeshagen des Dichters persönliche Bekanntschaft (vgl. auch Creizenach, Briefw. mit Marianne Willemer, 2. Aufl., S. 43 fg.) Am Anfang des nächsten Jahres wandte sich Hundeshagen an Goethe. Von seinem Briefe (15. Febr. 1815) sei das grösste Stück mitgetheilt.

Den ersten Abdruck meines Planes von Mainz, welcher aus meinen Händen kommt, lege ich verehrungsvoll in die Ihrigen nieder. Möchte sich Ihren herrlichen Ideen und umfassenden durchdringenden Begriffen das Resultat meiner Beschäftigungen wenn auch im kleinsten Maasstabe anschliessen, dann könnte ich ihm für mich den grössten

Werth beilegen. So bleibt es der erste Versuch, dem Grösseres und Besseres nachfolge!

Ich habe dieses der Mutter der Frau Professor Vogt, der Frau v. Löwenig mitgegeben, der ich seit längerer Zeit bekannt bin, und deren beide interessante Töchter Ihren Schüler in früherer Zeit gar oft mit der Kupferplatte unterm Arm haben eilen sehen. Im Kreise dieses schönen Sternbildes zähle auch ich meinen Glücksstern fürs Leben, möge der Meister die Nebel scheuchen — ich achte, ich verehre, ich liebe ein Frauenzimmer, welches mit v. Löwenigs verschwägert ist. Würde sie mein seyn, würde die ganze Welt unser seyn!

Herr Geh. R. Leonhard hat mir neulich ein Paketchen mitgetheilt, wodurch ich Ihre gütigste Erinnerung zu verehren habe. Da sich der schätzbare Inhalt theilen liess, so konnte ich dem Lusten nicht widerstehen denselben wieder mit der artigen Deklamatrice zu theilen, welche das Glück hatte, die letzten Stunden Ihres unvergessl. Aufenthaltes in Wiesbaden zu verschönern.

Der Schluss des Briefes enthält nur die Mittheilung, dass er einige Exemplare des Werkes mitschicke und um Vertheilung derselben an Weimarer Freunde bitte. Dass Goethe dem Wunsche entsprach, lehrt seine Antwort, Strehlke S. 292. Aus unserm Briefconcepte geht doch wohl hervor, dass Hundeshagen damals jedenfalls nicht sich um die Hand der Philippine Lade (der Deklamatrice) bewarb (gegen Creizenach S. 44).

Der Sommer 1815 befestigte die Bekanntschaft. Goethe verbrachte seinen Geburtstag in Wiesbaden. Aus einer Notiz Hundeshagens geht hervor, dass er dem Dichter zur Feier dieses Tages ein schönes altes Bild — einen Churfürsten von Sachsen mit seiner Gemahlin darstellend — schenkte, den einzigen Überrest seiner ehemaligen Gemäldesammlung. Mehrere Monate später, 13. Januar 1816, wendete sich Hundeshagen wiederum an Goethe mit der Nachricht von Befestigung seiner Gesundheit, mit der Bitte, Graf Edling zu grüssen und dem Grossherzog zu sagen, dass die Bearbeitung von Luxemburg gut ausgefallen sei, hauptsächlich aber mit folgender Mittheilung:

»Mein Glück und Geschick, wie öfters sonst mein Unglück und Misgeschick giebt mir eine ersehnte Gelegenheit, mich E. Exc. in diesen Zeilen mit der freudigen Neuigkeit zu

nähern, dass es mir gelungen, in den rheinischen Gegenden, ohnfern der Heimath der Helden selbst, einen codex der Nibelungen aufzufinden und dass ich mich in den Besitz desselben gesetzt habe. Was diesen codex noch besonders wichtig macht, sind die vielen Malereien, die denselben schmücken. Ich zeichne eines (!) durch und lege es Ihnen bei«.

Das Interesse an diesem Funde wurde durch andere Untersuchungen in den Hintergrund gedrängt. Ein Brief, der davon Kunde gibt, sei hier mitgetheilt, weil er ein neues Zeugniss ablegt von Goethes warmer Antheilnahme an den verschiedenartigsten Forschungen.

Soeben komme ich wieder von Mainz zurück um mein Portefeuille mit einer im J. 1785 verfertigten sehr schönen perspektivischen Zeichnung der daselbst nicht mehr vorhandenen Marienkirche zu bereichern, von welcher ich schon vor einigen Jahren eine grosse Zeichnung des Portals erwischte, eines Portals, welches, wie die Kirche, eines der schönsten im Neu Geschmack des 14 Jahrhunderts am ganzen Rheinstrom war.

Ich gehe nun mit voller Kraft im Schoose der Erde ja unter dem Fels einer Mauermasse aus der Karolinger Zeit hier in Wiesbaden Entdeckungen bis zu den Römerzeiten hinauf zu machen, welche Wiesbaden mit Mainz in die nächste Verbindung bringen müssen. Als man in der Nähe des Kochbrunnens nach der Richtung der Saalgasse (in deren Winkel man vor hundert Jahren noch die unbezweifelbaren Überbleibsel eines Palastes oder Saalgebäudes aus dem Mittelalter sah) die Fundamente zu einem neuen Badhause grub, traf man auf felsenhartes Mauerwerk in Bruchsteinen und Reste von steinernen Stiegen. Da man diese Mauerdecke von mehr als 30 Fuss ins Geviert auf 10 Fuss in der Tiefe weggesprengt, traf man auf einen Kanal von grossen Quadersteinen, aus dem eine warme Quelle hervordrang. Man verfolgte diesen Kanal, und fand denselben von einem förmlichen röm. Schwitzbad ausgehend. Dieses liegt hinten an der Saalgasse, ist 40′ breit, die Länge aber nur auf 24′ noch bestimmbar, mit Schutt gefüllt, und durch die Felsenlage des Mauerwerks über-

schüttet. An der nordwestl. Seite desselben ist ausspringend eine kleine Abtheilung 10′ lang 7′ breit, in welche Stufen hinabführen, und welche einen Abzug hat. Es ist inwendig mit grossen gebrannten Platten verkleidet, welche noch einen besondern Auftrag von Ziegelmörtel haben. (Die Platten sind vollkommen denen ähnlich, welche ich vor mehreren Jahren beim Aufgraben eines röm. Bads zu Rückingen ohnweit Hanau fand, jedoch hier ohne Legionsstempel.) Heute fand man endlich einen Backstein mit dem Stempel der XIIII Legion, einen elfenbeinernen Kamm und das Rudiment einer goldenen Münze, nebst sonderbaren Glasscherben. So tritt auf einmal Ort und Anlage mit der Legion in Verbindung, welche die Erbauerin des Castrum moguntiacum war. Das Bad war halb von der spätern Mauermasse überdeckt, mit Bruchsteinen von römischen Grab- und Dachziegelstücken gefüllt, zwischen welchen sich Gebeine von drei Menschenkörpern fanden. Da der Bauherr mit seinem Plan zu Ende ist, so lasse ich weiter graben.

Bis jetzt fand man ausser obigen viele Ziegelstücke, nur einige Scherben von Urnen und einige Stücke von einem Gefäss aus feiner Erde, wie die andern sog. etrurischen Vasen.

Dass ich nicht allein Grundrisse, Durchschnitte fertige, sondern auch das technische berücksichtige und die einzelnen Vorkommenden als Belege sammle, brauche ich wohl nicht anzuführen.

Noch ein dritter Brief Hundeshagens fällt vor das bekannte zweite Antwortschreiben Goethes. Er ist vom 14. April 1816, geht nochmals auf die im vorigen Briefe berührte Angelegenheit ein, ohne Neues zu berichten und enthält zwei Stellen, die der Mittheilung werth sind. Die eine bezieht sich auf das persönliche Ergehen des Schreibers, die andere äussert eine Ansicht, welche mit Goethes dermaligen Anschauungen im Einklange war:

»Ein Aufenthalt von fünf Wochen bei den Meinigen in Hanau hat mich rücksichtlich meiner Gesundheit voll-

kommen durch die Ruhe und Entfernung von Alteration hergestellt, und nachdem ich auch über diese Lebenscrisis gesiegt, ist meine hiesige Existenz durch *Erhalt* des Dienstcharacters als Hofrath und einer Besoldung vor Unannehmlichkeiten gesichert worden, wodurch ein Berufsleben sonst nur für Kunst und Wissenschaft schädlich sein kann? . . .

So kommt die Kunst des Mittelalters, wie früher dies mit dem classischen Alterthum seit 40 Jahren der Fall war, wieder in ihrer ursprünglichen Reinheit vor die Augen der Mitwelt, und alle die Vorurtheile, theils durch unreine Absichten, theils durch spätere schlechte Nachbildungen, an die man sich gehalten, verschwinden durch die Darstellung der wahren ächten Alten, wie das Schlechte eines grossen Theils der neuitalienischen Baugebilde vor den alten ewigen Mustern Griechenlands gewichen ist«.

Goethes Brief vom 30. April mit seiner directen Aufforderung zu weiterm Verkehr, die Worte in »Kunst und Alterthum«, ferner die Kunde, dass der Grossherzog Weimar besuchen werde, ermunterten Hundeshagen zu einem neuen Schreiben. Zwei Stellen aus demselben (14. Juli 1816) sind bemerkenswerth:

»Mit meiner alten Handschrift des Nibelungen-Lieds bin ich nun nach Vergleichung der übrigen bekannten Handschriften mit derselben dahin gekommen, dass dieselbe wieder eine eigne Spezies bildet, welche obgleich am wörtlichsten mit der S. Galler übereinstimmend, doch manches mehr manches weniger dem Inhalt nach enthält, in neuerer und rheinischer Rechtschreibung aber wieder gänzlich von derselben verschieden ist, und daher auch in dieser Hinsicht eine besondere Herausgabe, worin ich den gänzlich unveränderten Abdruck derselben gebe, verdient. Auch sollen diesem Abdruck Abbildungen in Umrissen von den Malereien beigefügt werden. Ihr Werth ist verschieden, die meisten jedoch sind vorzüglich. Näheres darüber wie über den Codex der heil. Hildegard in demnächst erscheinenden Beiträgen zur nähern Kenntniss der Literatur und Geschichte

aus den rheinischen Gegenden, worin ich wenigstens die einzelnen Resultate meines Lebens und Forschens in dieser Hinsicht niederzulegen gedenke. Vielleicht dass die Anwesenheit des Grossherzogs in Wiesbaden oder die Besitznahme von Seiten Darmstadts mir ein Interesse geben meine Beschreibung von Maynz zu vollenden.

Ich habe nun auch den Anfang gemacht die Geschichte der Baukunst des Mittelalters in Deutschland und insbesondere in den rheinischen Gegenden in einzelnen Darstellungen bildlich so zu bearbeiten, wie man die Geschichte der Sitten p. p. in einzelnen Kapiteln schriftlich abgehandelt hat. So wie das rein historische nur aus den ächten Urkunden der Vorzeit erwächst und auf dieselben zurückweist, so sollen auch diesen Darstellungen der Baukunst und Bildnerei bestimmter früherer Zeiten, und aus gleichzeitigen wirklichen Denkmälern Urkunden erwachsen, und keinen Zug enthalten, der nicht urkundlich nachgewiesen werden kann. Die in dem ersten Entwurf fertigen beiden Blätter enthalten eines das Innere eines Reichspalastes mit Saal, Thurm und Kapelle, das andere das Innere eines Saales zu Reichsversammlungen. Sie sind zugleich zu Hintergrund-Gemälden für grosse historische Schauspiele und Theaterfonds berechnet, um so die bisherigen Fantastereien des sogenannten gothischen Styls zu ersetzen.«

Trotzdem eine directe Erwiderung auf diesen Brief nicht eintraf, — nur durch Zelter, Briefw. II, 289, dankte Goethe für den Brief (22. Juli 1816) und sprach seine Absicht aus, bald zu antworten — fuhr Hundeshagen fort zu schreiben. Sein nächster Brief vom 10. Mai 1817 ist voll von Klagen über Zurücksetzungen, die er in Wiesbaden zu erdulden hatte. Er gedenkt auch eingehend seines topographisch-architektonischen Planes von Wiesbaden und fährt in seinen Mittheilungen über den Nibelungen-Codex fort.

»Mein rheinischer Codex des Nibelungen-Gedichts hat mein literärisches Treiben während der Winterszeit unterhalten, durch die Forschungen über den Dichter und die von demselben in dem Gedicht dargestellten Personen, wo ich dann an den Orten Mainz, Worms, Alzei der Sache

ziemlich auf die wahre Spur gekommen, nämlich, dass das Unerklärlichste in dieser wunderlichen Sache, darin lag, dass Heinrich von Ofterdingen zu Mainz, hier genannt Frauenlob, der Dichter, *die* Nibelungen, sogar ein Fiedler von Alzei Zeitgenossen waren, Häuser nach ihrem Namen noch zum Theil in Mainz stehen. Dass ich es unternommen, die Bilder meiner Handschrift zu copiren, mag beiliegende mit diplomatischer Genauigkeit gemachte Copie rechtfertigen und dass ich eben keine Zeit hier verschwende um meinen Codex abzuschreiben und an eine Herausgabe zu denken, wird diese ihrer Zeit entschuldigen«[1].

Die Wiesbadener Stellung Hundeshagens war unhaltbar. Ende 1817 wurde er aus derselben entlassen. In einem Briefe (Mainz 24. Dezember 1818) beklagt er sich aufs Bitterste über die gegen ihn gespielten Intriguen, mit sehr heftigen Ausdrücken gegen die nassauische Regierung, stöhnt über seine elende Lage, bittet Goethe, beim Grossherzog für ihn ein Reisejahrgehalt zu bewirken und schreibt über seine wissenschaftlichen Arbeiten Folgendes:

»Ich ging hierauf an die Herausgabe des Werks über Gelnhausen, vollendete die Abschrift meiner alten rheinischen Handschrift des Nibelungen-Lieds und die Copieen der Gemälde beides zur Herausgabe derselben; brachte die erste Sektion einer Mittelrhein-Karte, nämlich von Bingen bis Coblenz, gänzlich fertig und arbeitete an deren Vollendung mit der topographisch-antiquarischen Beschreibung des Mittelrheins, ergriff mein in einem Codex des 12. Jahrhunderts aufgefundenes Runen- Buchstaben- und Namenverzeichniss von mehr als tausend Worten zur Ausarbeitung, verfolgte die Bearbeitung von Heften über die ältere und neueste Baukunst und Bildnerei und treibe wieder meine Geschäfte im praktischen Bauwesen«.

[1] Über diese Nibelungenhandschrift vgl. Hundeshagens Mittheilung im Morgenblatt 1816 S. 124 und 299, letzteres eine Berichtigung des Zusatzes eines Ungenannten daselbst S. 188. Vgl. ferner die von Goedeke, Grundriss I² S. 188 beigebrachten Stellen.

Am 9. Januar 1819 hat Goethe auf diesen Brief in einem »so gnädigen Zuschreiben« geantwortet, von dessen Existenz wir freilich nur durch Hundeshagens Schreiben vom 10. August 1820 wissen. Der Hauptzweck dieses Briefes ist die Übersendung einer Einleitung und Übersicht der Encyclopädie des Bauwesens, von welcher der Schreiber eine grosse Meinung hegt. Er sagt von ihr freilich etwas unklar:

»Hiermit ist der Standpunkt und Verfolg desjenigen angegeben, was ich der Welt werde, für das was ich ihr sein sollte und noch mit dem Rest meiner Mittel und Kräfte sein kann«.

Nach fast zweijähriger Pause ergriff Hundeshagen wieder das Wort. Er war nach Bonn übergesiedelt, wo er Vorlesungen hielt. Am 6. März 1822 bat er Goethe um ein Urtheil über das zuletzt eingeschickte Werk und um eine Empfehlung bei dem Staatskanzler Fürsten Hardenberg. Die Empfehlung scheint ihm nicht zu Theil geworden zu sein, wenigstens äussert er in dem nächsten Briefe vom 27. Dezember 1822 nichts von einer erlangten Gewährung seiner Bitte. Der Brief ist überaus seltsam, verworren, zeugt von grosser Einbildung des Schreibers, liegt übrigens auch in einem so vielfach corrigirten Concept vor, dass ein ruhig fortlaufender Text schwer herzustellen ist. Die Hauptstellen desselben, die sich theilweise auf die in dem ersten an Meyer gerichteten Briefe (vgl. oben S. 126) beziehen, lauten:

»Den vor Jahren von mir gemachten ersten Versuch die artistische Analyse des Parthenons zu Athen, um den verloren gegangenen Canon der altgriechischen Baukunst hierbei wieder aufzufinden, habe ich bei den mir zugänglichen Originalwerken über die Ruinen Griechenlands wieder vorgenommen und finde zu meiner grossen Freude dieselben Resultate welche der Baumeister *Jobin* in einem besondern Werke, wozu er sich mit Carpion verbunden, nachgewiesen: nämlich, dass sich noch das dorische Verhältniss der Säulenordnungen bei der bestimmten Anordnung der Dreischlitze dennoch mit aller Consequenz durchführen lasse. Die altgriechische Architektonik, wonach das Gebäude im Ganzen und jede vom Bau zu unterscheidende Form in ihrem Grössenverhältniss sich in sich selbst und aus sich selbst mit aller Bestimmtheit und Gewissheit eruiren und effec-

tuiren lässt, dürfte allein wieder die sichere Möglichkeit verleihen jene vollkommene Reinheit und Schärfe in den Formen der Baukunst der Alten zu erkennen und zu practiciren, welche das Antike immer und ewig auszeichnen. Von dem Grundplan des Gebäudes, durch die Säulenordnungen, die es verzieren und mit construiren bis zu dem Tropfen der Dielenköpfe hinauf, entwickelt sich die Reihe der Formen eine aus der andern und beide zu der dritten nach den einfachsten bestimmtesten und feinsten Linien- und Zahlenverhältnissen, so verwickelt das Ganze scheinen mögte. Es können auch so nur die noch überbliebenen Bruchstücke bei der erschöpfenden Idee des Individuellen der Gebäude wieder als Ganzes in vollkommener Sicherheit und Gewissheit architektonisch restaurirt und artistisch vollkommen dargestellt werden.

Bei dieser wissenschaftlich artistischen Behandlung der Kunstgegenstände verliert die wirkliche Gestalt und ursprüngliche Idee der individuellen Gebäude, das Produkt des talentvollen, tiefdenkenden und kunstgebildeten Architekten und seines höheren Genius welcher sich hier für das dorische Verhältniss erster Grösse aussprach, eben so wenig von ihrer Hoheit, Wahrheit, Schönheit und Göttlichkeit, indem der Künstler und sein Werk den allgemeinen und immer und ewig geltenden Gesetzen und Operationen der Grössenlehre unterworfen betrachtet wird, als das planetarische Weltgebäude an Göttlichkeit und Anbetungswürdigkeit verloren hat, seitdem man über dasselbe mathematisch nachgedacht, darnach über die Gesetze und die diesen unterworfenen Verhältnisse und Bewegungen der Himmelskörper mehr mit Wahrheit und Gewissheit unterrichtet worden ist. Nichts geringeres als was Betreff des Himmelsgebäude und was davon abhängt für uns in einer Mécanique celeste gewonnen ist, wird auch für die vollkommenen Kunstwerke der Welt in denen sich das Göttlichste der Menschennatur ausspricht, durch eine Analyse aufgefunden, die das Ganze in seinem Zusammenhang be-

trachtet und zeigt, wie eine Form sich nach und mit der andern nothwendig bestimmt.

Zu dieser Analyse der alten Werke der Baukunst und die des Tempels der Minerva, das Parthenon zu Athen insbesondere, welche zuerst öffentlich im Gelnh. Palast S. 69—70 aufgeführt ist, und die mir bis jetzt überlassen war zu verfolgen, glaube ich mich durch den guten Erfolg in meiner Arbeit fortan mehr berufen, und mag es leichter verschmerzen, dass ich ohne meine Schuld die fixe Anstellung mit Besoldung nicht geniesse und zu meinem Ruf an die Universität nach Bonn für den architektonischen Lehrstuhl misse. Ich glaube vielmehr alles gethan zu haben, und dazu meinen Pflichten mit Liebe und Achtung nachgekommen zu sein. Es ist kein Theil der Architektur auch der kleinste und geringste, wovon ich mich nicht seitdem erprobt und hingegeben hätte, um auf dem höhern Weg fortzukommen und benutzte die Lage der Dinge zum Besten.

Meine Arbeiten in denen ich mit den Jahren auch in technischer Hinsicht fortgeschritten bin, um auch hierin den Antiken näher zu kommen, betreffen in Bezug auf das Parthenon nicht nur die geometrischen Risse desselben, sondern auch perspektivische Ansichten von den eignen der Betrachtung des Gebäudes ursprünglich entsprechenden Punkten. Sie sind auf unumstössliche Beweise gegründet und geben die Restauration der nicht mehr vorhandenen architektonischen Theile nebst den Bildwerken, wie sie mit der Architektur des Ganzen verbunden sind. Ich könnte, als wenn ich den Bau selbst gemacht hätte, bis in das Kleinste scientifisch-artistisch ausweisen, warum das Parthenon Hekatonipedon diese architektonischen Grössenverhältnisse und Formen erhalten und keine andern, warum der Bau so angesehen werden muss und nicht anders, warum dieser oder jener Theil des Tempels so gewesen sey und nicht anders; Es bleibt mir auch nicht dunkel, woher und woraus diese Bildwerke ihre lokale Anordnung und Gruppirung erhalten haben.«

Den Schluss des Schreibens macht die Bitte um Aufmunterung von Weimar aus. Sie scheint jedoch nicht erfolgt zu sein. Wohl aber beziehe ich auf unsern Brief ein (bisher ungedrucktes) Billetchen Goethes an H. Meyer:

Mögen Sie, mein Theuerster, beikommenden wunderlichen Brief eines von jeher als wunderlich bekannten Mannes durchstudiren, damit uns die Seltsamkeiten eines Abends zur Unterhaltung dienen.

Weimar den 3. Januar 1823 G.

Allerdings hat Meyer auf das Blättchen geschrieben: »Tischbein«, aber diese Meyerschen Notizen sind, wie auch an anderen Beispielen erwiesen werden kann, nachträglich gemacht und deswegen nicht immer zuverlässig.

Etwa ein Jahr später findet sich wieder eine indirekte Beziehung auf Hundeshagen. Zelter meldet in seinem grossen Reisebriefe (14. Nov. 1823, Briefw. III, 38, 372 fg.) aus Bonn Folgendes: »Hundeshagen in Bonn fing mich auf der Strasse auf und schleppte mich auf seine Stube, woselbst er mir in der That hübsche Sachen vorzeigte und zwar von ihm selber. Er baut hier, zeichnet, disponirt und ist lesender Doctor an der Universität. Er hofft ordentlicher Professor hier zu werden, woran kein Anderer glauben will, indem sie ihm allerlei zur Last legen. Sonderbar ist, dass es nirgend mit ihm fort will, wiewohl er ein recht geschickter Mensch ist. Er hat ein Manuscript des Nibelungen-Liedes, das er für ächt hält und den Beweis zu führen glaubt; das Gedicht ist schön geschrieben und mit hübschen alten Bildern geziert«.

Diese Erwähnung ist die letzte im Goethe-Zelterschen Briefwechsel. Dass Goethe darauf nicht antwortete, ist nicht auffällig, da er damals schwer krank war, unmittelbar darauf den Besuch Zelters erhielt und den Inhalt des Reisebriefs des Berliner Freundes mündlich mit ihm verhandeln konnte. Von dieser Erkrankung und Genesung Goethes scheint auch Hundeshagen gehört zu haben. Wenigstens findet sich unter seinen Concepten ein undatirtes, das mit Glückwünschen zu Goethes wieder erlangter Gesundheit anhebt und das folgenden »wunderlichen« und »seltsamen« Passus über seine Arbeiten enthält:

»Noch eins muss aus den Resultaten meiner Untersuchungen bemerken, dass ich die evidentesten Beweise vor Augen habe, wonach die Gemälde meiner Nibelungen-Originalhandschrift mit der Burg zu Athen und ihren Alterthümern in die nächste Beziehung treten. Das fränkische

Herzogthum in deutschen Landen schwand selber in dem Namen der letzten Würdenträger, als in Attika, auf der Burg zu Athen, statt der Saala mit dem Palast der Karolinger sich das neue fränkische Herzogthum erhob. Auch deren Untergang stimmt auffallend mit meinen auf diplomatischen Beweisen beruhenden historischen und critischen Erörterungen des wunderbaren, des curiösen Liedes überein und ich glaube nicht zu irren, wenn ich bei dem ersten Abenteuer im Bilde der zu Bett liegenden Chriemhilde, neben der heil. Elisabeth in der Wiege, auch an das darunter gebettete hölzerne Bild der Minerva denke, so ebenso in Schiffesform zur Burg hinan und hinabgefahren wurde«.

Der letzte Brief Hundeshagens ist vom 12. Januar 1825. Er sendet einen Abdruck des alten Siegels mit dem Emblem der Pfalz im Rhein. Er sei augenblicklich beschäftigt, das alte Portal der Sängerschule am Rhein »dessen Steinstücke in Remagen, im Angesicht des Apollinarisberges zu ökonomischen Zwecken vermauert sind«, zu erläutern.

»Es besteht dies Denkmal noch aus 22 Marmorblöcken, welche drei attische Basen und einen Schlussstein abgerechnet, an den Vorderflächen in Feldern erhaben gearbeitete Bildergruppen tragen. Sie bildeten zusammen die Umfassung eines grossen weiten Thores. Dieses Werk enthält offenbar symbolische Schriftsätze oder Hieroglyphen, wie die eigenthümlichste und schon von Diodor dem Sikuler den Deutschen zugeschriebene antike Bildschrift. Es könnte mir bei dieser Gelegenheit gelingen den Beweis zu führen, das Gute des deutschen Mittelalters mit dem Besten der antiken Welt verglichen, sei selbst in den abgeschlossen erscheinenden Werken der Zeit, eine Metamorphose, nicht blinde Nachahmung der Vorzeit, wie das Menschengeschlecht und die Sprache, in deren Geist der Keim dieser Umgestaltung liegt«.

Die Nichtbeachtung seiner letzten Schreiben verbitterten Hundeshagens Stimmung. In seinem Nachlasse finden sich viele Blättchen, heftige Bemerkungen gegen Goethe enthaltend.

Nur eins sei hier mitgetheilt, nicht weil es Wahrheit enthält, sondern weil es die Ansicht Anderer zum Ausdruck bringt:

»Hienach fällt mir ein, was ein Bonner Gelehrter des Fachs richtig bemerkte, für das Verständniss des Antiken hätten Herder und Goethe mit ihrer griechischen Ader und danach mit ihren blos auf Genialität und Gefühl des Schönen hinzielenden Werken eigener Art, eine Hemmung des Studiums und Augenblinde zur Erkenntniss des übrigen gewoben«.

Hundeshagen suchte und fand auch sonst mancherlei Anknüpfungen mit Weimar. Den Grossherzog bat er um Beschäftigung bei dem Neubau des Weimarer Theaters; dem Erbgrossherzog und seiner Gemahlin sandte er seine Schriften: »Einleitung und Übersicht der Encyclopädie des Bauwesens«, »Über den alten Palast Friedrichs I. zu Gelnhausen« und erhielt in deren Namen Dankschreiben vom Rath Völkel.

F. A. Wolf (an Riemer). Berlin, 27. Januar 1816.

[Fordert zu Beiträgen für sein demnächst erscheinendes »antiquarisches Museum« auf.] Endlich was macht der herrliche Musagetes G. und was Meyer? Wollten Sie wol Beide, letztern vorzüglich, auf feine jedoch sichere Art sondiren, ob auch von denen für das Kunst-Alterthum etwas zu erwarten seyn möchte. Sie verbinden mich überall, wenn Sie an diesem neuen (blos unter meinem Namen als Herausgeber erscheinenden) Werke Theil nehmen, selbst und durch Andere . . . Hat G. einige Neigung, so werd ich ihm sogleich selbst schreiben. Hier weiss noch von der Sache gar Niemand, obgleich in 14 Tagen der Druck anhebt . . . Werden denn zur neuen Ausgabe von Winckelmanns Werken sämmtliche Briefe kommen? Izt kann doch Meyer das sagen.

J. G. Quandt an Julius Schnorr v. Carolsfeld.

23. Dezember 1820[1].

An dem Geburtstag meiner Frau d. 24. Nov. des Morgens um 7 Uhr erreichten wir Weimar. — Wir wurden

[1] Mitgetheilt von H. A. Lier.

von unsern alten Freunden unaussprechlich liebreich aufgenommen, von diesen bei andern eingeführt, und unsere Gegenwart versetzte das kleine Städtchen in eine gesellige Bewegung. Der alte Hofrath Meyer gewann eine Art Zärtlichkeit zu mir, obwohl er wusste, dass ich ein Freund und Anhänger der neuen Schule war. Im Grunde waren unsere Meinungen nicht so sehr einander entgegengesetzt, als es scheinen mochte. Meyer und Goethe kannten von den Leistungen und den Bestrebungen unserer Landsleute in Rom, doch nur die Caricatur und hielten die Unart für die Art, woher ihr Missbilligen entstand. Dass sie das, was sie kannten, nicht löblich fanden, kann ich beyden nicht verdenken und würde ebenso geurtheilt haben. Das einzige, was in Weimar von neusten Kunstwerken zu sehen ist, sind Zeichnungen von Ruhl[1] aus Cassel, an welchen die Grossfürstin viel Gefallen zu finden scheint und damit ihr Cabinet anfüllt. Ruhls Onkel, Völkel, ist nehmlich Geheimsecretair der Grossfürstin und hat wahrscheinlich seinem Neveu diese Beschützerin zugewendet. Meyer führte mich bei Goethe ein. Goethe war überaus theilnehmend, mild, ich möchte sagen väterlich. Er fragte mit grosser Theilnahme nach allen ihm bekannten Künstlern, besonders nach Overbeck und seinen jetzigen Arbeiten, seiner häuslichen Lage u. s. w. Auch nach Ihnen fragte er und sagte: er habe viel Gutes und Rühmliches von Ihnen gehört, aber noch nichts von Ihnen zu sehen bekommen. Meine Frau war bei Goethes liebenswürdiger Schwiegertochter durch Adele Schopenhauer eingeführt worden, und einige Tage darauf erhielten wir beyde eine Einladung zu Goethe. Es war uns zu Ehren eine grosse Gesellschaft gebeten worden, und in einer solchen erscheint Goethe immer nicht sehr liebenswürdig. Mir war diesen Abend noch ein besseres Loos als

[1] Ludwig Sigismund Ruhl, dessen Goethe zweimal in den »Tag- und Jahres-Heften« gedenkt. Vgl. Goethes Werke (Hempel) Bd. 27. S. 269 und S. 279.

den andern beschieden, weil abwechselnd Goethe und Meyer mir Kunstsachen zeigten, indess die übrigen Herren und Damen in bangem Kreis umhersassen und standen und sich von Goethe, der diesen Abend seine Orden angelegt hatte, beengt fühlten. Ich bat Goethe, mir seine ohnlängst von Rauch aus Berlin gefertigte Büste zu zeigen, er lehnte es aber für diesen Abend ab und bat mich den folgenden Morgen wieder zu ihm zu kommen. Bey dieser Zusammenkunft war nun Goethe wieder ein ganz anderer als die beyden vorigenmale. Er war heiter, fast lustig, belehrend, theilnehmend, mit einem Wort, höchst liebenswürdig. Diese Rauchsche Büste ist das vollkommenste Bild von Goethe, sie vereint die ursprünglich schönen Verhältnisse seines Gesichtes, die zugleich die Grundzüge seines Geistes und Gemüths darstellen, mit allen den Einschnitten und Erhöhungen, welche das Leben und die Zeit in die bewegliche Oberfläche seines Gesichts eingrub, und es gibt wohl wenig Gesichter, welche einem schnellern Wechsel des Ausdrucks unterworfen, welche mehr von Schmerz und Entzücken, von Liebe und Hass durchwühlt sind, als seines, indess eine ewige Klarheit und Ruhe auf der grossen Stirn sich behauptet. Dazu kommt nun noch diese Eigenheit, dass die Natur die Mittellinie seines Gesichts nicht senkrecht, sondern gebogen zog, so dass die Nase auffallend schief gegen die Stirne und das rechte Auge sehr viel niedriger als das linke steht. Diese Büste war so vortrefflich modellirt, dass ich dem Wunsch sie in Marmor zu besitzen, wohl nicht widerstehen kann und deshalb an Rauch schreiben werde. Ich war zwölf Tage in Weimar, welche für mich und meine Frau wie ein Augenblick vergingen, und wäre gern länger geblieben, wenn nicht wichtige Geschäffte meine Gegenwart in Leipzig nöthig gemacht hätten.

Über Goethes Beziehungen zu J. G. von Quandt sind wir durch die Forschungen Hermann Uhdes und des Freiherrn von Biedermann hinreichend unterrichtet. Dieselben haben theils ihre Quelle in dem zwischen Goethe und von Quandt

geführten Briefwechsel, theils gehen sie zurück auf einen von Quandt selbst geschriebenen Aufsatz, der unter dem Titel: »Meine Berührungen mit Goethe« im Jahre 1870 in der Zeitschrift »Europa« erschien. [Nr. 19 und 20. S. 577—582 und 625—630]. Wie dieser Aufsatz so viele Jahre nach des Verfassers Tode (Quandt starb 1859) in die Hände des Redacteurs Dr. Friedrich Steger, kam, wird leider nicht mitgetheilt. Jedenfalls zeigt die ganze Haltung desselben, dass er von Quandt zur Veröffentlichung bestimmt war; er sollte, vielleicht bald nach Goethes Tod geschrieben, aufklärend in den Widerstreit der Meinungen eintreten, der damals die Geister verwirrte. Ich vermuthe daher, dass dieser Aufsatz bereits früher gedruckt war, ehe er durch die »Europa« der Beachtung der Goetheforscher nahe gerückt wurde, weiss aber leider den Druckort nicht anzugeben. Quandt, das ist leicht ersichtlich, macht die erwähnten Mittheilungen über sein Verhältniss zu Goethe aus der Erinnerung, welche wohl in allen wesentlichen Dingen treu war, einzelne Irrthümer jedoch nicht ausschloss. So verlegt z. B. Quandt seinen zweiten Besuch bei Goethe in Weimar in das Jahr 1821, während er doch, wie Biedermann[1] bereits bemerkt hat, in das Jahr 1820 fällt. Damit stimmt auch die Angabe Goethes in den »Tag- und Jahresheften«. Über eben diesen Besuch nun haben wir noch den vorstehenden Bericht Quandts, der, weil unmittelbar, d. h. vierzehn Tage nach der Abreise von Weimar abgefasst, den Vorzug der grössern Frische und Unmittelbarkeit hat. Derselbe ist enthalten in einem Briefe von Quandt an seinen Freund Julius Schnorr von Carolsfeld vom 23. Dezember 1820, dessen Mittheilung ich der Güte des Herrn Professors Dr. Franz Schnorr von Carolsfeld verdanke. Unsere Stelle findet sich nach einer Schilderung der Rückreise von Italien, die über die Schweiz, Paris, Reims, Namur, Lüttich, Aachen, Köln, erfolgte.

Klingemann an F. L. Schmidt. Braunschweig, 21. Aug. 1823.

Gestern trommelten einige unruhige Dummköpfe mir *Heines* Almansor (eine geniale, freilich hinsichtlich der Bühnenanwendung noch ungeregelte Arbeit) völlig aus, so gut das Stück, in welchem eine ächt südliche, brennende Phantasie herrscht, auch gegeben wurde . . .

Jetzt noch eine Bitte: Senden Sie mir doch Goethes Bearbeitung des Berlichingen auf mein Ehrenwort zum

[1] Goethe und Dresden. Berlin. 1875. 8°. S. 136.

Lesen ein. Friedrich Wilhelm liebte das Stück, und scheint es mir für die Ankunft des Herzogs zweckmässig, so werde ich sofort an *Oels* in Weimar schreiben, welcher den Auftrag früher von Goethe hatte, es mir für 3 Frd'or abzulassen. Goethe liess früher viele meiner Stücke und auch noch den Oedip (welchen *Wolff* gab) im Mscpte geben und ich nahm nichts dafür, es ärgerte mich daher, als die *Excellenz* einen Quark von 15 Thalern verlangte.

Coudray [an einen Maler in Berlin]. Weimar, 30. Nov. 1823.

Herr Professor Zelter, der Ihnen diese Zeilen zu überbringen die Güte haben wird, wird Ihnen näher erzählen, wie sehr wir abermals um das theure Leben unsers Goethe besorgt sein mussten. Es geht nun zwar mit dessen Gesundheit etwas besser, allein der Jahre Zahl überwältigen endlich den kräftigsten Körper. Ich zittere bey dem Gedanken, dass der Verlust dieses uns so theuren Meisters und Freundes unausbleiblich näher rückt. Mit grossem Interesse hat derselbe die Beschreibung Ihrer in der Ausführung begriffenen Landschaft vernommen und den Wunsch geäussert, solche zu sehen. Nach den Bildern, die ich von Ihnen in Berlin zu sehen die Freude hatte, kann ich mir die vollkommene Ausführung dieser Ihrer neuesten Conception nach der Beschreibung lebhaft denken. Mögen auch diese Ihre Meisterwerke durch den Stich uns bald zukommen.

Ottilie v. Goethe an Rahel. 30. August 1824[1].

. . . Des Vaters Geburtstag ist sehr, sehr heiter vorübergegangen: seit vielen Jahren war er zum ersten Male wieder in Weimars Mitte und was von Liebe und herzlichen Wünschen eine Stimme suchte, es auszusprechen im Einzelnen, fand sich wie in einem Brennpunkt in der Feier vereint, die der Grossherzog im Theater veranstaltet.

[1] Aus den Varnhagenschen Papieren der Berliner Königl. Bibliothek, vgl. oben S. 22.

G. Reimer an Froriep[1]. *Leipzig, 26. Juni 1825.*

Sie erinnern sich unfehlbar unserer Unterredung wegen Goethe. Seitdem schrieb ich sofort an ihn, ohne bisher nur eine Zeile Antwort erhalten zu haben, obgleich die Anforderungen wegen Honorars und übrige Stellung der Bedingungen ganz ihm überliess. Nun höre ich gestern von Hn Fleischer, der gut unterrichtet zu sein behauptet und selbst als Concurrent aufgetreten sein will, dass inzwischen Verhandlungen ausser mit ihm mit Max und Brockhaus stattgefunden haben, dass letzterer 50000, jener 55000, und endlich Cotta 60000 Honorar geboten haben soll. Nun wünsche ich mit zwei Worten darüber unterrichtet zu sein, ob es sich so damit verhält? Ob mit Cotta abgeschlossen ist? ob es zu erwarten steht, dass Goethe mit einem Andern definitv abschliessen werde, ohne weitere Rückfrage zu nehmen? ob und welche Beschränkungen endlich in Beziehung auf Umfang und die sonstige Einrichtung dieser Ausgabe gestellt sind und ob das ausgemittelte Honorar in Terminen nach Massgabe der einzelnen Lieferungen gestellt, abgetragen werden kann? endlich ob Goethe nicht etwa in diesen Tagen verreist und ob man ihn ohne Störung einige Stunden wird sprechen können?

Erzeigen Sie mir die Freundschaft, mir mit zwei Worten auf diese Anfragen Entscheidung zu ertheilen; vielleicht finden Sie ungesucht Gelegenheit, Goethe selbst zu fragen.

Reimer an Froriep. *Berlin, 12. April 1826.*

Ich wende mich noch einmal an Sie, verehrtester Freund, in Beziehung auf Goethe, indem ich soeben vernehme, dass ein neuer Bruch mit Cotta entstanden sei. Erzeigen Sie mir den Gefallen, sich darüber zu erkundigen und mir zu sagen, welche Massregeln wohl zu ergreifen wären, um die Sache einzuleiten. Man sagt, der junge Goethe wolle selbst

[1] Aus dem Bertuch-Froriepschen Archiv in Weimar.

Verleger werden, das wäre bodenlose Tollheit, besonders nach den Erbietungen, welche ich ihm gemacht habe.

Zelter an Ternite. *Charfreitag 1827.*

Eben erhalte ein Schreiben des Herrn v. Goethe vom 10. dieses, wo es heisst[1]: »In diesen Tagen geht die Kiste an Herrn Ternite mit den köstlichen Blättern (so lauten die Worte) wohlgepackt nach Potsdam«. In der Kiste soll ein einzelnes Blatt für mich liegen und ich bitte es mir von Ihnen aus, wenn die Kiste ankömt. So viel ich weiss steht Ihnen, mein Herr und Freund, ein grosses Lob bevor, dessen ungeachtet verbleibe Ihr Zelter

Moritz Oppenheim an S. D. Oppenheim.

Weimar, 6. Mai 1827.

Schon seit vergangenen Donnerstag bin ich hier. Ich habe meine Reise in sehr angenehmer Gesellschaft gemacht. Der Dichter *von Holtei*, der direct bis Leipzig mit dem Kutscher accordirt hatte, blieb meistens mir zu Gefallen in Weimar, ihm verdanke ich nun die Bekanntschaft der ausgezeichnetsten hiesigen Gelehrten. Es ist ein allgemein feinerer Ton hier als bei uns, der mir nach einem so langen Aufenthalt in Frankfurt ebenso fremd ist als wohlthut. — Beim Vater Goethe war ich Samstag zum ersten Mal. Wenn man auch den Dichter durch den Staatsmann vermisst, so fand ich ihn doch nicht so hochtrabend, wie man ihn beschreibt. Vielmehr er erschien mir als ein recht gutmüthig-ehrwürdiger Greis. Heute liess er mich zum zweiten Male zu sich bitten, wobei ich ihm auch meine zwei Bilder vorstellte, denen er wirklich eine sehr lange Aufmerksamkeit schenkte, mir nur Schmeichelhaftes darüber sagte und sich dann ausbat, sie ein bischen bei ihm stehen zu lassen, — weil, wie er sich ausdrückte — Sachen, über die man lange gedacht und gearbeitet hat, auch lange Zeit betrachtet werden müssen.

[1] Vergl. Goethe-Zelter Briefwechsel IV, 296.

Frau von *Heigendorff* lernte ich durch einen meiner hiesigen Bekannten und durch mein Skizzenbuch kennen, welches sie schon mehrere Tage bei sich behält. Heute morgen besuchte ich sie und übergab Deinen Brief. Sie scheint eine sehr kluge Frau, die sehr grossen Einfluss hier hat, wie mir scheint, aber mit Goethe nicht im besten Einverständniss lebt, was mir leid thut. Ich glaube nicht, dass es rathsam ist, vor Ende der Woche von hier abzureisen, wenn ich auch Ursache zu glauben habe, dass der Fürst, der, wie ich höre, seit Kurzem zuviel Ausgaben in Kunstsachen gemacht hat, meine Bilder nicht kaufen wird . . .

Börne schickte mir 10 Dukaten mit einem schönen Briefe, welcher endete: »Reichthum ist ein Fels, Armuth eine Sandbank des Lebens; vor dieser kann uns eigene Kraft bewahren, vor jenem kann uns nur die Gnade Gottes schützen. Gott hüte Sie, es liegt ein Fluch im Gelde. Danken Sie mir, dass ich Ihnen so mässig geflucht«.

H. Meyer an Knebel. *Weimar, den 20. Juli 1827.*

In dem Herrn *Durst*(?), der mir Ihren Brief überbracht, habe ich einen kunst- und wissbegierigen jungen Mann gefunden und hoffe bei weiterer Bekanntschaft mit demselben, auch mit dem was er leisten kann, zufrieden zu seyn. Er hatte keine von seinen Zeichnungen mitgebracht, aber ich schliesse aus seinen Ansichten und Urtheilen, dass er sich auch durch Kunstfertigkeit *empfielt.*

Wie die Anfechtungen, denen er ausgesetzt ist zu beseitigen seyen, hat Goethe ihm guten, ja nach meiner Einsicht den besten Rath gegeben; ich wüsste nichts hinzuzufügen oder etwas Anderes vorzuschlagen, zumahl da ich gestehn muss, dass die Sache mich ärgert und ich mich des Gedankens nicht erwehren kann zu glauben, in frühern Zeiten hätten dergleichen nicht stattgefunden, noch finden können. Aber man wirft mir vor ein parteyischer Lob-

redner des Vergangenen zu seyn. Nun wohl! möge das alte Sprüchwort:

Vormals waren die Milesier stark

sich nie auf uns anwenden lassen.

Ottilie von Goethe an Holtei. Weimar, 1. Juni 1828.

. . Ich glaube, es ist Ihnen lieb, wenn ich Ihnen von uns viel vorplaudere, deshalb soll dies auch jetzt in Reih und Glied geschehen. Zuerst im Haus, wie in der Welt, kömmt mein Papa. Er ist heiter, frisch, liebenswürdig und thätig; — seine Morgende nimt jetzt der Münchener Hofmaler *Stieler* in Anspruch, den der König hergesandt, um von ihm das Bild des Vaters machen zu lassen, und als Beglaubigung seiner Kunst hat er ein wunderschönes Porträt einer Frau mitgebracht, die sich hier eine Menge Verehrer unbewusst erwirbt . . . August war ein paar Tage sehr krank, sein Herz war in einige Confusion gerathen, und obgleich verschiedene Freunde dies für ein weimarisches Stadtübel halten könnten, so war doch dies wahrscheinlich etwas anderer Natur, denn *Vogel* hatte prosaische Mittel wie Senfpflaster etc. —

Kanzler v. Müller an Günther in Jena.

Weimar, 24. Oktober 1832.

Eben von einer dreiwöchentlichen Reise nach Stuttgart, Carlsruhe, Strasburg und Heidelberg heimgekehrt, finde ich mich durch die 2 ersten Bögen Ihrer vortrefflichen Rede hocherfreut . . . . Erlauben Sie, dass ich indessen Ihnen das soeben erst fertig gewordene, von *Riemer* und mir redigirte Schlussheft von »Kunst und Alterthum« überreiche. *Varnhagens* und *Humbolds* Beiträge werden Sie gewiss ebenso geist- als gehaltreich finden, Goethes »an junge Dichter« ist ein köstliches Vermächtniss und war nebst der Analyse von Cents-et-un seine letzte Arbeit; seine Briefe über »Faust« benutzte ich als beste Einleitung zu dieser

eben so genialen als problematischen Schöpfung, die nun Weichnahten im Druck erscheint; Riemers Aufsatz wird Sie gewiss vorzugsweise interessiren und unsers guten unersetzlichen *Meyers* Beiträge erhalten durch seinen so beklagenswerthen Tod noch eine ganz besondere Bedeutung. Eine baldige Anzeige in der A. L. Z. wird uns von grossem Werthe seyn; wir hegen den Vorsatz, unter Mitwirkung derselben und noch anderer würdiger Männer im Auslande von Zeit zu Zeit ein Bändchen ähnlicher Aufsätze und Abhandlungen über Kunst, Literatur und nächste Vorzeit herauszugeben, deren erstes wohl schon zu Ostern erscheinen dürfte.

7. Aus den Weimarer Fourier-Büchern 1775—1784.

MITGETHEILT VON

C. A. H. Burkhardt.

Ausgehend von der Ansicht, dass die Goetheforschung wesentlich gefördert wird, wenn das in innigstem Zusammenhange mit Goethes Leben stehende historische Material allseitiger herangezogen und zugleich der allgemeinen Benützung zugänglich gemacht wird, habe ich es zunächst versucht, die *wichtigern* Daten aus den Weimarischen Fourierbüchern zusammenzustellen, um einmal darzuthun, welche Fülle von historischem Material in diesen gleichzeitigen Aufzeichnungen sich findet. Ich möchte behaupten, dass eine sorgfältige *Bearbeitung* der Fourierbücher und die Veröffentlichung derselben im Interesse der Goetheforschung geradezu geboten erscheint. Die Arbeit selbst verlangt viel Umsicht, da in diesen Büchern die Namen vielfach entstellt, richtig wiederzugeben sind. Sehr vorsichtig müssen aber auch die Fourierbücher benutzt werden, weil in den Datirungen grobe Verstösse sich finden, die man nur durch eine sorgfältige Prüfung einer längern Reihe von Daten entdecken kann. Lediglich als *kritisches* Material sollen die nachstehenden Auszüge dienen; der Schwerpunkt dieser Mittheilungen liegt sicherlich nicht in dem Moment, hier

nachweisen zu wollen, wie oft Goethe bei Hofe war. Das ist ja bereits von Andern möglichst, wenn auch in nicht gerade anziehender Weise, veranschaulicht worden.

* * *

1775[1].

Goethe bei Hof.

8. Nov. Mittw. M. 10. Nov. Freit. M. 12. Nov. Sonnt. M. 15. Nov. Mittw. M. 18. Nov. Sonnab. M. 26. Nov. Sonnt. M. 29. Nov. Mittw. M. 2. Dec. Sonnab. M. 10. Dec. Sonnt. M. 11. Dec. Mont. M. u. A. 13. Dec. Mittw. M. 16. Dec. Sonnab. M.

Sonstige Festlichkeiten und Ereignisse.

7. Nov. Picknick u. Ball im Redoutenhause in der Esplanade. 8. Nov. Abends Ankunft Dalbergs. 14. Nov. Assemblée u. Ball in d. Stadt. 21. Nov. Assemblée u. Ball in d. Stadt. 27. Nov. Die Grafen von Stolberg kommen aus Frankreich an, erhalten Mittags Audienz u. w. zur Tafel gezogen. 1. Dec. Ankunft Dalbergs. 3. Dec. Abends Abreise d. Grafen v. Stolberg. 4. Dec. Der Herzog geht n. Rudolstadt. Rückkunft 7. Dec. gegen Abend. 17. Dec. Communion. 19. Dec. Ankunft Dalbergs. Abreise 21. Dec. Abends. 23. Dec. Der Hof nach Gotha, Rückkunft 29. Dec. gegen Abend. 30. Dec. Der Herzog zu Dalberg nach Erfurt.

1776[2].

Goethe bei Hof.

7. Jan.[2] Sonnt. M. 16. Jan. Dienst.[3] 19. Jan.[4] Freit. M. 29. Jan. Mont. A.[5] 30. Jan. Dienst. M.[6] 11. Febr. Sonnt. A.[7] 15. Febr. Donnerst. M.[8]

---

[1] In diesem Jahre war Goethes Platz in der Regel an der Marschallstafel. An die fürstliche Tafel wurde er erst am 11. Dec. in Belvedere gezogen und zwar Mittags und Abends, während wir ihn an den folgenden Einladungstagen in Weimar wieder nur an der Marschallstafel placirt finden. Erst nachdem Goethe zum Geh. Legationsrath ernannt worden war, findet er beständig seinen Platz an der Herzogstafel, wenn nichts Anderes bemerkt ist. M. = fürstl. Tafel zu Mittag, A. = fürstl. Tafel zu Abend.

[2] Das Fourierbuch gibt die Gäste bei dem Herzog oft nur summarisch an, da derselbe vom Hofstaate der Herzogin vielfach getrennt zu speisen pflegte. Es heisst z. B. Durchl. Herzog mit . . . Personen allein. [2] (Marschallst.) [3] Goethe früh 5 Uhr mit d. Herzog u. A. nach Schwansee auf d. Jagd. [4] (Marschallst.) [5] Goethe alleine mit Oberforstmeister v. Wedel a. d. Herzogstafel. [6] An d. Marschallst. [7] Mit v. Kalb u. dem Herzog auf d. Zimmer an f. Tafel. [8] An d. Marschallst.

25. Febr. Sonnt. M.[1] 29. Febr. Donnerst. A.[2] 10. März Sonnt. M.[3] 13. März Mittw. M.[4] 21. März Donnerst. M.[5] 24. März Sonnt. M.[6] 5. Ap. Freit. M.[7] 2. Juni Sonnt. M.[8] 25. Juni Dienst. M.[9] 28. Juni Freit. M.[10] 4. Juli Donnerst. M.[11] 9. Juli Dienst. M. 11. Juli Donnerst. M. 11. Sept. Mittw. M. 26. Dec. Donnerst. M.

Sonstige Festlichkeiten und Ereignisse.

1. Jan. Concert u. Assemblée. 2. Jan. Picknick. 3. Jan. Ankunft Dalbergs. 9. Jan. franz. Comödie. 10. Jan. Tafel in Belvedere. 14. Jan. Assemblée. 15. Jan. Picknick in d. Stadt. 18. Jan. Rückkehr v. d. Jagdpartie zu Schwansee. 19. Jan. Redoute. 22. Jan. franz. Comödie. 26. Jan. Redoute. 30. Jan. Cour u. Ball. 1. Febr. Comödie. 8. Febr. Comödie (fünf adlige Kinder speisen deshalb an einer kl. Tafel). 15. Febr. Ank. Dalbergs. 5. März Rückk. d. Herzogs v. Erfurt über Ettersburg. 9. März Ank. d. Gf. Görz aus Dresden. 11. März Herzogin Amalia u. Constantin nach Gotha, der Herzog u. d. Herzogin begleiten sie bis Erfurt. 13. März Tafel in Troistedt. 18. März Amalias Rückk. v. Gotha, der entgegeng. Herzog trifft Abends 7 Uhr in W. ein, die Herzogin A. Nachts 12 Uhr. 7. Ap. Concert u. Assemblée. 23. Ap. Abends Ank. d. Erbprinzen v. Hessen-Darmstadt. 27. Ap. franz. Comödie. 1. Mai Abreise d. Erbprinz. v. Hessen. 16. Mai v. Edelsheim aus Carlsruhe kommt an. 21. Mai Tafel in Tiefurt. 28. Mai Der Herzog begleitet d. abreis. v. Edelsheim nach Allstedt. 30. Mai Tafel in Ossmannstedt. 1. Juni Das Abfeuern d. Infanterie. 5. Juni Ank. d. Erbprinz. v. Hessen-Darmstadt. 10. Juni Tafel im Welschen Garten, Abends; desgl. 11. Juni Abends. 14. Juni Concert u. Assemblée. Geburtst. d. Erbprinz. Ludwig v. Hessen. 16. Juni Der Hof geht n. Erfurt, wo der Gothaer Hof u. die Herrschaften v. Hessen-Philippsthal im röm. Kaiser verkehren. 17. Juni Berghauptm. v. Trebra aus Dresden kommt an. 29. Juni Concert u. Assemblée, der Hof v. Gotha anwesend. 6. Juli Tafel in Tiefurt. 14. Juli Concert. 18. Juli Der Herzog etc. geht mit Goethe, v. Fritsch, v. Kalb, v. Wedel u. Bertuch etc. nach Ilmenau. 22. Juli Einzug nach Belvedere. 4. Aug. Concert. 11. Aug. Concert. Ank. d. Erbprinz. v. Hessen-Darmstadt von Ilmenau in Belvedere, Abreise n. Ilmenau 13. früh. 14. Aug. Ank. d. Herzogs a. Ilmenau in Weimar. 17. Aug. Ank. Dalbergs, 19. Abreise. 26. Aug. Ank. Dalbergs. 1. Sept. Concert. 10. Sept.

[1] An d. Marschallst. [2] An d. f. Tafel. [3] Marschallst. [4] An d. f. Tafel zu Troistedt. [5] Zu viert an d. f. Tafel. [6] Mit d. Herzog, d. Herzogin, v. Wedel, Wieland u. Bertuch auf d. Zimmer. [7] Bei dem Herzog mit Prinz Constantin, Wieland u. Bertuch allein. [8] A. d. f. T. [9] Zum ersten Mal als Geh. Leg. Rath »Gehde« (a. d. f. Tafel) aufgef. [10] F. Tafel. [11] Von hier an stets an d. Fürstentafel.

Comödie in Weimar. 13. Sept. Redoute. 15. Sept. Concert. 17. Sept. Ball in Tiefurt. 23. Sept. Abreise des Prinzen v. Hessen-Darmstadt. 25. Sept. Ank. des Statth. v. Erfurt. 4. Oct. Herder macht erste Aufwartung bei d. Herzogin. 6. Oct. Concert. 13. Oct. Concert. 19. Oct. Einzug v. Belvedere in d. Stadt. 22. Oct. Tafel in Cromsdorf. 30. Oct. Die Herzogin in Tiefurt. 5. Nov. Die Herzogin n. Erfurt, der Herzog in Tiefurt. 8. Nov. Concert bei Herzogin Amalia. 17. Nov. Concert. 21. Nov. Comödie. 28. Nov. Comödie. 2. Dec. Der Herzog mit Goethe u. v. Wedel verreisen früh 7 Uhr. 7. Dec. Die Herzogin geht nach Gotha, Ank. 16. Abends. 21. Dec. Rückkunft d. Herzogs um 3 Uhr mit Prof. Oeser aus Leipzig. 22. Dec. Concert. 26. Dec. Cour u. Concert. 27. Dec. Redoute. 31. Dec Schlittenpartie nach Tiefurt, Abends mit Fackelbel. zurück.

1777.

Goethe bei Hof.

12. Jan. Sonnt. M. 18. Jan. Sonnab. M.[1] 25. Jan. Sonnab. M. 26. Jan. Sont. M. 3. Febr. Mont. M.[2] 19. Febr. Mittw. M.[3] 4. März Dienst. M. 20. Ap. Sonnt. M. 12. Mai Mont. M. 25. Mai Sonnt. M. 4. Juni Mittw. M. 8. Juni Sonnt. M. 20. Juni Freit. M. 24. Juni Dienst. M. 30. Juni Mont. M.[4] 1. Juli Dienst. M. 3. Juli Donnerst. M. u. A. 7. Juli Mont. M.[5] 20. Juli Sonnt. M. 1. Aug. Freit. M.[6] 4. Aug. Mont. M.[7] 11. Aug. Mont. A.[8] 14. Aug. Donnerst. M.[9] 23. Aug. Sonnab. D.[10] 25. Aug. Mont.[11] 27. Dec. Sonnab. M.[12]

Sonstige Festlichkeiten und Ereignisse.

6. Jan. Ankunft Dalbergs Abends. 8. Jan. Abends Comödie. 9. Jan. Abends Comödie. 10. Jan. Abreise Dalbergs. 12. Jan. Abends Concert. 14. Jan. Abends Comödie. 17. Jan. Der Herzog tafelt mit 3 Pers. auf d. Schwansee, Abends Redoute. 18. Jan. Herzogl. Tafel auf d. Schwansee. 19. Jan. Abends Concert. 21. Jan. Tafel auf d. Schwansee. 23. Jan. Tafel auf d. Schwansee. 24. Jan. Redoute. 30. Jan. Comödie. 31. Jan. Redoute.

[1] Auf d. Schwansee. [2] Schwarzb. Belehnungsfeier. [3] Auf d. Zimmer d. Herzogs mit v. Wedel. [4] Das Abfeuern d. Infanterie, daher Tafel im Lager beim Webicht unter einem grossem Zelte. [5] Landausschusstag u. Tafel. [6] Schluss des Deputationstags mit Tafel. [7] Zusammenkunft d. Deputirten d. Jenaischen Stände, mit Tafel. [8] Goethe an der Marschallstafel. [9] Schluss d. Deputationstags, wo Alles gehalten, wie bei Ankunft d. Dep. [10] Dejeuner in *Weimar* (denn seit 14. Mai—8. Nov. war d. Hof in Belvedere), worauf man zur Jagd bei Hängen im Erfurter Gebiet aufbrach. [11] Der Herzog mit Goethe u. d. Suite über Ilmenau n. Eisenach zum Ausschusstag. [12] Auf d. Schwansee.

2. Febr. Concert. 3. Febr. Schwarzb. Belehnung. 3. Febr. Comödie. 5. Febr. Comödie. 7. Febr. Redoute. 9. Febr. Dalberg kommt an. Concert. 10. Febr. Comödie. 11. Febr. Redoute. 12. Febr. Dalberg ab. 14. Febr. Herzogin v. Gotha kommt unvermuthet an. Redoute. 15. Febr. Comödie. 16. Febr. Cour u. Concert. 27. Febr. Herz. Ferdinand v. Braunschweig kommt an. 28. Febr. Cour. 1. März Comödie, Ankunft Dalbergs. 2. März Cour u. Concert. 5. März Der Herzog v. Br. früh ab. 9. März Concert. 16. März Concert. 27. März Communion. 30. März Cour u. Concert. 13. Ap. Concert. 20. Ap. Cour u. Concert. 25. Ap. Comödie. 4. Mai Cour u. Concert. 5. Mai Ank. Dalbergs. 11. Mai Cour u. Concert. 14. Mai Einzug auf Belvedere. 1. Juni Concert u. Cour. 3. Juni Ank. d. Fürsten v. Dessau. 7. Juni Tafel in Tiefurt. 8. Juni Cour u. Concert. 9. Juni Abreise d. Fürsten v. Dessau. 15. Juni Cour u. Concert. 29. Juni Cour u. Concert. 30. Juni Abfeuern d. Infanterie, Tafel im Lager bei d. Webicht. 3. Juli Dalberg anwesend geht 4. Juli mit d. Herzog nach Dornburg, Abends bei Constantin in Tiefurt. 7. Juli Audienz der Landstände, Tafel. 9. Juli Landst. d. Ritterschaft, Audienz in Belvedere. 11. Juli Audienz d. bürgerl. Landst. in Belvedere. 13. Juli Cour u. Concert. 20. Juli Cour u. Concert. 1. Aug. Abschied u. Tafel d. Stände in Weimar. 4. Aug. Zusammenk. d. Jenaischen Landst., Tafel. 6. Aug. Audienz ders. in Belvedere. 9. Aug. Die Herzogin nach Kochberg. Rückk. d. 11. Aug. Vorm. 14. Aug. Ende d. Deputationstags u. Tafel. 17. Aug. Cour u. Concert. 23. Aug. Jagen bei Hayn im Erfurt'schen, vorher Dejeuner. 25. Aug. Der Herzog mit der Suite (mit Goethe) über Ilmenau nach Eisenach z. Ausschusstag. 31. Aug. Cour u. Concert. 2. Sept. Die Herzogin, Constantin u. Amalia in Berka, Tafel bei Rath Möller. 8. Sept. speist die Herzogin bei Amalia in Ettersburg. 14. Sept. Cour u. Concert. 20. Sept. Die Herzogin nach Ilmenau, Rückkehr 4. Oct. 5. Oct. Cour u. Concert. 11. Oct. Der Herzog v. Eisenach Abends 8 Uhr zurück. 12. Oct. Dalbergs Ank., Cour u. Concert. 13. Oct. Abends Dalberg ab. 26. Oct. Cour u. Concert. 2. Nov. Cour u. Concert. 8. Nov. Überzug v. Belvedere in d. Stadt. 9. Nov. Cour u. Concert. 10. Nov. Der Hof speist bei Amalia in Ettersburg. 15. Nov. Ank. Dalbergs. 16. Nov. Cour u. Concert, Dalberg ab. 18. Nov. Der Hof n. Gotha. Amalie zieht v. Ettersb. n. Weimar. 22. Nov. Der Hof zurück v. Gotha. 23. Nov. Cour u. Concert. 25. Nov. Der Hof dinirt bei Amalia, Comödie. 27. Nov. Der Herzog n. Marksuhl auf Schweinsjagd. 30. Nov. Cour u. Concert. 2. Dec. Comödie. 7. Dec. Cour u. Concert. 14. Dec. Cour u. Concert. 16. Dec. Der Hof speist bei Amalia, Comödie. 21. Dec. Rückk. d. Herzogs $^1/_2$ 2 Uhr. Cour u. Concert. 22. Dec. Dejeuner d. Herzogs auf d. Schwansee. 23. Dec. Comödie. 25. Dec. Communion. 26. Dec. Cour u. Concert. 27. Dec. Der Hof speist auf dem Schwansee, Abends erste Redoute. 28. Dec. Cour u. Concert. 30. Dec. Der Herzog nach Ottstedt a. B. auf Jagd, Abends Comödie. 31. Dec. Der Herzog in Ettersburg.

1778.

Goethe bei Hof.

18. Jan. Sonnt. M. 3. Febr. Dienst. M.[1] 1. März Sonnt. M. 5. Ap. Sonnt. M. 3. Mai Sonnt. M. 11. Juni Donnerst. M. 12. Juni Freit. M. 15. Juni Mont. A. 26. Juni Freit. M. 2. Juli Donnerst. M. u. A. 3. Juli Freit. M. 4. Juli Sonnab. M. 9. Juli Donnerst. M. u. A. 10. Juli Freit. M. 1. Aug. Sonnab. M. 2. Aug. Sonnt. A. 16. Aug. Sonnt. M. 20. Aug. Donnerst. M.[2] 2. Sept. Mittw. M. 20. Sept. Sonnt. M. 25. Sept. Freit. M. 30. Sept. Mittw. M. 19. Oct. Mont. M. 21. Oct. Mittw. A. 27. Dec. Sonnt. M.

Sonstige Festlichkeiten und Ereignisse.

4. Jan. Cour u. Concert. 5. Jan. Schlittenfahrt u. Tafel in Ettersburg. 7. Jan. Tafel in Belvedere nach d. Schlittenfahrt, Abends 5 Uhr mit Fackeln zurück, Concert bei Herzogin Amalia. 11. Jan. Cour u. Concert. 13. Jan. Comödie. 16. Jan. Tafel in Tiefurt, Abends Pickenick im Redoutensaal. 23. Jan. Redoute. 25. Jan. Cour u. Concert. 30. Jan. Geburtstagsf. ohne Galla, Comödie, Tafel im Fürstenhause u. kl. Ball des Prinzen Constantin im Comödienhause. 1. Febr. Cour u. Concert. 4. Febr. Tafel auf d. Schwansee. 6. Febr. Redoute. 8. Febr. Cour u. Concert. 13. Febr. 10 Uhr früh Dejeuner auf d. Schwansee, Abends Comödie. 15. Febr. Cour u. Concert. 16. Febr. Illumination u. Tafel auf d. Schwansee. 19. Febr. Comödie. 22. Febr. Cour u. Concert. 27. Febr. Comödie. 1. März Cour u. Concert. 2. März Dalbergs Ankunft. 3. März Redoute, Dalberg ab. 6. März Letzte Redoute. 8. März Cour u. Concert. 10. März Tafel in Tiefurt, Comödie. 13. März Comödie. 15. März Cour u. Concert. 20. März Ank. v. Edelsheims aus Carlsruhe. 21. März Frau u. Fräulein v. Keller aus Stedten. 22. März Cour u. Concert. 25. März Ank. Dalbergs. 26. März Abreise v. Edelsheims. 27. März Comödie. 29. März Cour u. Concert. 30. März Vermählung des Kammerpr. v. Kalb. 5. Ap. Cour u. Concert. 10. Ap. Der Herzog nach Ilmenau. 12. Ap. Cour u. Concert. 15. Ap. Ank. d. Herzogs v. Ilmenau. 17. Ap. Communion. 19. Ap. Cour u. Concert. 20. Ap. Concert bei Herzogin Amalia. 22. Ap. Ank. Dalbergs. 26. Ap. Cour u. Concert. 2. Mai Tafel in Buchfahrt. 3. Mai Cour u. Concert. 7. Mai Tafel im Stern. 10. Mai Cour u. Concert, der Herzog vorher mit v. Wedel u. Goethe nach Leipzig. 17. Mai Cour u. Concert. 20. Mai Der Hof bei d. Herzogin Amalia. 23. Mai Amalia geht nach Ilmenau. 24. Mai Cour und Concert. 31. Mai Rück-

[1] An der Marschallstafel, da f. Tafel des Herzogs bei Herzogin Amalia war.

[2] An d. Marschallstafel, da der Hof bei d. Herzogin in Ettersburg.

kehr des Herzogs, Tafel in Tiefurt mit Constantin. Cour u. Concert. 4. Juni Der Herzog nach Ilmenau, Constantin Mittwoch vorher dahin. 7. Juni Cour u. Concert. 9. Juni Rückk. des Herzogs u. Constantins früh 6 Uhr. 10. Juni Ank. Dalbergs mit seinem Bruder. 11. Juni Abfeuern vor d. Jacobsthor, Tafel im Welschen Garten, Ball u. Abendtafel. 12. Juni Tafel im Stern. Abends Ball u. Tafel unter Zelten. 13. Juni Tafel bei Constantin in Tiefurt. 15. Juni Abends Tafel in Belvedere u. Ball. 16. Juni Der Hof nach Erfurt zum Abfeuern d. Churmainzer Truppen, Rückk. Nachts 12 Uhr. 18. Juni Tafel in Tiefurt. 21. Juni Cour u. Concert. 23. Juni Der Hof zum Markt in Buttstädt, Tafel in Rohrbach bei v. Koppenfels. 24. Juni Tafel im Stern. 25. Juni Tafel in Tiefurt. 26. Juni Tafel im Stern. 27. Juni Tafel im Stern. 28. Juni Cour u. Concert. 29. Juni Tafel im Stern. 1. Juli Officierstafel auf d. Exercierplatz mit d. Herzog. 2. Juli Tafel in Belvedere. Sternschiessen u. Ball. 3. Juli Tafel im Welschen Garten. 4. Juli Tafel in der Schnecke. 5. Juli Concert. 6. Juli Der Herzog in Ettersburg. 7. Juli Tafel in Ettersburg. 8. Juli Tafel im Welschen Garten. 9. Juli Tafel im neuen Louisenkloster, wo Louisenfest, Goethe als Klosterbruder. 10. Juli Tafel bei d. Kloster. 11. Juli Tafel bei dem Kloster. 12. Juli Tafel in Tiefurt. 13. Juli Tafel bei dem Kloster. 15. Juli Der Herzog mit Frau v. Stein nach Kochberg. 16. Juli Tafel bei dem Kloster. 19. Juli Cour u. Concert. 20. Juli Rückk. d. Herzogs. 21. Juli Concert des Herrn u. Frau Mara. 22. Juli Tafel in Tiefurt. 26. Juli Cour u. Concert. 31. Juli Manoeuvre vor d. Jacobsthor. Officierstafel. 2. Aug. Cour u. Concert, 8 Uhr Abends Rückk. Amalias, Einholung durch die Bürgerschaft. 3. Aug. Amalia zieht n. Ettersburg. 4. Aug. Tafel in Ettersburg. 6. Aug. Tafel in Tiefurt. 9. Aug. Der Herzog mit Goethe u. Wedel früh 3 Uhr n. Allstedt. Abends Cour u. Concert am Hof. Rückk. 14. Aug. 13. Aug. Ueberzug n. Belvedere. 16. Aug. Cour u. Concert. 24. Aug. Jagd am kl. Ettersberg. Tafel unter d. Zelt. 30. Aug. Cour u. Concert. 1. Sept. D. Herzog nach Eisenach. 6. Sept. Cour u. Concert. 13. Sept. Cour u. Concert. 18. Sept. Rückk. d. Herzogs. 20. Sept. Cour u. Concert. 26. Sept. D. Herzog nach Ilmenau. 27. Sept. Cour u. Concert. 4. Oct. Cour u. Concert d. Frau v. Mara. 8. Oct. Cour u. Concert. 11. Oct. Cour u. Concert. 15. Oct. Der Hof empfängt in Erfurt die Erbprinzen v. Braunschweig u. den Gothaer Hof. 19. Oct. Ank. d. Erbprinzen v. Braunschweig. 20. Oct. Tafel in Ettersburg u. Comödie. 21. Oct. Cour u. Concert. 22. Oct. Abreise d. Erbprinzen v. Braunschweig. 24. Oct. Tafel in Tiefurt. 1. Nov. Cour u. Concert. 6. Nov. Der Hof bei Amalia in Ettersburg zum Diner. 8. Nov. Cour u. Concert. 15. Nov. Cour u. Concert. 20. Nov. Ueberzug v. Belvedere n. Weimar. 22. Nov. Cour u. Concert. 29. Nov. Cour u. Concert. 6. Dec. Cour u. Concert. 11. Dec. Comödie. 13. Dec. Cour u. Concert. 20. Dec. Communion. 25. Dec. Cour u. Concert. 29. Dec. Der Hof tafelt bei Amalia. Abends Comödie. 30. Dec. Der Herzog geht auf die Jagd nach Apolda mit »etlichen Cavalieren«.

1779.

Goethe bei Hof.

3. Febr. Mittw. M. 5. Ap. Mont. M. 2. Mai Sonnt. M. 11. Juni Freit. M. 29. Juni Dienst. M. 30. Juni Mittw. M. 4. Juli Sonnt. M. 27. Juli Dienst. M. 31. Juli Sonnab. M.

Sonstige Festlichkeiten und Ereignisse.

1. Jan. Cour u. Concert. 4. 5. 6. 7. 8. Jan. Der Herzog Mittags auf d. Eise. 6. Jan. Erste Redoute. 10. Jan. Amalia u. Const. nach Leipzig. Cour u. Concert. 11. Jan. Der Herzog auf d. Jagd. 12. Jan. Auf d. Eise. 13. Jan. Auf d. Eise. 15. Jan. Comödie. 17. Jan. Cour u. Concert. 20. Jan. Redoute. 24. Jan. Cour u. Concert. 29. Jan. Redoute. 30. Jan. Stiller Geburtstag d. Herzogin. 3. Febr. Entb. d. Herzogin. 5. Febr. Der Hof bei Amalia zum Diner. Abends freie Redoute. 6. Febr. Dejeuner, Abreise d. Herzogs v. Gotha. 12. Febr. Redoute. 16. Febr. Ankunft Dalbergs. Redoute. 19. Febr. Letzte Redoute. 22. u. 23. Febr. Wochenvisiten. 4. März Dalbergs Ankunft. 14. März Kirchgang d. Herzogin. 17. März Der Hof speist bei Amalia. 21. März Cour u. Concert. 24. März Besuch des Hofs aus Gotha. 25. März Cour u. Concert. 26. März Diner des Hofs bei Amalia. 28. März Abreise d. Gothaer Hofs. 29. März Diner bei Constantin in Tiefurt. 1. Ap. Communion. 4. Ap. Cour u. Concert. 6. Ap. Der Hof speist bei Amalia, Abends Comödie. 9. Ap. Der Herzog im Kloster. 11. Ap. Cour u. Concert. 17. Ap. Der Herzog im Kloster. 18. Ap. Cour u. Concert. 20. Ap. Der Herzog im Kloster. 21. Ap. früh d. Herzog mit v. Wedel, Goethe u. Herder n. Jena. 25. Ap. Cour u. Concert. 27. Ap. Der Herzog im Kloster. 1. Mai Tafel in Tiefurt. 2. Mai Cour u. Concert. 9. Mai Cour u. Concert. 10. Mai Der Hof speist bei Amalia, Abends das. Cour u. Concert. 12. Mai Tafel im Kloster. 20. Mai Der Hof speist bei Amalia in Ettersburg, wo Abends auch Comödie. 25. Mai Tafel in Belvedere, Teich gefischt, Ball, Abend-Tafel. 27. Mai Dalbergs Ankunft. 2. Juni Der Hof geht zu Dalberg in Erfurt. 3. Juni Der Hof speist bei Amalia in Ettersburg, wo Abends Comödie. 4. Juni Der Herzog im Kloster. 5. Juni Der Herzog im Kloster. 6. Juni Tafel im Stern. 9. Juni Tafel im Stern, Abfeuern, Anwesenheit u. Abreise Dalbergs. 10. Juni Comödie in Ettersburg. 11. Juni Tafel im Stern. 12. Juni Tafel im Stern. 15. Juni Der Herzog im Kloster. 21. Juni Der Herzog im Kloster. 22. Juni Der Herzog im Kloster. 26. Juni Der Herzog im Kloster. 29. Juni Abfeuern d. Infanterie im Webicht, wobei der Hof, Tafel, Spiel. Der Hof nach Tiefurt. Ball u. Spiel im Fürstenhause. 30. Juni Tafel u. Ball wiederholt. 1. Juli Der Herzog im Kloster. 5. Juli Der Hof speist bei Amalia in Ettersburg, wo auch Comödie. 12. Juli Comödie in Ettersburg. 14. Juli Der Herzog im Kloster. 16. Juli Der Herzog

im Kloster. 19. Juli Tafel, Abends auf d. Wiese beim Kloster, Abend Ank. Dalbergs. 28. Juli Der Hof speist bei Amalia in Ettersburg. 31. Juli Abends Comödie in Ettersburg. 2. Aug. Concert. 3. Aug. Dejeuner im Stern, dann Tafel in Ettersburg bei Amalia. 4. Aug. Der Hof speist Abends bei Constantin in Tiefurt, früh Dejeuner in Belvedere. 16. Aug. Tafel in Tiefurt. 19. Aug. Der Herzog im Kloster. 23. Aug. Ank. Dalbergs mit Schwester. 26. Aug. Der Herzog im Kloster. 28. Aug. Der Herzog im Kloster. 30. Aug. Der Hof nach Erfurt. 3. Sept. Stiller Geburtstag des Herzogs. 6. Sept. Dejeuner in d. Esplanade. Ball. 7. Sept. Tafel in Tiefurt. 9. Sept. Der Herzog im Kloster. 11. Sept. Dejeuner u. Ball im Saale d. Fürstenhauses, Abend Abreise des Herzogs mit v. Wedel u. Goethe. 3. Oct. Ank. Dalbergs, ab d. 5. Oct. 12. Oct. Ank. Dalbergs mit Graf Stadion, ab d. 13. Oct. 22. Oct. Louise u. Amalia in Schwansee. 23. Oct. Concert. 25. Oct. Der Hof speist bei Constantin in Tiefurt. 31. Oct. Cour u. Concert. 3. Nov. 1. Concert bei Amalia. 7. Nov. Cour u. Concert. 10. Nov. Der Hof speist M. bei Amalia, wo auch Concert Abends. 14. Nov. Cour u. Concert. 17. Nov. Die Herzogin nach Gotha, zurück 21. Nov. 23. Nov. † die Präs. v. Kalb. 26. Nov. Ball bei Amalia. 28. Nov. Cour u. Concert. 5. Dec. Cour u. Concert. 12. Dec. Cour u. Concert. 15. Dec. Der Hof speist bei Amalia, Abends Concert. 19. Dec. Communion. 26. Dec. Cour u. Concert.

1780.

Goethe bei Hof.

14. Jan. Freit. M. u. A. 21. Jan. Freit. M. 20. Febr. Sonnt. M. 5. März Sonnt. M. 19. März Sonnt. M. 2. Ap. Sonnt. M. 11. Ap. Dienst. M. 13. Ap. Donnerst. M. 16. Ap. Sonnt. M. 17. Ap. Mont. M. 29. Ap. Sonnab. M. 21. Mai Sonnt. M. 1. Juni Donnerst. M. 6. Juli Donnerst. M. 11. Juli Dienst. M. 14. Juli Freit. M. 16. Juli Sonnt. M. 21. Juli Freit. M. 20. Aug. Sonnt. M. 23. Aug. Mittw. M. 25. Aug. Freit. M. 3. Sept. Sonnt. M. 13. Oct. Freit. M. 15. Oct. Sonnt. M. 24. Oct. Dienst. M. 7. Nov. Dienst. M. 9. Nov. Donnerst. M. 26. Nov. Sonnt. M. 28. Nov. Dienst. M. 3. Dec. Sonnt. M. 14. Dec. Donnerst. M. 25. Dec. Mont. M.

Sonstige Festlichkeiten und Ereignisse.

2. Jan. Cour u. Concert. 3. Jan. Nach Tafel Schlittenf. nach Belvedere, Abends zurück, Ball. 7. Jan. erste Redoute (im neuen Hause). 8. Jan. Tafel in Tiefurt. 9. Jan. Cour u. Concert. 14. Jan. Ankunft des Herzogs Mittag, Abends Redoute. 15. Jan. Nach Tafel kleine Schlittenf. d. Herzogs. 16. Jan. Cour u. Concert. 19. Jan. Der Hof speist bei Amalia, wo Abends auch Concert. 21. Jan. Redoute. 23. Jan. Cour u. Concert. 28. Jan. Redoute. 30. Jan. Cour u. Concert. 4. Febr. Redoute. 5. Febr. Der Herzog nach Ottstedt a. B. zur Jagd. 6. Febr. Cour u. Concert. 8. Febr. Der Herzog in Apolda auf d. Jagd, Redoute. 9. Febr. Der Hof speist bei Amalia, wo

Abends auch Concert. 11. Febr. letzte Redoute. 13. Febr. Der Herzog mit Goethe u. v. Wedel nach Gotha. 18. Febr. Die Herzogin speist bei Constantin in Tiefurt. 20. Febr. Assemblée u. Concert. 23. Febr. Abend der Herzog zurück. 27. Febr. Assemblée u. Concert. 5. März Assemblée u. Concert. 6. März Der Hof speist bei Amalia, wo A. auch Concert. 7. März Der Herzog begl. den Graf v. Werthern bis Schwansee. 11. März Rückkehr d. Herzogs. 12. März Assemblée u. Concert. 19. März Assemblée u. Concert. 20. März Der Herzog im Kloster. 23. März Communion, Oratorium bei Amalia. 24. März Oratorium bei Amalia. 26. März Assemblée u. Concert. 27. März Der Hof speist bei Amalia, wo Abends auch Concert. 28. März Der Herzog im Kloster. 29. März Der Herzog von Querfurt, zurück über Allstedt. 9. Ap. Cour *ohne* Concert (Trauer). 13. Ap. Ank. Dalbergs. 18. Ap. Dalberg ab. 22. Ap. Der Herzog geht nach Leipzig. 23. Ap. Assemblée u. Tafel. 26. Ap., Abend 11½ Uhr, Ank. d. Herzogs. 28. Ap. Der Hof speist in Tiefurt. 29. Ap. Abfeuern der Weim. Infanterie. 4. Mai Der Hof speist bei Amalia in Tiefurt. 5. Mai Kleines Concert (Kramer aus Trier). 7. Mai Assemblée u. Tafel. 8. Mai Der Herzog im Kloster. 9. Mai Der Hof speist bei Constantin in Tiefurt. 14. Mai Cour u. Concert. 15. Mai Der Hof speist bei Amalia in Tiefurt, wo auch Concert. 16. Mai Der Hof geht nach Neuhausen zum Grafen Werthern. 20. Mai Der Hof nach Beichlingen. 21. Mai Cour u. Concert. 22. Mai Der Herzog n. Erfurt. 24. Mai Rückk. d. Herzogs mit Graf Werthern. 28. Mai Assemblée u. Concert. 30. Mai Der Hof mit Dalberg speist in Tiefurt, Abends Tafel beim Herzog im Kloster. 2. Juni Der Hof geht n. Dessau. 6. Juni Amalia in Belvedere. 12. Juni Der Herzog Mittag, die Herzogin Abend von Dessau zurück, letztere mit Oeser. 22. Juni Der Herzog im Kloster. 24. Juni Der Hof speist in Tiefurt. 27. Juni Der Herzog n. Schwansee. 4. Juli Der Herzog im Kloster. 6. Juli Der Hof in Jena (Professorentafel). 8. Juli Der Herzog im Kloster. 10. Juli Der Gothaer Hof kommt an. 11. Juli Dejeuner d. Noblesse in d. Esplanade, Abends Cour u. Concert. 12. Juli Der Hof speist bei Amalia in Ettersburg, Comödie in Weimar. 13. Juli Der Herzog v. Gotha. C. August mit Goethe u. a. nach Kahla, retour speisen sie in Jena. 14. Juli Abends Spiel. 15. Juli Tafel in Belvedere. Abends Spiel. 16. Juli Cour u. Concert. 17. Juli Cour u. Concert. 17. Juli Dejeuner, Abreise des Gothaer Hofs. Der Herzog im Kloster. 18. Juli desgl. 24. Juli Der Hof speist bei Constantin in Tiefurt. 26. Juli Comödie. 29. Juli Der Herzog *allein* nach Dornburg. Rückk. d. 3. Aug. 9. Aug. Der Hof nach Allstedt, Tafel daselbst am 10. Aug. 11. Aug. Der Hof bei v. Kalb in Kalbsrieth. 12.—14. Tafel in Allstedt. 15. Aug. früh ab. Ank. in Weimar 12 Uhr. 18. Aug. Der Hof speist in Ettersburg bei Amalia. 19. Aug. Der Hof siedelt nach Belvedere über. 27. Aug. Cour u. Concert. 3. Sept. Cour u. Concert. 6. Sept. Der Herzog mit Goethe u. v. Stein ins Eisenachsche.[1] 7. Sept. Cour u. Ball. Illumination. 10. Sept.

[1] Dies steht fälschlich auf d. Blatt für 8. Sept.

Cour u. Concert. 16. Sept. Dalberg m. andern kommt an. 17. Sept. Cour u. Concert. Fremde ab. 24. Sept. Cour u. Concert. 12. Oct. Rückk. d. Herzogs n. Belvedere. 14. Oct. Der Hof zieht n. Weimar. 15. Oct. Cour u. Concert. 16. Oct. Der Herzog n. Berka zur Jagd. 22. Oct. Cour u. Concert. 24. Oct. Comödie. Amalia geht nach Ettersburg zurück. 4. Nov. Der Herzog nach Kochberg. 5. Nov. Cour u. Concert. 8. Nov. Der Hof speist bei Amalia. Abends bei ihr Concert. 9. Nov. Cour u. Concert. 11. Nov. Dejeuner im Elephanten. Graf v. Bückeburg ab. 17. Nov. Der Herzog mit d. Prinzen v. Philippsth. auf Jagd nach Troistedt. Desgl. 18. Nov. nach Magdala. 24. Nov. Comödie. 26. Nov. Cour u. Concert. 29. Nov. Der Hof speist bei Amalia, wo auch Concert. 30. Nov. Der Herzog auf Jagd nach Ettersburg. 2. Dec. Concert bei Amalia. 3. Dec. Cour u. Concert. 10. Dec. Cour u. Concert. 11. Dec. Abends f. Tafel in Jena. 17. Dec. Cour u. Concert. 19. Dec. Der Herzog z. Jagd nach Ottstedt a. B. 20. Dec. Concert bei Amalia. 21. Dec. Der Herzog mit 8 Pers. auf d. Schwansee. 25. Dec. Cour u. Concert. 26. Dec. Der Hof speist bei Amalia, wo Abends Cour u. Concert. 29. Dec. 1. Redoute. 31. Dec. Der Herzog mit dem Prinzen v. Meiningen nach Gotha.

1781.

Goethe bei Hof.

1. Jan. Mont. M. 21. Jan. Sonnt. M. 11. Febr. Sonnt. M. 18. Febr. Sonnt. M. 28. Febr. Mittw. M. 17. März Sonnab. M. 23 März Freit. M. 8. Ap. Sonnt. M. 15. Ap. Sonnt. M. 5. Mai Sonnab. M. 24. Mai Donnerst. M. 27. Mai Sonnt. M. 17. Juni Sonnt. M. 21. Juni Donnerst. M. 11. Juli Mittw. A. 12. Juli Donnerst. M. 25. Juli Mittw. M. u. A. 26. Juli Donnerst. M. 2. Aug. Donnerst. A. 9. Sept. Sonnt. M. 17. Sept. Mont. M. u. A. 18. Oct. Donnerst. M. 9. Nov. Freit. M. 22. Nov. Donnerst. M. 25. Dec. Dienst. M.

Sonstige Festlichkeiten und Ereignisse.

1. Jan. Cour u. Concert. 4. Jan. Der Herzog von Eisenach zurück. 5. Jan. Erste Redoute, Dalberg kommt an. 7. Jan. Cour u. Concert; Prinz v. Meiningen ab. 12. Jan. 2. Redoute. 14. Jan. Cour u. Concert. 19. Jan. 3. Redoute. 21. Jan. Cour u. Concert, *früh* d. Herzog nach Marksuhl. 26. Jan. 4. Redoute, Rückk. d. Herzogs. 28. Jan. Cour u. Concert. 30. Jan. Stiller Geburtst. Comödie 2. Febr. 5. Redoute. 4. Febr. Cour u. Concert (Cantate u. Sinfonie). 9. Febr. Ank. d. Herzogs v. Meiningen. 6. Redoute. 11. Febr. Cour u. Concert. 14. Febr. Ball bei Amalia. 16. Febr. 7. Redoute. 18. Febr. Cour u. Concert. 21. Febr. Stille Abreise des Meininger Herzogs. 23. Febr. Der Herzog auf die Freiredoute nach Gotha. 25. Febr. Cour u. Concert. 27. Febr. Fastnachtsredoute, Ank. d. Herzogs v. Gotha, dieser (incognito) auf derselben. 28. Febr. Spiel. 1. März. Der Herzog v. Gotha ab. 2. März Spiel, Tafel u. letzte Redoute. 4. März Cour u. Concert. 7. März Der Herzog verreist m. Goethe. 11. März Cour u. Concert. 18. März

Cour u. Concert. 22. März Rückk. d. Herzogs Abends. 25. März Cour u. Concert. 1. Ap. Cour u. Concert. 7. Ap. Ank. d. Markgrafen u. Erbprinzen v. Baden mit v. Edelsheim u. Abreise. 8. Ap. Cour u. Concert. 12. Ap. Der Herzog im Kloster. 14. Ap. Communion d. Hofs. 15. Ap. Cour u. Concert. 16. Ap. Der Hof bei Amalia, Abends das. Concert. 17. Ap. Der Herzog im Kloster. 22. Ap. Cour u. Concert. 23. Ap. Der Herzog im Kloster. 28. Ap. Der Herzog mit Dalberg n. Erfurt. 29. Ap. Cour u. Concert. 5 Mai Abfeuern der Infanterie (eingestellt). 6. Mai Cour u. Concert. 10. Mai D. Hof siedelt n. Belvedere über, früh verreist d. Herzog. 13. Mai Cour u. Concert. 20. Mai Rückk. d. Herzogs, Abends Cour u. Concert. 26. Mai Der Herzog n. Neudietendorf. 27. Mai Cour u. Concert. 3. Juni Cour u. Concert. 8. Juni Der Herzog ins Lager n. Leipzig. 10. Juni Cour und Concert. 11. Juni Prinz Constantin geht auf Reisen. 15. Juni Rückk. d. Herzogs. 17. Juni Cour u. Concert. 21. Juni Ankunft Dalbergs. 30. Juni Der Herzog n. Döbritzschen z. Jagd.. 6. Juli Der Hof zieht n. Weimar. 10. Juli Der Hof speist bei Amalia. 25. Juli Ank. d. Markgräfin v. Bayreuth. Spiel. Cour u. Concert. 26. Juli Der Hof speist bei Amalia, wo Concert. 27. Juli Abreise d. Markgräfin. 28. Juli Tafel im Kloster Abends. 2. Aug. Tafel Abends bei d. Kloster. 10. Aug. Der Herzog im Kloster, dann Jagd bei Hetschburg, wo Abends Tafel. 14. Aug. Der Herzog im Kloster. 25. Aug. Der Herzog zur Jagd nach Hadsleben. 3. Sept. Stiller Geburtst. d. Herzogs, der Mittags bei Amalia. 10. Sept. Entb. d. Herzogin. 17. Sept. Tafel auf Belvedere, Abends Tafel im Kloster. 18. Sept. Der Herzog bei Amalia in Ettersburg. 20. Sept. Wochenaudienz bei Hof. 24. Sept. Der Herzog z. Jagd nach Ettersburg. 7. Oct. Ankunft d. Markgräfin v. Bayreuth aus Braunschweig. 8. Oct. Cour u. Concert, Geburtst. d. Markgräfin. 9. Oct. Der Hof M. u. A. bei Amalia. 11. Oct. Ank. Dalbergs mit Gefolge. Concert. 14. Oct. Kirchgang d. Herzogin, Abends Cour u. Concert. 15. Oct. Der Herzog, Amalia u. d. Markgräfin n. Erf. zu Dalberg. 16. Oct. Der Hof M. u. A. bei Amalia. 17. Oct. Redoute. 18. Oct. Cour nur z. Spiel. 19. Oct. Abreise d. Markgräfin. 26. Oct. Der Herzog n. Eisenach. 28. Oct. Cour u. Concert. 4. Nov. Cour u. Concert. 8. Nov. Rückk. d. Herzogs. 11. Nov. Cour u. Concert. 17. Nov. Der Herzog n. Ettersburg z. Jagd. 18. Nov. Cour u. Concert. 20. Nov. Ank. d. Prinzen v. Hessen-Darmstadt. 24. Nov. Der Hof speist bei Amalia. 25. Nov. Cour u. Concert. Ank. d. Prinzen Christian v. Hessen-Darmstadt. 27. Nov. Abreise beider Prinzen v. Hessen. 1. Dec. Der Herzog n. Eisenach u. Tiefenort z. Jagd. 2. Dec. Cour u. Concert. 9. Dec. Cour u. Concert. 16. Dec. Cour u. Concert. 25. Dec. Cour u. Concert. 29. Dec. Der Herzog u. d. Herzogin treffen in Gotha zusammen.

1782.

Goethe bei Hof.

6. Jan. Sonnt. M. 20. Jan. Sonnt. M. 3. Febr. Sonnt. M. 5. Febr. Dienst. M. 6. Febr. Mittw. M. 3. März Sonnt. M. 28. März Donnerst.

M. 19. Ap. Freit. M. 21. Ap. Sonnt. M. 26. Ap. Freit. M. 28. Ap. Sonnt. M. 1. Mai Mittw. M. 4. Mai Sonnab. M. 7. Mai Dienst. M. 20. Mai Mont. M. 24. Mai Freit. A. 4. Juni Dienst. M. 8. Juni Sonnab. M. 11. Juni Dienst. M. 4. Juli Donnerst. M. 12. Juli Freit. M. 23. Aug. Freit. M. 24. Aug. Sonnab. M. 25. Aug. Sonnt. M. 1. Sept. Sonnt. M. 19. Sept. Donnerst. M. 6. Oct. Sonnt. M. 8. Oct. Dienst. M. 13. Oct. Sonnt. M. 1. Nov. Freit. M. 1. Dec. Sonnt. M.

Sonstige Festlichkeiten und Ereignisse.

4. Jan. Rückkehr des Hofs von Gotha Abends; erste Redoute. 6. Jan. Cour u. Concert. 8. Jan. Dalbergs Ankunft, Abend zurück. 11. Jan. 2. Redoute. 13. Jan. Cour u. Concert. 18. Jan. 3. Redoute. 20. Jan. Cour u. Concert. 21. Jan. Der Herzog z. Jagd n. Apolda. 22. Jan. Rückk. Abends. 25. Jan. 4. Redoute. 27. Jan. Cour u. Concert. 30. Jan. Der Hof Mittags bei Amalia, stiller Geburtst., Comödie. 1. Febr. 5. Redoute. 2. Febr. Ank. d. Herzogs u. Prinzen August v. Gotha. 3. Febr. Cour u. Concert. 4. Febr. Der Hof Mitt. u. A. bei Amalia. 6. Febr. Comödie. 7. Febr. Dejeuner, Abreise d. Herzogs v. Gotha. 8. Febr. 6. Redoute. 10. Febr. Cour u. Concert. 11. Febr. Der Hof M. bei Amalia. 12. Febr. 7. Redoute. 15. Febr. 8. Redoute. 16. Febr. Der Herzog auf d. Schwansee, Abreise d. Prinzen August. 17. Febr. Cour u. Concert. 27. Febr. Der Herzog n. Gotha. 28. Febr. Rückk. desselben 1. März Der Herzog im Kloster, Comödie. 3. März Cour u. Concert. 10. März Cour u. Concert. 14. März Comödie. 16. März Der Herzog n. Jena. 17. März Cour u. Concert. 19. März Abds. Rückk. d. Herzogs. 21. März Kleines Concert. 24. März Cour u. Concert, Händels Messias. 26. März Kleines Concert. 28. März Desgl. 29. März Communion. 31. März Cour u. Concert. 1. Ap. Der Hof M. u. A. bei Amalia, dort Concert. 2. Ap. Der Herzog n. Eisenach. 7. Ap. Cour u. Concert. 9. Ap. A. Der Herzog zurück 14. Ap. Cour u. Concert. 16. Ap. Comödie, Tafel u. Ball im Redoutenhaus. 19. Ap. Comödie. 20. Ap. Kleines Concert. 21. Ap. Cour u. Concert. 23. Ap. Comödie. 25. Ap. Prinz Aug. v. Gotha kommt an. 28. Ap. Cour u. Conc. 30. Ap. Der Hof M. bei Amalia 2. Mai Abreise Prinz Augusts. 3. Mai Der Herzog im Kloster. 4. Mai Goethe zu fünft Mittag im Kloster (mit v. Wedel u. v. Stein). 5. Mai Cour u. Conc. 13. Mai Ank. d. Prinzen v. Hess.-Philippsth. 15. Mai Tafel in Belvedere. 18. Mai Der Herzog im Kloster mit dem Prinzen. 24. Mai Der Hof M. bei Amalia, d. Herzog n. Jena u. retour, speist A. mit Goethe a. d. Zimmer. 28. Mai Der Hof bei Amalia. 29. Mai Abreise d. Prinzen v. Hessen. 31. Mai Der Herzog im Kloster. 3. Juni Ank. d. Herzogs Georg v. Meiningen. 4. Juni Dalberg kommt an. Klein. Concert. 5. Juni Der Hof bei Amalia. 6. Juni Klein. Concert, f. Tafel im Klost. Abds. 7. Juni Ank. d. Fürsten v. Dessau, Klein. Conc. 8. Juni Klein. Concert. 9. Juni Der Hof n. Erfurt z. Frohleichnamsfeste. 10. Juni Der Hof bei Amalia in Tiefurt, A. Tafel i. Klost.

11. Juni Abr. d. Herzogs v. Dessau. 12. Juni Der Hof M. u. A. bei Amalia in Tiefurt. 13. Juni Abr. d. Dessauer u. Meininger Herzogs, Carl August bis Eisenach. 26. Juni v. Kalb geht aus d. Weimarer Dienst. 2. Juli Abds. Tafel im Kloster. 4. Juli Abfeuern d. Infanterie. 7. Juli Abds. Tafel im Kloster. 12. u. 13. Juli Abds. Tafel hinter d. Kloster. 16. Juli Der Hof zieht nach Belvedere. 29. Juli Der Herzog v. Dessau reist durch. 31. Juli Jagd d. Herzogs im Döbritzscher Forst. 5. Aug. Der Hof bei Amalia in Tiefurt. 13. Aug. Der Herzog geht n. Eisenach u. Meiningen, Grund gelegt zu dem grossen Stein (Denkmal für d. Herzog v. Dessau) hinter d. Kloster, wobei Dejeuner. 23. Aug. Tafel im Kloster, wobei Goethe u. v. Wöllwarth. 24. Aug. Prinz August v. Gotha kommt an. 26. Aug. Der Hof bei Amalia in Tiefurt. 31. Aug. Comödie in Ettersburg. 1. Sept. Concert, Abr. d. Herzogs ins sächs. Lager. 2. Sept. Ank. Prinz Augusts in Tiefurt. 9. Sept. Der Prinz August geht mit Goethe n. Jena. 10. Sept. Der Hof bei Amalia in Tiefurt. 17. Sept. Desgl. 18. Sept. Comödie in Tiefurt. 22. Sept. Klein. Concert. 24. Sept. Prinz August reist ab. 29. Sept. Dalberg kommt an u. Abds. ab. 7. Oct. Rückk. d. Herzogs v. Dessau von Dresden. 10. Oct. Dalberg kommt an. 15. Oct. Der Herzog im Kloster. 17. Oct. M. Der Herzog mit 6 Pers. auf dem Stein. 24. Oct. Stiller Geburtst. in Tiefurt. 27. Oct. Cour u. Concert. 30. Oct. 1 Concert bei Amalia. 3. Nov. Cour u. Concert. 7. Nov. Der Herzog n. Ettersburg a. d. Jagd. 10. Nov. Cour u. Concert. 11. Nov. Ball bei Amalia. 17. Nov. Cour u. Concert. 18. Nov. Der Herzog a. d. Jagd u. n. Erfurt. Rückk. 21. Nov. 24. Nov. Cour u. Concert. 29. Nov. Schlittenfahrt u. Ball im Redoutenhause. 1. Dec. Cour u. Concert. 4. Dec. Schlittenfahrt (22 Schl.) Ball im Redoutenhause. 8. Dec. Cour u. Concert. 9. Dec. Treibjagd d. Herzogs. 11. Dec. Der Herzog n. Erfurt etc. 15. Dec. Cour u. Concert, Rückk. d. Herzogs. 20. Dec. Communion. Der Herzog n. Dessau. 22. Dec. Ank. d. Prinzen v. Mecklenburg-Strelitz u. Dalbergs. Cour u. Concert. 25. Dec Cour u. Concert. 26. Dec. Der Hof bei Amalia. 27. Dec. Erste Redoute.

1783.

Goethe bei Hof.

5. Jan. Sonnt. M. 12. Jan. Sonnt. M. 18. Jan. Sonnabd. M. 31. Jan. Freit. M. 2. Febr. Sonnt. M. 5. Febr. Mittw. M. 9. März Sonnt. M. 23. März Sonnt. M. 1. Mai Donnerst. M. 3. Mai Sonnabd. M. 11. Mai Sonnt. M. 27. Mai Dienst. M. 8. Juni Sonnt. M. 29. Juni Sonnt. M. 4. Aug. Mont. M. 14. Aug. Donnerst. M. 9. Oct. Donnerst. M. 14. Oct. Dienst. M. 21. Oct. Dienst. M. 3. Nov. Mont. M. 21. Nov. Freit. M. 25. Dec. Donnerst. M.

Sonstige Festlichkeiten und Ereignisse.

1. Jan. Cour u. Concert. 3. Jan. 2. Redoute. 10. Jan. 3. Redoute. 17. Jan. 4. Redoute. 19. Jan. Thee bei d. Herzogin. 22. Jan. Jagd bei

Apolda, Tafel daselbst. 24. Jan. 5. Redoute. 25. Jan. D. Herzog Mittags auf d. Eise. 30. Jan. Stiller Geburtst. d. Herzogin. 31. Jan. 6. Redoute. 2. Febr. Entb. d. Herzogin. 4. Febr. Abends Tafel im Redoutenhause, Abends 5 Uhr Ank. d. Herzogs v. Gotha mit Prinz August. 5. Febr. Ank. d. Herzogs v. Dessau; Abends 6 Uhr Taufe d. Erbpr. 6. Febr. Der Hof Mittags u. Abends bei Amalia, wo auch Concert. 7. Febr. 7. Redoute, früh Abreise d. Herzogs v. Dessau. 8. Febr. Abreise des Gothaer Hofs früh 7 Uhr. 9. Febr. Dankgottesdienst. 14. Febr. 8. Redoute. 15. Febr. Der Herzog, Goethe, v. Wedel u. v. Stein nach Jena zur Begrüssung d. Herzogs v. Würtemberg. 16. Febr. Ank. desselben in Weimar als Graf Urach. Cour u. Concert. 17. Febr. Abreise früh. 21. Febr. 9. Redoute. 24. Febr. Der Herzog zum Buttstädter Markt. 25. Febr. Wochenaudienz der Geheim u. geh. Reg.-Räthe etc. 4 Uhr. 28. Febr. 10. Redoute. 4. März 11. Redoute. 7. März Ank. d. Prinzen August, er u. der Herzog Abends bei Amalia. 8. März Mittags desgl. 9. März Kirchgang d. Herzogin, 6 Uhr Cantate der Hofmusik, Abendmusik f. d. Herrschaft, desgl. v. 8 bis 9 Uhr von d. Jenaer Landsmannschaften unter Überreichung eines Carmens. 10. März Jägereiaufzug durch d. Stadt (37 Pers.) 11. März Hoftafel bei Geibel Abds. 12. März Tafel bei Amalia. 13. März Abds. Tafel im Redoutenh. 14. März Ebenda Pickenick Abds. 16. März Freimaurer-Loge im Fürstenhause, Schwesternabend mit Souper. 17. März Ank. d. Prinzen Carolath m. Gemahlin. 19. März Der Hof z. Theil bei Amalia, wo Abds. auch Concert. 20. März Vormittg. Dejeuner in Belvedere. 21. März Dejeuner in Tiefurt, Comödie. 22. März Dejeuner in Ettersbg., Abds. der Hof bei Amalia. 23. März Cour u. Concert. 24. März Abreise v. Carolath u. Prinz August. 30. März Cour u. Concert. 5. Ap. Der Herzog im Kloster. 6. Ap. Cour u. Concert 13. Ap. Cour u. Concert. 14. Ap. Der Herzog mit Goethe, v. Wedel, v. Einsiedel u. v. Stapff früh 5 Uhr nach Ilmenau. 18. Ap. Rückkunft. 19. Ap. Communion. 20. Apr. Cour u. Oratorium. 21. Ap. Der Hof bei Amalia, wo Abends auch Concert. 26. Ap. Der Herzog n. Ilmenau. 27. Ap. Cour u. Concert. 30. Ap. Ank. des Gothaer Hofs. Prinz August logirt bei Goethe. 1. Mai Cour u. Concert, früh Dejeuner im Stern. 2. Mai. Der Hof bei Amalia, wo Abends auch Concert. Vorm. Dejeuner in Belvedere. 4. Mai Cour u. Concert. 5. Mai Dejeuner. Abreise d. Goth. Hofs. 7. Mai Amalia n. Tiefurt. 11. Mai Cour u. Concert. 13. Mai Der Herzog im Kloster. 18. Mai Cour u. Concert abgesagt. 20. Mai Der Hof bei Amalia in Tiefurt. 21. Mai Der Herzog im Kloster. 27. Mai Der Herzog Mittags mit Goethe u. v. Wedel im Kloster. 31. Mai Der Hof bei Amalia in Tiefurt. 10. Juni Abends Tafel auf d. Hottelstedter Ecke. 12. Juni Der Herzog nach Ilmenau. 20. Juni Rückk. d. Prinzen Constantin von 2jähr. Reise. 26. Juni Rückk. d. Herzogs v. Ilmenau. 10. Juli Tafel Abends bei Berka im Walde. 12. Juli Der Herzog u. Constantin n. Ilmenau. 14. Juli früh Rückk. d. Herzogs. Kurze Visite d. Herzogs v. Dessau. 17. Juli Ank. des Prinzen u. d. Prinzess v. Hessen-Philippsthal. Abends Tafel auf d. Sande. 18. Juli Spiel im Stern

u. auf d. Sande. Oeser aus Leipzig. 20. Juli Der Hof bei Amalia in Tiefurt. 21. Juli Tafel u. Vogelschiessen in Belvedere. 25. Juli Abreise d. Prinzen v. Philippsthal, d. Herzog u. Constantin nach Würzburg. 4. Aug. Zusammenk. d. Landst.-Ausschusses. 8. Aug. Rückk. d. Herzogs. 9. Aug. Amalia n. Braunschweig. 1. Sept. Abschied u. Audienz der Stände. 2. Sept. Der Hof nach Gotha. 5. Sept. Rückk. des Hofs, den Herzog ausgenommen. 11. Sept. Ank. d. Herzogs von Dessau. 12. Sept. Ank. d. Herzogs, Weiterreise nach Naumburg. 16. Sept. Rückk. Amaliens. 22. Sept. Ank. d. Herzogs Carl v. Curland. 23. Sept. Cour u. Concert. 26. Sept. Der Hof bei Amalia. 27. Sept. Abreise d. Hofs nach Ilmenau. 29. Sept. Tafel auf d. Gabelbach, Abends in Ilmenau, dort 30. Sept. Concert, desgl. 1. Oct. 2. Oct. Tafel in Stützerbach, Abends n. Ilmenau. 4. Oct. Tafel auf Gabelbach. 5. Oct. Der Herzog übernachtet mit s. Gästen in Stützerbach. 6. Oct. Tafel auf Gabelbach, Abends Comödie auf d. Rathhause in Ilmenau. 7. Oct. Tafel auf Gabelbach, auch Ilmenau. 8. Oct. Dejeuner, Abreise d. Hofs. Abends d. Hof bei Amalia. 9. Oct. Cour u. Concert 10. Oct. M. u. A. Tafel in Ettersburg. 11. Oct. Desgl. Mittags. 12. Oct. Abreise d. Herzogs v. Curland. 13. Oct. Ank. d. Markgf. v. Baden, d. Erbprinzen u. v. Edelsheims. 14. Oct. Cour u. Concert. 15. Oct. Der Hof bei Amalia in Tiefurt. 16. Oct. Tafel in Belvedere. Abends in W. 17. Oct. Abreise des Badener Hofs, der Herzog geht mit nach Eisenach. 18. Oct. Der Herzog Abends zurück. 20. Oct. Der Herzog mit 9 Pers. nach Jena. 21. Oct. Tafel des Herzogs an der *nur* Goethe. 23. Oct. Opera Buffa. 25. Oct. Desgl. 26. Oct. Cour u. Concert. 27. Oct. Opera Buffa. 30. Oct. Desgl. 1. Nov. Desgl. 2. Nov. Cour u. Concert. 3. Nov. Zusammentritt d. Landst.-Ausschusses, Audienz, Tafel, Opera Buffa. 5. Nov. Letzte Opera Buffa. 9. Nov. Cour u. Concert. 12. Nov. Der Herzog in Magdala z. Jagd, 1. Concert bei Amalia. 16. Nov. Cour u. Concert. 20. Nov. Ank. d. Dessauer Hofs. 21. Nov. Abschieds-Audienz d. Jenaer Landst. u. Tafel. 22. Nov. Der Hof bei Amalia. 23. Nov. Cour u. Concert. 24. Nov. Abreise d. Fürsten v. Dessau. 28. Nov. Der Herzog z. Jagd in Troistedt wegen Vollzugs einer Execution. 30. Nov. Cour u. Concert. 7. Dec. Cour u. Concert. 14 Dec. Cour u. Concert. 20. Dec. Dalbergs Ank. 21. Dec. Cour u. Concert. 24. Dec. Communion. 25. Dec. Cour u. Concert. 26. Dec. Der Hof bei Amalia, daselbst Abds. Concert, der Herzog geht n. Dessau.

1784.

Goethe bei Hof.

3. März Mittw. M. (in Jena). 14. März Sonnt. M. 6. Juni Sonnt. A. 7. Juni Mont. M. 18. Juni Freit. M. 20. Juni Sonnt. M. 1. Juli Donnerst. M. 3. Juli Sonnab. M. 5. Juli Mont. M. 7. Juli Mittw. M. 23. Sept. Donnerst. M. 28. Sept. Dienst. M.

Sonstige Festlichkeiten und Ereignisse.

1. Jan. Erste Comödie. 2. Jan. Erste Redoute. 3. Jan. Comödie. 4. Jan. Cour u. Concert. 6. Jan. Ankunft d. Herzogs v. Meiningen, Comödie. 8. Jan. Comödie. 9. Jan. Extra-Redoute wegen d. Herzogs v. Meiningen. 10. Jan. Comödie, Vorm. Ank. Dalbergs. 11. Jan. Cour u. Concert. 12. Jan. Schlittenfahrt nach Belvedere, nachher Gesellschaft bei Graf Werthern. 13. Jan. Comödie. 14. Jan. Abreise d. Meininger Herzogs, d. Herzog begleitet bis Erfurt. 15. Jan. Comödie. 16. Jan. Ank. d. Meininger Herzogs, Redoute. 17. Jan. Comödie, vorher Abreise d. Meininger Herzogs. 18. Jan. Cour u. Concert. 20. Jan. Comödie. 22. Jan. Comödie. 24. Jan. Comödie. 25. Jan. Cour u. Concert. 27. Jan. Comödie. 29. Jan. Comödie. 30. Jan. Still. Geburtst. d. Herzogin, Abends Redoute 31. Jan. Comödie. 1. Febr. Cour u. Concert. 3. Febr. Comödie unter Bez. auf 3 vorherg. fürstl. Geburtst. 4. Febr. Concert bei Amalia. 5. Febr. Comödie. 6. Febr. Assemblée bei Obermarsch. v. Witzleben. 7. Febr. Ank. d. Prinzen v. Hessen-Philippsthal mit Grf. Lavalette, Comödie. 8. Febr. Cour u. Concert. 9. Febr. Abr. d. hess. Prinzen. Carl August n. Dessau. 10. Febr. Comödie. 11. Febr. Prinz Constantin n. Leipz. Rückk. d. 12. 12. Febr. Comödie. 13. Febr. Redoute. 14. Febr. Comödie. 15. Febr. Cour u. Concert. 16. Febr. Der Herzog a. Jagd nach Ottstedt, Ank. d. Meininger Herzogs. 17. Febr. Comödie. 19. Febr. Comödie. 20. Febr. Spiel bei Oberm. v. Witzleben. 21. Febr. Comödie. 22. Febr. Cour u. Concert. 23. Febr. Comödie. 24. Febr. Redoute. 25. Febr. Abr. d. Herzogs v. Meiningen, Prinz Const. n. Dresden. 26. Febr. Comödie. 27. Febr. Letzte Redoute. 28. Febr. Comödie. 29. Febr. Der Herzog m. Goethe u. v. Lichtenbg. n. Jena wegen d. Wasserfluth. Rückf. 2. März Vorm. 2. März Comödie. 3. März Die Herzogin n. Jena, Abds. zurück. 4. März Rückk. d. Herzogs, Comödie. 5. März Der Herzog m. v. Wedel nach Jena, Abds. Spiel bei v. Witzleben. 6. März Cour. 7. März Cour u. Goncert. 9. März Comödie. 11. März Comödie. 12. März Der Herzog n. Jena. 13. März Rückk. d. Herzogs, Comödie. 14. März Cour u. Concert. 16. März Comödie. 17. März Constantin v. Dresden zur. 18. März Comödie. 20. März Comödie. 21. März. Cour u. Concert. 24. März Ableben d. Prinzess. Amalia. 27. März Begräbniss 2. Ap. Constant. n. Naumburg. 4. Ap. Cour u. Concert. 8. Ap. Communion. 10. Ap. Der Herzog verreist. 11. Ap. Cour u. Concert. 12. Ap. Die Herzogin im Palais. 18. Ap. Cour u. Concert. 25. Ap. Cour u. Concert. 27. Ap Der Herzog verreist. 1. Mai Der Herzog m. Constant. v. Naumburg zurück. 2. Mai Const. n. Naumburg zurück, Cour u. Concert. 9. Mai Cour u. Concert. 16. Mai Cour u. Concert. 17. Mai Der Herzog mit v. Stein u. v. Lichtenberg n. Allstedt. 18. Mai Der Erbprinz wird wegen Maserepid. n. Belved. gebracht. 19. Mai Der Herzog v. Allstedt zurück, Tafel (5 Pers.) i. Kloster Abends. 20. Mai Tafel v. 8 Pers. im Kloster. 22. Mai † Gräfin v. Gianini. 23. Mai verreist d. Herzog. 27. Mai Rückk. d. Herzogs. 29. Mai Ank. d. 2 Grafen u. Gräfinnen v. Stolberg.

30. Mai Cour ohne Concert. 2. Juni Der Hof nach Eisenach, vor Ank. dort d. Herzog v. Meiningen u. Prinzen v. Hess.-Philippsth. u. Graf Lavalette, die am 3. weggehen. 4. Juni Definitiv. Wegg. d. Herzogs v. Meiningen mit Lavalette. Erste Comödie. 5. Juni Die Herzogin bis Abend nach Barchfeld. 6. Juni Cour u. Concert, Tafel. 7. Juni Audienz d. Eisenacher Stände, Tafel. 8. Juni Comödie. Nach derselben geht der Herzog bis 12. Juni auf die hohe Sonne. 10. Juni Die Herzogin nach Wilhelmsthal. Aufw. d. Prinzen v. Barchfeld. 12. Juni Abds. Rückk. d. Herzogs. 13. Juni Ank. d. Herzogs u. Prinzen August v. Gotha, Abds. Abreise. 18. Juni Ank. u. Abr. d. Prinz. v. Barchfeld. 19. Juni Concert im Clemdagarten. 21. Juni Der Herzog n. Berka a. d. W. Comödie. 23. Juni Musik auf d. Clemda. 24. Juni Comödie. 25. Juni Musik im Clemdagarten. 26. Juni Comödie. 27. Juni Cour u. Concert. 29. Juni Der Herzog n. Barchfeld. 30. Juni Prinz August v. Gotha kommt an, Abreise 1. Juli, Abschieds-Audienz d. Stände. 3. Juli Carl Aug. u. Prinz August kommen zurück. 4. Juli Cour u. Concert. 5. Juli Prinz Heinrich v. Preussen kommt an, ebenso Prinz v. Barchfeld, welcher nach Tafel abreist, Comödie. 6. Juli Comödie. 7. Juli Verw. Herzogin v. Meiningen kommt an, nach Tafel Concert im Clemdagarten, Abr. d. verw. Herzog. v. M. nach Gotha. 8. Juli Musik in d. Clemdagarten, Comödie. 9. Juli Tafel beim Vicepräsid. v. Moltke, Ball, 10. Juli Ank. u. Abr. d. Herzogin v. Meiningen, Comödie. 12. Juli Concert im Clemdagarten. 14. Juli Concert im Clemdagarten. 17. Juli Der Herzog mit v. Wedel auf d. Inselberg, wo auch d. Herzog v. Gotha, übernachten das. 18. Juli Ank. d. Herzogs v. Dessau, Cour u. Concert. 19. Juli Musik im Clemdagarten, Comödie. 20. Juli Abr. d. Herzogs v. Dessau, Comödie. 21. Juli Ank. d. Prinzen v. Barchfeld, Abr. desselb. u. Prinz Augusts, Concert im Clemdagarten. 22. Juli Der Herzog n. Barchfeld. 23. Juli Concert einer Italienerin auf d. Rathhause. 24. Juli Comödie. 25. Juli Cour u. Concert. 28. Juli Der Hof n. Wilhelmsthal, wo d. Landgraf u. d. Landgräfin v. Barchfeld, Abends retour. 29. Juli Ank. d. Herzogs v. Meiningen u. d. Prinzen v. Hohenlohe, Cour u. Conc. Ank. d. Herzogs v. Dessau. 30. Juli Abr. d. Hofs n. Weimar, d. Gäste reisen ab. Carl Aug. m. d. Herzog v. Dessau besuchen Amalia in Tiefurt, Abr. d. Herzogs v. Dessau. 31. Juli Der Hof bei Amalia in Tiefurt. 1. Aug. Der Herzog m. Goethe, Knebel u. Castrop früh 7 Uhr n. Jena, Abends zurück. Cour u. Concert. 5. Aug. Ank. u. Abr. d. Fürsten v. Reuss-Gera m. Gemahlin. 7. Aug. Carl Aug. n. Gotha. Abends gehen Goethe, v. Wedel u. Rath Kraus nach, um n. Braunschweig zu gehen. 19. Aug. Der Erbprinz zieht v. Belvedere n. Weimar. 30. Aug. Dalberg kommt an, n. Tiefurt u. n. Erfurt zurück. 18. Sept. Dalberg, d. Prinz v. Nassau, Grf. Stadion kommen an, Abds. zurück n. Erfurt. 23. Sept. früh 12½ Uhr Ank. Carl Aug. u. Constantins, gehen n. Tiefurt, Const. geht Abds. n. Merseburg. 2. Oct. Dalberg u. Grf. Stadion kommen an. 4. Oct. Abreise Dalbergs u. Stadions. 5. Oct. Erste Comödie. 6. Oct. C. August n. Erfurt. 7. Oct. Ank. d. Landgrf. v. Hessen-Homburg m. 2 Prinzen, Rückk. Carl Aug., Abr. d. Landgrf. am 8. Oct. 10. Oct. Dalberg u. Stadion

kommen an. 11. Oct. Carl August geht mit n. Erfurt. 12. Oct. Comödie. 14. Oct. Comödie. 16. Oct. Comödie. 17. Oct. Ank. d. Fürsten v. Lichtenstein aus Wien. 19. Oct. Comödie. 21. Oct. Comödie. 23. Oct. Comödie. Ank. Constantins. 24. Oct. Stiller Geburtst. Amalias in Tiefurt. 25. Oct. Extra Comödie wegen Amalias Geburtst. 26. Oct. Comödie. 27. Oct. Constantin reist ab. 28. Oct. Comödie. 30. Oct. Comödie. 2. Nov. Comödie. 4. Nov. Comödie. 6. Nov. Comödie. 9. Nov. Comödie. 11. Nov. Comödie. 13. Nov. Comödie. 16. Nov. Comödie. 17. Nov Spiel u. Concert (Sängerin Hellmuth). 18. Nov. Comödie. 20. Nov. Comödie. 21. Nov. Cour u. Concert. 23. Nov. Comödie. 25. Nov. Comödie. 27. Nov. Comödie. 28. Nov. Cour u. Concert. 30. Nov. Concert. 1. Dec. Comödie. 4. Dec. Comödie. 5. Dec. Cour u. Concert. 7. Dec. Comödie. 9. Dec. Comödie 11. Dec. Comödie. 14. Dec. Comödie. 16. Dec. Comödie. 18. Dec. Comödie. 19. Dec. Cour u. Concert. 20. Dec. Comödie. 21. Dec. Comödie. 23. Dec. Comödie. 25. Dec. Cour u. Concert. 26. Der Hof bei Amalia. 28. Dec. Comödie.

II. Abhandlungen.

1. Erinnerungen an Alt-Weimar.

von

Freiherrn Carl von Beaulieu-Marconnay.

Das Leben in Weimar umschwebt ein eigener Reiz. Ist es die Erinnerung an jene Zeit, in welcher dies Städtchen im Zauberlichte seines geistigen Strahlenkranzes die Blicke von ganz Deutschland, von ganz Europa auf sich zog, ist es eine durch den langen Aufenthalt der vielen Heroen deutscher Poesie vielleicht mitgetheilte Umgangsweise, welche noch immer durch den Hauch ihres heiligen Athems angeweht ist, — ich weiss es nicht, ich fühlte nur den Zauber ohne über ihn zu grübeln, und gab mich ihm um so williger hin, als ich mich durch ihn nach und nach in eine Welt versetzt sah, deren Dasein ich nur in der Phantasie eines Dichters, nicht aber auf unserer materiellen Welt für möglich gehalten hatte. — Den Mittelpunkt des engern Kreises, in welchem ich damals bei meinen häufig wiederholten Besuchen mich bewegen zu dürfen so glücklich war, bildete das Goethesche Haus, und in ihm der greise Dichterfürst, der sich zwar mit jedem Jahre mehr und mehr in sein innerstes Heiligthum zurückzog, und mit der Aussenwelt höchst selten persönlich, regelmässig aber nur durch einige wenige Mittelspersonen in Berührung kam — dessen Nähe und wohlwollende Theil-

nahme aber belebend und fördernd auf jenen Cirkel einwirkte, der sich um die liebenswürdige Frau vom Hause versammelte. Ottilie von Goethe ist dem deutschen Publikum in der neuern Zeit von mehreren Schriftstellern geschildert worden, denn Jeder, der über seine persönliche, vorübergehende oder dauernde, Stellung zu Goethe, oder über die letzten Jahre dieses grossen Mannes etwas zu berichten hatte, musste den mächtigen Eindruck fühlen, den diese geistreiche Dame auf Jeden machte, der mit ihr in Berührung kam; man war und blieb gefesselt von der unbeschreiblichen Liebenswürdigkeit und der imposant geistigen Bedeutendheit dieser eigenthümlichen Frau. Sie hatte damals einen schon früher einmal zur Ausführung gebrachten Plan aufs neue wieder aufgegriffen, und betrieb ihn mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit. Es war dies die Herausgabe eines Blattes, welches des Sonntags Morgens erschien, und den Titel Chaos mit dem grössten Recht führte, denn in chaotischer Verwirrung kam darin alles Mögliche vor! Eine französische pikante Erzählung hinter einem deutschen Aufsatz über Architektur; eine englische Abhandlung über Reformbill hinter einem italienischen Reiseberichte; Philosophie, Geschichte, Literatur, Kunst, Tagesneuigkeiten, Fadaisen, Ernst und Scherz, Gutes und Schlechtes, alles war darin zu finden, und an deutschen, französischen, englischen, italienischen und selbst spanischen Gedichten war reiche Auswahl. Frau von Goethe war Redactrice mit unbeschränkter Machtvollkommenheit und ohne die geringste Verantwortlichkeit; sie allein kannte die Verfertiger der verschiedenen Beiträge, und ergötzte sich schelmisch an dem eifrigen Bestreben der Anderen, aus äusseren Beziehungen und inneren Wahrscheinlichkeiten den literarischen Notabilitäten auf die Spur zu kommen. Die Bedingungen, unter welchen man als Mitglied dieser Gesellschaft aufgenommen wurde, waren sehr einfach; man musste alle Vierteljahr einen ungedruckten Beitrag liefern, das Blatt vor jedem Uneingeweihten verbergen, und wenigstens ein-

mal in Weimar gewesen sein. Ein talentvolles Mitglied hatte diese kurzen Statuten in Verse gebracht, und als Titel ein hübsches Blättchen gravirt, worauf der Baum Chaos kräftig in die Höhe wächst und auf seinen Zweigen allerhand absonderliche Früchte trägt, als Liebesgötter, Helme, Dolche, Herzen, Vögel, Bogen und Pfeile, Instrumente und dergl., während ein alter Deutscher im Bärenfell an seinen Stamm sich lehnt, in traulicher Gemeinschaft mit dem englischen Leoparden und dem gallischen Hahn. Die Wurzeln des Baumes aber haften auf felsigem unfruchtbarem Grunde, und da ist denn eine Menge von kleinen winzigen Pygmäen beschäftigt das Erdreich aufzulockern und durch Begiessen das Gedeihen des Baumes zu fördern, während andere, von der Arbeit wahrscheinlich erschöpft, durch die Freuden der Geselligkeit in lebhafter Unterhaltung sich zu erholen beflissen sind. Durch eine breite Spalte des Felsens erblickt man die Thürme von Weimar, und am andern Ufer der Kluft liegt unter einem ziemlich entblätterten Lorbeerbaume die Göttin Fama in sanftseligem Schlummer.

In dem bei Gelegenheit des Jubiläums der Buchdruckerkunst im Jahre 1840 erschienenen Weimarschen Album ist diesem Chaos eine eigene Skizze durch eine Weimarsche Dame gewidmet, und es sind in derselben mehrere Auszüge daraus mitgetheilt, welche theils auf Goethe Bezug haben, theils von ihm selbst herrühren. Es wunderte mich, unter diesen letzteren ein kleines Impromptu nicht anzutreffen, das mir besonders deshalb von grösserer Bedeutung scheint, weil es klar zeigt, welch jugendlicher Geist noch in dem 83jährigen Dichter glühte. Ich theile es hier mit, weil ich es in den meisten Ausgaben seiner Werke vergeblich gesucht habe. (Es findet sich nur bei Hempel III, 367.) Zu dem letzten Geburtstage, den er erlebte, war er von einer jungen Dame, die zu den hervorragendsten Erscheinungen Weimars gehörte, Fräulein Jenny von Pappenheim, mit einem Paare gestickter Pantoffeln beschecrt worden, das sich mit folgenden Versen bei ihm einführte:

Zum 28. August 1831.

Nur ganz bescheiden nah' ich heute mich,
Wo so viel schön're Gaben Dich umringen,
Doch, Herr, Bedeutung hab' auch ich,
Denn Liebe und Verehrung soll ich bringen;
Drum, wenn auch Höh're, Meister, Dich begrüssen,
Mir gönne nur den Platz zu Deinen Füssen.

»Zwar Engeln kann ich nicht Befehle geben,
»Dass Deine Schritte sie mit Liebe führen;
»Doch will ich weich mit Seide Dich umweben,
»Dass ihn kein Steinchen möge hart berühren«.
So sprach die Herrin, und so lass mich schliessen,
Und gönn' auch ihr den Platz zu Deinen Füssen.

Höchlichst erfreut über diese sinnreiche Artigkeit übersandte Goethe der freundlichen Geberin auf der Stelle ein Billetchen mit folgender Dankeserwiderung:

Dem heilgen Vater pflegt man, wie wir wissen,
Des Fusses Hülle, fromm gebeugt, zu küssen!
Doch wem begegnet's hier, im langen Leben,
Dem eignen Fusswerk Kuss um Kuss zu geben?
Er denkt gewiss der holden lieben Hand,
Die Stich um Stich an diesen Schmuck verwandt!

Frau Ottilie von Goethe traf ich bei meiner Ankunft in Weimar noch in tiefer Trauer wegen des Todes ihres Gemahls. Sie bewohnte die Mansarden im Goetheschen Hause, und empfing in ihren sehr behaglich eingerichteten Räumen die Besuche ihrer zahlreichen Bekannten und Verehrer, Damen und Herren, von denen eine Anzahl betheiligt war als Mitarbeiter an dem »Chaos«. Ich ward diesen Letzteren beigesellt, und kann überhaupt nie dankbar genug sein für die unendliche Freundlichkeit, mit der mich diese originelle Frau schon damals und so auch fernerhin beehrte. Es ist wohl natürlich, dass ich wiederholt ihr den Wunsch aussprach, unserm unsterblichen Dichter persönlich vorgestellt zu werden. Es war dies jedoch nicht so leicht zu

bewerkstelligen, denn der alte Herr lebte in strengster Zurückgezogenheit, und was für ein Interesse konnte für ihn die Bekanntschaft mit einem zwanzigjährigen Studenten haben! Endlich aber ward mein Wunsch erfüllt. Am Vormittage des 6. August (1831) führte Frau von Goethe mich zu ihrem Schwiegervater, in Begleitung des oben erwähnten Fräulein von Pappenheim. Der ehrwürdige Greis empfing uns in dem sogenannten Urbino-Zimmer; er war bekleidet mit einem langen braunen Überrock mit Shawlkragen; ein weisses Halstuch kreuzte sich vorn und war mit einer Busennadel befestigt. Die Damen nahmen den Platz auf dem Kanapee ein, Goethe setzte sich auf einen Stuhl an ihrer Seite und forderte mich auf, meinen Platz an seiner Seite zu nehmen. Er wusste, dass ich in Heidelberg gewesen war, und brachte gleich das Gespräch auf diese Stadt, wobei er sich theilnehmend nach Thibaut erkundigte, bei dem ich im verflossenen Winter die Pandekten gehört hatte. Die Unterhaltung kam dann weiter auf Wilhelm Tischbein, der mich als Kind in Eutin gezeichnet hatte, und von diesem auf Johann Heinrich Voss, der von Eutin nach Jena und von dort nach Heidelberg gekommen war. Goethe äusserte sich mit grosser Anerkennung über diesen Mann, schüttelte jedoch sehr bedenklich den Kopf, als auf die literarischen Fehden desselben, namentlich mit Creutzer die Rede kam.

Goethe war in durchaus heiterer Stimmung und scherzte freundlich mit den Damen; von seiner äussern Erscheinung empfing ich den Eindruck, dass er im Gesichte ein wenig eingetrocknet aussah; allein die prächtig leuchtenden Augen liessen es vollständig vergessen, dass man vor einem 82jährigen Greise stand. Er hatte gerade zu dieser Zeit dem Kupferstecher Schwerdgeburth zu einem Portrait gesessen; die Zeichnung erschien mir als die ähnlichste von allen, die ich gesehen und ich unterliess daher nicht, einen darnach gefertigten Kupferstich mir anzuschaffen.

Noch waren nicht acht Monate nach diesem meinem Besuch verflossen, als Goethe starb. Die Nachricht von

seinem Tode, obgleich längst erwartet und gefürchtet, erschütterte dennoch alle Kreise. Ich fuhr am 26. März hinüber nach Weimar, um noch einmal die sterbliche Hülle des grossen Mannes zu sehen. In der mit schwarzem Tuche ausgeschlagenen Vorhalle des Hauses lag der Körper aufgebahrt, in einem Priestertalar von weissem Atlas, das ehrwürdige Haupt mit einem dichten Lorbeerkranz geschmückt. Über dem auseinandergeschlagenen Vorhang, welcher den Sarg von den vorüberschreitenden Besuchern trennte, standen in goldenen Lettern folgende Verse aus Hermann und Dorothea:

»Des Todes rührendes Bild steht
Nicht als Schrecken dem Weisen, und nicht als Ende dem Frommen.
Jenen drängt es ins Leben zurück und lehret ihn handeln,
Diesem stärkt es zu künftigem Heil in Trübsal die Hoffnung.
Beiden wird zum Leben der Tod. Der Vater mit Unrecht
Hat dem empfindlichen Knaben den Tod im Tode gewiesen.
Zeige man doch dem Jüngling des edel reifenden Alters
Werth und dem Alter die Jugend, dass beide des ewigen Kreises
Sich erfreuen und so sich Leben im Leben vollende!

Während der öffentlichen Ausstellung der Leiche stand eine Ehrenwache von sechs Mitgliedern des Hoftheaters und der Hofkapelle an beiden Seiten des Sarges. Nachmittags 4 Uhr ward unter dem Geläute der Glocken der Sarg auf den mit vier Rappen bespannten Grossherzoglichen Leichenwagen gehoben, zur Fürstengruft gefahren und dort von dem Kanzler von Müller dem Oberhofmarschall von Spiegel übergeben. General-Superintendent Dr. Röhr hielt die Leichenrede. Das Gefolge war sehr zahlreich: Das Ministerium und alle Behörden, Prorektor und Senat der Universität Jena, eine Menge Fremder aus der Umgegend, viele Bürger der Stadt, und etwa 150 Studenten.

Goethe hatte sich in Folge einer Erkältung eine Unpässlichkeit zugezogen, welche, vereint mit der Alters-

schwäche, die Krisis herbeiführte. Auf seinem Armstuhl sitzend hauchte der grosse Mann seinen Geist aus, am 22. März 1832 um 11½ Uhr Mittags. Sein Tod war sanft und schmerzlos; er behielt seine Geistesgegenwart bis zum letzten Momente, dem ein sanfter Schlummer vorherging, vor dessen Eintreten er eine Handbewegung machte, die anzudeuten schien, als ob er schreiben wolle. Er hatte keine Ahnung seines so nahe bevorstehenden Todes, denn noch am Morgen freute er sich über das Herannahen des Frühlings und liess sich mehrere Bücher kommen. Von den berühmten letzten Worten: »Licht, mehr Licht!« geschah damals nirgends eine Erwähnung.

Am Tage nach der Beerdigung, 27. März, ward das seit dem 22sten geschlossene Theater wieder eröffnet mit Torquato Tasso. Nachdem Tasso am Schlusse des fünften Aktes die letzten Worte gesprochen:

»Zerbrochen ist das Steuer, und es kracht
Das Schiff an allen Seiten. Berstend reisst
Der Boden unter meinen Füssen auf!
Ich fasse Dich mit beiden Armen an!
So klammert sich der Schiffer endlich noch
Am Felsen fest, an dem er scheitern sollte«.

traten der Herzog und die beiden Leonoren in lange Trauerschleier gehüllt auf die Scene, gefolgt von dem gesammten Theater-Personal in altitalienischen Trauer-Costümen, und Tasso sprach den bekannten Epilog[1].

[1] Vgl. G.-J. IV. S. 380–382.

2. Einiges über Goethes Vers.

von

Victor Hehn.

Als Opitz im siebzehnten Jahrhundert die neue deutsche Prosodik entdeckt und Klopstock im achtzehnten sie angewandt hatte, da glaubte man Trochäen und Jamben und Daktylen zu besitzen, wie die Griechen und Römer, und sapphische und alkaïsche Strophen aufbauen zu können, wie Horaz. Doch wie sehr täuschte man sich darin! In der antiken Metrik gilt einzig die Quantität der Silben, d. h. ihr äusseres Zeitmaß, bestimmt durch Länge und Kürze des Vokals und das Zusammentreffen der Konsonanten, die sogenannte Position. Der Vokal ist *kurz*, wenn die Sprachorgane unmittelbar, nachdem er hörbar geworden, zur Bildung des folgenden Konsonanten übergehen; *lang*, wenn sie in der Stellung verharren, die dem Vokal Entstehung gab. Das Zeitverhältniss beider wurde von den Alten als einfache Verdoppelung angesehen und so war z. B. der Daktylus ein *grades* Maß, mit andern Worten, die beiden Kürzen waren gleich der Länge und statt des Daktylus oder Anapäst konnte ein Spondeus stehen; der Jambus und Trochäus waren *ungrade* und statt des letzteren einen Spondeus setzen, hätte die rhythmische Bewegung aufgehoben. Dazu kam dann noch die Positionslänge: zwei oder mehr Konsonanten, unmittelbar zusammen-

stossend, erforderten so viel Zeit, dass die Silbe, deren Schluss sie bildeten, auch wenn sie kurzen Vokal hatte, für lang gerechnet wurde. Auf den Wortton, auf die Bedeutsamkeit kam dabei nichts an; Metrum und Betonung kreuzten sich fortwährend; ein Hexameter konnte beginnen: *αὐτὰρ ἔπειτα* oder lauten wie folgender: *Τὸν δ' ἀπαμειβόμενος προσεφη πολύμητις Ὀδυσσεύς* — eben so konnte ein Substantiv oder Verbum mit dem höchsten Gewicht in der Rede aus zwei kurzen, flüchtigen Silben, ein Ableitungs- und Flexionselement aus einer Reihe langer bestehen und beiden wurde im Verse nach dieser ihrer sinnlichen Gestalt je das gleiche Recht. So stand es bei den Alten; die modernen Sprachen entwickelten sich nach dem entgegengesetzten Prinzip. Sie liessen die Quantität immer mehr fallen, machten die Vokale gleich und verstärkten in demselben Maße die eine Silbe vor der andern durch den *Accent,* d. h. durch lebhafteren Druck des Athems und Erhöhung des Tones. So thaten nicht blos die barbarischen Natursprachen des Nordens, sondern auch die sich umgestaltenden und verjüngenden Idiome des Südens. Beide bewegten sich einem Ziele entgegen, das ihrem Alterthum fern lag, einem innern historischen Triebe und Gesetze gehorchend. Die Neugriechen z. B. kennen keine Kürze oder Länge des Vokals, nur accentuirte und nicht accentuirte Silben, und an die Stelle der homerischen Hexameter und tragischen Trimeter sind bei ihnen sogenannte *politische* oder *bürgerliche* Verse getreten. Auch die meisten slavischen Völker haben alle Verschiedenheit der Vokaldauer — die sie in ihrer Urzeit sicherlich besassen — aufgegeben und bei Polen wie bei Russen und Kleinrussen waltet in gebundener und ungebundener Rede nur der Accent. Im Deutschen kommt dann noch ein besonderes Moment hinzu: der Accent fällt auf den Kern des Wortes, die Stammsilbe, die den allgemeinen Begriff benennt, dessen nähere Bestimmung und Beziehung wird durch tonlose Silben bewirkt. So ist z. B. in dem Worte *begünstigen* der Begriff Gunst durch den Ton

als das zu Grunde liegende Subjekt bezeichnet; Attribut wird dieses durch das angehängte unbetonte ig — *günstig*, dieses wieder durch die Verbalendung und Zusammensetzung mit *be*, beide tonlos, zum prädikativen und zugleich transitiven Verbum. So hält der Accent nicht blos das Wort als Ganzes, als Individuum zusammen, sondern er hebt auch den Begriff aus den mannichfachen Verhältnissen, in die er eingegangen ist, in seiner ursprünglichen, noch bestimmungslosen Allgemeinheit als Herrschendes hervor. Dass dabei auch kein Gesetz der Positionslänge gelten kann, ergibt sich von selbst. Zwar wird der Dichter mit feinerem Gefühl auch der Position einen leisen Einfluss gönnen; sie wird, wie der Wechsel der Vokale, den Vers wohllautend oder übelklingend machen (worüber bei den verschiedenen Völkern je nach dem Bau der Sprachen oder der Gewöhnung der Artikulation das Urtheil sehr verschieden ausfällt): auf den Rhythmus selbst aber kann sie nicht bestimmend sein.

Blickt man von dieser neuern Art noch einmal auf das Alterthum zurück, so offenbart sich auch in diesem Punkt der ganze Gegensatz beider Zeitalter. Die Messung nach der Zeit ist sinnlich, die nach dem Ton gemüthlich; aus der erstern spricht Klarheit der Anschauung und der Gedanken, aus der andern ein Inneres, Gestaltloses, die Empfindung; ein Volk, das sein Ideal in Säulenarchitektur, in Marmor- und Erzbildern äusserlich hinstellte und dessen Poesie an Tanz und Gesang, an Lyra und Flöte geknüpft war, musste auch in der Sprache die rhythmische Bewegung nach der Zahl und Wiederkehr gleicher Zeitabschnitte regeln. Als aber das Christenthum den Menschen und seine Ansicht der Welt völlig umgewandelt und alles bisher Erstrebte und Gedachte in sein Gegentheil verkehrt hatte, da kündigt sich auch in griechischen und lateinischen Versen der neue Geist an: die Quantität versagt, der Accent zerstört die grammatischen Formen und bemeistert sich des Rhythmus bis im Mittelalter in den byzantinischen Kirchengesängen

und den lateinischen Sequenzen, Hymnen u. s. w. blos nach dem Wortton gemessen wird und zugleich der nordische Reim und die aus der Urzeit wieder auferweckte Alliteration den dichterischen Schmuck abgibt und die Zeilen und Strophen gliedert.

I. Hexameter.

Was nun die Möglichkeit oder Unmöglichkeit eines deutschen *Hexameters* betrifft — wir wenden uns zunächst zu dieser Versart — so war zu Klopstocks Zeit der Stand der Sache in Wirklichkeit folgender. Man bildete eine Reihe von sechs Hebungen, die durch eine oder zwei tonlose Silben oder Senkungen von einander getrennt waren. Der Vers begann immer mit einer Hebung — denn die Senkung, die Kleist in seinem Frühling seinem sechsfüssigen Verse vorgesetzt hatte, fand, als dem Muster der Alten zuwider, keine Nachfolge; — der letzte Fuss bestand immer nur aus einer Hebung mit nachschlagender Senkung, der vorletzte aus einer betonten und zwei unbetonten Silben — Beides dem antiken Hexameter abgesehen. Wo auf eine Hebung nur *eine* Senkung folgte, nannte man dies einen Spondeus und suchte halb- oder tieftonige Silben, z. B. die eine Hälfte zusammengesetzter Nomina oder Verba oder bei Ableitungen diejenigen, die ursprünglich Nomina gewesen waren, aber allmählich den Schein der Derivation angenommen hatten, wie heit, thum, schaft, in geringerm Maße auch lich, bar u. s. w., an die zweite Stelle zu bringen; da dies aber nicht immer gelang und die nachfolgende Silbe allzufühlbar kurz d. h. tonlos war, so konnte man sich nicht verbergen, dass man statt des antiken Spondeus einen Trochäus gebildet hatte, und so stritt Klopstock ausdrücklich für die Zulassung dieses Fusses im deutschen Hexameter und behauptete zuversichtlich, der Vers des Homer und Vergil habe dadurch an Mannichfaltigkeit und Vollkommenheit gewonnen. Man verwechselte fortwährend den rhyth-

mischen Ictus, der bei den Alten den Gang des Verses regulirte und das sogenannte gute Takttheil gegen das schlechte hervorhob, mit dem Wortaccent, der, mit dem Sinn untrennbar verbunden, im Deutschen alleinige Geltung hatte; dass man dem Wesen des deutschen Verses widersprach, indem man ächte Spondeen bilden wollte — denn da wäre ja die Senkung keine Senkung gewesen — ahnte man nicht; eben so wenig, dass auf den Unterschied, ob eine oder zwei Senkungen der Hebung folgten, in deutsch-rhythmischer Beziehung so sehr viel nicht ankam; ja unerhört wäre die Behauptung gewesen, man könne im deutschen Hexameter auch drei tonlose Silben zwischen zwei Hebungen schieben (also nach antiker Benennung einen Päon Primus bilden), etwa wie im Goetheschen Hexameter:

Ungerecht bleiben die Männer und die Zeiten der Liebe
vergehen —

welcher Vers aber in der That kein unrechter deutscher Hexameter ist — nur müssen die Senkungen, wie hier der Fall ist, das gehörige Maß von Flüchtigkeit und der Hebungston die nöthige Kraft haben, sie in der Sphäre seiner Anziehung zu halten[1]. Auch das Vorbild des Volkslieds, die Knittelverse in mehreren Gedichten Goethes, die Schiller-

[1] Als man Goethe später auf diesen Vers in Hermann und Dorothea, der doch nur einem Schreib- oder Druckfehler seine Gestalt verdankte, aufmerksam machte, war er keineswegs beschämt, sondern liess, wie er sich ausdrückte, die siebenfüssige Bestie weiter laufen. Er hatte nämlich die Formalistik der Herrn Metriker schon kennen und verachten gelernt, machte keine Hexameter mehr und äusserte über den einst hochverehrten Voss: »für lauter Prosodie ist ihm die Poesie ganz entschwunden« (im Jahr 1808, an Zelter, 1, 327). Auch mit Bezug auf A. W. Schlegel hatte er schon das Jahr vorher von der »modernen Rhythmik ohne Poesie« gesprochen und sie eine »Krankheit« genannt und vorausgesagt, in zehn Jahren werde »der Dünkel, womit die Rhythmiker von der strengen Observanz sich jetzt vernehmen lassen, höchst lächerlich sein« (an Knebel, 14. März 1807).

schen Balladen u. s. w. irrten Niemand in der hergebrachten, durch die Antike gebannten Ansicht. Wenn es hiess:

Wer wágt es, Rittersmann óder Knápp —

(Wo sich auch betonen lässt: Rittersmánn ŏdĕr)

oder:

Und áls er kám zu stérben,
Zählt er seine Städt' im Réich —

(mit drei Senkungen zwischen *zählt* und *Städt'*,)

oder:

Ich líebe dich, mich reízt deine schöne Gestált —

(gleichfalls mit drei Senkungen zwischen *liebe* und *reizt*)

oder:

Sankt Peter war nicht aufgeräumt,
Er hatte so eben im Gehen geträumt —

(im ersten Verse vier Jamben, im zweiten eine daktylische katalektische Tetrapodie mit Anakrusis, in Wirklichkeit aber vier Hebungen mit beliebigen Senkungen dazwischen oder davor) —

oder in demselben Gedicht:

Héb doch einmál das Húfeĭseĕn aúf —

oder endlich:

Den Júngling bríngt keínes wíeder —

(in welchem Verse, wie man ihn auch lese, zwei Hebungen zusammenstossen), —

so fragte sich Niemand, ob es sich mit dem Hexameter, als einem Verse mit sechs Hebungen, nicht eben so verhalte und ob man sich vielleicht nicht selber einige besondere Regeln, die in einer ganz andern Welt als organische Form entsprungen waren, willkürlich auferlegt hatte? Unterdess aber war Voss aufgetreten und suchte den Hexameter Klopstocks der technischen Strenge des griechisch-lateinischen noch mehr zu nähern. Er vermied, so viel er konnte, den Trochäus, schuf sich künstliche Spondeen und Dak-

tylen, setzte fest, welche Silben lang, welche kurz seien, welche als mittelzeitig bald kurz, bald lang sein könnten und gelangte so zu Hexametern, wie folgende:

Drauf antwortetest du, ehrwürdiger Pfarrer zu Grünau —

oder:

Jetzo begann holdselig ihr Lied die melodische Jungfrau
Und des Gesangs Wohllaut, eindringendem Worte vereinigt,
Wallete hell, dann leise gedämpft, in die Stille des Abends.
Von hinschmelzendem Halle gesänftiget, lauschten sie ringsum,
Fühlten erstaunt der Natur Hoheit und schwangen sich aufwärts
Über Mond und Gestirne zu Gott und den Seligen Gottes.

Da aber die deutsche Sprache sich gegen solche vollkommene Hexameter sträubte, so mussten Listen und Zwangsmittel angewandt werden, sie willig zu machen. Voss brauchte z. B. Deminutiva, um eine Silbe mehr oder vielleicht gar einen Spondeus zu gewinnen: Söhnlein, wo die Sache den *Sohn* verlangte; er setzte den Komparativ für den Positiv, wo es sich nicht um eine Vergleichung handelte: der grünere Hain statt der *grüne,* behielt das durch den Sprachgebrauch schon ausgestossene *e* der Verbalflexion bei, wie *wallete, gesänftiget,* Beides wegen des Daktylus, und brach die Worte, um Spondeen zu gewinnen, wie *drauf antwortetest, du ehrwürdiger* — durch welches letztere Verfahren das Grundgesetz von der Geltung des Accentes umgestossen ward, da Niemand sagt antwórten, ehrwürdig. Wirkliche Spondeen sind in der deutschen, wie in jeder accentuirenden Rhythmik, unmöglich, ja selbst der Schein solcher, wie beim Daktylus, Jambus u. s. w. lässt sich nicht erregen. Der Grund liegt sehr nahe. Bei den Alten, wo die Länge etwas für sich Bestehendes, durch die Zeit Gemessenes und von dem metrischen Ictus Gesondertes war, konnte auch diejenige Silbe lang sein, die in das sogenannte schlechte Takttheil fiel; im Deutschen, wo die Länge durch Erhebung des Tones ersetzt wird, können zwei Silben, von denen in

der Bewegung des Verses nur eine den vollen Ton hat, keinen im Gleichgewicht beider Hälften schwebenden Versfuss bilden[1]. Voss half sich auf doppelte Weise, um dennoch Spondeen zu erzwingen, indem er beide Mal nach seiner Art gewaltthätig und mechanisch verfuhr. Er fasste nämlich *entweder* zwei wirklich betonte Silben zusammen und sagte:

Der Herrscher im Donnergewölk Zeús —

und:

Fasste, dieweíl Kárl drängte, den Arm des bescheidenen Jünglings —

wo aber die zweite Silbe *Zeus, Karl* in widersinniger Weise tonlos gesprochen werden muss oder beide Silben gleich stark betont werden, folglich aufhören, sich zu der Einheit eines Fusses zu verbinden, und statt des Hexameters eigentlich ein Heptameter entsteht d. h. ein Vers mit sieben Hebungen. *Oder* er bildete sogenannte *geschleifte* Spondeen, indem er die stark betonte Silbe in die Thesis, die schwach betonte in die Arsis brachte und z. B. sagte:

— es erfólgt Schwachhéit abstérbendes Alters —

oder

wer getróst fortgéhet, der kómmt an —

womit abermals der deutschen Wortbetonung Hohn gesprochen ist. Niemand sagt fortgéhet, es müsste denn sein, dass der Gegensatz zum Fortreiten, Fortlaufen, Fortfliegen den Ton auf das *Gehen* verlegte, und *kommt an* könnte in einem jambischen Gedicht ohne Anstoss als Jambus gebraucht werden, wie *Schwachheit* als Trochäus oder als die beiden Anfangssilben eines Daktylus. Auch an Wort- und

[1] Selbst Voss erkannte dies in einer vorübergehenden Bemerkung an, deren Consequenzen ihm aber entgingen: »steigende Spondeen«, sagt er S. 127 seiner Zeitmessung der deutschen Sprache, Königsberg 1802, »ahmen den Jambus, sinkende den Trochäus nach«.

Versmalerei d. h. Versinnlichung des jedesmaligen Gegenstandes der Rede durch den Gang des Verses und den Körper der Silben und Worte liess es Voss nicht fehlen. Die Stellen des Vergil und Ovid, wo das Galoppiren des Pferdes durch lauter Daktylen, das Fallen der Hämmer durch lauter Spondeen, das Gequäke der Frösche durch ähnliche Sprachlaute ausgedrückt wird, galten ja in jener Zeit für die höchste poetische Schönheit und so gab Voss in seinen Übersetzungen, wo eine solche Malerei vorzuliegen schien, diese mit Treue, oft sogar übertreibend wieder. Daher sein:

Hurtig mit Donnergepolter entrollte u. s. w.

und

ihn von der Au aufwälzend

(ἄνω ὤθεσκε ποτὶ λόφον, wo er das Digamma als Anlaut von ὤθεσκε nicht kannte oder nicht in Betracht zog). Er selbst dichtete:

Als ringsher pechschwarz aufstieg graundrohende Sturmnacht.

Homers naiver Gesang weiss von solchen Künsteleien nichts und verfolgt, unbekümmert um den Sinn und Gegenstand, seinen eigenen gleichmässigen metrischen Gang. Und dies gerade ist die Idee des Verses. Die gebundene Rede besteht eben darin, dass ohne Rücksicht auf den mannichfachen Wechsel der Bilder und Empfindungen immer ein und dieselbe rhythmische Form unabänderlich wiederkehrt. Wäre jene Malerei das Richtige, so müsste ein festes Metrum überhaupt verworfen werden. Das Metrum grade gibt dem umfassenden epischen Gemälde die ausgleichende Haltung und steht wohl zu dem Ganzen der Dichtung, nicht aber zu jedem Punkte der Bewegung in erkennbarem Verhältniss.

Vossens prosodische Gesetzgebung war ein Sieg der Schule, des Handwerks über den freien Genius der deutschen Sprache. Sein Hexameter liess sich scandiren und rollte

in griechisch-lateinischen Redensarten, Bildern, Wendungen und Wortstellungen so prächtig daher! Je strenger die Forderungen, um so grösser der Triumph des Künstlers, der sie erfüllte. Da fast alle damaligen Dichter philologisch gebildet waren und schon als Knaben in der Schule die Eclogen des Vergil und die Metamorphosen des Ovid und später die Satiren und Episteln des Horaz taktmässig, d. h. mit moderner Betonung hergesagt hatten, so fand Voss bald Anhänger und Nachfolger und allgemeine Zustimmung. Sich des Trochäus ganz zu enthalten, den Voss in der Noth noch hatte hin und wieder zulassen müssen, wurde ein Ideal, ein Ziel des Strebens, ja Friedr. Aug. Wolf machte den Versuch, ein Stück des Homer von hundert Versen so zu übersetzen, dass Fuss für Fuss, Spondeus mit Spondeus, Daktylus mit Daktylus im Griechischen und im Deutschen übereinstimmten — welches man, wenn es nicht etwa satirisch gemeint war, wohl den Gipfel der Thorheit nennen konnte[1]. Auch Wilhelm von Humboldt drang auf die Regel und A. W. Schlegel, der ein um so grösserer Wortkünstler sein konnte, je kälter sein Herz war, lieferte kurze Musterstücke, die allerdings durch Feinheit und Geschmack Vossens grobe Schreinerarbeit übertrafen. Sie alle überflügelnd trat im neunzehnten Jahrhundert der Graf A. von Platen auf, der mit blendender Technik nicht blos den heroischen und elegischen Vers, sondern auch die künstlichsten lyrischen Maße der Griechen in deutscher Sprache nachbildete. Nur Schade, dass in diesen herrlichen Versen, bei denen man oft die alten äolischen und dorischen Citharöden nach so viel Jahrhunderten wieder zu vernehmen glaubt, doch der Accent, also ein Ausbruch der Empfindung, die Länge bestimmt und damit die Plastik des Meissels trübt und ins Unbestimmte zieht!

[1] Goethe schrieb damals an Zelter (19. März 1818): »Von den hundert Hexametern mag ich eben so wenig wissen, als von den hundert Tagen der letzten Bonapartischen Regierung. Gott behüte mich vor deutscher Rhythmik wie vor französischem Thronwechsel«.

Wenn die Distichen des Orakels im Triumph der Empfindsamkeit nicht schon der ersten Gestalt dieses Dramas vom Jahre 1777 angehören, so scheint Goethe die Form des Hexameters zum ersten Male in dem kleinen Gedicht »Physiognomische Reisen« (unter Epigrammatisch) versucht zu haben. Es kann nicht früher als in das Jahr 1778 fallen, da das gleichnamige Buch von Musäus in den Jahren 1778—79 in Altenburg erschien; aber auch nicht viel später, da Lavaters physiognomische Lehre darin mit warmen Worten in Schutz genommen wird, auch das Interesse an Musäus und dessen Angriff bald erlöschen musste. Dann finden sich in den »Vögeln«, vom Sommer 1780, vier Hexameter eingeschaltet, mit denen Treufreund die versammelten Vögel über den Anfang der Anfänge belehrt, und die er einem lächerlichen Dichter Periplektomenes (der Verwickelte, Umwundene) entnommen haben will. Im Herbst desselben Jahres übersetzte der Dichter einige Zeilen aus den sogenannten goldenen Sprüchen des Pythagoras und schickte sie der Freundin (an Fr. v. Stein, 8. Sept. 1780). Darauf, im Frühling 1782, als ihm einige Epigramme der griechischen Anthologie in der Übersetzung bekannt geworden waren, fand er sich zu ähnlichen kleinen Gebilden angeregt, in elegischem Maß und meist im Gewande griechischer Mythologie, seiner verstohlenen Liebe und den Felsen und Ruheplätzen gewidmet (unter »Antiker Form sich nähernd«). Die Behandlung des Verses war die Klopstockische und sie ging ihm leicht von der Hand; die eigentlich elegisch-hexametrische Zeit war noch nicht gekommen und so sind die Blumen dieses Vorfrühlings wohl hin und wieder artig, doch etwas schüchtern und dürftig. Als dann Herder im Jahr 1784 eine Nachdichtung erlesener Stücke derselben Anthologie unternommen hatte (sie erschienen gedruckt in den Zerstreuten Blättern 1785 und 1786) und sie Goethe mittheilte, erwiderte dieser zwar mit Dank und lebhafter Anerkennung, aber seine Dichtung fand sich durch die Gabe nicht unmittelbar befruchtet; nur diese und

jene unfreiwillige Gelegenheit verwandelte sich in einen leichten elegischen Schmetterling, so die Distichen auf den Tod des in der Oder ertrunkenen Herzogs Leopold von Braunschweig, des Bruders der Herzogin Mutter, oder die warmen Verse in das Stammbuch seines Zöglings, Fritz von Stein, oder die schalkhaften in das gleiche der Gräfin Tina Brühl u. s. w. Und wieder vergingen einige Jahre, der Dichter war in Italien gewesen, er hatte viel gewonnen, viel genossen, aber als ein Befriedigter kehrte er nicht wieder, so manches Leid trübte den Blick — bis die Missstimmung plötzlich, noch im Jahre 1788, in Glück und Heiterkeit sich auflöste und nun in den Römischen Elegien und Epigrammen (den venetianischen, den schlesischen, dem auf die Sakontala[1]) das Distichon wieder auftauchte und in den beiden Episteln auch der blose Hexameter, wie in den gleichnamigen Gedichten des Horaz. Dann kam ihm der Reineke Fuchs in die Hand (in der Gottschedischen prosaischen Übersetzung) — auf den er sich schon vor Jahren »kindisch gefreut« hatte — und er brachte ihn in ein grosses Homerisches Epos, um sich, wie er später äusserte, im Hexameter zu üben. Es folgten in den nächsten Jahren einige Idyllen, Alexis und Dora, Euphrosyne, Amyntas, der neue Pausias, die Xenien und die friedlichen Epigramme, mitten darunter auch ein hexametrisches Epos in neun Gesängen, Hermann und Dorothea, und als letzter Nachklang dieser antiken Periode und ihrer Formen — die etwa zehn Jahre gedauert hate, eben so lange wie von 1776 bis 1786 die frühere Weimarische Zeit — der erste Gesang einer Achilleïs. Noch im Jahre 1806 gedachte er, wie uns die Annalen zu diesem Jahre berichten, sein episches Gedicht Wilhelm Tell in Hexametern zu schreiben, aber die angstvolle und stürmische politische Lage vereitelte den Plan und mit »dieser herrlichen Versart« war es für immer

[1] Die im ersten Rausch der Freude gedichteten zwei Distichen auf die Sakontala überschätzen übrigens dies indische Drama bei Weitem.

dahin[1]. Durch Goethes Beispiel ermuthigt, begann auch Schiller seit der Herausgabe der Horen, also seit 1795, in gedankenvollen Gedichten sich des Maßes der alten Elegiker zu bedienen und, wie man gestehen muss, gleich Anfangs mit Glück und Meisterschaft. Aber beide Dichter waren keine eigentlichen Techniker; eben als Dichter vor Allem um die Wahrheit des Ausdrucks bemüht, behandelten sie die metrische Form sorglos, diese gleichsam von Innen, aus dem Inhalt selbst hervorbildend. Damit aber gaben sie denen, die sich nach der neuen deutsch-lateinischen Doctrin in Lang und Kurz geübt hatten, fortwährenden Anstoss. Voss selbst, der mit jedem Jahre strenger wurde d. h. sich immer weiter von dem alten Sänger, den er wiedergeben wollte, entfernte — fühlte sich hoch erhaben über die stümperhaften Versuche der beiden Herrscher über den deutschen Parnass und wagte es, sie in einem Distichon also zu verspotten:

In Jena und Weimar macht man Hexameter wie der,
Aber die Pentameter sind noch viel vortrefflicher.

Auch A. W. Schlegel überwand in diesem Punkte seine Abneigung gegen Voss und erklärte schon im Jahre 1801, Voss sei unstreitig als »der zweite Erfinder« der antiken Silbenmaße, besonders des Hexameters, im Deutschen anzusehen und sein Verdienst dabei »unermesslich gross«. Noch in seinen späteren Lebensjahren, als ihm der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe bekannt geworden war, wo er mitunter übel wegkommt, schoss er als Grossmeister poetischer Formalistik Pfeile gegen die Duumvirn wegen ihrer angeblich unvollkommenen Hexameter ab:

Eure Hexameter sind der natürlichste Naturalismus,
Nimmer begriff eur Ohr jenes hellenische Maß —

(wo *eur Ohr* erst recht das Ohr beleidigt)

[1] Wäre das Gedicht zu Stande gekommen — welch ein beliebtes Thema für deutsche Aufsätze in den Schulen: »Vergleichung des dramatischen Tell von Schiller mit dem epischen von Goethe«!

und:

Hexameter zu machen,
die weder hinken noch krachen,
das sind nicht Jedermanns Sachen —

(richtiger deutsch: das ist nicht Jedermanns Sache, was aber ärgerlicher Weise der Reim nicht zuliess). Der stolze Schiller liess sich durch die Pedanten nicht irren[1] und that wohl daran: Goethe, weich und bildsam auch hierin, suchte von seinen Gegnern zu lernen und ging sein neues episches Gedicht mit Humboldt durch, um aus demselben, kurz gesagt, möglichst viel Trochäen und, wo es sich um einen Daktylus handelte, möglichst viel zusammengesetzte Substantive wegzuschaffen. Nach unserm Urtheil wurde aber das schöne gleichmässig fliessende Gedicht dadurch nur geschädigt. Wenn es z. B. heisst:

Die Gesinnung ist löblich und wahr ist auch die Geschichte,
Mütterchen, die du erzählst. Denn so ist Alles geschehen —

so musste statt *Mütterchen* vielmehr *Mutter* stehn, denn so und nicht mit dem Diminutiv redet der Mann die Frau an, wie sie zu ihm in dem Gedicht zu wiederholten Malen Vater sagt. So war wohl auch Voss daran Schuld, wenn schon früher ein Vers in Alexis und Dora lautete:

Und das Mütterchen ging feierlich neben dir her —

[1] Unter den Xenien, die er gegen die Schlegel richtete (sie thaten, als ob sie nichts merkten, empfanden aber den Stachel tief) deuten wir eins auf August Wilhelms metrische Grübeleien (wie Schiller sie ansah, in den Briefen über Poesie, Silbenmaß und Sprache und in der Recension von Vossens Homer):

Recension.

Sehet wie artig der Frosch nicht hüpft! doch find ich die hintern Füsse um Vieles zu lang, so wie die vordern zu kurz.

Auf denselben und im besonderen auf sein Gedicht Pygmalion (im Schillerschen Musen-Almanach für 1797) geht wohl auch die Xenie »ein deutsches Meisterstück«:

Alles an diesem Gedicht ist vollkommen, Sprache, Gedanke, Rhythmus; das Einzige nur fehlt noch, es ist kein Gedicht.

wo die *Mutter* zwar zwei sogenannte Trochäen ergeben hätte, aber viel angemessener gewessen wäre, schon mit Rücksicht auf das folgende *feierlich*. Ganz so verhält es sich mit *der* oder *die Krankende* statt *Kranke* in den zwei Versen:

Wenn der Säugling die Krankende weckt und Nahrung
begehret —

und:

Doch der Krankende fühlt auch schmerzlich die leise
Berührung —

offenbar um beide Mal den Ditrochäus zu vermeiden.

In dem Verse:

Tretet herein in den hinteren Raum, in das kühlere Sälchen —

ist *Sälchen* für *Saal* ein ganz Vossischer Nothbehelf, der der Rede etwas Spielendes gibt, und auch der gleich folgende etwas kostbare Genitiv:

Sorgsam brachte die Mutter des klaren herrlichen Weines,

der hinzugefügte Spondeus *sorgsam* — da die Sorgsamkeit hier keinen wesentlichen Zug bildet —, endlich die ganze zu niederländische Schilderung der geschliffenen Flasche, der grünlichen Gläser, des glänzend gebohnten Tisches u. s. w., — alles dies erinnert nicht angenehm an den Dichter der Luise. So auch das imperativisch gebrauchte passive Participium:

Frisch, Herr Nachbar, getrunken!

oder im Proömium:

Noch einmal getrunken!

— denn dies war eine Lieblingswendung des groben Vossischen Stiles, die sich für den Kutscher (Vorgesehen!) oder den Frohnvogt (Nicht lange gefeiert!) oder den Schulmeister unter seinen Jungen (das Maul gehalten!) schicken mag, aber mitten in der Grazie der Goetheschen Rede wie ein fremder Zusatz auffällt. Einige Male begegnen in Hermann

und Dorothea auch die geschleiften Spondeen, das neueste und höchste Kunststück der Schule: auf halbwahren Worten ertappt, selbst hinging nach Paris, die hochherzig ein Mädchen vollbrachte, dass unwillig sie flieht, mit scheu unsicherem Blicke u. s. w. — und wir wissen nicht, ob und wie viele davon schon ursprünglich im Texte standen oder von falschen Rathgebern hineincorrigirt waren. Goethe selbst nahm im August des Jahres 1799 zum Behufe eines neuen Abdrucks seine kleinen Gedichte aus den letzten zehn Jahren, die Epigramme, Elegien und Idyllen, wieder vor und besserte daran im Sinne der neuen Prosodik. Er meldete dies Schiller und fügte hinzu, er zeige dadurch »Respekt für die Fortschritte in der Prosodie, welche man Vossen und seiner Schule nicht absprechen kann«. Schiller billigte das Verfahren und hatte sogleich nach seiner Art eine kunstphilosophische Formel dazu in Bereitschaft, obwohl er selbst den Hexameter und Pentameter damals für immer aufgegeben hatte. Manches nun wurde durch diese Überarbeitung in der That geschmeidiger, durchsichtiger; an anderen Stellen aber hat die Sorge für das Metrum die Anmuth der sprachlichen Form ins Steife und Gesuchte verkehrt, z. B. wenn es in dem Epigramme »dem Ackermann« statt des frühern: »Pflüge fröhlich und säe« jetzt heisst: »Fröhlich gepflügt und gesät« — mit dem schon erwähnten imperativischen Participium, oder in »Versuchung« der erste Vers:

Eine schädliche Frucht reicht' unsere Mutter dem Gatten —

jetzt in einen manierirten Fragesatz verwandelt ist:

Reichte die schädliche Frucht einst Mutter Eva dem Gatten —

vermuthlich um den flüchtigen Trochäus »Eine« wegzuschaffen u. s. w. Alle diese Bemühungen konnten die Rigoristen, von denen Manche, die auf sächsischen Schulen erwachsen waren, mit Leichtigkeit sogar lateinische Verse anfertigten, doch nicht versöhnen. Platen fand den Vers in Hermann und Dorothea ungenügend:

Holpricht ist der Hexameter zwar, doch wird das Gedicht stets
Bleiben der Stolz Deutschlands, bleiben die Perle der Kunst —

und als Goethe später, wie schon erwähnt, unvorsichtiger Weise das Bekenntniss ablegte, er habe sich mit dem Reineke Fuchs nur befasst, um sich im Hexameter zu üben, da war die Sache ausgemacht: die Hexameter unserer beiden Klassiker waren und blieben schülerhaft: im besten Fall verzieh man sie ihnen, im Hinblick auf manches andere Verdienst. Goethes Reineke Fuchs fand überhaupt in der literarischen Kritik nicht die gebührende Würdigung — und dennoch hat nur dies Gedicht die Fabeln von Reineke und den übrigen thierischen Charakterfiguren populär gemacht und im Andenken der Nation erhalten und so ein schönes Vermächtniss der Vorfahren vor dem Untergang bewahrt.

Um aber gleich herauszusagen, wie wir denken, so scheinen uns die Hexameter in den zwölf Gesängen des Reineke Fuchs und in den gleich folgenden beiden Episteln die besten, die überhaupt in deutscher Sprache in einem grössern Zusammenhang gemacht worden sind[1]. In den späteren Werken antiker Form hat der Dichter schon die

[1] Zu unserer Überraschung finden wir ein ähnliches Urtheil schon durch Knebel ausgesprochen, der überhaupt unbefangener und klarer sah, als fast alle Übrigen in Goethes Umgebung. Er schreibt den 22. Dec. 1795 an Goethe: Da Du im vollkommenen Besitz bist, auch hierüber (über den Bau des Hexameters) Regel auf dem Parnass zu geben und ich z. B. Deinen Reineke Fuchs für das beste und der Sprache eigenthümlichste Werk deutscher Prosodie halte, so wollte ich nicht, dass Du Andern, die bei Weitem nicht Gefühl und Geschmack genug zu dieser Sache haben, aus zu vieler Nachsicht und Gutheit zu viel einräumtest. Der lebendige Geist, mit Sinn und Geschmack verbunden, fehlt ja fast überall noch in unsern Gedichten und was soll es werden, wenn sich unsre einzigen Muster unter die Regel einseitiger oder gefühlloser Pedanten schmiegen!« Auch Friedrich Schlegel, der hierin liberaler war, als sein mehr zünftiger Bruder, meinte später in den Kritischen Fragmenten: »Man tadelt die metrische Sorglosigkeit der Goetheschen Gedichte. Sollten aber die Gesetze des deutschen Hexameters wohl so consequent und allgemeingültig sein, wie der Charakter der Goetheschen Poesie?«

Unbefangenheit, nicht ganz, aber doch ein wenig, verloren. Im Reineke Fuchs aber bewegt sich die deutsche Rede mit dem freiesten Behagen, in der reizendsten Zierlichkeit fort, nirgends vom Metrum gestört oder beengt, bald nach dem ihr eigenen Numerus dem Verse entgegen und ihn kreuzend, bald in mannichfachen Verschlingungen sich ihm wieder zuneigend und abermals von ihm abwendend, um endlich am Schlusse der Periode harmonisch mit ihm zusammenzufallen. Wir sind ganz im Gegenstande, in der Erzählung, wissen kaum, dass wir Verse hören, und doch begleitet uns das halbdunkle Gefühl, innerhalb der goldenen Schranken des Maßes gehalten zu werden und zwischen wechselnden, aber festen Ufern, auf sanften Wellen, in leichtem Kahn, den Fluss hinabzugleiten. Wie der Stoff die Homerische Heldenwelt in leichter Parodie zu streifen scheint, so blickt uns auch der Hexameter selbst, der ehrwürdige Vers, durch den selbst die Pythia den Rathschluss der Götter verkündigte, so schalkhaft, ja muthwillig an — die schwere Rüstung liegt der Fabel nur leicht auf, denn sie ist ja keine wirkliche, sondern eine heitere Maske, und wenn diese sich hin und wieder verschiebt, so erhöht das nur den Zauber des Vortrags und das Ergötzen des Hörers. Vor dem Doppel-Trochäus fürchtet sich der Dichter nicht, so gleich am Anfange:

Jede Wiese sprosste von Blumen in duftenden Gründen.
Festlich heiter glänzte der Himmel und farbig die Erde

wo die trochäische erste und die daktylische zweite Hälfte der Verse eine gefällige gegenseitige Ausgleichung bewirken; eben so wenig vor dem Halbton in der zweiten Hälfte des Daktylus:

Gutes Händgĕld ĭst das, versetzte Reineke munter —

oder: Eurem Geleit nicht Náchdrŭck vĕrschaffen, es leidet Euer Ansĕhn dădurch, merket den Umstand und sucht ihn zu nützen, von der Haúsfraŭ ĕmpfangen, Fragen und Úrtheĭl

gĕstellt, als Euer Leichtsinn gedacht hat, Jeder geniesst die Wóhlthāt dĕs Rechtes, was für Antwort gebühret, Eueren Vortheil besorgt er nicht sehr, mich führte der Zúfāll dĕn Weg her u. s. w. In der That gewinnt der deutsche Hexameter nur durch diese Zulassung die nöthige Mannichfaltigkeit und Schönheit. Was verschlägt es, wenn die Thesis bald mehr, bald minder ins Gewicht fällt? Oder vielmehr, nur so kann der Hexameter den Tonfall und die innere Gliederung des deutschen Idioms in sich aufnehmen und dem deutschen Gefühle natürlich und anmuthig werden[1]. Ganz so würde ein jambisches Gedicht, in dem die Thesen aus lauter dünnen, völlig tonlosen Silben bestünden, dem einförmigen Takt eines mechanischen Werkes gleichen; auch hat man seltsamer Weise in jambischen oder trochäischen Versen das, was im Hexameter verboten wurde, immer erlaubt. Das *Maulthier* sollte im Hexameter nur als Spondeus gelten dürfen, am ausgesuchtesten so, dass *Maul* einem vorausgehenden Spondeus, *thier* als Arsis einem nachfolgenden Daktylus angehörte — aber in dem Verse:

Das Maulthier sucht im Nebel seinen Weg

ist es noch Niemand eingefallen, einen Fehler zu finden[2]. Und ebensowenig in Fausts Worten:

Doch lass uns dieser Stunde schönes Gut
Durch solchen Trübsinn nicht verkümmern

oder aus den lyrischen Gedichten in Zeilen wie folgende:

Jeden Náchklāng fühlt mein Herz
Voll Unmūth únd Verdruss
Verengt der Abschied mír das Herz —

[1] Man vergleiche damit die Protestationen Knebels gegen die Voss-Schlegelsche Manier in dem Briefe an Goethe vom 18. Nov. 1799, denen man nur beistimmen kann. Einmal nennt Knebel Vossens Hexameter spottend »wagerechte Verse«.

[2] Oder hielt Platen den Vers doch für fehlerhaft? Er sagt in der verhängnissvollen Gabel:

Setzen ja die Jambenschmierer, deren Vers den Vers zerstört,
Den Spondeus oft an Stellen, wo er gar nicht hingehört.

oder in dem Kirchenlied:

Allein Gŏtt ín der Höh' sei Ehr —

ŏder in dem politischen Liede:

Deútschlănd, Deútschlănd über Alles —

(womit man den obigen Pentameter Platens, in dem das arme Deutschland mittendurch gebrochen ist, vergleiche: bleiben der Stólz Deùtschlánds). Die Sprache selbst hat diese Richtung genommen und manche Zusammensetzung durch Verkürzung rhythmischer und wohllautender gemacht, z. B. Wimper aus Windbraue, Junker aus Jungherr, Schulze, Schulz aus Schultheiss, im Volksmunde Emse aus Ameise, Wingert aus Weingarte u. s. w. Doch sind noch immer Composita genug übrig, die wegen ihres Halb- oder Dreiviertelgewichtes sich nicht messen lassen und als völlig unrhythmisch die Sprache übel belasten. So konnte Schiller mit dreisilbigen Wörtern wie *Landenge, Hochofen, Scharfschützen* nichts anfangen; er musste sagen:

Der auf Korinthus *Landesenge*

(eine ganz undeutsche Form) und:

wo ihm in *hoher Öfen* Glut

(desgleichen) und:

Aber dort seh ich drei *scharfe Schützen*
Linker Hand um das Feuer sitzen.

So konnte auch Goethe seinen Mephistopheles nicht von Gelbschnäbeln reden lassen, sondern von der Wahrheit,

Die *gelben Schnäbeln* keineswegs behagt —

und vermied in den Venetianischen Epigrammen das Wort *Eidechse* und sagte lieber Lacerte:

Wollt ihr mirs künftig erlauben, so nenn ich die Thierchen Lacerten,
Denn ich brauche sie noch oft als gefälliges Bild —

für Platen aber war das Wort wie geschaffen, er scandirte Eidechse als – ⏑ – ⏑ und sagte (im Gedicht Amalfi):

Núr Eidéchsen umklettern es jetzt, nur flatternde Raben.

Zur Vollkommenheit des Hexameters rechnet man auch die passende Verwendung der *Cäsuren,* die den langen heroischen Vers durch willkommene Pausen theilen und gliedern. Auch hierin verfährt der Dichter mit liebenswürdigem Leichtsinn: niemals opfert er dem metrischen Bedürfniss das der Sprache eingeborene Gefüge, die Wortfolge oder Wortstellung, den logischen Zusammenhang, die Heiterkeit der ruhig ausbreitenden Darstellung. Sein Vers nimmt wie der des Homer, alle möglichen Gestalten an und alle von den Alten aufgezählten Einschnitte finden sich wie von selbst ein. So die Penthemimeres, die mit Recht für die schönste der Cäsuren gilt und die man den goldenen Schnitt des Hexameters nennen könnte:

Jetzt da Jeglicher liest // und viele Leser das Buch nur —

oder die Hephthemimeres:

Würdiger Freund, du runzelst die Stirn; // es scheinen die Scherze —

(mit der Nebencäsur nach der Arsis des zweiten Fusses, wodurch zwei schöne Choriamben entstehen), die bukolische, die nach dem dritten Trochäus u. s. w. Sie alle zusammen geben dem Gang des Verses Schwung und Elasticität. Kommt dazwischen auch eine Zeile vor, wo wegen mangelnder Einschnitte die Schaukel, die uns hin und her wiegt, an der Erde zu schleifen scheint, so empfinden wir gleich drauf den erneuten, durch gesonderte Gruppen unterhaltenen Schwung um so lebhafter. Zwei oder drei Stellen, die wir aus einer Menge anderer herausgreifen, mögen die Behandlung der Cäsuren in Goethes Vers durch Beispiele deutlicher vor Augen stellen. Hermann und Dorothea:

Also gingen die zwei entgegen der sinkenden Sonne,
Die in Wolken sich tief, gewitterdrohend, verhüllte,

Aus dem Schleier, bald hier bald dort, mit glühenden Blicken
Strahlend über das Feld die ahnungsvolle Beleuchtung.

In demselben Gesang:

Herrlich glänzte der Mond, der volle, vom Himmel herunter:
Nacht wars, völlig bedeckt das letzte Schimmern der Sonne;
Und so lagen vor ihnen in Massen gegen einander
Lichter, hell wie der Tag, und Schatten dunkeler Nächte.

Aus Reineke Fuchs:

Reineke stand und wusste darauf gar künstlich zu dienen:
Denn ergriff er das Wort, so floss die zierliche Rede
Seiner Entschuldigung her, als wär es lautere Wahrheit:
Alles wusst' er bei Seite zu lehnen und Alles zu stellen.
Hörte man ihn, man wunderte sich und glaubt' ihn
entschuldigt,
Ja er hatte noch übriges Recht und Vieles zu klagen.

II. Oden.

Wie die Hexameter Homers und Vergils, so reizten auch die lyrischen Strophen, wie sie bei Horaz vorlagen, besonders die alcäische und sapphische, Klopstock und sein Gefolge zu Nachahmungen. Zur Zeit, als Goethes Lyrik sich ankündigte, entzückten Klopstocks Oden, so schwer sie waren, alle Herzen; Ramler galt für den grössten Meister, dem es schwerlich Jemand nachthat, und willig räumte man ihm bei Versuchen Anderer das Recht über Leben und Tod ein. Die gegebenen antiken Strophenformen genügten bald nicht mehr: Klopstock ersann neue metrische Schemata, die er seinen Oden zur Orientirung des Lesers voranstellte. Wenn er nach diesen gearbeitet, gewöhnliche prosaische Gedanken allegorisch verkleidet und lateinische Tropen und Figuren, besonders die des erregten Gefühls — ohne innern Grund — reichlich angebracht hatte, dann war der Ton der Begeisterung getroffen und das Gedicht der Bewunderung

gewiss. Dabei wurden die Worte bis zur äussersten Grenze der Möglichkeit durcheinander geworfen und auch dadurch mit triumphirendem Stolze dargethan, dass Thuiskons Sohn den Gipfel, auf dem Pindar stand, leicht ersteigen könne. So undichterisch, so sehr als blos abstrakter Metriker verfuhr Klopstock schon im Jahre 1764, dass er eine klagende Ode an Sponda (d. h. den Spondeus) richtete; er kann sie nicht finden und ruft:

Wo, Echo, wallt ihr tönender Schritt?
Und in welche Grott' entführtest du sie,
Sprache, mir?

Da tritt Daktylos hervor und tröstet ihn, es sei doch der Choreus da:

Hat er oft nicht Spondas schwebenden Gang?

Und auch Kretikos, Choriambos, Anapäst, Jambos, Baccheus, Päon kommen nacheinander zu Wort und zuletzt heisst es:

Ach Sponda, rief der Dichter, und hiess
In den Hain nach ihr Pyrrichios gehn.
Flüchtig sprang, schlüpft' er dahin! also wehn
Blüten im Mai Weste dahin!
Denn, Sponda, du begleitest ihn auch
Der Bardiete vaterländischen Reihn.
Wenn der Fels treffend ihn mir tönt, und mich
Nicht die Gestalt täuschte, die sang.

Wird man hier nicht an die spätesten lateinischen Produktionen, z. B. an des Martianus Capella de nuptiis philologiae u. s. w. erinnert? Wie die Versfüsse hat Klopstock auch die deutsche Sprache selbst mehrmals in Oden angesungen; man höre die Anfangsstrophe eines solchen Gedichts und versuche sie zu construiren:

Ferner Gestade, die Woge schnell,
Dem Blicke gehellt bis zum Kiesel ist,
Das Gebüsch blinket er durch oder wallt
In die Luft, hohes Gewölk duftend, der Strom.

Weniger verstiegen als Klopstock, klarer und deutlicher, als dieser, war der Übersetzer des Batteux und Horaz, Ramler, in seinen Oden zugleich ein korrekter, halb lateinischer Techniker und strenger Gesetzgeber. Er wog und zählte die Silben und trieb das Geschäft der Auslese gewissenhaft nach Einsicht. Seine Poesie bestand in dem Kunstgriff, einen alltäglichen Gedanken in figürlicher Einkleidung auszusprechen, sowie abstrakte Verstandesbegriffe zu personificiren und sie dann mit Attributen zu versehen, als wären es lebende Wesen, z. B.

Freude hüpfe voran, Unschuld begleite dich,
Unauflöslich vereint folge dir Arm in Arm
Holde Sanftmuth und nie täuschende Wahrheit und
Unbestechliche Treue nach.
Fliehen aber sollen
Frechheit, blutlos von Stirn, Reue mit schlafender
Natter, Falschheit verlarvt, Eifersucht immer wach
Und mit rasendem Dolch und mit Medeischem
Becher Rach und Verzweifelung —

ganz wie bei Horaz in demselben Metrum:

cui Pudor et Justitiae soror,
Incorrupta Fides, nudaque Veritas
Quando ullum inveniet parem?

oder in sapphischer Strophe:

Jam Fides et Pax et Honos Pudorque
Priscus et neglecta redire Virtus
Audet, apparetque beata pleno
Copia cornu —

nur schade, dass die Verba im Deutschen ihre bestimmte Stelle behalten mussten und Adjektiv und Substantiv sich nicht so verwerfen liessen, wie die lateinischen Dichter Freiheit hatten zu thun und mit Vorliebe thaten. Von Klopstock und Ramler ging Voss aus, sowohl in Übersetzungen als in künstlichen Silbenmaßen, und auch die übrigen Göttinger waren Übersetzer und machten sich mit

Oden zu schaffen — wie die Stolberge. Der Skalden- und Bardengesang, zuerst vom Dänen Gerstenberg angestimmt, dann vom Halbdänen Klopstock so laut aufgenommen, dass ihn ganz Deutschland hörte und das Echo bis nach Wien hin tönte, — wurde noch in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen bei Gelegenheit der Lieder Sineds des Barden freudig begrüsst und höchlich gelobt und zum Schlusse gesagt: »endlich gewinnt doch vielleicht die Sache des Geschmacks durch die Bemühungen so vieler wackern Männer die Oberhand«: — bald aber ergab sich, dass die gewaltigen Worte dieser Sänger ein blos hallendes Nichts waren, und im Neuesten aus Plundersweilern, acht Jahre später, heisst es spottend:

Seht doch, wie steigen ihre Drachen!
— Man nennt es einen Odenschwung.

Mit dem durch Herder und die jungen Genialitäten geweckten Sinn für Naturpoesie und das Volkslied und überhaupt für ächte, ursprüngliche Lyrik musste der Geschmack an der kalten formalen Dicht- und Verskunst allmählich sich verlieren. Unter Goethes Gedichten fand sich keines in antiker Odenform und auch als Schiller sich ihm zugesellte, da schöpften zwar beide Dichter tief aus den Quellen des Alterthums, aber der äolischen und dorischen Sangesweise, die unmittelbar in die deutsche Sprache übertragen die natürlichen Züge der letztern verzerrt hätte, enthielten sie sich und auch den Horaz, den vielgemissbrauchten, der mit seiner Landlust, seinem Epikureismus, seiner gelehrten Mythologie und Nachahmung, endlich seiner Poetik fast der Alleinherrscher der bisherigen Poetenschulen gewesen war, den z. B. Hagedorn angeredet hatte:

Horaz, mein Freund, mein Lehrer, mein Begleiter

diesen Dichter beachteten sie wenig und erwähnen seiner nur selten. Einmal freilich begegnet unter Schillers Gedichten eines in Art einer Horazischen Ode: *der Abend* (vom Jahre 1795) – es ist nach einem Gemälde gemacht, also

beschreibend, kurz, klar, mehr anschaulich als empfindsam, mythologischen Inhalts, also im Einklang mit der Form, ohne zudringliches Silbenmaß, und mag das beste aller in deutscher Sprache bis dahin (ja wir glauben auch nachher) verfertigten Stücke der Art sein. Auch aus Goethes Jugendzeit tauchte ganz spät ein in choriambischen Strophen sich bewegender religiöser Hymnus auf: er war dem Mahomet in den Mund gelegt und sollte den Anfang der Tragödie dieses Namens bilden; Goethe hielt ihn für verloren, aber er fand sich später unter vergessenen Handschriften und wurde 1846 von A. Schöll der Öffentlichkeit übergeben. Das Gedicht ist einer Sure des Korans nachgebildet, gross gedacht, schwung- und empfindungsvoll, durch eine Art Refrain oder Parallelismus dem modernen Gemüth genähert und in der vielgestaltigen Goetheschen Lyrik schon als einziges merkwürdig. Die dann folgende und allmählich die Literatur beherrschende Romantik befasste sich nicht mit Formen antiker Lyrik — sie trieb andere poetische Spiele —, bis, wie schon früher bemerkt, durch einen ihrer Ausläufer, den Grafen Platen, die Pindarische Kunst wieder erweckt wurde, aber diesmal, weil auf der nationalen Klassik ruhend, in vollendeter Gestalt, vollkommen bis zum Scheine der Leichtigkeit, bewundernswerth in Klang und Maß, fremdartig, aber überraschend durch siegreiche Überwindung ungeheurer Schwierigkeiten. Doch — auch bei Platen ist der Inhalt dienend, die Form herrschend; der Kopf hat gearbeitet und der bildenden Hand aus dem allgemeinen Schatze zugeführt, was sie jedesmal brauchen und nutzen konnte. Wer diese Verse liest, muss bewundern: gerührt wird Niemand — denn alle Abstraction, auch die des Rhythmus, kann nicht anders als frostig bleiben. Da die nothwendigen langen Silben nur durch gehäufte Zusammensetzungen erzwungen werden konnten, so erhält Alles den Charakter des Pompes, auch an den Stellen, wo der Dichter einfach und zart sein will. Wir heben aus Platens Gedichten nur eins hervor, weil es uns Anlass zu einer Vergleichung

gibt. Es stammt aus seiner letzten Zeit, aus der Zeit höchster Meisterschaft, und trägt den Titel: »Auf den Tod des Kaisers, 1835« — denn auch darin gleicht Platen seinen Vorgängern, unter denen Ramler dem preussischen König, Klopstock dem Dänenkönig Friedrich V. und der dänischen Königin Luise Huldigungsoden darbrachten. Das metrische Schema ist dem Liede vorangesetzt und die erste Strophe lautet:

Ausbreite die thauschweren Flügel, o mein Gemüth!
Ernsteren Festlaut
Beginnend schwebe der Seemöve, der unstäten, gleich,
Die bald die blendende Schwungfeder hebt
Luftwärts und bald in das blaue Meer taucht:
So schweb, o Klaglied, schwebe daher in Holdseligkeit.

Bild und Gedanke gleichen hier dem Beginn der »Harzreise im Winter«:

Dem Geier gleich,
Der auf schweren Morgenwolken
Mit sanftem Fittig ruhend
Nach Beute schaut,
Schwebe mein Lied.

Nun bedenke man, ob es möglich gewesen wäre, diese fünf Anfangszeilen, die doch um so viel schlichter sind, als die angeführte Strophe Platens, mit strenger Wiederkehr, Silbe für Silbe, durch das ganze Gedicht beizubehalten und dabei den wechselnden Gedanken, die den Wanderer nach verschiedenen Seiten bedrängten, den Naturscenen, die ihm plötzlich entgegentraten, dem bald leise bald stürmisch bewegten Herzen Ausdruck zu geben? Platens Trauerode besteht aus zwölf der ersten völlig gleichen Strophen, alle zwölf genau nach langen und kurzen Silben gemessen — ob der Dichter in der langen Arbeit sein Gefühl festhalten konnte? ob er am Schlusse seine Brust erleichtert, seine Seele befreit fühlte oder nicht vielmehr blos durch den Selbstgenuss des virtuosen Künstlers sich belohnt fand?

Wir haben soeben der Harzreise im Winter gedacht. Sie ist in *den freien Rhythmen* geschrieben, die die einzige Form bilden, in der sich Goethe der antiken Lyrik zu nähern wagte. Die Zeilen sind kurz, sie stellen die Glieder des Satzes dar; sie schweben im Gleichgewicht, aber ihre Silben werden nicht gezählt und sie ordnen sich nicht zu Strophen. In den frühesten dieser Gedichte, wie die an Behrisch, aber auch noch in Wanderers Sturmlied, Pilgers Morgenlied, Elysium, An Schwager Kronos, vernehmen wir noch einen Wiederhall aus Klopstocks Regionen, der Ausdruck hält sich gern in der Dämmerung, ja im Dunkel, und strebt zu den Höhen, wo das Erhabene wohnt; in syntaktischen Kühnheiten, die fast zu Unmöglichkeiten werden, thut sich die Begeisterung kund. Doch stehen schon diese früheren Oden, wie der Wanderer, Ganymed, Mahomets Gesang, Prometheus, Herbstgefühl u. s. w. an poetischem Gehalt weit über Allem, was Klopstock zur Telyn oder zu Davids Harfe gesungen hatte; die Empfindung ist weniger hohl, die Gedanken sind tiefer und grösser, die Phantasie, tausendfarbig wechselnd, richtet sich auf die Wirklichkeit der Dinge — aber sie verweilt nicht: kurze Streiflichter fallen und es leuchtet nur hie und da auf. Die unerhörten barbarischen Namen aus der jüngern Edda und der Skalda, die Hirngespinste aus der germanischen Urzeit fehlen; vielfach werden die Gestalten der griechischen Fabelwelt angerufen, aber nicht die seltenen, die nur der Gelehrte kennt, sondern die durch die Tradition gegebenen und auch sonst den Dichtern geläufigen. Allmählich aber, um die Zeit der Iphigenia und des Elpenor, nehmen die Oden ein anderes Gepräge an. Die Form zieht sich maßvoller zusammen: die Zahl der Hebungen wird gleich und zuletzt ist das allgemeine Schema — um antike Benennungen zu brauchen, die aber nach dem schon früher Ausgeführten eigentlich nicht anwendbar sind — der katalektische daktylische Dimeter, entweder in syllabam oder in disyllabum (der sogenannte Adonius):

Wenn der uralte
Heilige Vater —
Küss ich den letzten
Saum seines Kleides,
Kindliche Schauer
Treu in der Brust –

oder auch mit leichtem Auftakt:

Es fürchte die Götter
Das Menschengeschlecht!
Sie halten die Herrschaft
In ewigen Händen
Und können sie brauchen,
Wies ihnen gefällt.

Doch ist dies daktylische Maß nicht alleinherrschend, wo es zu einförmig hüpfend werden würde: es wird von Zeilen gleichen Tongehaltes, aber andern Ganges unterbrochen:

Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es
Und wieder nieder
Zur Erde muss es,
Ewig wechselnd —

schliesst aber doch wieder mit Adonien:

Weiden ihr Antlitz
Alle Gestirne —
Wind ist der Welle
Lieblicher Buhler u. s. w.

In anderen Fällen schlagen die Pulse unruhiger und die Sätze, die Satztheile beziehen sich mehr durch den Parallelismus der innern, als der äussern Form schwebend und quellend auf einander:

Ach an deinem Busen
Lieg ich, schmachte.

Und deine Blumen, dein Gras
Drängen sich an mein Herz —
Welcher Unsterblichen
Soll der höchste Preis sein? —
Gedrängter quellet,
Zwillingsbeeren, und reifet
Schneller und glänzend voller!
Euch brütet der Mutter Sonne
Scheideblick, euch umsäuselt
Des holden Himmels
Fruchtende Fülle u. s. w.

doch geht die Ungleichheit nie bis zur Enormität und immer fühlen wir das hin- und herschwingende Spiel bestimmter, sich ablösender Intervalle. Goethes Oden sind reine Vorbilder eigenster deutscher Rhythmik und verdienen auch in dieser Hinsicht das Studium mehr als Alles, was sonst der Sprache nach fremden Mustern qualvoll abgerungen ist. Aber nicht Jeder hat ein Ohr dafür.

Es lag nahe, dies freie Silbenmaß auch auf das Drama anzuwenden, und dies geschah auf folgendem Wege. In einer langen Ode »dem Allgegenwärtigen«, die zuerst in der Kopenhagener Zeitschrift »der nordische Aufseher« 1758 erschien, hatte sich Klopstock freier gehen lassen oder vielmehr die Auflösung des Rhythmus war von selbst erfolgt, da die ganze Ode aus zerstückten Ausrufen erhitzter Psalmodik besteht[1]. Lessing, in den Briefen die neueste Literatur betreffend, 51. Brief griff diese Form auf, die er »für eine künstliche Prosa« erklärt, »in alle kleinen Theile ihrer Perioden aufgelöst, deren jeden man als einen einzelnen Vers eines besondern Silbenmaßes betrachten kann«, ja er empfahl dies »Quasimetrum« für das Theater, indem

[1] Später brachte Klopstock seine Ode in eine Art vierzeiliger Strophen, indem er die Zeilen nur anders abtheilte, mit ganz geringen Veränderungen des Textes. Keine der Strophen ist der andern metrisch gleich, aber bei der Drucklegung zeigten sie auf dem Papier ungefähr dasselbe Gesicht.

er darin einen erwünschten Mittelweg zwischen den beiden Systemen des prosaischen und des versificirten Dramas erkannte. Diese hingeworfenen Äusserungen Lessings, so wie einige Winke Hamanns führte Herder, wie er auch sonst that, in enthusiastischer Weise weiter aus (Über die neuere deutsche Literatur. Erste Sammlung von Fragmenten. Eine Beilage zu den Briefen, die neueste Literatur betreffend, 1767, Fragment 15). Er erklärt diese Art Verse oder Nichtverse für die natürlichste und ursprünglichste Poesie, dem Numerus der Hebräer verwandt, nicht blos für affektvolle, dithyrambische Gedichte, sondern auch für Gemälde der Einbildungskraft geeignet: die letzteren »können ein gefesseltes Silbenmaß nicht ertragen, ohne dass sie oder das Silbenmaß leiden«; in musikalischer Hinsicht, bei Recitativen, wird durch solche ungebundene Rhythmen das Orchester freier und sicherer, und was das Theater betrifft so können sie sich »so prosaisch als möglich machen«, — was bei den ersten Scenen eines Dramas, wo das Silbenmaß oft unleidlich wird, zum Vortheil gereicht — dann aber auch sich zum höchsten tragischen Affekt erheben und zum brausenden Sturm werden; nicht minder passend sind sie zum »Doppelgespräch« (unter diesem Ausdruck verstand Herder die antiken sogenannten Stichomythien) u. s. w. »Wenn man den englischen Shakespeare in dieser Tracht bei uns einführte«! fügt er halblaut hinzu, aber wie selbst von seinem Gedanken erschrocken, hält er inne — sein eigener unruhiger, flackernder, exclamatorischer Stil gleicht einigermaßen der von ihm gepriesenen Versart.

Beide Empfehlungen nun, Lessings sowohl als Herders, besonders aber die des Letztern, vielleicht durch mündliche Ausführungen unterstützt, — mögen auch für Goethe Anlass geworden sein, seinem Drama Prometheus die vorgeschlagene rhapsodische Gestalt zu geben. In ihr schien sich die tragische Grösse, die aus den Trimetern und Chorliedern des attischen Drama sprach, am treuesten wiederspiegeln zu lassen und sie diente ihm von nun an bei an-

tiken Stoffen — so in dem Monodrama von der in die Unterwelt hinabgerissenen, die öden Gefilde durchwandernden Proserpina — zum Ausdruck eines von dem Höchsten ergriffenen, zugleich leidenschaftlichen und in sich gefassten Gemüths. Selbst im Faust finden sich Stellen, die diesem freien Metrum des Prometheus gleich sind — so Fausts pantheistisches Religionsbekenntniss und die Scene im Dom. Die Iphigenie aber ward in Prosa geschrieben, doch in keiner reinen, vielmehr in einer Prosa, die von selbst und von innen zum Verse drängt, wie die Knospe zur Blüthe oder der Vorabend zum Feste. Dass diese himmelreine Dichtung, in der sich aller endlich-trübe Widerspruch in lautern Einklang auflöst, kein grobes prosaisches Gewand tragen dürfe, fühlte der Dichter bald selbst; gleich Anfangs sah er in ihrer ersten Gestalt nur einen Entwurf (eine »Skizze« noch ohne »Farbe«, aus Dornburg 4. März 1779); dann theilte er den Text vorläufig so ab, dass er den Oden glich und nicht gesprochen, sondern recitirt werden sollte; in Italien endlich gelang, wie Jedermann bekannt, die Umwandlung in regelmäßige Jamben. Von der Reise schreibt er dem Herzog: »Iphigenie quillt auf, das stockende Silbenmaß wird in fortgehende Harmonie verwandelt« — dann, mit dem neuen Jahre 1787, lag sie in zwei Abschriften fertig auf seinem Tische. Sein Schmerzenskind nannte er sie, eben wegen dieser nachmaligen formalen Umgestaltung, die sonst nicht in der Art seines Schaffens lag und an der er sich »ganz stumpf gearbeitet« hatte, denn die Iphigenie selbst war so leicht und schnell geboren worden, wie nur irgend ein anderes seiner Werke. Elpenor, der zwei bis drei Jahre nach der ersten Iphigenie entstand, ist uns in jenem Quasimetrum aufbehalten, das von Riemer mit Goethes Zustimmung durch Absetzung der Zeilen auch äusserlich sichtbar gemacht wurde. Die beiden Akte des Fragments enthalten vielleicht das Höchste, was an seelen- und gedankenvollem Ausdruck, an Adel und Hoheit der deutschen Sprache und ihrem grössten

Bildner, Goethe, jemals gelungen ist. Da der Stoff so schreckenvoll ist, wie nur immer im griechischen Drama, so verbirgt sich eine heissere Glut, als in der Iphigenie, unter den gelassenen Worten und neben der Milde des Sophokles und der Klugheit des Euripides vernehmen wir die Schauer des Äschylus und des ältesten Mythus, nicht, wie in der Iphigenie, als überwundene Vorzeit, sondern als gegenwärtige That, deren Folgen eben im Aufbrechen begriffen sind. Und wie die Oden, je später, desto mehr regelmäßige Gestalt gewinnen, so trennt uns auch im Elpenor nur ein Schritt von dem Verse: die Diction streift immerfort an der Schwelle des Tempels, wo das strengere idealere Linienmaß beginnt, ja sie thut manchmal den Schritt hinüber und dann erklingen die schönsten, reinsten Jamben oder Trochäen — z. B. aus der furchtbaren Rachebeschwörung der Antiope, in trochäischem Maß:

Rastlos streicht die Rache hin und wieder,
Sie zerstreuet ihr Gefolge
An die Enden der bewohnten Erde
Über der Verbrecher schweres Haupt —
Leise sinken Schauer vor ihr nieder
Und der Böse wechselt ängstlich
Aus Palästen in die Tempel,
Aus den Tempeln unter freien Himmel,
Wie ein Kranker bang sein Lager wechselt.
Süsser Morgenlüfte Kinderstammeln
In den Zweigen scheint ihm drohend —
Ungewiss im Fluge kehrt sie wieder
Und begegnet seinen starren Blicken;
Vor dem Herrschen ihres grossen Auges
Ziehet sich, von bösem Krampfe zuckend,
In der Brust das feige Herz zusammen
Und das warme Blut kehrt aus den Gliedern
Nach dem Busen, dort zu Eis gerinnend

u. s. w. oder in jambischem:

Wer edel ist, den suchet die Gefahr
Und er sucht sie — so müssen sie sich treffen.

Ach sie erschleicht auch Schwache, denen nichts
Als knirschende Verzweiflung übrig bleibt:
So fanden uns die Hirten des Gebirgs,
Verbanden meine Wunden, führten sorgsam
Die Sterbende zurück, ich kam und lebte.
Mit welchem Graun betrat ich meine Wohnung,
Wo Schmerz und Sorge sich am Herd gelagert!

u. s. w. Im Elpenor hat der Dichter sich das letzte Mal in den freien Rhythmen ausgesprochen, die ein Symptom der alle Schranken durchbrechenden Geniezeit gewesen waren, und die letzte Scene des Fragments (die ja auch der Zeit nach die letzte gewesen sein wird), der Monolog des Polymetis, schliesst, sowohl der Form als dem gährenden, gewaltigen Inhalt nach, die Kette, die von Wanderers Sturmlied und Prometheus bis zu den ersten Versuchen im heroischen und elegischen Versmaß reicht. Auch Tasso war ursprünglich, so weit er fertig war, in poetischer Prosa geschrieben und wir wissen nicht, welche Gestalt die letztere hatte, ob eine schwungvolle oder eine naturalistische oder Beides zugleich, wie die des Werther oder der Stella? Aber dem Tasso kam zu Gute, dass der Dichter diese erste Niedersetzung, die ihm nebelhaft und weichlich vorkam, ganz und gar verwarf und also keine gegebene spröde Form mühsam umzuschmelzen hatte. So wurden die Verse im Tasso geschmeidiger, fliessender, die Gedanken, so zu sagen, gleich jambisch geboren. Ja die gebundene Rede strömte um diese Zeit so übermächtig aus des Dichters Seele, dass er in den späteren Partien des Egmont, die in Rom entstanden, obgleich hier die mehr dramatische Prosa, die Sprache des Lebens angewandt werden musste, dennoch, gleichsam wider Willen, seine Worte nach rhythmischem Maß aneinander reihte. Dies stimmt zwar nicht ganz mit den Bekenntnissen in den Briefen aus Italien überein, aber diese Stellen in der italienischen Reise sind, wenn man sie genauer betrachtet, Einschiebsel der spätern Redaction. Wie sollte Goethe in Rom des Verses nicht

Herr gewesen sein, fremden Unterricht darin verlangt haben? Er hatte sich schon als Knabe in allerlei Reimen geübt, in Leipzig schon als Student ein Drama in fünffüssigen Jamben geschrieben; zahlreiche Gedichte hatten seinen Lebensgang begleitet und konnte es herrlichere jambische Verse geben, als die in Fausts Nachruf an die Sonne (sicherlich schon in Frankfurt entstanden):

> Betrachte wie in Abendsonne-Glut
> Die grünumgebnen Hütten schimmern u. s. w.

oder in Mignons Liede:

> Kennst du das Land, wo die Citronen blühn —

wo die Pracht des Verses mit der wiederkehrenden Cäsur nach dem zweiten Fuss fast übermäßig und blendend ist — oder aus der nächsten Weimarer Vergangenheit die Stanzen der Geheimnisse und der Zueignung? Vielleicht täuschte den Dichter sein Gedächtniss und die Silbennoth bezog sich auf den Hexameter — die ihn aber auch erst überfiel, als die Eutiner Schule kam und störend dreinredete. Wobei es immer möglich ist, dass er, der bei aller Genialität der Eifrigste im Lernen war, auch während der Arbeit an Iphigenie bei Moritz sich vielfach Rathes erholte und sich dadurch gefördert glaubte.

III. Südliche Versarten.

Jambisch und trochäisch sind auch die südromanischen Versmaße, die Ottaven, Decimen, Terzinen, Sonette, Canzonen, Glossen, Ritornelle u. s. w. Die Romantiker, seit den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts, übten diese Form eifrig, wiederholten sie in Übersetzungen und eigenen Gedichten, ja gingen endlich sogar den Mustern Arabiens und Persiens nach. Alles wurde in deutscher Sprache möglich und der Triumph war nicht gering. Noch jetzt rühmen wir uns unserer Übersetzerkunst: wir können Alles wiedergeben, was nur je

auf dem Erdboden, in alter und in jüngerer Zeit, in kurzen und in unendlich langen Dichtungen, eigenthümliche Gestalt gewonnen hat. Den anderen Nationen ist diese Fähigkeit versagt, aber vielleicht nur weil sie den Versuch nicht ernstlich wagten[1] und ihr Sprachgefühl — auch die Sprachen sind, wie die Frauen, ein zartes, leicht verletzliches Geschlecht — zu empfindlich war? Das Deutsche dagegen hat sich jede Misshandlung gefallen lassen, wie früher von Klopstock und Voss, so auch von den Romantikern. Auch die letzteren wussten die Schöne, wenn sie sich nicht freiwillig ergeben wollte, gewaltsam in ihren Dienst zu zwingen. Wie muss sie sich zu fremden Geberden verstehen, wie wenig darf sie ihrer eignen Freiheit folgen! Für den innern Rhythmus der deutschen Sprache hatten die Romantiker wenig Sinn. Hätte sonst Tieck — um unter tausenden nur dies eine Beispiel anzuführen — in seiner vielberühmten Strophe:

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig auf in der alten Pracht —

die letzte Zeile durch einen so groben prosodischen Fehler entstellen können? Der einzige unter den Dichtern der Schule, dem man eine zwanglose Versification zusprechen kann, war Novalis: indess, bei aller Schmeichelei der Worte hat seine Lyrik etwas jesuitisch Schleichendes und eine Sanftmuth, die auf die Länge widerwärtig wird. A. W. Schlegels Übersetzung des Shakespeare gilt für meisterhaft — aber man vergleiche diese eckige, immerfort anstossende, undeutsche Jambensprache mit dem melodischen Fluss der Verse in Schillers und Goethes Dramen oder am besten mit Schillers Wiedergabe des Macbeth — die der eifersüchtige Romantiker zwar durchaus verwarf, die aber dem

[1] Selbst A. W. Schlegel deutet einmal diesen Gedanken an (in dem gegen Klopstocks grammatische Gespräche gerichteten »Wettstreit der Sprachen«, im Athenäum vom Jahr 1798).

Deutschen *seine* Sprache redet und nichts vorbringt, was das deutsche Ohr nicht gern vernähme. Wer in einer metrisch treuen deutschen Übersetzung, auch der besten, von Dantes göttlicher Komödie längere Zeit lesen kann, der hat nur ein stumpfes Sprach- und Formgefühl, und ähnlich ist die Lage dessen, der ganze Gesänge des Ariosto oder Tasso in deutschen Ottaven bis zu Ende geniessen soll. Die italienische Sprache ist überreich an Reimen, die deutsche daran arm; dem Italiener stehen die betonten Ableitungs- und Biegungssilben in unerschöpflicher Fülle zu Gebote — wie sollte es ihn nicht reizen, mit den Klängen, die die ganze Sprache durchziehen, blos um ihrer selbst willen anmuthig zu spielen und in Sonetten und Ottaven zierliche Blumengewinde durcheinander zu schlingen?[1] Im Deutschen sind die Reime nicht blos zu *selten* — und die vorhandenen werden dadurch leicht formelhaft[2] — sondern, da sie nur Stammsilben verbinden können, auch zu *schwer*. Darum wir behaupten: im Deutschen ist das Sonett unmöglich, so viel auch deren gemacht worden sind und wie sich der Dichter auch stelle. Die Romantiker dachten darin anders; sie wollten zwar Kinder sein, thaten, als wenn sie an Märchen und Bildern ihre Lust fänden, schienen in heilige Mystik sich zu versenken und — waren und blieben doch nur kalte Formkünstler. Und weil sie dies *nur* waren, misslang ihnen auch die ächte Form, die nur der Inhalt selbst sich gibt. Das deutsche Herz fehlte ihnen, darum auch die deutsche Sprache. Als Novalis, der Busenfreund Friedrich Schlegels, in dem dieser sein ander Ich erkannte und den künftigen Glaubensgenossen ahnte, im Jahre 1801

[1] Man vergleiche Goethes eigene Worte im Benvenuto Cellini, gegen den Schluss, poetische Versuche: »Die beschränkte Form der Sonette, Terzinen und Stanzen, durch die Natur der italienischen Sprache höchlich begünstigt« u. s. w.

[2] Z. B.: Liebe — Triebe, Herz — Schmerz, Lust — Brust, Luft — Duft, Sonne — Wonne, Abend — labend, Sterne — Ferne, Rosen — kosen, Lebens — vergebens u. s. w.

gestorben war, da gab der Überlebende seinem tiefen, ihn fast übermannenden Schmerze Ausdruck durch — ein Sonett. Um dies zu Stande zu bringen, musste er zwei Mal einen vierfachen Reim, dann noch drei verschränkte Reimpaare suchen, endlich wohl aufmerken, dass sein Gefühl sich nicht in weniger, auch nicht in mehr, sondern gerade in vierzehn Zeilen ergösse! Nicht anders that bei ähnlicher Gelegenheit der ältere Bruder: der Tod seiner Stieftochter, der schönen, hoffnungsvollen, heissgeliebten Augusta Böhmer, zerriss sein Herz und er brachte ihr ein Todtenopfer von neun Gedichten, darunter sieben Sonette und eine Canzone! Als ein Dutzend Jahre später ein Nachzügler der Romantik, Rückert, seinem Hass gegen den Unterdrücker Napoleon, seiner Begeisterung für Deutschlands Freiheit und Auferstehung Luft machen wollte, da kleidete er seine stürmischen Empfindungen in dieselbe fremde verkünstelte Form und schrieb — geharnischte Sonette! Sie wurden gelobt, aber wirken konnten sie nicht und in ihrer Form sind sie uns jetzt völlig ungeniessbar. Ein ächtes, deutsches, den Tiefen der Seele entsprungenes Sonett aber steht in Wilhelm Meister:

Heiss mich nicht reden, heiss mich schweigen,
Denn mein Geheimniss ist mir Pflicht:
Ich möchte dir mein ganzes Innre zeigen,
Allein das Schicksal will es nicht.

Zur rechten Zeit vertreibt der Sonne Lauf
Die finstre Nacht und sie muss sich erhellen.
Der harte Fels schliesst seinen Busen auf,
Missgönnt der Erde nicht die tiefverborgnen Quellen.

Ein Jeder sucht im Arm des Freundes Ruh,
Dort kann die Brust in Klagen sich ergiessen.
Allein ein Schwur drückt mir die Lippen zu
Und nur ein Gott vermag sie aufzuschliessen.

Der geneigte Leser wird uns nicht zürnen, dass wir dies Lied Mignons abgeschrieben und ihm damit wieder in Er-

innerung gebracht haben. Es hat zwar nicht vierzehn, sondern blos zwölf Zeilen — allein was liegt an der Zahl? Auch sind die Reime einfach und die Zeilen ungleich: die achte bildet sogar einen Alexandriner und in der sechsten stockt die metrische Bewegung ein wenig — aber es darf sich dennoch an süsser und rührender Schönheit jedem der Sonette Petrarcas an die Seite stellen. Solche Abweichungen freilich durfte die romantische Schule sich nicht gestatten: sie wären wider den Zweck gewesen, der ja eben in dem Formenspiel bestand. Grade die strenge »antithetische Symmetrie und unabänderliche Architektonik« (Worte A. W. Schlegels) musste das Sonett einem Dichtergeschlecht, dem zwar nicht Geist und Bildung und Weite des Gesichtskreises, wohl aber der zündende Funke des Genius versagt war, empfehlen und willkommen machen. Im Sonett liess sich sinnreich künsteln, aber der wahren Empfindung ist es im Deutschen eben zu künstlich.

Wenden wir uns wieder zu Goethe und Schiller, so fehlen bei beiden Dichtern, wie die antiken Oden, so auch die romantischen Versmaße. Nur die Ottave wurde hin und wieder versucht, zuerst von Goethe, noch vor den Jahren des Umgangs mit Schiller, also noch vor der Romantik. Damals, im Jahre 1784, in der Zeit, wo die Liebe zu Frau v. Stein innig war, wie nur je, sann er über einem grossen religiös-sittlichen Gedicht, »die Geheimnisse«, dessen letzter Sinn unter der Hülle des Symbols sich zu verbergen scheint, doch der nähern Theilnahme sich leicht enträthselt. Des Dichters Auge schaut in allen empirisch gegebenen, unter den Bedingungen der Endlichkeit entstandenen Religionen einen Kern göttlicher Wahrheit, eine grössere oder geringere Annäherung an das Ideal reiner Humanität. Diesen Keim gilt es zu entwickeln, das verborgene Gold von dem dran haftenden Irdischen zu scheiden und so alle Menschen und Völker in gemeinsamer Andacht, im Dienste des Ewigen zu vereinigen. Zum Zeichen und Sinnbild dessen schwebt ihm das Kreuz vor, dieses aber

dicht von Rosen umschlungen, so dass das schroffe Holz unter schwellendem Kranze den Blicken sich entzieht. Als Form für dies liebevoll-schwärmerische, »wunderbare Lied« wählte er die italienische achtzeilige Stanze, meistens mit abwechselnden weiblichen und männlichen Reimen, und in dasselbe Maß war die »Zueignung« gefasst, die, ursprünglich für die Geheimnisse bestimmt, im Jahr 1787 die Ausgabe seiner gesammelten »Schriften« eröffnete. Viele dieser Strophen sind von vollendeter Schönheit, alle aber wie von einem Nebel oder Morgenduft umflossen, der die Umrisse, die Gestalten mit der Fülle der Worte und aufsteigender und niedersinkender Rhythmen und Klänge träumerisch umkleidet. Die Lehre selbst sollte ja eine geheimnissvolle sein, ein Mysterium, begreiflich und unbegreiflich, dem Einen düster, so dass er sich abwendet, dem Andern fröhlich, so dass er gerne herantritt, — und auch in der »Zueignung« thut sich ein Gesicht vor uns auf, die Wahrheit im Schleier der Dichtung, und wir vernehmen aus wallenden Wolken eine Himmelsstimme. So ist es uns beim Lesen oder Hören, als hätte das weiche italienische Metrum selbst sowohl die Stimmung als den Inhalt eingegeben und erschaffen; Wort und Sinn erscheinen unauflöslich verbunden, in reinem organischem Wechselverhältniss. Dennoch darf man sagen, dass dieser gedämpfte Wohllaut der Verse, dies geisterhafte Schwingen der Töne, ihr wiederkehrendes, unbestimmtes Zusammenklingen, in einem längern Gedicht und auf die Dauer lästig, ja unerträglich werden würde. So wie der Umfang des Fragmentes jetzt ist, steigt es nach unserm Gefühl schon über die Ufer, und man möchte zu den Knittelversen des »Ewigen Juden« zurückgreifen, die in den Werken unmittelbar vorhergehen und ein in gewissem Sinne analoges Thema behandeln. Vielleicht breitet sich auch die »Zueignung« schon zu reich in Worten aus; in den elegischen vier Stanzen aber, die unter derselben Überschrift »Zueignung« der Tragödie Faust vorausgehen, haben da, wo der Dichter schliesst,

seine Accorde so ganz unsere Seele erfüllt, dass wir nichts weiter begehren, nichts weiter aufnehmen mögen. Die Geheimnisse blieben unvollendet, wie das nicht anders sein konnte, aber am Schlusse von Wilhelm Meister taucht in schöner Prosa Einiges von ihrem wesentlichen Inhalt wieder auf. Nach der Rückkehr aus Italien war mit der weichen Stimmung auch die Lust an den ottave rime verflogen und sie fehlen in den neunziger Jahren (mit Ausnahme der oben erwähnten Zueignung zum Faust, die dem Jahre 1797 angehört), aber das von Goethe gegebene Beispiel nahm in einigen Gedichten Schiller wieder auf, so in der »Begegnung«, der »Erwartung«, dem Gedicht »an Goethe, als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte«, dem »Abschied vom Leser« u. s. w. Das Gedicht »an Goethe« enthält eine ästhetisch-literarische Theorie, die an sich in keiner Beziehung zu dem gewählten Metrum steht; der »Abschied vom Leser« schwelgt in schönen Worten, die man sich gern gefallen lässt, wenn sie auch nur geringen Gewinn abwerfen; in der »Begegnung«, besonders aber in der »Erwartung« erhöht das südliche Klangspiel den Reiz der Stimmung: der Liebende harrt in der Abenddämmerung in einem Garten, der mit den Farben Italiens geschildert ist, der Ankunft der Geliebten: er lauscht und horcht, versinkt in Betrachtung, jedes leichte Geräusch täuscht ihn; seine Sehnsucht steigt, bis unerwartet die Stunde des Glückes erscheint — und auch was die Strophe zu Weichliches, Zerfliessendes haben könnte, wird durch die dazwischen gestreuten aufgeregten daktylischen Fragen und traurig verzichtenden trochäischen Antworten gemildert. Auch in zweien seiner späteren Dramen hat dann Schiller die italienische Stanze verwendet, in der Jungfrau bei Beginn des 4. Aktes und in der Braut von Messina, dieser Sammlung prachtvoller Redestücke aller Art, in Beatricens grossem Monolog. Sie ist auch hier mit Meisterschaft behandelt, so wenig sie aufs Theater zu passen scheint; auch unterbricht sich Beatrice nach drei Strophen

durch rascher bewegte Zeilen, und die dann von Neuem angestimmten lyrischen Melismen verlieren sich allmählich in spanischen vierfüssigen Trochäen, einem gleichfalls durch die Romantiker aufgebrachten Versmaß. Auch zu den Ottaven im Drama hatten ohne Zweifel die Romantiker, besonders Tieck, den Dichter angeregt.

IV. Gedichte des 19. Jahrhunderts.

Mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts verschwindet in Goethes Gedichten die griechische Versart, um nicht wieder aufzutauchen — aber auch die Epoche der Lyrik überhaupt. Zwar ist der Dichter bis an sein Lebensende fruchtbar in allen lyrischen und lyrisch-dramatischen Formen, ja fruchtbarer, als er bisher gewesen, aber die organische Einheit des Gehaltes und der Form ist dahin oder stellt sich nur momentan und zufällig wieder her. Während seine Prosa, wie sie in Wilhelm Meisters Lehrjahren durch Einfalt und Bildung den Leser bezaubert, sich nicht blos erhält, sondern vielleicht eine noch gemessenere Vollendung, durchsichtigere Tiefe und bestrickendere Heiterkeit erreicht — so in Winkelmann und sein Jahrhundert, in den Wahlverwandtschaften, den Recensionen von Büchern in der neuen Jenaer Literaturzeitung, vielen Partien der Farbenlehre, den ersten Theilen von Wahrheit und Dichtung, den Noten und Abhandlungen zum Divan u. s. w. — ergiesst sich in den Gedichten die Idee oder Stimmung nicht mehr rein in die rhythmische Form; der Sprache geschieht mancher Eintrag, sie muss sich zu Manchem hergeben, weil Reim und Vers es so verlangen — bis sie ganz zuletzt, sich selbst entfremdet, die Manier geflissentlich sucht und an der Verschnörkelung selbst Gefallen findet. Schon am Ende der neunziger Jahre, wo die hexametrischen Gebilde noch die graziöseste Leichtigkeit an sich tragen (z. B. in der wehmüthig schönen Achilleïs, wo die objektive Epik der Griechen ganz so ge-

schmolzen und beseelt ist, wie einst, zwanzig Jahre vorher, in der Iphigenie die griechische Dramatik[1]), erscheint in den gereimten Jamben und Trochäen der Athem schon unmerklich beengt, die Lebenskraft der Sprache in der Abnahme begriffen. Die Idee ist noch immer eine tiefe — so die religionsgeschichtliche in der »Braut von Korinth«, die des unzerstörbaren menschlichen Kernes in der tiefsten Versunkenheit in »der Gott und die Bajadere« — niemals bis an sein Ende hat dem Dichter der Blick in die Gründe des Herzens und Menschenlebens sich getrübt; — auch die allgemeine Stimmung liegt noch empfindungsvoll, wie ein unfassliches Colorit, über dem jedesmaligen Ganzen — auch darin blieb Goethes Genius ihm noch lange, ja immer treu; — aber im Einzelnen stört doch das Eine und das Andere und wie bei einem unvollkommenen Werke des Grabstichels, ist der Abdruck nicht überall rein und scharf. Wenn es z. B. in der Braut von Korinth heisst:

Und nur braun erscheinst du wieder dort —

so ist hier die Wortstellung dem Sinne zuwider und nur durch den Reim erzwungen, oder

Wein und Essen prangt,
Eh er es verlangt,
So versorgend wünscht sie gute Nacht

wo die beiden Verba *prangt* und *versorgend* je eine adverbiale Bestimmung und ein Objekt als Ergänzung verlangen. Vergleichen wir dann die Eugenie mit Tasso und sehen von dem Inhalt ganz ab, so liegt doch auf Vers und Sprache der erstern ein bleicheres Licht und unter den vielen herrlichen Wechselreden dieser vielverkannten, tiefen politischen Dichtung stösst doch mitunter ein gelbes Blatt auf, das den nahenden Herbst verkündigt. Unter den geselligen Liedern

[1] Auch an der Achilleis hat sich Gervinus versündigt, ein neuerer Literarhistoriker nennt sie einen Homunculus u. s. w. Erst Scherer hat dem schönen Fragment Gerechtigkeit widerfahren lassen.

(aus den ersten Jahren des Jahrhunderts) ist das Tischlied: »Mich ergreift, ich weiss nicht wie« ganz fleckenlos und da der Dichter sich die schwere Aufgabe eines vierfachen Reimes bei ganz kurzen Zeilen gestellt hatte, ein Zeugniss der in glücklichen Stunden noch immer sich bewährenden alten Kraft. Dass auch die Hans-Sachsische Manier dem Dichter noch in den Neunziger Jahren, ja in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts vollkommen zu Gebote stand, lehrt nicht blos die köstliche Legende vom Hufeisen, sondern auch »der Narr epilogirt« und die Doppel-Parabel vom Landschulmeister, während das ein Dutzend Jahre nach der Legende entstandene gleichartige Gedicht: »Gross ist die Diana von Ephesus« bei aller Tiefe des Gedankens nicht mehr völlig rein gestimmt ist, z. B. in dem Verspaare:

und leitete sein kunstreich Streben
in frommer Wirkung durch das Leben —

— welchen Worten es offenbar, wie allen den zahlreichen Altersgedichten, an Körper gebricht. In den halb freien, halb geregelten und gereimten, dramatisch belebten, an manche späteren Stellen des Faust erinnernden Gedichten: der Zauberlehrling, die erste Walpurgisnacht, deutscher Parnass, der Edelknabe und die Müllerin u. s. w., die noch alle in das alte Jahrhundert, in die Zeit der Schillerschen Almanache fallen, tritt auch in der Form, eben weil das metrische Band loser geknüpft ist, kein Zwang oder Unvermögen merklich hervor. Eine andere Gestalt aber zeigen die Balladen, zu denen Goethe noch einmal zurückkehrte: das Hochzeitslied, die wandelnde Glocke, der getreue Eckart, der Todtentanz, die Ballade (vom zurückkehrenden Grafen). Stoff und Gedanke sind in allen von kindlichem, volksmäßigem, poetischem Humor eingegeben, weit sinnvoller, als die etwas gewöhnliche Grundlage, auf der die Schillerschen Balladen ruhen, — aber wie weit sind ihnen die letzteren in der Ausführung, in der Gewalt der Sprache überlegen! Hätten die Motive dieser späteren Balladen von dem jungen Dichter behandelt werden können, dem,

der den »Untreuen Knaben« schrieb und darin z. B. die Strophe:

Das braune Mädel das erfuhr,
Vergingen ihr die Sinnen;
Sie lacht' und weint' und bet't' und schwur,
So fuhr die Seel' von hinnen —

oder im Zigeunerliede:

Ich schoss einmal eine Katz am Zaun,
Der Anne, der Hex', ihre schwarze liebe Katz,
Da kamen des Nachts sieben Wehrwölf zu mir,
Waren sieben Weiber vom Dorf —

wo zwar auch Freiheiten aller Art sich häufen, die aber dennoch aus der innersten Heimlichkeit der deutschen Sprache und des Volksgesangs geschöpft sind; oder, wenn mehr der lustige Humor gelten sollte, von dem, der einst die Scene in Auerbachs Keller und darin die beiden Lieder von der Ratte und dem Floh gedichtet hatte! Dann wären diese Balladen Lieblingsstücke aller Volks- und Jugendschulen geworden und jeder Gebildete und Halbgebildete wüsste sie auswendig. So wie sie jetzt sind, *wollen* sie zwar leicht und natürlich sein, sind aber bis zum Wunderlichen »verzierlicht und verkrizelt«. Der klarste Dichter ist hier dunkel, so dass nur der gespannt Aufmerksame, nicht der poetisch Geniessende ihm folgen kann, der alte Zauberer, der über alle Schätze der Sprache gebot, weiss die rechten Worte nicht mehr zu finden und so dem Gegenstande zu freier Gegenwart zu verhelfen. Am meisten stört die Manier im üblen Sinne des Wortes in der Ballade: »die Kinder sie hören es gerne« (die er selbst später in Prosa erklären musste), am wenigsten in dem Hochzeitsliede: »wir singen und sagen vom Grafen so gern«, welches letztere noch an manchen Stellen die Helle und den Fluss der Goetheschen Lyrik hat, und sehen wir zu, so ist in der That das erstgenannte Gedicht das späteste (1816), das andere das früheste (1802). Der eigentliche Grund,

warum es dem Dichter nicht mehr gelingen wollte, lag in der zunehmenden Schwäche des innern Phantasiebildes, der Begeisterung selbst: sie reichte noch zu, in schöner Prosa sich abzudrücken, vermochte aber nicht mehr die Last des Metrums und Reimes zu tragen und, in unserm Falle, in dem unsichern Licht und bewegten Element der Ballade, wie ein Dämmerungsvogel, mit leichten Flügeln hin und her und auf und ab zu schweben.

Ein Symptom sich mindernder ursprünglicher Schöpferkraft bilden des Weitern die hin und wieder auftauchenden formalen Einflüsse Schillers, dann und noch mehr die der romantischen Schule. Schon in »der Gott und die Bajadere« erinnert der nicht recht motivirte grelle Wechsel des Metrums an den gleichen in Schillers »Würde der Frauen«, — nur dass derselbe bei Schiller, da der Inhalt selbst schon antithetisch in zwei Hälften sich theilt, noch schneidender wirkt und das Ganze mechanisch, schematisch, also unpoetisch macht (daher auch Friedrich Schlegel witzig und diesmal nicht mit Unrecht bemerkte, das Gedicht gefalle ihm mehr, wenn er es von hinten lese). In dem sonst von Goethes mildem Geist durchwehten geselligen Liede: »Dauer im Wechsel« klingen die Schlusszeilen doch deutlich nach dem Kantianer Schiller:

Den Gehalt in deinem Busen
Und die Form in deinem Geist —

so wie in dem deutschen Parnass z. B. Worte wie die folgenden:

Dass sie wieder heilig werde,
Lenkt hinweg den wilden Zug;
Vielen Boden hat die Erde
Und unheiligen genug —

von dem Dichter der »Klage der Ceres« hätten geschrieben werden können. Um diese Zeit hatte sich die romantische Schule mehr und mehr der literarischen Herrschaft bemächtigt und diese über immer weitere Gebiete, das philo-

sophische, religiöse u. s. w. ausgedehnt. Dieser Strömung musste der alternde Dichter nachgeben — um so mehr, da er wohl fühlte, dass sie hauptsächlich von ihm selbst ausgegangen war. So versuchte er sich in *Sonetten*, einer Form, gegen die er früher nur Widerwillen empfunden hatte. Je gelassener mit den Jahren die Stimmung wurde, desto mehr blieb Raum, auf die Form für sich den Sinn zu richten und was an unmittelbarem Antrieb zu fehlen begann, durch geübte Kunst zu ersetzen. Doch ging er zunächst nur schüchtern ans Werk. In seinem ersten Sonett (aus der zweiten Hälfte des Jahres 1799, unter »Epigrammatisch«) glaubt er den Ruf zu vernehmen (ohne Zweifel von seinen jungen, übermüthigen, neupoetischen Anhängern:) »du solltest auch in Sonetten zeigen, was du kannst« — aber er erwidert mit ablehnender Handbewegung: »ich bin sonst gewohnt, aus ganzem Holz zu schneiden und hier müsste ich doch mitunter leimen«. Das Bild ist klar — er fühlt sich noch zu sehr als Dichter; für den deutschen Sonettenschmied aber ist es vortheilhaft, witzig zu denken, fein zu künsteln und nichts zu empfinden. Auch erregte ein anderes gegen den Dilettantismus in der Kunst (vielleicht gegen das Sonett selbst, als dilettantische Nachahmung?) gerichtetes Sonett, das um dieselbe Zeit entstand, das wir aber nicht kennen, in Weimar im Stillen manchen Ärger und Widerspruch (Brief Schillers vom 7. December 1799). Aber im Jahre 1802 bekämpft der alte Meister, dem Schiller zugerufen hatte:

> Du selbst, der uns vom falschen Regelzwange
> Zu Wahrheit und Natur zurückgeführt

in einem abermaligen Sonett (»Natur und Kunst«, unter Epigrammatisch, zuerst in dem Vorspiel »Was wir bringen«) seine eigenen Zweifel: wenn er »in abgemessnen Stunden« (wo also das Gemüth frei ist) »mit Geist und Fleiss« (man beachte: mit Fleiss) sich »redlich bemüht« (man beachte: sich bemüht), dann kann es wohl geschehen, dass auch

unter dem Zwange der Kunst das natürliche Gefühl zu Worte kommt; am Schlusse spricht der Dichter sich durch den schönen allgemeinen Satz:

> In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister
> Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben —

Vergebung und Trost zu. Wie aber, wenn diese Wahrheit auf das Sonett im Deutschen sich nicht anwenden lässt? Wenn die Schranke zu eng, das Gesetz ein hartes ist? Wenn das, was dem italienischen Dichter einen leichten Halt gewährt, dem deutschen zum einschnürenden Joche wird? Dies zweite Sonett mag, gleichsam zu eigener Erklärung und Entschuldigung, neben einem dritten, gleichzeitigen entstanden sein, das im zweiten Akt der Natürlichen Tochter vorkommt und für den Gang der Handlung von Bedeutung werden sollte. Eugenie dichtet es selbst und die Worte, die sie hinzufügt:

> So hast du lange nicht, bewegtes Herz,
> Dich in gemessnen Worten ausgesprochen —

sind mit ihrem Gegensatz von Bewegung und Gemessenheit wie aus dem zwiespältigen Innern des Dichters selbst geboren. Eugenie blieb unvollendet und auch die Form des Sonettes fiel in Vergessenheit. Da geschah es, dass im Jahre 1807, also fünf Jahre später, der Dichter in Jena von glühender, nicht unerwiderter Leidenschaft für die schöne Minna Herzlieb ergriffen wurde. Er war dem sechzigsten Jahre nahe und verheirathet und musste sein Gefühl bekämpfen, musste entsagen; von der Qual, die ihm dadurch bereitet wurde, ging Manches in das allegorische Drama Pandora und in die Wahlverwandtschaften über. Da aber damals in den Jenaer abendlichen Lesezirkeln besonders Sonette von Klinger, A. W. Schlegel, Gries und Zacharias Werner in Goethes Gegenwart vorgelesen wurden (Riemer, Mittheilungen, 1, 35, an Zelter No. 115), so kam auch ihm der Gedanke, durch ähnliche Gedichte der Unruhe seines Innern einen Ausgang und Linderung zu schaffen. Die

Kunstform des Sonettes, da sie Arbeit verlangte, schien besonders geeignet, die Süssigkeit der Hingabe in ihrer Abwehr gegen die Kälte der Selbstbeherrschung in sich aufzunehmen und an sich dazustellen. War doch auch Petrarca durch eine ferne, unerreichbare Liebe zu dem süssen Geschäft des Reimens getrieben worden! So entstanden die siebzehn Sonette, die in den Werken ein Ganzes bilden und später zu einer seltsamen literarischen Verlarvung dienen sollten. Es sind künstliche, sorgfältig ciselirte Gefässe, gefüllt mit Zärtlichkeit, die hie und da aus ihnen wie eine Flamme aufsteigt. Ganz gelungen sind sie dem Künstler nicht und mancher Zierrat daran ist verbildet, doch erkennen wir an der innern Wärme und äussern Grazie noch immer *dessen* Hand, der uns von früh an so viel Lieder der Liebe gesungen. Von besonderer Schönheit sind die Worte, die das geliebte Mädchen selbst spricht, aber auch die übrigen enthalten noch viel einzelne Zeilen, ja Reimcouplets, in denen uns das reine Gold ächter, deutscher Sprache entgegenglänzt. Wie in den früheren Sonetten regt sich auch diesmal das Gewissen, dass er der Verführung des Sonettirens wieder nachgegeben habe: das Sonett macht sich selbst zu seinem Inhalt. So heisst es im Sonett »Nemesis«: sonst habe ich mich vor der Ansteckung sorgfältig gehütet, jetzt bin ich der Nemesis verfallen und mich treibt

Sonettenwuth und Raserei der Liebe.

In einem andern, »die Zweifelnden«, hört er die Frage: Wie, Ihr liebt und könnt glauben, unter mühsamem Reimen lasse sich die Fülle des Herzens offenbaren? und er antwortet: wenn das Feuer der Liebe allgewaltig glüht, wird es auch diese allerstarrste der Formen schmelzen. In dem Motto, das er später den siebzehn Sonetten voranstellte:

Liebe will ich liebend loben,
Jede Form, sie kommt von oben —

ist in der ersten Zeile die Romantik und ihr alliterirendes Lispeln, in der zweiten eine Art verschämter Entschuldi-

gung nicht zu verkennen. Das Sonett zum Ausdruck seiner Stimmung gab er von nun an gänzlich auf (»der Kaiserin Becher« unter den Karlsbader Gedichten, vom Jahre 1810, »an Abbate Bondi« 1812, als Dank für das Geschenk der Werke desselben, »an die Erbgrossherzogin von Weimar« 1813 — sind nur Ceremonialgedichte, wie sie höfische und gesellige Pflichten ihm auferlegten) — aber dass die italienische Stanze, jetzt da er sich der Romantik genähert, häufig wiederkehrt (in den »Maskenzügen«, zuerst in dem von 1798, »im Namen der Bürgerschaft von Karlsbad«, und sonst, wo es galt Worte zu machen), war natürlich, ja er verstand sich ganz zuletzt sogar zu Danteschen Terzinen, »bei Betrachtung von Schillers Schädel«, 1826, und im ersten Monolog des Faust (zweiten Theils) — in dem erstgenannten Gedicht überwand er die Schwierigkeit wohl: es ist kurz und wenn hie und da ein lahmer Nothbehelf stören will, entschädigt uns der naturphilosophische Gehalt und die Wärme des Andenkens an den geschiedenen Freund — ganz wie aus demselben Grunde die Stanzen des Epilogs zu Schillers Glocke (unter den Theaterreden) trotz der Fesseln, die das Metrum auferlegte, in Trost und Trauer die schöne Zeit der »Geheimnisse« und der vollen klassischen Dichterkraft zurückzurufen scheinen. In den Jahren, wo der Dichter sich dem siebzigsten Lebensjahr immer mehr näherte und ihm und Allen nach schrecklichen Erschütterungen eine dem Sinnen und Denken günstige Stille zu Theil geworden war, sammelte der alte Lyriker an dem orientalischen Blüthenstrauss, den er im Jahre 1819 unter dem Namen Westöstlicher Divan seiner Nation vorlegte. Die Verkleidung ist luftig genug, um darunter den Dichter, den deutschen Dichter zu erkennen; es ist noch immer *seine* Stimme; auch bedient er sich der gewöhnlichen deutschen Silbenmaße, in aller Mannichfaltigkeit. Er verschont uns mit Ghaselen, in denen seine Nachfolger so kunstreich glänzten, die aber kein Herz erwärmt haben; höchstens könnte das schöne Gedicht:

»In tausend Formen magst du dich verstecken«

(im Buch Suleika) für ein Ghasel gelten — doch ist es keines. Es erinnert sehr an das im Winter 1812 auf 1813 entstandene Lied »Gegenwart« (unter den Liedern), das in seiner strahlenden Schönheit die Lyrik früherer Tage erneuert und nur an zwei Stellen (in der ersten Zeile der vierten Strophe und in der Schlusszeile) einen leichten Missklang enthält. Im Übrigen ist der Divan noch immer reich nicht blos an tiefsinnigen und heiter-menschlichen Betrachtungen, sondern auch an schönen Versen ohne Kostbarkeit des Ausdrucks und Stockung des Rhythmus. Doch gilt dies nur von Einzelnem, von momentanen Eingebungen; im Ganzen fühlen wir der lockern Haltung doch einige Steifheit der Glieder, der Gluth der Sinnlichkeit eine künstliche Erhitzung an. So wirkt der Wein auf das Alter, aber wie der Dichter als Schenke selbst sagt:

Jugend ist Trunkenheit ohne Wein.

Noch mehr, als in dem Divan, drückt uns die Hinfälligkeit, das Bemühen, sich zu steigern, die Geister, die ihrem alten Liebling nicht mehr freiwillig nahen wollen, zu bannen und zu beschwören, und die dadurch den Versen und Reden aufgeprägte Unnatur — im zweiten Theil des Faust. Diejenigen, die dies nicht empfinden, bekehren zu wollen, bleibe fern von uns; wir gönnen ihnen einen Genuss, auf den wir selbst verzichten müssen. Einige Partien, die aus früherer Zeit stammen, machen freilich eine Ausnahme; da sie sich vom Grund des Übrigen abheben, sprechen sie uns um so freundlicher an und wirken um so mächtiger. So z. B. die jambischen Trimeter der Helena am Beginn des dritten Aktes, die im September 1800 in Jena gedichtet wurden. Wie schön sind sie noch! wie königlich, im ernsten und doch beflügelten Schritt, wandeln sie dahin! So gleich die Anfangsverse:

Bewundert viel und viel gescholten, Helena,
Vom Strande komm' ich, wo wir erst gelandet sind.

Noch immer trunken von des Gewoges regsamem
Geschaukel, das vom phrygischen Blachgefild uns her
Auf straubig hohem Rücken, durch Poseidons Gunst
Und Euros Kraft in vaterländische Buchten trug —

oder die von der Phorkyas gesprochenen:

Alt ist das Wort, doch bleibet hoch und wahr der Sinn:
Dass Scham und Schönheit nie zusammen Hand in Hand
Den Weg verfolgen über der Erde grünen Pfad[1].
Tief eingewurzelt wohnt in beiden alter Hass,
Dass wo sie immer irgend auch des Weges sich
Begegnen, jede der Gegnerin den Rücken kehrt —

oder die Schilderung des Kranichszuges:

— gleich der Kraniche
Laut-heiser klingendem Zug, der über unser Haupt
In langer Wolke krächzend sein Getön herab-
Schickt, das den stillen Wandrer über sich hinauf
Zu blicken lockt, doch ziehn sie ihren Weg dahin,
Er geht den seinen; also wirds mit uns geschehn.

Das Helena-Fragment, soweit es damals gediehen war, machte auf Schiller einen »grossen und vornehmen Eindruck«; auch wandte er das neugefundene Metrum nicht lange danach in seiner Jungfrau von Orleans an (in der schönen Scene mit Montgomery, die in ihrem halb antiken Gewande, in den stolz und feierlich rollenden Trimetern, so episch sie ist, doch nicht fehlen darf, da sie der Begegnung mit Lionel durch ihren Gegensatz erst das rechte Licht gibt), und ein Jahr später am Schlusse der Braut von Messina in dem Dialog des Don Cesar mit dem Chor. Über den erstern Versuch äussert sich Schiller selbst (1801): »der Senarius des alten Trauerspiels ist der Cäsur wegen ausserordentlich schwer« (d. h. die Cäsur nach dem dritten

[1] Ovid. Heroid. 16, 288:
lis est cum forma magna pudicitiae.
Ob das Wort Pfad hier nicht ein Schreib- oder Druckfehler ist? Ob es nicht heissen soll: Plan? oder irgend ein anderes einsilbiges Wort?

Jambus muss vermieden werden, weil sich sonst ein Alexandriner ergibt), »aber auch so schön und wohltönend, dass es mir schwer wurde, zu den lahmen Fünffüsslern zurückzukehren«. Und auch Goethe, nachdem er einmal den Fund gethan, hielt sich gern in den folgenden Jahren an dieses griechische Maß, so in dem freundlichen Festspiel Paläophron und Neoterpe von demselben Jahr 1800, an einigen Stellen des Vorspiels »Was wir bringen« (1802) und im Prolog dazu, im Vorspiel vom 19. September 1807, in der Pandora (aus derselben Zeit), endlich auch im Prolog, Halle 1811. Doch mit der zunehmenden kraftlosen Symbolik verlor, wie die Sprache selbst, so auch der Trimeter die poetische Frische, die der Anfang der Helena-Scene (nicht der Verfolg) an sich getragen hatte.

Nur einmal stossen wir noch in diesen späten Zeiten des Dichters, als er das siebzigste Jahr bereits erreicht oder vollendet hatte, auf ein längst aufgegebenes Versmaß — den *Hexameter* in der »Metamorphose der Thiere« (von der Chronologie der Werke in das Jahr 1819 gesetzt, gedruckt zum ersten Mal im folgenden Jahre). In dem Gedicht folgen sich die Verse so leicht und zwanglos in verschlungenen Perioden, in reiner Gliederung, die Sprache schmiegt sich so anmuthig-nachgiebig den Dingen, den naturphilosophischen Gedanken an, dass wir erstaunen und uns wie in eine andere Zone versetzt finden. Man höre nur die drei Schlussverse:

Hier stehe nun still und wende die Blicke
Rückwärts, prüfe, vergleiche, und nimm vom Munde der Muse,
Dass du schauest, nicht schwärmst, die liebliche volle Gewissheit.

Liest man das schöne Gedicht dann nochmals und abermals und bedenkt den darin herrschenden dichterischen und rhythmischen Stil, so erhält man die Gewissheit, dass es nicht jetzt, sondern zwanzig Jahre früher, am Ende des 18. Jahrhunderts entstanden sein kann. Es muss das Bruchstück eines hie und da begonnenen grössern Werkes sein,

das denn kein anderes gewesen sein wird, als das *Naturgedicht,* welches dem Dichter lange vor der Seele schwebte und das in dem Briefwechsel mit Schiller, noch mehr in dem mit Knebel, endlich auch in den Annalen unter dem Jahre 1799 erwähnt wird. Schon die ersten Verse deuten darauf hin, auf ein Vorausgegangenes, einen Zusammenhang, dem sie entnommen sind. Das Gedicht sollte also die hexametrische Form erhalten, wie Knebel angerathen hatte, während der Metamorphose der Pflanzen, als an die Geliebte gerichtet, das elegische Maß zukam. Das Epos vom Naturleben wurde, wie es scheint, in des Dichters Geist durch die Achilleïs verdrängt, aber wäre es zu Stande gekommen — wir hätten einen wiedergebornen, vertieften Empedokles, ein Lied wie aus der goldnen Zeit der Kindheit, wo Poesie und Wissenschaft noch eins, Natur und Geist noch nicht geschieden waren. Verglichen mit dem schwungvollen, obgleich in Prosa geschriebenen Hymnus auf die Natur (aus dem Tiefurter Journal) und dessen abgerissenen Anrufen an die Allmutter, die uns Alle im Schosse trägt, wäre es gelassener, sanfter gestimmt gewesen, zusammenhängender, reicher an Worten, mit mehr Lust an Beschreibung, voll selbsterworbener Anschauung, aber immer noch begeistert pantheistisch, im Sinne Schellings. Schelling selbst hätte uns sein Denken wohl als Gedicht geben können — wozu er Anstalt machte und wohl auch Proben gab —, denn Jupiters Schosskind, die Phantasie, war ihm nicht abhold —, während der Königsberger Kriticismus, zu dem sich Schiller bekannte, eine absolut poesielose Philosophie und auch insofern die Blüthe des aufgeklärten, rationalistischen Jahrhunderts war. Doch wir verlieren uns hier auf ein ganz fremdes Gebiet und kehren zum Jahre 1819 zurück. Damals mag Goethe das Fragment abgelöst, zusammengerückt und mit der Überschrift, die nicht völlig passt, versehen haben. Vielleicht finden sich noch andere Bruchstücke in dem Goetheschen Archiv zu Weimar. Auch das auf die beiden Metamor-

phosen folgende Antepirrhema ist, bei gleicher Ehrfurcht vor der ewigen Weberin Natur, so frei und klar gesagt, als stände es in einer der besten Partien des ersten Theiles Faust. Auch sonst bringen die langen Jahre des 19. Jahrhunderts zahlreiche Sprüche und Epigramme und Xenien, in freieren und gemesseneren Knittelversen, Aufzeichnungen, in denen kluge Menschenkenntniss und reife Weisheit, ernste Warnung und heitere Paradoxie, Betrachtungen über Zeit und Schicksal, Eingebungen des Augenblicks, vorübergehende Stimmungen und Missstimmungen, Blicke in das Leben und die Welt und das Innere der Seele eine kurze, gnomische, apophthegmatische, oft glücklich ausgeprägte Form gefunden haben — die, wenn sie sich nicht geben wollte oder ein Zufall sich widersetzte, auch mit der Prosa vertauscht wurde. Alle zusammen bilden ein Buch der Weisheit, der Gleichnisse, der Sprüche, wie es nur ein viel erfahrenes Greisenalter, verbunden mit der höchsten genialen Anlage, ein die Dinge allseitig überschauender Geist so reich und mannichfach erschaffen kann. Und es ist nicht fremde, nicht etwa hebräische oder indische, sondern *deutsche* Weisheit, in der wir lesen, und der Knittelvers — das fühlen wir lebhaft —, der Vers, der nur die Hebungen zählt, das eigentliche deutsche Metrum. Es ist zwar ein ungebildeteres Silbenmaß, wie es Goethe selbst nennt (in der Ankündigung von Schillers Wallenstein in der Allgemeinen Zeitung vom 12. Oktober 1798), aber eben darum ein heimisches, volksmäßiges, von der Natur der Sprache gegebenes, zum Herzen redendes Maß, dasselbe, in dem auch Faust und Mephistopheles sich einander mittheilen. Und damit finden wir uns an den Anfang, von dem wir ausgingen, zurückgewiesen — wie dem Dichter selbst die schalkhaften oder polemischen Denksprüche seines Alters mit den Knittelversen der Satiren seiner Jugend, also Beginn und Schluss des Lebens, zu *einem* schönen Ringe sich zusammenschlossen.

3. Betrachtungen über Goethes Faust.

von

Wilhelm Scherer.

I. Einleitung.

Goethes Werke bieten der philologischen Untersuchung vielfach ähnliche Probleme, wie die grossen Volksepen und andere Schriften, bei denen aus Widersprüchen, Zusammenhangslosigkeit und Stilverschiedenheiten der Verdacht einer Compilation oder fremder Zuthaten, kurz einer nicht völlig einheitlichen Abfassung sich aufdrängt.

Dass Wilhelm Meisters Lehrjahre gegen den Schluss hin von der Höhe der ersten Bücher herabsinken, haben schon viele bemerkt. Die Wanderjahre nehmen dann einen ganz andern Charakter an, und ihre Redaction ist so oberflächlich besorgt worden, dass nothwendige Glieder der Erzählung, die in der ersten Auflage vorhanden waren, in der zweiten Bearbeitung wegblieben.

Innerhalb von Dichtung und Wahrheit lässt sich dem blödesten Auge klar machen, dass der vierte Band Materialien verschiedenster Art und verschiedensten Ursprungs nur äusserlich redigirt, während die drei ersten Bände Alles

mit dem höchsten Glück organisiren, beleben, verbinden und in der sorgfältig überlegten, zuweilen fast raffinirten Composition ein wahres Wunderwerk der Erzählungskunst darstellen.

Vom Egmont ist bekannt, dass die jüngeren Partien sich durch ausgeprägt iambischen Rhythmus von der reinen Prosa der ältesten Theile abheben.

Bei Stücken, die aus Prosa in Verse übertragen wurden, wie Erwin und Elmire, Claudine, Iphigenie und zum Theil Tasso, bei einem Lustspiel, das ursprünglich als Singspiel gedacht war, wie der Grosscophta, bei Tragödien, mit denen eingreifende Veränderungen vorgenommen wurden, wie Götz und Stella, muss man viel gründlicher, als bisher geschehen, untersuchen, in welchem Grad es dem Dichter gelungen ist, die Spuren einer ruckweise vorschreitenden Abfassung zu verwischen.

So im ersten Guss, wie Werther, Clavigo, Hermann und Dorothea, Wahlverwandtschaften, gelang nicht vieles, was Goethe geschaffen. Aber immerhin handelt es sich bei den Umarbeitungen, abgesehen vom Tasso, jedesmal um ein rasch entstandenes Ganze, an welchen nur hinterher im Ganzen oder im Einzelnen gebessert wurde.

Wenn aber Goethe an Fragmente, wie Prometheus, Ewiger Jude, Elpenor, Geheimnisse, Nausikaa, Achilleis, Natürliche Tochter, Pandora, noch einmal die Hand gelegt hätte, so wäre es ihm vermuthlich so wenig wie beim Egmont oder Wilhelm Meister gelungen, ein vollkommen einheitliches Ganze daraus zu machen, oder es wäre ihm doch nur unter besonders günstigen Umständen gelungen, und wir würden jedenfalls darauf achten müssen, wie weit er die Schwierigkeiten des Unternehmens überwunden hätte.

Solch ein Fragment nun war Faust; ja er war es wiederholt und verlangte immer neue Ansätze, neue Versuche. Über die Entstehung verschiedener Scenen zu verschiedenen Zeiten sind wir zum Theil ausdrücklich unterrichtet, und parallele Beobachtungen über verschiedenen Stil sind dann leicht zu machen. Allein zu einer vollstän-

digen innern Geschichte des Goetheschen Faust, zu einer vollständigen Vertheilung aller Scenen oder aller Verse auf die verschiedenen Perioden von Goethes Entwicklung reichen die ausdrücklichen Nachrichten nicht hin, und wir sind auf unsere eigenen Beobachtungen, auf strenge Interpretation, welche vielleicht den Zusammenhang gestört finden wird, auf sorgfältige Erwägung der Voraussetzungen und Consequenzen, auf Observationen über Stilverschiedenheit angewiesen. Ob ein solches Verfahren zu einer *vollständigen* Geschichte des Faust führt, können wir freilich nicht wissen, da wir auf die Fälle angewiesen sind, in denen Incongruenzen stehen blieben, während uns die in jeder Hinsicht gelungenen Änderungen nothwendig entgehen müssen. Immerhin aber werden wir so eine vergleichsweise *vollständigere* Geschichte des Faust gewinnen, als sie sich aus den äusseren Nachrichten ergeben kann.

Incongruenzen des Inhalts zu vermeiden, ist schliesslich eine Sache des scharfen Aufmerkens. Ein sehr aufmerksamer und gesammelter Dichter kann auch bei unterbrochenem Arbeiten darin viel thun. Im allgemeinen aber wird ein Philolog aufmerksamer sein, als ein Dichter. Die stürmische Kraft der produktiven Phantasie blickt über unwesentliche Einzelheiten leicht hinweg, und es gibt Widersprüche in Goethes Faust, bei denen man die Möglichkeit zugeben muss, dass er sie absichtlich stehen gelassen oder, um vorsichtiger zu sprechen, dass er sie gekannt und gleichwohl nicht getilgt habe.

Incongruenzen des Stiles dagegen sind bei unterbrochenem Arbeiten sehr schwer bewusst zu vermeiden, weil die Eigenthümlichkeit des Ausdruckes stets viel Unbewusstes enthält. Wo wäre der Schriftsteller, der seinen eigenen Stil als Philologe durchforscht hätte, alle Mittel desselben kennte und dafür sorgte, dass sie stets gleichmässig zur Anwendung kämen! Als Schriftsteller sind wir doch alle gelegentlich naiv, auch wenn wir mit dem heiligsten Eifer auf uns achten.

Ob es zahlreiche Schriftsteller gibt, die von Natur mit einem gleichmäßigen, durch alle Lebensalter unveränderten Stil gesegnet sind, darüber fehlt es noch an Untersuchungen. Ihnen gegenüber wäre die Philologie mit ihren Scheidekünsten machtlos.

Der typische Verlauf eines längern Schriftstellerlebens wird aber wohl drei Stadien zeigen: ein erstes des Lernens, ein zweites des Könnens und ein drittes des Verlernens. Die noch nicht ausgebildete, die ausgebildete und die sinkende Kraft werden sich in der Regel, sei es auch nur spurweise, unterscheiden lassen.

Dass Goethes Stil grosse Veränderungen durchmachte, liegt klar vor; und diese Veränderungen in ihrem äussern Verlauf und ihrem innern Zusammenhange zu überschauen, gehört zu den vornehmsten Aufgaben der deutschen Literaturgeschichte.

Stil, so wie ich das Wort gebrauche, besteht nicht blos in der Eigenthümlichkeit der äussern sprachlichen und rhythmischen (poetischen oder prosaischen) Form, sondern auch in der Eigenthümlichkeit der innern Form, wenn ich diesen Begriff von Wilhelm von Humboldt, der ihn für die Sprache prägte, entlehnen und auf den Stil anwenden darf.

Innere Form ist die *Auffassung* des Gegenstandes durch den Künstler, die aller Darstellung vorausliegt und alle Darstellung bestimmt.

Goethe selbst hat uns darauf achten gelehrt in dem Aufsatz »Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil«, der zuerst im Februarheft 1789 des Teutschen Merkurs (Bd. 65, S. 113 ff.) erschien und das, was ich innere Form nenne, zunächst mit Bezug auf die bildende Kunst erläuterte. Ich möchte statt der von Goethe verwendeten, im Titel des Aufsatzes enthaltenen Bezeichnungen lieber die uns geläufigen einer naturalistischen, idealistischen und typischen Auffassung wählen. Goethes Verdienst besteht hauptsächlich in der Unterscheidung zwischen dem Idealen

und dem Typischen, die man bei der gewöhnlichen Entgegensetzung von Idealismus und Realismus unterlässt. Die typische Darstellung schliesst eine porträtartige Treue und Genauigkeit der Nachbildung keineswegs aus, wenn nur das Gesetz hinter dem Individuellen sichtbar wird. Sucht der Naturalismus das Besondere, strebt der Idealismus nach dem Allgemeinen, so wird beim typischen Stil das Allgemeine durch das Besondere hindurchscheinen.

»Gelangt die Kunst«, sagt Goethe, »durch Nachahmung der Natur, durch Bemühung sich eine allgemeine Sprache zu machen, durch *genaues und tiefes Studium der Gegenstände selbst,* endlich dahin, dass sie die Eigenschaften der Dinge und die Art *wie* sie bestehen, genau und immer genauer kennen lernt, dass sie die Reihe der Gestalten übersieht und die verschiedenen charakteristischen Formen neben einander zu stellen und nachzuahmen weiss: dann wird der *Styl* der höchste Grad wohin sie gelangen kann; der Grad, wo sie sich den höchsten menschlichen Bemühungen gleichstellen darf« [1]. Und weiter: diese höchste Stufe darstellender Kunst ruht »auf den tiefsten Grundfesten der Erkenntniss, auf dem Wesen der Dinge, in so fern es uns erlaubt ist es in sichtbaren und greiflichen Gestalten zu erkennen«.

Die Ausführung des Gesagten, meint Goethe, würde ganze Bände einnehmen. So dürfen auch wir die Sache hier nur streifen, nicht erschöpfen wollen. Wie jene Begriffe sich von der bildenden Kunst auf die Poesie übertragen, wie sich alle drei Stufen der Darstellung in Goethes Poesie wiederfinden lassen, darüber verweise ich auf meine Geschichte der deutschen Literatur (S. 767, wo die weiteren Hauptstellen), deren Andeutungen ich nicht wiederhole.

Was Goethe Stil nennt, bezeichnet für ihn den höchsten Grad, welchen die Kunst je erreicht hat und je erreichen

[1] T. Merk. 65, 116; wo auch die Hervorhebungen so wie hier gegeben sind.

kann. »Diesen Grad auch nur zu erkennen, ist schon eine grosse Glückseligkeit«.

Es war ein denkwürdiger Moment, als Goethe zum ersten Mal in vollen Zügen diese Glückseligkeit genoss, als er in Rom zu fühlen glaubte, wie sich die Summe seiner Kräfte zusammenschloss, als sich ihm die Natur und die Antike mit Einem Mal und von demselben Punkt erhellten, als sich seine alten physiognomischen Studien und die neuesten Erfahrungen gegenseitig beleuchteten, als Homer, die griechischen Bildwerke, das Gesetz der organischen Welt und die Lehre des Spinoza in ihm zu einer Einheit verschmolzen und er am 23. August 1788, wenige Tage vor seinem neununddreissigsten Geburtstage, den Entschluss kund gab: »Ich möchte mich nur mit dem beschäftigen, was bleibende Verhältnisse sind, und so, nach der Lehre des Spinoza, meinem Geiste erst die Ewigkeit verschaffen«.

Die bleibenden Verhältnisse oder die Reihe der Gestalten, die verschiedenen charakteristischen Formen, wie er sich im Teutschen Merkur später ausdrückt: das ist, was wir am kürzesten und für uns am bezeichnendsten das Typische nennen. Das Typische ist das Unvergängliche der sittlichen und natürlichen Welt. In der Anschauung des Typischen schlossen sich Goethes Kräfte zusammen. Den Typus verfolgte er in der Pflanzen- und Thierwelt. Die Typen der menschlichen Gestalt erkannte er in der griechischen Plastik und glaubte über ihre Entstehung eine Entdeckung gemacht zu haben, die wir bis jetzt nur zu errathen vermögen (Gesch. d. d. Lit. S. 546 f.). Das Typische ist das Programm seiner künftigen Poesie. Was er später unter dem »Symbolischen«, unter dem »Bedeutenden« verstand, sind, wo nicht andere Worte für dieselbe Sache, so doch nur neue Entwicklungen aus derselben Anschauung, aus derselben Forderung.

Der Doctor Faust, ursprünglich ganz naturalistisch, als ein merkwürdiges Individuum, als ein singularer Mensch

behandelt, wurde nun symbolisch genommen und im Prolog so hingestellt, d. h. als ein eminenter Fall (um wieder Goethes eigene Definition des Symbolischen anzuwenden, Brief an Schiller vom 16. August 1797), der, in einer charakteristischen Mannichfaltigkeit, als Repräsentant von vielen anderen dasteht, eine gewisse Totalität in sich schliesst, eine gewisse Reihe fordert, Ähnliches und Fremdes in unserm Geiste aufregt und so von aussen wie von innen an eine gewisse Einheit und Allheit Anspruch macht.

Der Zauberer des sechzehnten Jahrhunderts, der unbefriedigte Forscher, der in der Magie sein Heil sucht, ist unter Goethes Händen ein Symbol des guten, strebenden Menschen geworden, der, wenn sein hohes überirdisches Trachten an die Erdenschranken anstösst, wohl einmal irdischer Leidenschaft verfallen mag, des rechten Weges aber sich bewusst bleibt und in der thätigen Liebe das wahre Heil findet.

Diese bei unbefangener Interpretation des Prologs keineswegs schwierige Erkenntniss scheint mir recht wesentlich für das Verständniss des Goetheschen Faust: sie bewahrt uns vor dem Irrthum, der Held sei ein allegorischer Repräsentant des Menschen überhaupt, und vor dem daran hängenden unberechtigten Tadel, er stelle das Wesen der Menschheit nicht vollständig genug dar.

II. Monologe Gretchens.

Goethe hatte, als er in Italien zunächst theoretisch und bald auch praktisch die höchste Stufe seines Stiles betrat, schon die anderen Hauptstufen und manche Übergangsformen, die dazwischen liegen, überschritten und nirgends lange verweilt. Blickt man von dem Gipfel, den er erreichte, zurück, so scheint alles Frühere nur eine Vorbereitung gewesen zu sein, wie er denn selbst in dem Merkur-Aufsatze (S. 119) bemerkt, die einfache Nachahmung arbeite gleichsam im Vorhofe des Stils. Mit dem

Jahre 1788 scheint erst das eigentliche Können zu beginnen: was voranging, selbst so grosse Kunstwerke wie Werther und Iphigenie, war nur Versuch und Lernen, unbefriedigend in sich, wenigstens für den Autor, und auf ein Höheres hinweisend. Ja, die meisten dieser Entwicklungsphasen waren schon vor seiner Übersiedelung nach Weimar, in einer Schriftstellerlaufbahn von kaum sieben Jahren, durchmessen.

Vielfach sind sprachliche und rhythmische Form durch einander und beide durch die innere Form bestimmt. Der Alexandriner von Goethes ersten Dramen fordert eine bekannte Satzbildung und hängt mit einer manierirt-idealistischen Auffassung zusammen, die im Schäferspiel ihren reinsten Ausdruck findet[1], während die Mitschuldigen eine stärkere Nachahmung des Lebens, einen naturalistischen Zug schon nicht verläugnen können[2]. Innerhalb dieser Phase des Goetheschen Stiles wird nur der Faust des Volksschauspiels und seine Angst vor dem Gericht vergleichsweise herbeigezogen. »Es wird mir siedend heiss«, sagt der schuldige Söller: »so wars dem Doctor Faust nicht halb zu Muth, nicht halb wars so Richard dem Dritten«.

In der zweiten Phase, in der Zeit des crassen Naturalismus und der Shakespearomanie tritt der Goethesche Faust, der Faust als Gegenstand eigener Goethescher Dichtung auf. Er war das rechte Thema für diese Stilform. Der tief symbolische Gehalt von Lessings Literaturbrief, worin er sich über Gottsched, über Shakespeare, über das deutsche Volksdrama, über Faust ausspricht, bewährte sich von neuem.

[1] Über Goethes »Laune des Verliebten« vgl. meine Gesch. der deutschen Lit. S. 481. Das in Leipzig fürs Schäferspiel übliche Schema ist: zwei Liebespaare; eins in sich einig; das andere uneins; das letztere wird einig durch Hilfe des erstern und der Bund in der Regel durch einen Kuss besiegelt. Man findet das Schema mit geringen Varianten bei Rost, Gleim, Gellert, Gärtner.

[2] Über die biographischen Grundlagen der »Mitschuldigen« vgl. meinen Aufsatz in der Zeitschrift für deutsches Alterthum 24, 231.

Die Shakespeareromanie knüpfte dort an, wo die englischen Comödianten aufgehört hatten. Der letzte lebendigste Rest ihrer Stücke enthielt den Keim einer neuen Einwirkung des altenglischen Theaters.

»Natur! Natur«! ruft Goethe: »nichts so Natur als Shakespeares Menschen«. »Er wetteiferte mit dem Prometheus, bildete ihm Zug für Zug seine Menschen nach, nur in *colossalischer Grösse*«.

Der crasse Naturalismus strebt nach dem Colossalen. Er übertreibt. Er will die stärksten Wirkungen. Er sucht die Menschen im Zustande des äussersten Leidens und der äussersten Leidenschaft auf. Er schreckt vor Blut und Wunden nicht zurück. Er beutet die Schrecken aus, die an dem Geisterglauben hängen. Er schwelgt in grossen Worten und ungeheuren Vorstellungen und verfällt daher leicht in Renommage.

Dem crassen Naturalismus gehört der Götz in seiner ältesten Gestalt und der Faust in seiner ältesten Gestalt an.

Eine nahe liegende naturalistische Reflexion verlangt die Prosarede für das Schauspiel, weil die wirklichen Menschen sich nicht in Versen zu unterhalten pflegen. Der alte Christian Weise ging sogar so weit, nur den fürstlichen Personen im Drama reines Schriftdeutsch zu gestatten, für die übrigen jedoch den Gebrauch der Mundart vorzuschreiben.

Die Fragmente eines prosaischen Faust-Entwurfes, oder was ich dafür halte, habe ich in meiner Schrift »Aus Goethes Frühzeit« S. 76—91 zusammengestellt und muss an meiner Meinung festhalten, wenn ich es auch auf ein ander Mal verspare, meinen Gegnern darüber Rede zu stehen. Das treueste Bild, wie der Entwurf ausgesehen haben mag, liefern die Geistererscheinungen unter den Paralipomena des zweiten Theils. Vergleicht man die übrigen Stücke, die ich hierher rechne, so wird man mehrfach auf Geistererscheinungen, auf extreme leidende oder leidenschaftliche Erregung, und fast überall auf das Colossalische stossen.

Ich greife jetzt nur die Domscene heraus, die zwar in

abgesetzten Zeilen geschrieben, aber gar nicht durchweg mit der Sprache ausgestattet ist, welche der junge Goethe sonst in reimlosen freien Rhythmen gebraucht.

Offenbar hat Goethe als Naturalist die Reflexion angestellt: ein Mädchen aus dem Volke, wie Gretchen ist, kann nicht in zusammenhängender Rede ihre Seelenqual entwickeln, sie kann nicht Schuldbewusstsein, Reue, Angst zu einem wohlgesetzten Monolog zusammenfassen.

Goethe hält die Theaterconvention fest, indem er ihr überhaupt laute Worte in den Mund legt; denn im Leben wären, abgesehen von dem letzten Hilferuf an die Nachbarin, nur leise innere Worte, nur Gedanken möglich. Auch Gedanken würden nicht so fest formulirt auftreten, wie sie hier thun; aber sie könnten dem Inhalte nach genau entsprechen. Was das Mädchen sagt, ist nur erläuterte Interjection; und zwar erläutert durch physische Wünsche und Gefühle. Sie möchte aus der Kirche weg: Orgel und Gesang, Pfeiler und Gewölbe bedrängen sie; Alles, was Ohr und Auge hier erleben, wird ihr zur Qual. Auch diese Äusserungen jedoch kommen nicht in zusammenhängender monologischer Klage, sondern nur stossweise, nur in Absätzen zu Tage: dazwischen wird sie etwa zu beten, im Gebetbuche zu lesen und vergeblich sich zu stärken versuchen.

Was sie aber eigentlich quält, das innere psychische Leben bleibt in ihren eigenen Worten verborgen. Das Mädchen aus dem Volke hat nicht die Gabe, hierüber zu sprechen. Sie redet nur von einem unbestimmten Gewoge der Gedanken, »die mir herüber und hinüber gehen wider mich«, wie sie sagt.

Sie wohnt einer Seelenmesse bei. Es wird das zornige Lied Dies irae, dies illa gesungen. Sie versteht nicht die einzelnen Worte, kennt aber den Inhalt im allgemeinen, den drohenden Hinweis auf das göttliche Gericht. Deshalb wird ihr Zustand durch Orgel und Gesang so sehr verschlimmert.

Dies wäre der Vorgang, wie er sich in der Wirklich-

keit ereignen könnte. Um ihn aber mit den drastischen äusseren Mitteln des Naturalismus anschaulich zu machen, und jene peinigenden Gedanken aus den Tiefen von Gretchens Seele an das Licht der Theatersprache zu ziehen, führt Goethe den bösen Geist ein. Dieser vermittelt dem Mädchen gleichsam das Verständniss des lateinischen Liedes. Er spricht das aus, was Gretchen empfinden müsste, wenn sie dem Gesange Wort für Wort folgen könnte.

So geht der crasse Naturalist über die Natur hinaus, um möglichst starke Wirkungen zu erzielen. Mit Hilfe der von Shakespeare gebrauchten, von Lessing theoretisch gerechtfertigten Geistererscheinungen weiss er das Innerste eines naiven Mädchens um und um zu wenden und doch eine gewisse Wahrscheinlichkeit nicht zu verletzen.

Aber der crasse Naturalismus wurde bei Goethe bald gemildert und machte jener schlichten Wahrheit Platz, welche die zweite Bearbeitung des Götz, wie sie 1773 das Publicum kennen lernte, weit über den ersten Entwurf erhob.

Für den Faust trat in diesem Stadium seiner Entwicklung das Metrum der Knittelverse ein. Der Stoff des sechzehnten Jahrhunderts lehnte sich auch in der Form an das sechzehnte Jahrhundert. Die naturalistische Forderung prosaischer Rede im Drama ward aufgegeben und der Wirklichkeit zum Trotz gereimte Gespräche geführt.

Gretchens Monologe, etwa die in der Scene »Abend, ein kleines reinliches Zimmer«, halten sich innerhalb der Grenzen dessen, was ein naives Mädchen zu sich selbst sagen kann. Die Monologe der genannten Scene sind mit Handlungen verbunden und gehen entweder neben der Handlung ohne Beziehung einher oder beziehen sich auf die Handlung selbst und gehen daraus hervor. Während sie ihre Zöpfe flicht und aufbindet, kehren ihre Gedanken zu Faust zurück, der sie so keck anredete. Indem sie mit einer Lampe kommt, findet sie es schwül und dumpfig im Zimmer. Indem sie das Fenster aufmacht, wird es ihr schaurig zu Muth. Indem

sie sich auszieht, singt sie das Lied vom König in Thule. Indem sie ihre Kleider einräumen will, erblickt sie das Schmuckkästchen im Schrein, und was sie damit thut, spiegelt sich in ihren weiteren Worten: wie sie sich wundert, wie sie es herausnimmt, wie sie es öffnet, den Schmuck bestaunt, sich damit putzt und vor den Spiegel tritt.

Goethe erreicht durch dieses Verfahren zweierlei. Die Schauspielerin, welche das Gretchen gibt, kann nicht in den Verdacht kommen, dass sie sich nur müssig hinstelle, um einen Monolog zu halten. Die wünschenswerthe Bewegung braucht sie sich nicht selbst auszudenken; der Dichter schreibt sie ihr vor. Andererseits, was höher steht und wichtiger ist: ein Mädchen aus dem Volke, das den ganzen Tag zu arbeiten hat, findet nicht viele Augenblicke, in denen sie bei sich einkehrt und Umschau hält. Der Abend nach vollbrachter Pflicht, der Moment des Entkleidens ist die rechte Gelegenheit dafür: wie denn schon die altdeutsche Liebesdichtung das Motiv verwendet, dass ein Mädchen erröthend an den Geliebten denkt, wenn sie allein in ihrem Hemde steht (Minnes. Frühling 8, 17) und der wälsche Gast ein Weib darstellt, welche sich die Bewerbungen ihrer Courmacher stolz vergegenwärtigt, wenn sie in ihrem Bette liegt (Z. 1434 ff.). Aber das Mädchen aus dem Volk ist mit ihren bestimmten Gedanken bald fertig; dann singt sie ein Lied, das unwillkürlich und doch nur entfernt an ihre Seelenstimmung anklingt. Hier ist alles Wahrheit, treue Beobachtung und schlichte Vertiefung.

Wie sehr contrastirt damit in Bezug auf die künstlerische Methode Gretchens Monolog am Spinnrad! Zwar werden auch in dieser Scene ihre Worte von einer Handlung begleitet, eben vom Spinnen. Ausserdem bewahren die Worte im einzelnen einen verhältnissmäßig naiv-volksthümlichen Stil. Die Schilderung des innern Lebens bewegt sich in sinnlichen Formeln oder in gedachten Handlungen oder in angeschauter Erscheinung. Aber welche klare Disposition: drei Strophen Selbstschilderung und dar-

nach die erste refrainartig wiederholt; hierauf drei Strophen Hinwendung zum Geliebten und Schilderung des Geliebten und abermals der Refrain; zum Schluss der stärkste Ausdruck liebender Wünsche[1]. Kann ein naives Mädchen eine so wohl gegliederte Übersicht von dem Zustand ihres Inneren geben? Sie kann es nicht, wenn sie es einem Fremden gegenüber möchte; und sie würde es sich selbst gegenüber nicht mögen: der Monolog ist der conventionelle Theaterbehelf, der die Anwesenheit eines Publikums voraussetzt, zu dessen Nutz und Frommen er gehalten wird.

Das, am Maßstab der Wirklichkeit gemessen, Unwahre der Scene ist durch die liedartig lyrische Composition gemildert. Aber singt Gretchen ein Lied, das ihrer Stimmung entspricht? Ein überliefertes Lied wäre wohl am Platz, wie in jener andern Scene der König in Thule oder in einer Schilderung, die Mephisto von ihr entwirft[2], das Lied »Wenn ich ein Vöglein wär«. Allein ein überliefertes Lied würde nicht ein so individuelles Bild des Geliebten enthalten; und Gretchen selbst kann doch nicht dichten!

Wir befinden uns mithin nicht mehr auf dem Boden des Naturalismus, weder des crassen noch des gemäßigten, sondern auf dem Boden der hergebrachten idealistischen Fictionen, deren sich das Theater ganz gewiss bedienen darf und welche nur Goethe früher offenbar verschmähte. Idealistisch nenne ich solche Fictionen, weil sie ein allgemeines Bild der Menschheit voraussetzen, das nicht nach der Natur, sondern nach seiner Brauchbarkeit für dichterische Zwecke construirt ist. Allen Menschen gleichmäßig wird eine Eigenschaft zugeschrieben, die in Wahrheit nur

[1] Im Fragment von 1790 stehen die acht letzten Zeilen als eine Doppelstrophe den vorangehenden vierzeiligen Strophen gegenüber. Ebenso noch im Faust von 1808 und 1817, aber nicht mehr 1828.

[2] Z. 2962. Ich habe (Aus Goethes Frühzeit S. 106) vermuthet, dass die Verse 2951—2969 noch der Frankfurter Zeit angehörten und älter seien, als Gretchens Monolog am Spinnrad.

Wenigen beiwohnt, die Gabe, ihr inneres Leben prägnant auszusprechen, und das Bedürfniss, von dieser Gabe auch vor sich selbst Gebrauch zu machen und sich von seinem Seelenzustand Rechenschaft abzulegen.

Die Scene am Spinnrad entspricht also einer neuen Phase in der Entwicklung des Goetheschen Stils. Sie ist aber, wie ich früher einmal zeigte (Anzeiger für deutsches Alterthum 2, 284), noch in Frankfurt vor der Schweizerreise von 1775 entstanden, da Fritz Stolberg sie schon 1775 nachahmte.

Bereits in Frankfurt fing Goethe an, sich aus dem Naturalismus herauszuarbeiten: wofür es noch andere Beweise gibt, auf die ich nicht näher eingehe.

Alles, was von dem Monolog am Spinnrade, gilt auch von dem Monologe vor der Mater dolorosa: nur dass es sich noch mehr mit Händen greifen lässt, weil die Scene offenbar aus der Domscene hervorgegangen ist und diese dafür als Muster diente (Aus Goethes Frühzeit S. 95; Geschichte der deutschen Literatur S. 710 f.). Beidemal Gretchen betend, von ihren Gedanken gefoltert. Beidemal Anknüpfung an ein lateinisches Kirchenlied. Dort ans Dies irae, hier ans Stabat mater. Aber das Motiv ist aus dem Naturalistischen ins Idealistische übersetzt worden. Die starken äusseren Mittel der ältern Scene haben einer feinen innern Verarbeitung Platz gemacht. Aber wieder hat, wie bei Gretchen am Spinnrad, die dramatische Fiction dazu helfen müssen. Wieder besitzt das naive Gretchen die unnaive und hier mit noch vollkommenerm Ausdrucke verbündete Kunst, ihr Inneres zu erschliessen. Wieder trägt ihr Monolog einen lyrischen Charakter und wieder schwebt er zwischen gesungenem Lied und gesprochener Rede.

Vergegenwärtigt man sich die Theaterwirkung der Domscene und vergleicht damit die des Monologes vor der Mater dolorosa: so kann man nicht zweifeln, dass die erstere das *ganze* Publikum, auch die letzte Gallerie, ergreifen wird, während die zweite auf zarte Herzen berechnet

ist, in denen die Macht des Wortes eine Ahnung des eigenen Wehs erweckt, und man wird gerne zugeben, dass von jener zu dieser Goethes Stil einen Fortschritt zum Edlen gemacht hat, der uns schon den Ausblick auf die Iphigenie eröffnet.

III. Fausts erster Monolog.

Wir haben bisher Scene mit Scene verglichen. Wir müssen uns der schwerern Aufgabe zuwenden, innerhalb ein und derselben, scheinbar einheitlichen Scene die Abstufungen des Stiles zu erkennen und die sonstigen philologischen Scheidemittel ins Feld zu führen.

Schlagen wir das Fragment von 1790 auf und lesen den Anfang, Fausts Monolog im Studirzimmer, so hängen die ersten 32 Zeilen, aber zunächst nur diese, strenge zusammen.

Sie enthalten einen Bericht Fausts über sich selbst, theils Erzählung, theils allgemeine Übersicht seines Zustandes: eine fictive Exposition nach einer ältern unvollkommenen Technik, wie denn der Eröffnungsmonolog des Marloweschen Faustus, durch das Volksdrama auf Goethe gebracht, zu Grunde liegt. Das Fictive besteht darin, dass Faust Dinge sagt, die der Zuhörer erfahren soll, die er selbst aber jedenfalls schon längst weiss und die er daher nicht im Selbstgespräche sich vorführen würde. Die Wahrscheinlichkeit ist zu Gunsten einer raschen und bequemen Orientirung des Publikums verletzt.

Faust berichtet, dass er sich der Magie ergeben und weshalb. Von ihr erwartet er die Aufschlüsse, welche ihm die Facultätswissenschaften verweigern. Er schildert den Zustand der Unbefriedigung des Skeptikers, aber nicht blos seine Unbefriedigung als Gelehrter, als Forscher, sondern auch als Lehrer, als Professor. Die Unbefriedigung fliesst in beiden Fällen hauptsächlich aus der Vergeblichkeit des Forschens: der Forscher weiss nichts,

der nichts Wissende soll trotzdem lehren. Vielleicht aber wäre der Zustand noch erträglich, wenn auf diesem Wege wenigstens Geld und Gut, Ehre und Herrlichkeit der Welt zu erlangen wären. Aber auch diese fehlt ihm.

Die Magie, hofft er, soll ihm helfen. Durch sie wird er die Einsichten erlangen, die ihm bisher unzugänglich waren. Aber auch hier fasst nicht blos der Forscher neue Hoffnung, sondern ebenso der Lehrer: er wird nicht mehr zu sagen brauchen, was er nicht weiss; er wird als ein Wissender zu seinen Schülern sprechen können[1].

Faust hat sich der Magie ergeben, aber sie offenbar noch nicht gehandhabt. Die Vortheile, die er von ihr erwartet, liegen in der Zukunft; er freut sich noch keines Besitzes. Sonst hätte ja der ganze Monolog bis dahin keinen Sinn, worin doch gewiss nicht der Beglückte redet, dessen Wissensdrang durch Magie gestillt ist, der alles das geniesst, was Magie gewähren kann.

Darnach ist man sehr erstaunt, wenn er später nur ein Zauberbuch aufzuschlagen braucht, um sich sofort von Geistern umgeben zu fühlen. Warum hat er das nicht längst gethan, wenn er es konnte? Warum blieb er nur eine Minute länger in dem qualvollen Zustande des Nichtwissens?

Das erste Monologstück stimmt augenscheinlich nicht zu der Fortsetzung. Alles wäre in Ordnung unter der Voraussetzung, welche im Volksdrama und Puppenspiel bei dem Eröffnungsmonologe gemacht wird: *er hat das Zauberbuch noch nicht;* es muss ihm erst gebracht werden und wird ihm, auf eine geheimnissvolle Weise, gebracht.

Die ersten 32 Zeilen schliessen sich auch sonst ziemlich nahe an das Volks- und Puppenspiel an. In den uns erhaltenen Fassungen fehlen zwar die vier Facultäten, die

[1] Hierauf deuten Goethes Worte allein hin. Sollte gesagt werden, dass er im Besitze der Magie das Lehren überhaupt aufgeben wolle, so musste dies anders ausgedrückt werden.

doch bei Marlowe, aus dem das Volksdrama floss und den Goethe in seiner Jugend nicht kannte, gefunden werden. Aber entweder kamen sie in einer Goethe bekannten Fassung vor[1], oder Goethe kehrte zufällig und unbewusst zu Marlowe zurück. Wenn das Puppenspiel die Philosophie, Medicin, Mathematik, Astrologie, Musik, Jurisprudenz aufzählt und später zur Theologie gelangt (Scheibles Kloster 5, 818; Engel 1, 3), so lag die Reduction auf Philosophie, Juristerei, Medicin und Theologie sehr nahe.

Der Faust des Puppenspiels erzählt, dass er »summum gradum doctoratus cum laude« empfangen (Scheible 785, vgl. 819; Engel 1, 4; Leipziger Text 5), wie er bei Goethe sagt: »Heisse Magister, heisse Doctor gar«. Er schätzt aber diese Würde im Puppenspiel, wie bei Goethe gering (vgl. auch Weimar. Jahrb. 5, 264); die Theologie befriedigt ihn nicht. »Alles zu sehen und mit Händen zu greifen«, sagt er im Ulmer Puppenspiel (Scheible 785), »möchte ich wünschen, desswegen habe ich mich entschlossen, das Studium theologicum eine Zeitlang auf die Seite zu setzen und mich an dem Studio magico zu ergötzen«. Oder im Augsburger Text (Scheible 819): »Also möchte ich die Beschaffenheit des Firmamentes, Planeten, Aspecten und aller Elementen mich durch die Astrologie recht erkundigen, desswegen habe ich mich resolvirt, durch das Studium nigromanticum alle meine noch abgehende Wissenschaften zu erlangen«.

Der Goethesche Satz »Drum hab' ich mich der Magie ergeben« ist, wie man sieht, genau vorgebildet: die folgernde Conjunction, das sich unmittelbar anschliessende

[1] Eine in Dr. Hermann Lübkes Besitz befindliche Fassung bietet: »Jahre lange Studien halfen mir nichts. Meine Wissenschaften brachte (so!) mir keinen Gewinn. Durch Theologie lernte ich Gott und Menschen kennen. Durch die Philosophie lernte ich alles entbehren, was das Leben darbietet. Was nützen mir meine grosse (so!) medicinischen Kenntnisse. Ich heilte die meisten Pestkranken. Was hab ich davon, als dass höchstens gesagt wird: Ha! ein kluger Doctor«. Ob aber hier nicht schon Goethes Faust eingewirkt hat? Die Pest ist doch sehr verdächtig.

umschriebene Präteritum. Auch kann »ich habe mich der Magie *ergeben*« nichts wesentlich anderes heissen, als »ich habe mich zur Magie *entschlossen*« (vgl. noch: »Ich habe mich daher fest entschlossen, mich in der Negromantie zu informiren« Scheible S. 732; »ich habe daher fest beschlossen, mich in der Nigromantie zu informiren« Engel 1, 4; »ich habe daher beschlossen, das Studium nigromanticum zu ergreifen« Leipziger Text S. 6; »daher bin ich entschlossen, mich der Negromantie oder Schwarzkunst zu widmen« Weim. Jahrb. 5, 264).

Der Entschluss ist bei Goethe wie im Puppenspiel gefasst, ohne dass er bis jetzt nennenswerthe Folgen hatte. Er ist noch in der Ausführung begriffen. Unwillkürlich wird man daher annehmen, dass er soeben erst gefasst ist: eine Annahme, welche bei Goethe noch durch das »nun« der ersten und fünften Zeile (»Habe *nun*, ach! Philosophie« . . . »Da steh' ich *nun*, ich armer Thor!«) sowie durch den völlig aus gegenwärtiger Noth gethanen Aufschrei »Es möchte kein Hund so länger leben!« (Z. 23) begünstigt wird.

Für das, was Faust mit der Magie oder mit dem Studio nigromantico erreichen will, haben die Puppenspiele nur einen rohen und ungeschickten Ausdruck: Faust wünscht Alles zu sehen und mit Händen zu greifen, alle Elemente zu erkunden, alle ihm noch abgehende Wissenschaft zu erlangen. Ungefähr aber würden wir mit diesen Ausdrücken doch eben die Vorstellungen verbinden, welche Goethe in die Worte gekleidet hat: »Dass ich erkenne, was die Welt im Innersten zusammenhält, schau' alle Wirkenskraft und Samen und thu' nicht mehr in Worten kramen«.

Wenn Goethes Faust einen Wunsch nach Geld und Gut, nach Ehr' und Herrlichkeit der Welt nicht ganz unterdrücken kann, so kommt dergleichen wenigstens in jüngeren Puppenspieltexten auch vor; und unzweifelhaft sollte es ein Motiv für die fernere Entwicklung des Stückes sein. Aber wo in Goethes Faust das Motiv eintritt, da geschieht

es ohne Anknüpfung an einen schon ursprünglich in Faust liegenden Trieb. Es fehlt für diesen Zug die consequente Entfaltung.

Ganz und gar aber fallen gelassen ist das Motiv: Faust als Lehrer, das in den vorliegenden 32 Zeilen nicht weniger als dreimal anklingt (Z. 8 ff. 19 f. 27 f.) und vollkommen gleichberechtigt neben Fausts unbefriedigtem Erkenntnisstriebe steht, obwohl die Puppenspieltexte davon auch nicht das Mindeste enthalten. Goethe muss, als er den Eingang schrieb, die Absicht gehabt haben, hieran etwas zu knüpfen, hieraus etwas zu folgern. Faust wird etwa durch seinen Verkehr mit Geistern neue Einsichten gewinnen; er wird diese Einsichten nicht zurückhalten und dadurch Gefahren über sich heraufbeschwören.

Im ganzen Faust kehrt das Motiv nur an einer einzigen Stelle wieder, im ersten Acte des zweiten Theiles (Z. 1619 bis 1626), wo Faust sagt:

> Musst' ich nicht mit der Welt verkehren?
> Das Leere lernen, Leeres lehren?
> Sprach ich vernünftig, wie ichs angeschaut,
> Erklang der Widerspruch gedoppelt laut;
> Musst' ich sogar vor widerwärtgen Streichen
> Zur Einsamkeit, zur Wilderniss entweichen,
> Und um nicht ganz versäumt, allein zu leben,
> Mich doch zuletzt dem Teufel übergeben.

Die Stelle gehört nicht der Form, aber dem Inhalte nach gewiss zu den ältesten im Faust[1] und entspricht der Fortsetzung, welche Goethe im Sinne hatte, als er die 32 ersten Verse schrieb.

[1] Aus Goethes Frühzeit S. 84. Aus der Aufzeichnung der Verse 1627—34 auf einer Quittung vom 3. September 1829 (G. v. Loepers zweite Ausg. des Faust 2, S. XXIV Anm.) folgt doch nichts für das Alter der Verse 1619—1626, mit denen Faust beweisen will, dass er Begriff von Öd und Einsamkeit habe, vollends nichts für das Alter des dazu benutzten Motivs.

Aber wie steht es mit der unmittelbaren Fortsetzung dieser Verse in unserm Text?

Wir erwarten nun zunächst zu erfahren, was die Magie dem Doctor Faust nützen wird. So dreht sich auch im Volksdrama zunächst noch Alles um die Magie. Sein guter Engel warnt ihn davor; ein böser Geist bestärkt ihn. Faust bleibt seinem Vorsatze getreu. Ein Zauberbuch wird ihm auf geheimnissvolle Weise gebracht. Mittelst dieses Buches beschwört er die Geister.

Bei Goethe dagegen wird die erregte Spannung nicht befriedigt. Es beginnt ein neuer Gedankengang, der mit dem vorigen nur insoferne zusammenhängt, als auch hier Faust die Unerträglichkeit seines Zustandes empfindet und ausspricht, als auch hier Faust die Wege, auf denen er bisher hinter die Geheimnisse der Welt zu kommen suchte, verachtet und einen neuen Weg einschlagen will. Aber während im Eingange Faust über die Ursachen seines Schmerzes vollkommen im Klaren ist und darüber, als über eine bekannte und abgeschlossene Sache, zusammenhängend berichtet, kommt er hier erst vor unseren Augen zur Klarheit über eine bisher unklare Sache, über die Ursachen des Druckes, der auf ihm lastet. Während im Eingange die Magie schlechthin helfen soll, während an eine neue Lehrthätigkeit mit vermehrter Einsicht gedacht wird, soll jetzt die Flucht nothwendig sein; ein geheimnissvolles Buch steht ihm zur Verfügung, wird aber, wie es scheint, erst unter Anweisung der Natur selbst seine Macht erzeigen: was um so auffallender ist, als Faust dann, wie sich Z. 75 ff. ergibt, in der That nicht fortzugehen braucht, um Geister zu beschwören.

Auf das Fortgehen ist in Z. 33—74 Alles berechnet; durch den Contrast zwischen der Studirstube und der freien Natur wird die ganze Partie beherrscht. Sie steht in einem für die strenge Interpretation unlösbaren Widerspruch mit dem Vorhergehenden und dem Folgenden; und dass sie

mit dem Vorhergehenden nicht in Einer Folge entstanden ist, beweist auch der Stil[1].

Schon der innern Form nach haben wir es in der ersten Partie (Z. 1—32) mit einem ganz andern Stile zu thun, als in der zweiten (Z. 33—74). Dort die kindliche, vom Standpunkt einer verfeinerten Technik undramatische Exposition: hier Alles vollkommen dramatisch; wahre Empfindung des Augenblicks; kein Wort, das nicht in solcher Situation gesagt werden könnte. Dort lauter unsinnliche Gegenstände, obgleich zum Theil sinnlich ausgedrückt: hier eine Fülle von sinnlicher Anschauung, von malerischen Elementen. Dort wird für den Verstand geredet: hier für die Phantasie. Dort ist die Rede stationär: hier bewegt. Dort erhalten wir keinen Anlass, uns den Redner in Action zu denken: hier sehen wir ihn den Mond betrachten, im Zimmer umherblicken oder umhergehen, sein Buch erfassen und sich zur Flucht rüsten. Dort empfangen wir überwiegend thatsächlichen Bericht, wenn auch durch bittern und höhnenden Ingrimm gefärbt: hier herrscht ein hoher Seelenschwung, der sich schwärmerisch erhebt, den Redner wie den Zuhörer stürmisch fortreisst und doch zugleich durch die Fülle thatsächlicher Elemente, die er mit sich führt, die Umgebung Fausts, sein Studirzimmer, ja die Art seiner bisherigen Studien beschreibt und nach und nach an den Tag bringt. Mit Einem Worte, dort ist die innere

[1] Die Begrenzung 33—74 ist, was die zweite Zahl anlangt, nicht sicher; aber wahrscheinlich. Das Stück kann mit zwei reimlosen Zeilen, die ihren Reim künftig erhalten sollten, eben so gut geschlossen haben, wie im Fragment von 1790 die jetzige Vertragsscene mit den zwei reimlosen Zeilen 1416 und 1417 begann. Es ist aber auch möglich, dass hinter Z. 74 zwei andere Zeilen standen, die durch Z. 75. 76 ersetzt wurden. Man muss sich nicht einbilden, über solche letzte Einzelheiten etwas wissen oder auch nur bestimmt vermuthen zu können. Dass bei Z. 74 eine Zusammenschweissung zweier ursprünglich nicht für einander berechneter Stücke stattgefunden hat, wurde schon in der deutschen Rundschau 33, 322 von mir bemerkt.

Form prosaisch, wie bei Hans Sachs, wie fast durchweg im sechzehnten Jahrhundert: hier ist sie tief poetisch.

Dem entspricht die äussere Form.

Zunächst die Metrik. Die Verse der ersten Partie bringen ungefähr den Eindruck hervor, den Hans-Sachsische Verse machen, wenn sie nach dem Wortaccente gelesen werden. In der zweiten Partie herrscht ein strengeres metrisches Gesetz im Sinn einer an den Jambus gewöhnten Kunst. Wir finden dort vielfach zweisilbige Senkung, auch im selben Verse gehäuft; hier nur vier, und zwar leichte Fälle (Z. 41. 42. 51. 56). Dort fehlt der Auftakt oft, hier nie. Dort begegnen zuweilen 5 Hebungen; hier wird ein viermal gehobener Vers festgehalten[1].

In Lautform, Wortgebrauch und Syntax sind Eigenthümlichkeiten der ersten Partie entweder einer alterthümelnden oder mundartlich gefärbten oder niedrigen Sprachweise zuzurechnen: das zweisilbige »zehen« (Z. 8), der Plural »Jahr« im Reim auf »gar« (Z. 7. 8), die Synkope »was rechts« (Z. 18), das fehlende »ich« (Z. 1. 7. 15. 18), das Wort »schier« (Z. 12), die Häufung »als wie« (Z. 6), die Umschreibung mit »thun« (»thu nicht mehr in Worten kramen« Z. 32), Wendungen wie »mit saurem Schweiss« (Z. 27), »es möchte kein Hund so länger leben« (Z. 23) und das an der Nase herumführen mit Angabe aller Richtungen (Z. 9. 10).

Während die erste Partie arm an Beiwörtern ist und die wenigen, die sie gebraucht, nur geringe poetische Wirkung thun (»mit heissem Bemühn« Z. 4; »ich armer Thor« Z. 5; »mit saurem Schweiss« Z. 27), offenbart die zweite einen überfliessenden Reichthum an Adjectiven, die das Gefühl oder die Anschauung erregen, eine Stimmung wiedergeben oder malerisch wirken.

[1] Wenn dort mit der Reimbindung abab begonnen wird und sich dann 14 Reimpaare anschliessen, während hier 8 Reimpaare den Anfang machen und hierauf die Bindung abab, einmal abba eintritt, so ist darauf wohl kein Gewicht zu legen.

Während die erste Partie nur das substantivirte, zugleich ein Demonstrativum enthaltende Relativum »was« (Z. 28. 29) darbietet, greift die zweite, die auf den Gegenständen schildernd verweilt, mehrfach zu Relativsätzen, die als poetisches Mittel mit den Beiwörtern verwandt sind.

Nominalcomposita haben eine ähnliche Wirkung: sie machen, besonders wenn sie neugeprägt sind oder neugeprägt sein könnten, die Anschauung lebendiger, frischer, poetischer. Die erste Partie verwendet nur das eine Wort »Wirkenskraft« (31), während in der zweiten etwa 15 Beispiele vorkommen. Dabei muss man erwägen, dass in der zweiten wiederholt der uneigentliche Ausdruck statt des eigentlichen, »voller Mondenschein« 33 statt »Vollmond«, »das liebe Himmelslicht« 47 statt »Sonne« steht, dass nicht von »ererbtem Mobiliar«, sondern von »Urväterhausrath« 55, nicht von »Skeletten«, sondern von »Thiergeripp und Todtenbein« 64 gesprochen, dass »Bibliothek« und »Laboratorium« nicht schlechthin benannt, sondern umschrieben und in Einzelanschauungen aufgelöst werden (49—54), während das Eingangsstück fast keine uneigentlichen Ausdrücke verwendet, nur das metaphysische Gebiet in ein poetisches Dämmerlicht hüllt und die vier Facultäten, die Magie, das »studiren« mit den nächst liegenden prosaischen Worten geradehin, wie in einer Abhandlung, benennt.

Zweigliedriger Ausdruck findet sich in beiden Partien häufig, aber in der zweiten niemals verbunden mit der erzprosaischen Disjunction »weder — noch«, welche das Eingangsstück wiederholt verwendet (16. 21; »noch« auch 15).

Während in der ersten Partie Ausruf, Wunsch, Frage, Imperativ gänzlich fehlen, sind sie in der zweiten reichlich vorhanden.

Während die erste Partie im Tone begriffsmäßiger Erörterung logisch voranschreitet, argumentirt, folgert, Einwürfe macht und zurücknimmt und daher Partikeln wie »zwar« (13), »dafür« (17), »auch« (21), »drum« (24), »ob« (25) und das consecutive »dass« (27. 29) verwendet,

die in der zweiten Partie fehlen: spiegelt sich die sehnsüchtige Stimmung der letzteren in einem mehrfach verwendeten »dann« (37. 69. 71), welches den contrastirenden besseren Zustand einleitet, der an die Stelle eines schlechten und unerträglichen tritt.

Es handelt sich hier durchweg nicht um zufällige Verschiedenheiten, sondern wirklich um zwei nach innerer Form, Metrik und Sprache verschiedene Stile. Ja, die meisten der angeführten Einzelheiten lassen sich verstehen aus dem Grundcharakter eines mehr prosaischen Stils in der ersten, eines mehr poetischen Stils in der zweiten Partie.

Man kann nicht behaupten, dass die stilistischen Verschiedenheiten aus der Verschiedenheit der Gegenstände fliessen. Denn die Gegenstände sind nicht wesentlich verschieden: soll die erste Partie Fausts Übergang zur Magie, die zweite aber Fausts Flucht aus seiner Studirstube motiviren, so wird doch beides aus der Unerträglichkeit seines bisherigen Zustandes begründet, und diese Unerträglichkeit bildet in beiden Fällen das eigentliche Thema. Die Art von Fausts früheren Studien erhellt auch aus der poetischen Sprache der zweiten Partie: man wird gezwungen, an physikalische und anatomische Bemühungen zu denken, und schon diese Auswahl ist poetischer als die vier Facultäten im Eingang, unter denen namentlich die Juristerei gar nichts zur Sache thut. Sollten sie aber aus irgend einem Grund alle vier angeführt werden, so war es durchaus möglich, ihnen ein poetisches Gewand anzuziehen. Auch der Lehrberuf, wenn er vorkommen sollte, liess sich leicht weniger dürr und trocken zur Sprache bringen. Kurz, die Prosa dort, die Poesie hier liegt nicht am Gegenstand.

Sie liegt auch nicht an der dramatischen Technik und etwaigen veränderten Aufgaben der beiden Partien innerhalb des Stückes. Man darf nicht sagen, die erste sei Exposition, und nachdem diese etwas prosaisch abgethan, komme die Dichtung erst in Fluss. Man könnte sich einen Faust denken, der mit den Worten: »O sähst du, voller Mondenschein«

begönne, und man wäre mit dieser Exposition vollkommen zufrieden, vorausgesetzt, dass dann Faust wirklich fortginge oder dass er in der Ausführung seines Vorhabens auf eine einleuchtende Weise gestört würde.

Man darf ebensowenig die Sache damit abthun wollen, dass man bemerkt: Goethe halte sich in der ersten Partie treuer an die Quelle, nehme den Stil des Puppenspieles mit herüber und erhebe sich dann erst zu höherem Flug.

Denn *erstens* hält sich Goethe, wie wir gesehen haben, in der ersten Partie gar nicht so streng an die Quelle, dass er eine Erhöhung des Tones verschmähen müsste, wo er sie für richtig hält.

Zweitens ist auch die zweite Partie nicht ohne quellenmäßigen Grund: haben wir doch soeben die wesentliche Identität des Gegenstandes mit der ersten nachgewiesen, kann also doch auch ihr der erste Monolog des Volksdramas zu Grunde liegen und kann der unmittelbare Verkehr mit der Natur, welche selbst den Forscher unterweist, sehr wohl an die Stelle der Magie oder des Studium necromanticum getreten sein. Wenn aber ein zunächst astronomisches oder astrologisches Buch (»Erkennest dann der Sterne Lauf« 69) von Nostradamus dabei mithilft, so ist Nostradamus, um einen Zeitgenossen des Doctor Faust zu nennen, vielleicht an die Stelle des Zoroaster getreten; denn im Volksbuch von Faust heisst es, er »lase fleissig im Zoroastre«, und diese Lectüre wird als eine astrologische angesehen. Oder das geheimnissvolle Buch von Nostradamus eigener Hand entspricht dem Zauberbuche, das im Volksdrama immer auf geheimnissvolle Weise gebracht werden muss, oder den zwei Büchern des Ulmer Puppenspieles, als deren Autoren »der spanische Runzifax« und »der spanische Varth« genannt werden und deren eines darüber belehren soll, »wie man die Sonne verfinstern, die Sterne stillstehend machen und dem Mond seinen Lauf benehmen könne« (Scheible 791. 792).

Drittens gehört das eben mit zum Stil und betrifft

die innere Form desselben, wie streng sich ein Künstler an die Natur oder die Überlieferung bindet. Und wenn die prosaische innere und sprachliche Form des sechzehnten Jahrhunderts auf den Vortrag der ersten Partie eingewirkt hat, während die zweite keine Spur dieser Einwirkung zeigt: so sind wir erst recht berechtigt, auf eine zwischen der ersten und zweiten Partie liegende künstlerische Umwandlung Goethes zu schliessen und von zwei verschiedenen Stilen zu reden.

Es war nothwendig, hier die möglichen Einwendungen oder vielmehr Ausreden, mit denen man Beobachtungen, wie ich sie vortrage, zurückzuweisen pflegt, bis in alle Schlupfwinkel zu verfolgen, um das Resultat so viel als möglich zu sichern. Denn so verhältnissmäßig zwingend lässt sich kaum irgendwo anders der Beweis für die Zusammenfügung zweier ursprünglich getrennter, den Voraussetzungen und dem Stile nach verschiedener Stücke führen, wie es in dem vorliegenden Falle möglich ist.

Mit diesem Beweise will ich mich einstweilen begnügen und nur noch hinzufügen, dass ich die erste Partie für älter als die zweite halte, dass ich vermuthe: Goethe hatte sich soeben erst dem Studium des Hans Sachs und dem Gebrauche des Knittelverses zugewandt, als er jene verfasste. Er mag den exponirenden Monolog schon im prosaischen Entwurf ziemlich ebenso gehabt und dann ohne grosse Veränderung in Reime übertragen haben.

Über das Alter der zweiten Partie möchte ich noch keine bestimmte Vermuthung aussprechen. Sie hat stark nachgewirkt. Der Monolog in Wald und Höhle theilt mit ihr einige wesentliche Motive. Der Monolog vor der Selbstmordversuchung ist zum grossen Theil (Z. 303—336) aus ihr entstanden und gibt von Bibliothek, Laboratorium und Urväterhausrath eine mehr rhetorische Umschreibung: der in Z. 34 angedeutete Todeswunsch scheint sich durch eigene That erfüllen zu sollen. Es kann auch stilistisch und metrisch erwiesen werden, dass der ganze im Fragment

von 1790 fehlende Monolog hinter der Scene mit Wagner erst aus der vierten, von 1797 bis 1801 dauernden Phase der Goetheschen Arbeit am Faust stammt.

Viel schwerer ist es, über das ins reine zu kommen, was sich an die von uns näher behandelten Zeilen 1—74 anschliesst und der Scene mit Wagner vorhergeht. Dass hier Stücke aus dem Prosa-Entwurf wörtlich erhalten seien, habe ich schon früher bemerkt (Aus Goethes Frühzeit S. 82): die Zeilen 115 bis etwa 122, sowie die Zeilen 161 bis 164. Die Stücke in Reimversen zeigen keinen durchgreifenden stilistischen Unterschied von der zweiten Partie; nur das Maß der vier Hebungen des Verses wird nicht eingehalten.

Einen guten Zusammenhang in sich gewähren zunächst die Zeilen 77—114, in denen Faust das Zauberbuch aufschlägt und zuerst das Zeichen des Makrokosmus, hierauf das Zeichen des Erdgeistes beschaut: ich will sie die dritte Partie nennen.

Ebenso hängen in sich ganz wohl zusammen (abgesehen von einer kleinen Unebenheit, die auf der Zusammenfügung von Prosa und Versen beruhen mag) die Zeilen 115—164: die Erscheinung des Erdgeistes, die vierte Partie.

Die dritte und vierte Partie können nicht von Anfang an bestimmt gewesen sein, sich unmittelbar an einander anzuschliessen. Faust sagt 122: »Ich fühl's, du schwebst um mich, erflehter Geist«. Aber der Geist ist noch gar nicht erfleht. Faust hat ihn noch mit keinem Wort um sein Erscheinen gebeten. Er hat nur sein Zeichen auf sich einwirken lassen. Er hat auch noch nicht »lang« an der Sphäre des Geistes gesogen, wie dieser in Z. 131 behauptet.

Die dritte Partie setzt voraus, dass Faust *zum ersten Male* das Buch aufschlägt, welches die Zeichen des Makrokosmus und des Erdgeistes enthält. Die Folge der Gefühle, die ihn nach und nach ergreifen, wäre doch höchst wunderlich, wenn man annehmen müsste, dass er sie schon öfters so durchgemacht hätte. Und wenn er von dem Zeichen

des Makrokosmus sagt: »*Jetzt erst* erkenn' ich was der Weise spricht«; so wird auch hierdurch gefordert, dass er *jetzt erst* das Zeichen erblickt. War gemeint, dass er das Zeichen schon öfters gesehen und dass es früher noch nicht so auf ihn wirkte, dass von dem Bekannten plötzlich eine neue Wirkung ausgehe, so musste das ganz anders gesagt werden. Oder vielmehr: wenn Goethe so ein Motiv im Sinne hatte, so würde es ihn zu einer andern Ausdrucksweise geführt haben. Folglich hatte er's nicht im Sinn und wollte die erste Beschauung der Zeichen schildern.

Ist es aber denkbar, dass Faust das Buch lange besessen und nie ordentlich betrachtet habe? Wenn er es jetzt erst betrachtet, so muss er es jetzt erst erhalten haben.

Wir werden hier auf einen Zusammenhang zurückgewiesen, den uns schon die erste Partie unter Anlehnung an das Volksdrama eröffnete. Die erste, die dritte und die vierte Partie wären unter sich vollkommen in Ordnung, wenn man sie als Fragmente ansehen dürfte, zwischen denen andere Scenen fehlen.

Erste Partie: Faust hat sich der Magie ergeben; es fehlen ihm aber noch die Mittel, um die Geister zu rufen.

Fehlende Scene: es wird ihm ein Buch gebracht.

Dritte Partie: er schlägt das Buch auf; das Zeichen des Makrokosmus gewährt ihm nur ein unbefriedigendes Schauspiel; das Zeichen des Erdgeistes dagegen schwellt seine Thatenlust.

Fehlende Scenen oder fehlende Scene und fehlende Worte, aus denen man erfährt, dass Faust damit umgeht, den Erdgeist zu beschwören. Um nur eine bestimmtere Möglichkeit zu benennen, führe ich an, dass z. B. Faust in der Beschauung des Erdgeistzeichens unterbrochen, sagen wir: durch Wagner, unterbrochen sein konnte und hierauf der Vorhang fiel. In einem neuen Acte können wir dann aus einem Monologe Fausts entnehmen, dass er lange bemüht ist, den Erdgeist zum Erscheinen zu bringen.

Hieran schlösse sich die vierte Partie unmittelbar an.

Ich möchte vermuthen, dass ein ähnlicher Verlauf beim ersten Entwurf in der That beabsichtigt war, dass also die erste, dritte und vierte Partie aus den ursprünglichen Intentionen des Dichters entstanden. Wogegen die zweite Partie mit diesen Intentionen sich gar nicht oder wenigstens nicht an der gegenwärtigen Stelle vereinbaren lässt: wir wissen, dass die zweite Partie nicht als eine ursprüngliche Fortsetzung der ersten betrachtet werden kann, dass in der zweiten Partie Alles auf Fausts Flucht berechnet ist, dass diese Flucht aber weder ausgeführt noch auf eine einleuchtende Weise gehindert wird, dass mithin bei strenger Interpretation die zweite und dritte Partie unvereinbar sind.

Vergleichen wir die zweite Partie mit dem ursprünglichen Entwurf, wie wir ihn vermutheten, so könnte sie etwa bei ihrer Entstehung bestimmt gewesen sein, an die Stelle der ersten Partie und der darnach fehlenden Scene zu treten. Faust hat das Buch schon; aber es hilft ihm nichts in seiner bisherigen Umgebung, er muss fort. Die Betrachtung der Zeichen konnte dann mit neuem und besserm Erfolg in der freien Natur stattfinden und etwa dort der Erdgeist ihm erscheinen.

Wenn aber Goethe später, sei's dass er seine ursprünglichen Intentionen vergessen hatte, sei's dass er sie mit Bewusstsein aufgab, alle diese Stücke verband, wie wir sie jetzt lesen, wenn er zwischen der zweiten und dritten Partie durch die Verse 75 und 76 eine Art Übergang herstellte, der eigentlich keiner ist: so rechnete er ganz gewiss darauf, dass das Publikum es nicht so genau nehmen würde, wie wir es soeben genommen haben, und dass niemand hier tiefer eindringen wollte, als die bisherigen Commentatoren einzudringen versuchten. Die Motive im ganzen sind ja klar und an sich wohlzusammenhängend: Faust hat es auf dem bisherigen Wege zu nichts gebracht; er will Geister beschwören; er beschwört sie: um diese Punkte dreht sich schliesslich Alles. Fühlt er sich einmal versucht fortzugehen, so mag das geheimnissvolle Buch, das er ergreift,

um es mitzunehmen, ihn zu nochmaliger Betrachtung unwiderstehlich reizen und ihm jetzt mehr enthüllen, als früher. Was die Worte nicht sagen, kann Spiel und Maschinerie ergänzen. Wenn nach Z. 32 auf einmal der Mond ins Zimmer scheint, so braucht man keinen weitern Übergang. Und wenn nach den Worten »Umsonst dass trocknes Sinnen hier die heil'gen Zeichen dir erklärt« Faust plötzlich wie von einem überirdischen Schauer geschüttelt wird, als ob soeben die Geister sich geltend zu machen beliebten; wenn etwa gar diese Geisternähe durch irgendwelche scenische Mittel dem Publikum veranschaulicht wird: so glaubt der Zuschauer eine consequent fortschreitende Handlung vor sich zu haben und lässt sich den wunderbaren Verlauf gerne gefallen.

Indessen gehört doch der Monolog bis zum Erscheinen des Erdgeistes zu denjenigen Scenen im Faust, von denen verhältnissmäßig eine geringe Theaterwirkung ausgeht. Und ich zweifle nicht, dass der Mangel an strenger Folgerichtigkeit daran seinen vollgemessenen Antheil hat.

Ich erlaube mir zum Schlusse die Bitte, man möge die soeben gegebenen Bemerkungen, so weit sie sich auf die Zeilen 75—164 beziehen, nur als eine vorläufige Mittheilung betrachten, die ich nicht unterdrücken mochte, um doch ein vollständiges Bild von der Entstehung der ganzen Scene zu entrollen und mich nicht mit der Kritik von ein paar Theilen zu begnügen. Aber auf die Theile kommt es mir für diesmal im Grund allein an; meine Meinung über die Zeilen 1—74, die ersten beiden Partien des Monologes, möchte ich zur Evidenz gebracht haben. Über die anderen Partien habe ich noch manches auf dem Herzen, das ich jetzt lieber unterdrücke, um nicht durch ein Vielerlei zu verwirren. Ich bin selbst hier nur allmählich vorgedrungen und möchte auch die Leser, die mir überhaupt zu folgen bereit sind, nur allmählich vorwärts führen.

Den principiellen Werth von Betrachtungen, wie sie uns hier beschäftigten, wird man nicht verkennen. Lassen

sich an einem Goetheschen Werke von scheinbar einheitlichem Charakter Stilunterschiede, Widersprüche, verschiedene Voraussetzungen über dieselben Dinge nachweisen; so folgt daraus unweigerlich, dass Stilunterschiede und Incongruenzen an sich noch nicht dazu berechtigen, auf Verschiedenheit der Verfasser zu schliessen. Ein Satz, den die höhere Kritik, wie mir scheint, noch niemals ernstlich genug erwogen hat und der zwar vielleicht keine Modifikation ihrer Resultate, aber gewiss eine Modifikation ihres Verfahrens, eine strengere Fassung ihrer Argumente zur Folge haben müsste.

4. Über Goethes Elpenor.

von

Georg Ellinger.

Goethes Elpenor zu erklären, den Plan des ganzen Dramas wiederherzustellen, hat man, wie bekannt, schon mannichfach versucht. *Cholevius*[1] und *Biedermann*[2] haben die Vermuthung ausgesprochen, dass Goethe einen tragischen Ausgang beabsichtigt habe. Dem gegenüber vertritt *Zarncke*[3] die Ansicht, dass es vielmehr Goethes Plan gewesen sei, das Drama mit einem versöhnenden Accord zu schliessen und somit gleichsam der Stimmung nach ein Seitenstück zur Iphigenie zu geben. Er führt als Beweis für seine Ansicht Folgendes an: Goethe schreibt am 3. März 1783 über den Elpenor an Knebel: »Ich hatte gehofft, das Stück, dessen Anfang du kennst, auch noch [es ist im vorhergehenden Satz von Wielands und Herders Poesieen zu demselben Fest die Rede] bis zum Ausgange der Herzogin fertig zu schreiben, es ist aber unmöglich«. Aus dieser Äusserung folgert Zarncke: »Also der Elpenor war,

[1] Cholevius, Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen. 1854.

[2] W. v. Biedermann, Goethe-Forschungen. 1879.

[3] Zarncke, über Goethes Elpenor. Festschrift zu Fr. Hases fünfzigjährigem Jubiläum. 1882.

als Goethe den Stoff wieder aufnahm, zunächst bestimmt, zur Feier des Kirchgangs der Herzogin Louise, die am 2. Febr. 1783 nach mehrfach getäuschten Hoffnungen dem Lande einen Erbprinzen geschenkt hatte, zu dienen . . . . Wir können noch heute aus den Briefwechseln ersehen, als ein wie hohes Glück die Geburt des Erbprinzen im 8. Jahre nach der Vermählung der Eltern begrüsst, besonders auch von Goethe begrüsst ward. Und an dem Tage, an dem die Herzogin im Gotteshause ihre Gebete für den ihr endlich geschenkten Sohn, die Hoffnung des Landes, zum Himmel emporsandte, sollte Goethe ihr das Bild einer Mutter haben vorführen wollen, deren sämmtliche Hoffnungen wir zum Schluss an der Leiche ihres Sohnes, des Thronerben grausam zerknickt sehen? Es ist absolut unmöglich! Im Gegentheil: Der Schluss musste ein freudiger Ausblick in die Zukunft werden sollen: Elpenor, im Begriff, die Herrschaft des Landes anzutreten, musste Gelegenheit haben, die Erfüllung der Hoffnungen anzudeuten, die die Liebe der Mutter auf den Sohn, das Land auf den Thronerben baute. Es musste eine ergreifende Scene voll Mutterglück und Kindesliebe, voll Fürstenhoffnung und Fürstenzuversicht sein, der Name Elpenor musste sich grade hier voll bewähren, und ein gutes Omen für den jungen Erbprinzen abzugeben scheinen. Gewiss hat Goethe solche Gedanken im Sinn behalten, wenn er a. a. O. weiterschreibt: »Ich fahre sachte daran fort, und ich denke, es wird ja nicht zu spät kommen«.

So Zarncke. Ich muss gestehen, dass mir diese ganze Beweisführung nicht einleuchtet. Erstens geht aus Goethes Worten nicht mit zwingender Nothwendigkeit hervor, dass das Drama dazu bestimmt war, zur Feier des Kirchgangs der Herzogin zu dienen, also vielleicht als Festspiel aufgeführt zu werden. Sondern es scheint nur, dass Goethe der Herzogin an diesem Tage das Stück als freundschaftliche Gabe überreichen wollte und unter diesen Verhältnissen sehe ich keinen Grund ein, warum ein tragischer

Ausgang hätte unbedingt vermieden werden müssen. Jedenfalls sind Zarnckes Gründe nicht stichhaltig genug, um einen versöhnenden Schluss des Dramas zu motiviren, der ohnehin zu der ganzen Anlage des Fragments im ärgsten Widerspruche stehen würde. Zarncke gesteht allerdings selbst zu, dass Elpenor dann kein Trauerspiel wäre, als welches er doch von Goethe ausdrücklich bezeichnet wird, und um die Tragödie herzustellen, greift er zu so künstlichen Mitteln wie die Construktion einer Nebenhandlung. Lykus soll auf irgend einem Umweg, nachdem das Geheimniss doch einmal verrathen ist, erfahren, dass der Sohn der Antiope noch unter den Hirten lebt. Er eilt hin, ermordet ihn, zu spät erfährt er, dass es sein eigner Sohn ist. So ist er um den Preis und die Frucht seines Verbrechens betrogen. — An und für sich wäre eine solche Nebenhandlung nicht unmöglich, aber sie ist durch keine Andeutung Goethes, durch keine Stelle im Fragment motivirt, Zarncke hat sie eben blos willkürlich construirt, um die Tragödie herauszubringen. — Ich muss daher daran festhalten, dass Goethe die Absicht gehabt hat, den von Biedermann und Cholevius angenommenen tragischen Schluss eintreten zu lassen: Elpenor, der von Polymetis erfahren, dass es sein eigner Vater ist, an welchem er das Rachegelübde ausführen soll, tödtet in schrecklicher Verzweiflung sich selbst; zu spät erfährt Antiope, dass Elpenor ihr Sohn ist, sie eilt herbei und findet ihn als Leiche [1].

Es fragt sich nun: ist es uns möglich, die Beschaffenheit des Planes der Fortsetzung im Einzelnen genauer zu

[1] Hier noch einige Worte über die weiteren Voraussetzungen: natürlich ist Elpenor Antiopes Sohn, während andrerseits der Sohn des Lykus durch Vertauschung bei Seite geschafft worden und in der Einsamkeit erzogen worden ist. Augenscheinlich sollte derselbe unter den Jünglingen auftreten, welche zu Elpenors Gespielen bestimmt sind, denn der ausdrückliche Hinweis auf dieselben (II. 2.) lässt eine solche Absicht des Dichters vermuthen. Polymetis kann von der Vertauschung der beiden Kinder nichts wissen, da er im Selbstgespräch als den Vater des Elpenor den Lykus bezeichnet. (II. 3.)

bestimmen? Die Frage würde bis zu einem gewissen Grade zu bejahen sein, wenn es gelänge, zur Evidenz festzustellen, was Goethe die Anregung zu diesem Drama gegeben hat, wenn es möglich wäre, das Vorbild, die Quelle für den Elpenor nachzuweisen. Mannichfache Vermuthungen sind bereits darüber aufgestellt. So hat Zarncke als Quelle die antike Sage von Antiope und Dirke angenommen. In der That kommen hier einige Motive vor, welche im Elpenor wiederkehren und es wäre ja nicht unmöglich, dass Goethe, als der Grundgedanke des Stückes schon in ihm feststand, die Namen und einige Motive der Sage entnommen hat. Doch ist eine solche Annahme höchst problematisch, da die von Zarncke nachgewiesenen ähnlichen Motive[1] einmal fast insgesammt nebensächlich sind und zum Andern aus verschiedenen Behandlungen der Sage stammen, so dass man annehmen müsste, Goethe habe für sein Drama alle Bearbeitungen der Sage systematisch durchgearbeitet, was doch gewiss eine Verkennung des dichterischen Schaffens ist. Und der wesentlichste Zug unter den Motiven, auf welche Zarncke aufmerksam gemacht hat, dass nämlich Mutter und Kind, trotzdem sie einander nicht kennen, sich mächtig zu einander hingezogen fühlen, brauchte Goethe gar nicht aus der Sage von Antiope zugekommen zu sein, sondern es liegt viel näher, hier etwa an den Ion des Euripides zu denken, wo sich ebenfalls etwas Ähnliches findet. (V. 235 ff.) Auch die gleiche Situation aus der Mérope des Voltaire könnte Goethe vorgeschwebt haben[2]; und noch

[1] Zarncke, a. a. O. S. 15.

[2] Voltaire, Mérope. II. 2.

Egisthe. O dieu de l'univers!
Dieu, qui formas ses traits, veille sur ton image:
La vertu sur le trône est ton plus digne ouvrage.

Mérope. C'est là ce meurtrier? Se peut-il qu'un mortel,
Sous des dehors si doux ait un cœur si cruel? . . . . . .

Egisthe. O reine, pardonnez! Le trouble, le respect,
Glacent ma triste voix, tremblante à votre aspect.

kräftiger als bei Voltaire finden wir dieses Motiv in Maffeis Merope herausgearbeitet: die Mutter, die in ihrem Sohn, den sie nicht kennt, die Züge ihres Gatten zu entdecken glaubt, ein Motiv, das auch bei Voltaire sich findet; und der Sohn, welcher bekennt, dass noch nie ein Weib in seinem Busen so grosse Liebe und Ehrfurcht erregt habe, wie diese Frau[1]. Und dass Goethe Maffeis Merope gekannt, ist wohl kaum zu bezweifeln; hatte doch Lessings scharfe Kritik der Mérope des Voltaire das allgemeine Interesse auf Maffeis Drama gerichtet.

Man mag nun über die Hypothese Zarnckes denken, wie man will, das wird Jedermann zugestehen, dass die beiden poetischen Hauptmotive des Elpenor sich in der von ihm

(A Eurycles.)
Mon âme, en sa présence, étonnée, attendrie . . . . .

vgl. auch in derselben Scene:

Eurycles. Eh! madame, d'où vient que vous versez des larmes?
Mérope. Te le dirai-je? hélas! tandis qu'il m'a parlé,
Sa voix m'attendrissait, tout mon cœur s'est troublé.
Cresphonte, o ciel! . . . j'ai cru . . . que j'en rougis de honte!
Oui, j'ai cru démêler quelques traits de Cresphonte.
Jeux cruels du hasard, en qui me montrez-vous
Une si fausse image, et des rapports si doux.

[1] Maffei, Merope. I. 3.

Ismene. Che hai Regina? oimè quali improvise
Lagrime ti vegg' io sgorgar da gli occhi?
Merope. O Ismene, ne l'aprir la bocca a i detti
Fece costui col labro un cotal atto,
Che 'l mio consorte ritornommi a mente,
E me 'l ritrasse sì, com' io 'l vedessi.

vgl. auch I. 4.

Egisto. Dimmi, ti priego, chi è colei?
Adrasto. Regina
Fu già di questa terra, è sarà ancora
Fra poco.
Egisto. I sommi Dei l'esaltin sempre,
E della sua pietà quella mercede,
Che dar non le poss' io, rendanle ognora.
Donna non vidi mai, che tanta in seno
Riverenza ed affetto altrui movesse.

angezogenen Sage nicht finden. Diese beiden Motive lassen sich kurz folgendermaßen zusammenfassen:

I. Die Ausführung eines Rachewerkes wird einem Jüngling übertragen, der augenscheinlich einer solchen Aufgabe nicht gewachsen ist.

II. Das Rachegelübde, welches er abgelegt, erweckt in seiner Seele einen furchtbaren Conflikt zwischen Kindesliebe und der Pflicht, sein Gelöbniss zu erfüllen.

Für das eine der beiden Motive weist Zarncke auf eine Quelle für den Elpenor hin, welche Biedermann entdeckt zu haben glaubt. Es ist dies ein chinesisches Drama: »Die Waise von Tschao«. Der erste Theil dieses Stückes war durch die dramatischen Bearbeitungen von Metastasio und Voltaire dem europäischen Publikum zugänglich gemacht; das ganze Drama hatte ein Göttinger Student, Namens Friedrichs übersetzt. Ich will den Inhalt des Schauspiels nach Biedermanns Angabe wiedergeben: »In dem Vorspiel und den ersten drei Aufzügen wird vorgeführt, wie ein hoher Reichswürdenträger, Tu An Ku, das ihm im Wege stehende Geschlecht der Tschao durch allerhand Ränke vertilgt; nur ein während des Blutbades geborenes Kind, dessen Mutter sich nach der Niederkunft selbst das Leben nimmt, wird gerettet, aber freilich nur durch ein schweres Opfer des zum Hausstand gehörigen Arztes Tsching Ing. Ihm war das Kind anvertraut und er rettet es dadurch, dass er sein eignes Kind anstatt des fremden ermorden lässt. Tu An Ku nimmt nun zur Belohnung des vermeintlichen Verraths Tsching Ing und dessen angebliches Kind in sein Haus. — Der 4. und 5. Aufzug spielen 20 Jahre später. Tu An Ku hat den jungen Tschao an Kindesstatt angenommen, und so wie er ihm seine ganze Zuneigung geschenkt, besitzt er auch die ganze Liebe seines Pfleglings, der in ihm auch den grossen Staatsmann und Feldherrn ehrt. Dem gegenüber hat Tsching Ing mit seiner Pflicht, den jungen Tschao zur Rache für den Untergang des Hauses der Tschao aufzufordern, einen schweren Stand. In Folge dessen fasst er

den Plan, dem Tschao das Verderben seines Geschlechts durch Bilder darzustellen, erst auf die Frage Tschaos erzählt er ihm den Verlauf der Ereignisse und als es ihm gelungen ist, denselben über den noch ungenannten Urheber solcher Greuel in Wuth zu setzen und zu dem Entschluss zu vermögen, für Bestrafung des schändlichen Verbrechers einzutreten, da erst nennt er ihm seinen Pflegevater, worauf Tschao an diesem seine Rachepflicht ausführt«.

Wer sich den Inhalt des chinesischen Stückes im Zusammenhang unbefangen vorführen lässt, wird schwerlich auf den Gedanken kommen, dass dieses Drama die Anregung zu Goethes Elpenor gegeben haben könne. Und mag man auch mit Unterdrückung des Wichtigen einzelne kleine Ähnlichkeiten aufzuweisen im Stande sein, so wird man doch zugestehen müssen, dass die beiden obenerwähnten Hauptmotive des Elpenor in dem chinesischen Schauspiel sich nicht finden: denn Tschao führt einmal ohne Bedenken seine Rache gegen den Pflegevater aus und geht zum Andern nicht an dem Conflikt zwischen Kindesliebe und der Pflicht, sein Rachegelübde zu erfüllen zu Grunde.

Der annehmbarste Grund für die Unterstützung der Hypothese Biedermanns würde noch der sein, dass sich in demselben Theil der Déscription de la Chine von du Halde (III. 3. 2), der einen Auszug aus der Waise von Tschao bringt, auch eine Erzählung befindet, worin ein Knabe ganz ähnlich gegen seinen vermeintlichen Vater sich gleichgiltig, sowie von dem noch unerkannten wirklich angezogen zeigt wie Elpenor. Aber dieser Grund reicht allein nicht aus, um eine schwach begründete Hypothese in das Gebiet der Wahrscheinlichkeit, geschweige denn in das der annähernden Gewissheit zu erheben. Was Biedermann sonst für seine Ansicht anführt, ist nicht bedeutend genug: die Liebe zu Waffenübungen und Pferden finden wir allerdings bei Tschao wie bei Elpenor; bei Elpenor bricht ferner wie bei Tschao rachebegehrender Zorn schon hervor, als ihm die eigne

Geschichte wie eine fremde erzählt wird; wie Tsching im Selbstgespräch von seinem Geheimniss sagt: »ich bin 65 Jahr alt; sollt ich sterben, wer wirds entdecken?« so Polymetis: »Entdeck' ich's nicht, so siegt der schändlichste Verrath!« Beide Genannte schwanken beunruhigt, ehe sie einen Entschluss fassen und beide wollen die Entscheidung dem Zufall anheimstellen, denn Tsching vermag mit zu hoffen, dass Tschao nach der Bedeutung der, die Geschichte seines Geschlechts darstellenden Bilder fragen werde und nur an diese Frage will er die Enthüllung der Geburt desselben knüpfen; andrerseits sagt Polymetis: »O gebt ein Zeichen mir, ihr Götter! Löst meinen Mund, verschliesst ihn wie ihr wollt!« Wenn Biedermann dann fortfährt: »Sogar der Name des Königs Lykus scheint sich auf eine Stelle des chinesischen Schauspiels zu beziehen, indem die entsprechende Person, Tu An Ku, sich selbst gleich beim ersten Auftreten einem Tiger vergleicht, so dass an Stelle dieses Raubthiers nur ein andres, der Wolf (λύκος) gesetzt wird«, so wird er durch diese Darlegung schwerlich viele Anhänger gewinnen.

Vor allen Dingen ist es nicht erwiesen, dass Goethe das chinesische Stück gekannt hat. Bei der Vollständigkeit, mit der wir sonst aus Goethes Briefwechseln u. Ä. unterrichtet sind über das Neue, das in seinen Gesichtskreis trat, wäre es doch höchst eigentümlich, wenn uns Goethe nicht direkt oder indirekt etwas von seiner Bekanntschaft mit einem Stücke mitgetheilt hätte, welches so kräftig in ihm nachwirkte, dass es ihn zu eigener Produktion anregte. Die Bearbeitungen Voltaires und Metastasios beweisen nichts; denn beide haben blos den ersten Theil des chinesischen Dramas bearbeitet, welcher den Opfermuth des treuen Dieners, der, um das Kind des Herrn zu retten, sein eignes dahin gibt, zum Gegenstand hat und für den Elpenor gar nicht in Betracht kommen kann. Und wer will sagen, dass das Interesse, welches Voltaires Stück in Goethe vielleicht erregte, stark genug war, um ihn zu veranlassen,

auch den zweiten Theil der Vorlage des Voltaireschen Dramas sich anzusehen? Ich wage es wenigstens zu bezweifeln.

Haben wir es denn aber wirklich nöthig, so weit zurückzugehen, gibt es denn nicht auch in der neuern Literatur ein Stück, von dem wir annehmen könnten, dass es Goethe die Anregung zum Elpenor gegeben, ein Stück, in welchem auch das Rachegelübde, dessen Erfüllung oder vielmehr dessen Nichterfüllung die tragische Verwicklung bedingt oder herbeiführt? Und thatsächlich besitzen wir auch in der neuern Literatur ein solches Drama, und zwar eine Tragödie, von der wir wissen, dass sie den mächtigsten Eindruck auf Goethe gemacht hat und deren Einwirkung auf Goethes dichterische Thätigkeit wir — wie bekannt — auch sonst nachweisen können: das ist Shakespeares Hamlet.

Man erinnere sich an die allerdings wohl nicht ganz zutreffende Definition, welche Goethe im Wilhelm Meister von Hamlets Charakter gibt: »»die Zeit ist aus dem Gelenke; wehe mir, dass ich geboren ward, sie wieder einzurichten!«« »In diesen Worten, dünkt mich, liegt der Schlüssel zu Hamlets ganzem Betragen und mir ist deutlich, dass Shakespeare habe schildern wollen: eine grosse That auf eine Seele gelegt, die der That nicht gewachsen ist. Und in diesem Sinn find' ich das Stück durchgängig gearbeitet. Hier wird ein Eichbaum in ein köstliches Gefäss gepflanzt, das nur liebliche Blumen in seinem Schooß hätte aufnehmen sollen; die Wurzeln dehnen sich aus, das Gefäss wird zernichtet«. Im Hamlet also, wie Goethe ihn auffasste, sehen wir auf das Klarste das eine Hauptmotiv ausgeprägt, welches ich für den Elpenor nachgewiesen habe. Und das zweite Motiv tritt uns aus dem Hamlet mit gleicher Deutlichkeit entgegen: Hamlet wird durch sein Rachegelübde in den furchtbarsten Conflikt versetzt; denn derjenige, an dem er die Rache vollstrecken soll, ist sein Oheim und der Gemahl seiner Mutter, gegen welche er sich somit auch wenden muss.

Und man denke nur an die Worte, mit denen Goethe an andrer Stelle schildert, wie er sich Hamlet vor dem

Tode seines Vaters vorstellt: »Zart und edel entsprossen, wuchs die königliche Blume unter den unmittelbaren Einflüssen der Majestät hervor; der Begriff des Rechtes und der fürstlichen Würde, das Gefühl des Guten und Anständigen mit dem Bewusstsein der Höhe seiner Geburt entwickelten sich zugleich in ihm. Er war ein Fürst, ein geborener Fürst, und wünschte zu regieren, nur damit der Gute ungehindert gut sein möchte. Angenehm von Gestalt, gesittet von Natur, gefällig von Herzen aus, sollte er das Muster der Jugend sein und die Freude der Welt werden. Ohne irgend eine hervorstechende Leidenschaft war seine Liebe zu Ophelien ein stilles Vorgefühl süsser Bedürfnisse; sein Eifer zu ritterlichen Übungen war nicht ganz original; viemehr musste diese Lust durch das Lob, das man dem Dritten beilegte, geschärft und erhöht werden; rein fühlend kannte er die Redlichen und wusste die Ruhe zu schätzen, die ein aufrichtiges Gemüth an dem offnen Busen eines Freundes geniesst. Bis auf einen gewissen Grad hatte er in Künsten und Wissenschaften das Gute und Schöne erkennen und würdigen gelernt; das Abgeschmackte war ihm zuwider und wenn in seiner zarten Seele der Hass aufkeimen konnte, so war es nur eben so viel, als nöthig ist, um bewegliche und falsche Höflinge zu verachten und spöttisch gelassen mit ihnen zu spielen. Er war gelassen in seinem Wesen, in seinem Betragen einfach, weder im Müssiggang behaglich, noch allzubegierig nach Beschäftigung. Ein akademisches Hinschlendern schien er auch bei Hofe fortzusetzen. Er besass mehr Fröhlichkeit der Laune als des Herzens, war ein guter Gesellschafter, nachgiebig, bescheiden, besorgt und konnte eine Beleidigung vergeben und vergessen; aber niemals konnte er sich mit dem vereinigen, der die Grenzen des Rechten, des Guten, des Anständigen überschritt«. Haben wir hier nicht die wesentlichsten Charakterzüge beisammen, die Goethe seinem Elpenor verliehen hat?

Es ist aber ferner daran zu erinnern, dass gerade in den Jahren, in welche Goethes Arbeit am Elpenor fällt (1781

bis 83), die Stücke des Wilhelm Meister entstanden, in denen die bedeutsamen Erörterungen über den Hamlet sich finden. Erwägt man nun, wie der Hamlet grade damals Goethes Geist beschäftigte, bedenkt man ferner wie Goethe im Wilhelm Meister (V. 4.) Zusammenhänge, von denen er glaubte, dass sie im Hamlet nicht gehörig herausgearbeitet oder vernachlässigt seien, mit künstlerischer Phantasie wiederherzustellen suchte, zieht man schliesslich in Betracht, wie Goethe besonders die Untersuchungen über Hamlets Wesen vor dem Tode seines Vaters interessiren — so kann es doch nichts Auffälliges haben, dass Goethe sich damals entschloss, das Shakespearesche Problem aufzunehmen und es in andre Zeiten, Verhältnisse und Zustände zu übertragen, und dass es Goethe besonders reizen musste, dasjenige, was im Hamlet vor der Handlung liegt, mit hereinzuziehen und im Drama darzustellen: nämlich: uns einen (nach Goethes Anschauung) Hamletartigen Charakter auch vor dem Zeitpunkte zu zeigen, wo ihn das Schicksal zum düstren, finstren und menschenfeindlichen Grübler macht.

Aber auch ein Theil der thatsächlichen Verhältnisse kann aus dem Hamlet herübergenommen sein und zwar lässt sich das für eine der Hauptvoraussetzungen im Elpenor nachweisen. Wie es sich im Hamlet darum handelt, dass ein König durch seinen von Herrschsucht erfüllten Bruder umgebracht wird und wie es diese That ist, welche zu rächen den Inhalt des Gelübdes ausmacht, das den Angelpunkt der Handlung bildet, so auch im Elpenor. Nur dass Goethe den Conflikt noch verschärfte, indem sein Held gezwungen wird, die Rache an seinem eigenen vermeintlichen Vater auszuführen. — Wollte man äusserliche Züge anführen, welche Hamlet und Elpenor gemeinsam sind, so würde man auch hier nicht vergebens nachforschen: die Liebe zu Waffenübungen hat Elpenor nicht blos mit dem Helden des chinesischen Stückes, wie Biedermann nachgewiesen hat, sondern auch mit Hamlet gemein.

War der Hamlet Goethes Vorbild, so wird sich die Vermuthung nicht abweisen lassen, dass dem Sohn des Lykus eine ähnliche Rolle zufallen sollte wie dem Fortinbras. Man könnte sich demgemäss den Plan der Fortsetzung ungefähr folgendermaßen denken: Polymetis will der Antiope das Geheimniss mittheilen, er deutet ihr an, dass er den Namen des Verbrechers kenne. Aber Antiope hat allen Gedanken der Rache entsagt und die Rachepflicht auf Elpenor übertragen, sie verweist ihn an diesen. Und nun erfährt Elpenor das furchtbare Geheimniss, er erfährt, dass es sein eigner Vater ist, an welchem er Rache nehmen soll. Von diesem Augenblicke an beginnt der furchtbare Conflikt in seiner Seele: aus dem lebensfrohen Jüngling ist mit einem Schlage ein finstrer, verzweifelnder Grübler geworden, in dessen Seele der Gedanke des Selbstmordes immer und immer wieder auftaucht. Dieser Gedanke gewinnt zuletzt die Oberhand; hat er doch versprochen, das ganze Geschlecht des Mörders zu vertilgen und so macht er mit sich selbst den Anfang. Unterdessen hat Antiope vielleicht den wahren Sachverhalt erfahren, sie könnte ihn dem Volk mitgetheilt, dieses in seiner Wuth sich gegen Lykus empört und ihn erschlagen haben. Mit dem Volk kommt sie, um dem Elpenor sein Glück zu verkünden, ihn auf den Thron seiner Väter zu erheben und findet ihn als Leiche oder im Sterben. Im Schmerz könnte sie sich selbst den Tod geben und sie oder Elpenor den geretteten Sohn des Lykus als Nachfolger designiren. Dieser, in der Einsamkeit aufgewachsene, von den Gräueln und Verschuldungen seines Geschlechts nicht berührte Held würde dann zum Schluss erscheinen und die Herrschaft übernehmen; und so könnte das Drama wie Hamlet mit dem versöhnenden Ausblick geschlossen haben, dass nach all' diesen furchtbaren und gräuelvollen Ereignissen das Volk einer glücklichen Zukunft unter der Führung eines jungen, kraftvollen und reinen Helden entgegengehe.

5. Zu Goethes Gedicht: Deutscher Parnass[1].

von

Daniel Jacoby.

Im Musenalmanach für 1799 von Schiller ist das im Juni 1798 geschriebene Gedicht Goethes zuerst erschienen, damals mit der von Schiller gegebenen Überschrift »Sängerwürde«. Goethe hatte es »Wächter auf dem Parnasse« genannt.

Schon H. Düntzer[2] hat ganz richtig in dem Gedichte eine Satire auf die überzarten und übersittlichen Poeten gesehen. Allein nicht, wie er meint, vorwiegend gegen Herder ist es gerichtet, der in der Dichtkunst eine unmittelbar sittliche Wirkung forderte (Humanitätsbriefe 1796). Vielmehr gegen alle diejenigen, welche der Zeit angehörend vor Schillers und Goethes kräftigster Wirksamkeit, »dem goldenen Weltalter der Literatur, wie Schiller Worte Wielands ironisirte, von der Aufgabe der Poesie kleinlich und engherzig dachten und welche, den edlen und kühnen Zorn für die Sache der Kunst verkennend, der aus den Xenien flammte, ihr Wehe! in Klagetönen riefen. Zu diesen ge-

[1] Vgl. auch unten V. Hehns Miscelle. L. G.

[2] Goethes lyr. Ged. III[2], 273 f.

hörte der wackre Gleim mit seinen lendelahmen Epigrammen: »Kraft und Schnelle des alten Peleus« 1797. Gleims Verse hatten Goethe offenbar den Anlass zu seinem Gedichte gegeben. Julian Schmidt[1] hat schon vor 25 Jahren darauf aufmerksam gemacht; ganz besonders scharf und bestimmt aber Ernest Lichtenberger[2] in dem Buche étude sur les poésies lyriques de Goethe, ihm folgte J. Imelmann[3]. H. Henkel dagegen hat in einem Aufsatz vom J. 1880[4] die Polemik nicht zugeben wollen.

Wer den Gang der Handlung kennt, wie er sich aus den Worten des Wächters auf dem Parnass ergibt; wer den Ton und die einzelnen Wendungen des Gedichts beachtet: wird nicht zweifeln, dass Goethe zu der genialen Erfindung durch die anklagenden Verse Gleims gekommen ist: »Wie war's einmal so schön auf unserm Helicon! . . . als Faune nicht auf ihm der Muse Tänze störten mit ihrem Wolfsgeheul und Tigerungestüm; Apollo Gott noch war, nicht Priapus auf ihm; als alle Sänger noch einander ihre Lieder vorsangen, alle noch wie Brüder sich liebten« . . . Goethe, so sagt treffend G. von Loeper, dichtete ganz aus der Vorstellung der Gegner heraus, machte scheinbar ihre Interessen zu den seinigen, die seinigen ebenso scheinbar preisgebend. Doch ich will nicht von anderen Gesagtes wiederholen, sondern Neues hinzufügen.

Die Überschrift »Sängerwürde«, welche Schiller dem Gedicht gab, offenbar nach den Versen 163 f. »War es möglich, eure hohe Götterwürde[5] zu vergessen«, versteckte in

[1] S. Goethes Gedichte von G. von Loeper 1883. II², 305. Die Verse citire ich nach dieser Ausgabe.

[2] Paris 1882. ed. 2. S. 241 ff. — Ob Goethes Gedicht aber der die Xenien noch überbietende Einfall ist, von welchem Goethe am 26. Jan. 1798 Schiller schreibt, wie Lichtenberger meint, lasse ich dahingestellt.

[3] Symbolae Joachimicae I. 149.

[4] Archiv für Litg. IX, 200 f.

[5] Goethe hatte schon 1797, Brief an Schiller 24. Nov., die »Sittenrichter« verspottet, »die es natürlich finden, dass ein Autor Zeit seines

der That die Ironie, wie Schiller wünschte, und drückte doch die Satire, ebenfalls nach seinen Worten, für den Kundigen aus. Mit dieser Taufe »des Poetengedichtes« war Goethe überaus zufrieden; möge ich, setzt er hinzu, das *edle Werk* doch bald gedruckt sehen. Mit derselben Ironie, wie im Gedichte selbst von den »edlen und reinen Brüdern« in Apoll die Rede ist. Der Mund des Musenwächters fliesst über von Reinheit, Edelsinn, Keuschheit![1] Gleich zu Anfang rühmt er in schönen Versen, wie im Herzen »die Fülle der gesellig edlen Triebe wächst«, »nährt sich Freundschaft, keimet Liebe« — man denke an die Freundschaftständelei Gleims, Jacobis u. a. — Apollo zieht alle anderen an »und ein Edler folgt dem andern« (31). »Uns umleuchten«, sagt er später, »reine Sterne, Hier nur hat das Edle Werth« (210).

Gleim hatte in einem Epigramm jener genannten Schrift über Goethe und Schiller geklagt, »dass zwei so spiegelrein erschaffne Gottgeschöpfe nicht rein geblieben sind«. Und im dialogischen Epigramm »Alexis und Dora« »fegt« Dora »reinweg mit dem Besen aus dem Almanach« »was nicht in ihn gehört den Staub, den Sittenhass«[2]. Darum lässt Goethe den Wächter auf dem Parnass, welchem »die Musen das keusche, reine Siegel« (15) auf die Lippen gedrückt, beim Nahen der frechen »Brut« (125; 139.) ausrufen: Brüder, lasst uns alles wagen! Eure reine Wange glüht (127). Schlossenregen . . vertreib' aus unsren milden, Himmelreinen Luftgefilden Diese Fremden, diese Wilden! (140).

Lebens seine besten Bemühungen verkennen, sich retardieren, necken, hänseln und hudeln lasse, weil das nun einmal so eingeführt ist! Und dabei soll er geduldig, seiner *hohen Würde* eingedenk, . . wie ein ecce Homo dastehen, nur damit Herr Manso und seines gleichen auch in ihrer Art für Dichter passieren können«.

[1] Die Erklärung der Worte »das edle Werk« durch Lichtenberger: qu'y a-t-il de plus noble qu'une pareille vengeance? u. s. w. kann ich nicht billigen.

[2] Goethe hat — »die einzige direkte Entgegnung auf die Anti-Xenien« — Gleim vergolten mit dem Epigramm »Alexis und Dora«; s. G. v. Loeper: Goethes Werke. Hempel. III. 202. Zweite Ausgabe III. 311.

Und später, als er schmerzerfüllt erkennt, dass es keine Fremden sind, dass Dichter, »unsre Brüder« — 151; vgl. 43, 221; 203 »meiner Liebe Bruderwort«; s. Gleims Worte oben. »Ihr Brüder« der beliebte Ausdruck der Anakreontiker in Liedern[1] — dass sie »ihnen selbst die Wege zeigen«, sagt er: »Aus den keuschen Heil'gen Schatten Dringt verhasster Ton hervor . . . Nachtigall und Turtel fliehen Das so keusch erwärmte Nest« (180 f.)

Mit wie feinem Spott hat Goethe die Beiwörter edel, rein und keusch gehäuft und dabei doch so, dass nicht blos der »gewöhnliche Almanach-Leser« diesen nicht merkte. Selbst der feinsinnige Körner erkannte weder die wahre Absicht noch den Verfasser des Gedichts: »Goethe hatte sich im Musenalmanach für 1799 unter dem Pseudonym Justus Amman versteckt. Bei der Verkennung der Absicht aber sind Körners Worte erklärlich und zugleich sehr bezeichnend«. »Sängerwürde«, so schreibt[2] er an Schiller, »scheint mir ein verunglücktes Produkt eines Mannes, der nicht ohne Talent ist. Einzelne Stellen zeigen, dass er sich auf Sprache und Versbau versteht. Aber auf den feierlichen Eingang folgt viel Mattes und Schleppendes . . . Die ästhetische Strafpredigt am Ende dünkt mir ganz misslungen zu sein«. Goethe hat in der That in den — oft so weichlich-matten — Ton der Anakreontiker eingestimmt, aber er hat doch dabei zugleich gezeigt, man beachte z. B. nur den schönen an Horaz, Gleims Liebling, erinnernden Eingang, wie weit er sie auf ihrem eigensten Gebiete übertreffen konnte. Das Anhäufen der Beiwörter ist gewiss nicht zufällig. Und gerade die Lieblingswörter der Anakreontik, welcher Goethe selbst vorübergehend in seiner frühesten Zeit gehuldigt hatte, »keusch, rein, zart, süss, hold, still«, wird der aufmerksame Leser wiederfinden. Ich führe nur noch einige Beispiele an: Des Mädchens zarter Busen (69);

[1] S. Studien zur Goethe-Philologie von Minor und Sauer S. 12 f.
[2] Briefw. mit Schiller 4, 119; II. Ausgabe von Gödeke, II, 314.

mit schön gefärbter Wange singt sie *würd'ge* Lieder, und es singt die schöne Kette zart und zärter (71 f.); zarte Saiten (167) und zarte Rieselwellen (170). Die verderblich holde Flamme (38); die holden Phantasien (58); gleich darauf im holden Zauberwalde (62) und die holde Stille (84). Im stillen Morgenhaine (82) und »Muse, geh' ihr still entgegen!« (94). Gleich zu Anfang wehen »süsse, laue Lüfte« (28); »der Liebe süssem Wahn« (183).

Ich kann auch nicht, wie Henkel will, »die eigensten Anschauungen Goethes in der Darstellung vom Wesen und Wirken der Poesie« im Gedichte finden. »Wer kann besser«, sagt der Musenwächter 45 f., »als der Sänger Dem verirrten Freunde rathen?« u. s. w. Der Goethe zu Ende der neunziger Jahre dachte gewiss ebenso wie viel später der Greis, »dass die Muse zu begleiten, doch zu leiten nicht versteht«. Auch im Folgenden sind nur scheinbar Goethes eigenste Anschauungen zu erkennen. »Ja, sie greifen in die Saiten, Mit gewalt'gen Götterschlägen Rufen sie zu Recht und Pflichten« (51 f.). Goethe war zur Zeit der Abfassung des Gedichts mehr denn je von dem Gedanken durchdrungen, dass die Poesie lebendige Darstellung des Menschen zur Aufgabe habe, nicht, Sittlichkeit zu predigen. Schon 1797 den 24. November hatte er bei Gelegenheit der ihm von Schiller zugesendeten Briefe Garves, der sich über die Xenien geäussert, »bei diesem so guten und wackeren Manne« — über Gleim als Menschen urtheilte er gewiss ebenso — »keine Spur eines ästhetischen Gefühls« bemerkt. Und einen Tag darauf: »Die Poesie ist doch eigentlich auf die Darstellung des empirisch pathologischen Zustandes des Menschen gegründet, und wer gesteht denn das jetzt wohl unter unsern fürtrefflichen Kennern und sogenannten Poeten?« Diesen »prosaischen Naturen«, äussert er im weiteren, wollte er gern erlauben vor den sogenannten unsittlichen Stoffen zurückzuschaudern, wenn sie nur ein Gefühl für das höhere Poetisch-sittliche hätten und davon entzückt würden.

So schön ferner und zart auch an sich die Schilderung

des seine »lieblichen Gefühle«, welche »die Männer nicht verdienen« (88), in die »Schattenwälder« tragenden Mädchens ist, so kann doch nicht die Absicht eines gewissen vagen Idealisirens ohne plastisch-sinnliche Kraft verkannt werden.

Gewiss, an der Erfindung wie an der Durchführung des Ganzen wird sich ein jeder erfreuen. Man hätte keine hohe Vorstellung von der Kunst der Ironie, über die Goethe verfügte, wollte man erwarten, dass diese plump zu Tage trete, wollte man sich über die schönen Verse wundern. Die gegen den Schluss haben etwas Feierliches, gerade wie zu Beginn des Gedichts. Bei den »tiefgefühlten Reueliedern«, die der Parnassos-Wächter den »verirrten Brüdern« zumuthet — als »gute Pilger« sollen sie wiederkommen, — geniesst »der Kundige« die geistvolle Schelmerei. In den zehn letzten Versen hat G. von Loeper (a. a. O.) wohl mit Recht eine sehr nahe Berührung mit dem dichterischen Ausdruck Schillers erkannt[1].

Es scheint mir aber auch der Erwähnung werth, dass Schiller andererseits in dem ein Jahr nach dem Druck des Goetheschen Gedichts entstandenen »Lied von der Glocke« manches aus jenem — gewiss wohl unbewusst — benutzt hat. Nicht unbewusst jedoch, was das Versmaß und die Behandlung des Reims betrifft. Die kurzen katalektisch-trochäischen Verse Goethes, welche die Aufregung so treffend malen, »hier hervor Strömt ein Chor! Liebeswuth, Weinesglut Rast im Blick, Sträubt das Haar! Und die Schaar, Mann und Weib . . Ohne Scheu zeigt den Leib« (102 ff.) — sie finden sich zuweilen mit längeren Versen abwechselnd,

[1] Die trochäischen Halbverse, mit Daktylen vermischt, auch in der »Braut von Messina«; »Wenn die Blätter fallen In des Jahres Kreise, . . Da gehorcht die Natur Ruhig nur« u. s. w. Müllner folgte dem Vorgange Schillers. Grillparzer hat solche Halbverse wie: Greise zagend, Weiber klagend, Kinder weinend« u. s. w. wohl weniger, wie Wilhelm Scherer in seiner trefflichen Abhandlung über ihn bemerkt (Vorträge u. Aufsätze 231), Müllner nachgebildet, als Schiller; vgl. die bekannte Stelle in der Glocke.

z. B. in der Darstellung der Feuersbrunst in der »Glocke«: Aus der Wolke, ohne Wahl, Zuckt der Strahl . . Roth, wie Blut, Ist der Himmel; Das ist nicht des Tages Glut! Welch Getümmel Strassen auf! Dampf wallt auf! u. s. w.

Ein Gegenbild ferner zu Goethes sehnsuchtsvollem Mädchen, das sich in die Einsamkeit verliert, ist die herrliche Schilderung Schillers von dem Jüngling der im »namenlosen Sehnen« der Brüder wilden Reihen flieht. Und wenigstens hindeuten will ich auf einzelne Ausdrücke. Bei Goethe singt die schöne Kette zart und zärter um die Wette (74); bei Schiller fliegt der Eimer »durch der Hände lange Kette um die Wette«. Bei Goethe »prasseln« vom Gipfel Steine (135); bei Schiller fällt die Flamme »prasselnd« in die dürre Frucht.

Noch in dem 1804 gedichteten »Alpenjäger« Schillers hören wir einen Nachklang des Goetheschen Gedichts. Bei Goethe ruft der Wächter des Parnass: Dass sie wieder heilig werde, Lenkt hinweg den wilden Zug! Vielen Boden hat die Erde Und unheiligen genug (206 f.) Bei Schiller ruft der Berggeist: Raum für alle hat die Erde: Was verfolgst du meine Heerde?

6. Goethe und Oliver Goldsmith.

von

Siegmund Levy.

Mit Goldsmiths Roman, dem ungefähr fünf Jahre vorher erschienenen Vicar of Wakefield, war Goethe in Strassburg durch Herder bekannt geworden: welche Rolle derselbe dann im Sesenheimer Idyll spielt, ist aller Welt aus dem zehnten Buch von »Dichtung und Wahrheit« bekannt. »Ich kann voraussetzen — heisst es daselbst, XXI. 197 der Hempelschen Ausgabe — dass meine Leser dieses Werk kennen und im Gedächtniss haben; wer es zuerst hier nennen hört, sowie der welcher aufgeregt wird, es wieder zu lesen, beide werden mir danken«. Über den Verfasser, Oliver Goldsmith, einen der Lieblinge seiner Nation, urteilt sein jüngster und kundigster Biograph, John Forster: »No man ever put so much of himself into his books as Goldsmith, from the beginning to the very end of his career« (Life of Goldsmith, book II. chapter VI.). — Mit vollem Recht. So haben ihm z. B. zu dem Helden seines Romans, dem Landprediger von Wakefield, Vater und Bruder, beides Geistliche, gesessen, wie sie auch zu dem Charakter des Landgeistlichen in seinem »Deserted Village« Züge geliefert haben; die in dem eben genannten Gedichte geschilderte

Localität ist sein irisches Heimatsdorf; der Wanderer seines gleichnamigen Gedichts, des Travellers, ist — darin unterschieden von Goethes dadurch angeregtem »Wanderer« — der Dichter selber; seiner Komödie »She stoops to conquer« liegt ein eigenes Jugendabenteuer, die Verwechslung eines Privathauses mit einem Gasthause, zu Grunde; in seiner andern Komödie »The goodnatured Man« schreibt Goldsmith zugleich eine Selbstkritik und eine Oratio pro domo[1]: kurz, überall hört man aus seinen Dichtungen heraus, dass es sich um eigene Erlebnisse und Erfahrungen handelt; sie sind die Quelle, aus der ihre Lebenswärme entspringt.

Wie das auf einen Gelegenheitsdichter[2] wie Goethe wirken, wie es ihm imponiren musste, liegt auf der Hand. »Ich bin Shakspere, Sterne und Goldsmith Unendliches schuldig geworden«, bekennt er gegen Eckermann, am 16. December 1828. Und wo er demselben das Studium der englischen Literatur empfiehlt, am 3. December 1824, nennt er Goldsmith in gleich ehrenvoller Gesellschaft: »Unsere Romane, unsere Trauerspiele, woher haben wir sie denn als von Goldsmith, Fielding und Shakspere?« Immer wieder und wieder kommt er auf ihn zurück. »Es wäre nicht nachzukommen«, — schreibt er am 25. Dezember 1829 an Zelter — »was Goldsmith und Sterne grade im Hauptpunkte der Entwicklung auf mich gewirkt haben«.

Die folgende Zusammenstellung will nun versuchen, als Nachtrag und Ergänzung zu Goethes eigenen Äusserungen und Ausführungen, in einer Anzahl von Übereinstimmungen zwischen beiden einige specielle Anregungen

---

[1] Vergl. »Wilhelm Meisters Lehrjahre« VIII. 7, wo Goethe Natalie bemerken lässt: »Ich hab' immer gesehen, dass unsere Grundsätze nur ein Supplement zu unsern Existenzen sind. Wir hängen unsern Fehlern gar zu gern das Gewand eines gültigen Gesetzes um«.

[2] »Alle meine Gedichte sind Gelegenheitsgedichte, sie sind durch die Wirklichkeit angeregt und haben darin Grund und Boden«. Gegen Eckermann, 18. Sept. 1823.

und Einwirkungen, die derselbe wohl Goldsmith verdanken könnte, nachzuweisen. Wir bleiben uns dabei voll bewusst, dass es sich bei einem derartigen Versuche nur um Möglichkeiten und höchstens Wahrscheinlichkeiten handeln kann, eingedenk der Warnung Goethes in dem bereits angeführten Gespräch mit Eckermann vom 16. December 1828, und eingedenk der Thatsache, dass, »was auch für Samen die Fremde ihm zubrachte, er im eigenen Lande wohlgedüngt aufzog«.

Goldsmith leitet den Vicar of Wakefield mit einem kurzen Vorwort ein, das mit den Worten beginnt: »There are a hundred faults in this thing, and a hundred things might be said to prove them beauties. But it is needless. A book may be amusing with numerous errors, or *it may be very dull without a single absurdity*«. Und ähnlich heisst es im 15. Capitel, in einer Parallele zwischen Menschen und Büchern: »As the reputation of books is raised, not by their freedom from defect, but the greatness of their beauties; so should that of men be prized . . . . .«

Dazu halte man Goethes Sprüche in Prosa No. 119: »Es werden jetzt Productionen möglich, die Null sind, ohne schlecht zu sein: Null, weil sie keinen Gehalt haben: nicht schlecht, weil eine allgemeine Form guter Muster den Verfassern vorschwebt«. (Wozu Herr von Loeper aus dem Aufsatz »Über den sogenannten Dilettantismus« treffend vergleicht: »Man kann ganze Bücher lesen, die schön stilisirt sind und gar nichts enthalten«.) Und in einer Auslassung gegen Eckermann vom 11. März 1828 über den Begriff der Productivität: »Wir haben in der Literatur Poeten, die für sehr productiv gehalten werden, weil von ihnen ein Band Gedichte nach dem andern erschienen ist. Nach meinem Begriffe aber sind diese Leute durchaus unproductiv zu nennen, denn was sie machten, ist ohne Leben und Dauer. Goldsmith dagegen« — fährt Goethe fort, ohne dass in dem Gespräche bis dahin von Goldsmith irgendwie die Rede gewesen wäre — »hat so wenig Gedichte gemacht, dass

ihre Zahl nicht der Rede werth; allein dennoch muss ich ihn als Poeten für durchaus productiv erklären, und zwar ebendeswegen, weil das wenige, was er machte, ein inwohnendes Leben hat, das sich zu erhalten weiss«.

Mit dem Vicar of Wakefield theilt — um hier abzusehen von allgemeinen Qualitäten wie »der heitern Nachgiebigkeit und lächelnden Duldung«, »der hohen wohlwollenden Ironie« (Goethesche Lobesworte über den Goldsmithschen Roman in seiner Autobiographie und in dem bereits angeführten Briefe an Zelter) — mit dem Vicar of Wakefield und, soviel ich absehe, keinem andern englischen Roman des Jahrhunderts theilt Goethes Wilhelm Meister die lyrischen Einlagen, die, der Stimmung der Situation entsprechend, ihr erhöhten Ausdruck geben sollen und auf irgend eine Weise in die Erzählung und Handlung verflochten werden. So z. B. im Vicar — es thut nicht Noth Beispiele aus Goethes Roman anzuführen — das traurige von der verlassenen Olivia gesungene Lied im 24. Capitel: When lovely woman stoops to folly, And finds, too late, that men betray . . . So namentlich im 8. Capitel »die liebenswürdige Romanze, woraus die Oper Erwin und Elmire entstanden«. (S. »Dichtung und Wahrheit«, 19. Buch). Im Vicar of Wakefield kommt auch eine wandernde Schauspielertruppe vor (im 18. Capitel), bei welcher Gelegenheit der damalige Zustand des englischen Theaters erörtert wird. Zeitweiliges Mitglied dieser Truppe ist Georg, der Sohn des Landpredigers, in dessen Lebensgeschichte Goldsmith ein gutes Theil seiner eigenen Erlebnisse niedergelegt hat — wie Goethe in der seines Wilhelm Meister. Von sonstigen auf das Theaterwesen bezüglichen kleineren Zügen, worin beide Romane übereinstimmen, mögen noch angeführt sein: Wie in Wilhelm Meister III. 1 der Pedant vom Grafen für einen excellenten Darsteller dieser Charakterfigur, und IV. 1 derselbe und auch der Harfner für blose Darsteller solcher Rollen gehalten werden, so gilt im Vicar of Wakefield, Capitel 18, der Landprediger für den Darsteller

dieser Rolle in der Schauspielertruppe, seiner zufälligen Reisegesellschaft. Übrigens tritt im Wilhelm Meister II. 9 auch ein Fremder auf, von dem erzählt wird, dass er die Rolle eines Landgeistlichen angenommen und aufs artigste durchgeführt habe, von dem sich später aber ergibt, dass er ein wirklicher Geistlicher ist. Diesem selben Mann, der mit Mr. Burchell im Vicar of Wakefield die Ubiquität theilt, wird VII. 1 auch eine Qualität des Letztern attribuirt, er erscheint als »Fussgänger, der Wilhelm einholt und mit starkem Schritte neben dem Pferde bleibt«.

Was IV. 18 von Serlo erzählt wird, dass er natürlich gespielt, dagegen im Leben sich verstellt habe, entspricht genau dem, was Goldsmith — freilich nicht im Vicar, sondern in seinem Gedicht Retaliation — von seinem Freunde Garrick behauptet:

> On the stage he was natural, simple, affecting:
> 'T was only that when he was off, he was acting.

Das 26. Capitel des Vicar of W., in welchem der Landprediger eine vollständige, auch auf das Öconomische sich erstreckende Reform im Gefängniss herbeiführt, hat zur Überschrift: »To make laws complete, they should reward as well as punish«, womit sich vergleichen lässt in Wilhelm Meister II. 4 eine freilich blos hingeworfene Bemerkung, der dort noch keine weitere Folge gegeben wird: »Überall weiss man nur zu verbieten, zu hindern und abzulehnen, selten aber zu gebieten, zu befördern und zu belohnen. Man lässt alles in der Welt gehen, bis es schädlich wird; dann zürnt man und schlägt drein«.

Über weitere sozialpolitische Momente, die Wilhelm Meister mit Goldsmiths Dichtungen gemein hat, später.

Im Vicar of Wakefield, im 3. Capitel, lässt Goldsmith den die Lebensgeschichte Sir William Thornhills erzählenden Mr. Burchell sich für den scharf aufmerkenden Leser dadurch verrathen, dass er ihn in seiner Erzählung plötzlich aus der dritten Person in die erste fallen lässt: »He now

found that such friends as benefits had gathered round him, were little estimable; he now found that a man's own heart must be ever given to gain that of another. I now found that — that — I forget what I was going to observe: in short, sir, he resolved etc.« Goethe hatte allen Anlass sich diesen Kunstgriff zu merken. Hatte er doch, wie er uns im 10. Buche von Dichtung und Wahrheit erzählt, eine gewaltige Strafpredigt von Herder darüber zu hören bekommen, dass er die Absicht des Verfassers, damit die Maske des Incognitos Mr. Burchells zu lüften, nicht gleich erkannt hatte. Er macht Anwendung von dem Kunstgriffe in »Lilis Park« (Hempelsche Ausg. I. 169):

Wie schön und ach, wie gut
Schien sie zu sein! Ich hätte mein Blut
Gegeben, um ihre Blumen zu begiessen.
Ihr sagtet: Ich! Wie? Wer?
Gut denn, Ihr Herrn, gradaus: Ich bin der Bär.

Zu dem im Faust ausgesprochenen Erfahrungssatze:

Wer Recht behalten will und hat nur eine Lunge,
Behält's gewiss

liefert Goldsmith specielle Belege. Ohne Zweifel wird Goethe die Beobachtung, dass der vom Gegner in die Enge Getriebene das mangelnde Gewicht seiner Argumente durch verdoppelte Emphase zu ersetzen sucht, oft genug selber gemacht haben. Aber auch bei den Dichtern, die am reichlichsten aus der eigenen Erfahrung schöpfen, bleiben literarische Präcedenzfälle nicht ohne Wirkung; sie bilden eine Art Gewähr, wenn nicht für die Richtigkeit, so doch für die künstlerische Verwendbarkeit eines Gedankens. Im Vicar of Wakefield ch. XIII hatte Goethe gelesen, wie Mrs. Primrose von jenem Satze Anwendung macht: »The dispute grew high, while Deborah instead of reasoning stronger, talked louder and at last was obliged to take shelter from a defeat in clamour«. Und ähnlich im Deserted Village v. 211 von dem Dorfschulmeister:

In arguing, too, the parson owned his skill,
For even though vanquished, he could argue still;
While words of learned length and thundering sound
Amazed the gazing rustics ranged around.

Das drastische Memento mori, das der Landprediger im 2. Capitel zur Beruhigung seiner übergeschäftigen Hausfrau gebraucht, ähnelt demjenigen, womit der alte Apotheker in Hermann und Dorothea die Ungeduld seines Sohnes beschwichtigt.

Wie Mrs. Primrose, so hat im Wilhelm Meister Madame Melina (II. 10 und IV. 10) für ihre Tochter, bevor sie noch da ist, romantische Namen in Bereitschaft.

Auch zu der Gartenscene zwischen Mephisto und Marthe, den leisen Andeutungen dieser, dem Nichtverstehenwollen jenes scheint Mrs. Primrose Züge geliefert zu haben; deren sehr deutliche Andeutungen im 10. Capitel ihr Gemahl nicht verstehen *will,* deren sehr durchsichtige, ihr selber undurchdringlich scheinende Listen im 16. Capitel Squire Thornhill dadurch eludirt, dass er, ähnlich wie Mephisto, standhaft im Allgemeinen verharrt.

Zu dem allgemeinen, im 2. Theile des Faust von den Gärtnerinnen ausgesprochenen Satze:

Das Naturell der Frauen
Ist so nah mit Kunst verwandt,

liefert der Vicar of Wakefield wieder einen Specialfall, woselbst es im 17. Capitel von der ältesten Tochter heisst: »Olivia acted the coquet to perfection, if that might be called acting which was her real character«.

Dass ein Character sich nur in dem Strom der Welt bildet, wie der Dichter des Tasso in der 2. Scene Leonore aussprechen lässt, ist auch im Vicar of Wakefield — nur mit ein bischen anderen Worten — zu lesen, dessen erstes Capitel, das uns mit den Kindern bekannt macht, die Schilderung derselben mit den Worten schliesst: »But it is needless to attempt describing the particular characters of young

people that had seen but very little of the world .... properly speaking, they had *but one* character ...«

Die etwas egoistische Art wie der Epistolograph der zweiten Goetheschen »Epistel« die verschiedenen Neigungen der Töchter zu verwenden räth, lässt sich derjenigen vergleichen, wie in demselben ersten Capitel der Landprediger die verschiedenen Temperamente seiner Töchter benutzt:

»The one entertained me with her vivacity when I was gay, the other with her sense when I was serious«.

Eine Reminiscenz aus dem Vicar of Wakefield könnte auch nachgewirkt haben in einer Stelle in »Ritter Curts Brautfahrt«, wo Herr von Loeper in seinem Commentar S. 365 Anstoss nimmt an der Combination in V. 12: »Überwinder und gebläut«. Mit Unrecht, wie mir scheint: das *und* soll epigrammatisch wirken, was die Adversativpartikel *doch*, welche der Commentator statt dessen erwartet, nicht thun würde: Auch der siegreiche Kampf lässt seine Wunden und Narben zurück (vergl. Pyrrhussieg). Im 13. Capitel des Landpredigers hatte Goethe die Geschichte gelesen von dem Zwerge, der mit dem Riesen auf Abenteuer auszieht und den gemeinschaftlichen Kriegsruhm mit dem Verluste eines Armes, Auges und Beines erkauft. Wozu man noch weiter anziehen könnte aus »Vanitas! vanitatum vanitas!« die Strophe: »Ich setzt' mein Sach auf Kampf und Krieg ... Und uns gelang so mancher Sieg ... Wir zogen in Feindes Land hinein ... und ich verlor ein Bein«.

Das Vertrauen des Seefahrers (die »Seefahrt« datirt aus dem Jahre 1776):

»Und vertrauet scheiternd oder landend
Seinen Göttern«

vergleicht sich dem Vertrauen, womit der Landprediger im 3. Capitel seinen Sohn in die weite Welt entlässt: »I was under no apprehension from throwing him naked into the amphitheatre of life; for I knew that he would act a good part, whether *vanquished or victorious*.

Goldsmiths im Jahre 1764 erschienener »Traveller« hat den Namen und das Grundmotiv geliefert zu Goethes im Jahre 1771, also lange vor der Zeit, da Goethe selber Italien sah, entstandenem »Wanderer« (Vergl. Scherer, Geschichte der deutschen Literatur S. 488)[1].

Der Gegensatz von Natur und Kunst durchzieht das eine wie das andere Gedicht. Vergl. im Traveller V. 81 ff.:

> Nature, a mother kind alike to all
> Still grants her bliss at labour's earnest call; . . .
> From art more various are the blessings sent:
> Wealth, commerce, honour, liberty, content . . .

Die Schilderung des modernen Italiens schliesst V. 159 ff.:

> As in those domes, where Cæsars once bore sway,
> Defaced by time and tottering in decay,
> There in the ruin, heedless of the dead,
> The shelter-seeking peasant builds his shed;
> And wondering, man could want the larger pile,
> Exults, and owns his cottage with a smile

wonach die Stelle im »Wanderer«:

> Natur! Du ewig keimende
> Schaffst Jeden zum Genuss des Lebens,
> Hast Deine Kinder alle mütterlich
> Mit Erbtheil ausgestattet, einer Hütte.
> Hoch baut die Schwalb' an das Gesims,
> Unfühlend, welchen Zierrat

[1] Auch sonst liebt Goethe es bekanntlich sich unter dem Bilde eines Wanderers zu denken. Man vergleiche sein in dieselbe Zeit fallende »Wanderers Sturmlied« und namentlich den Separattitel des zweiten Theils von Wilhelm Meister! »Wohl bin ich nur ein Wanderer, ein Waller auf der Erde!« ruft Werther einmal aus (16. Juli, im 2. Theil). In dem Darmstädter Kreise wurde Goethe selber, nach Schäfers und von Loepers Vermuthung (»Dichtung und Wahrheit« III. 316 der Ausgabe des Letztern) nach seinem Gedichte als Wanderer zubenannt. — Auch im Englischen hätte der Name »wanderer« eigentlich näher als »traveller« gelegen; der Dichter des Letztern hat ihn wohl nur vermieden, um sein Gedicht von dem »Wanderer« Savages zu unterscheiden.

Sie verklebt; . . . . .
Und Du flickst zwischen der Vergangenheit
Erhabne Trümmer
Für Deine Bedürfniss'
Eine Hütte, o Mensch.
Geniessest über Gräbern! —

Als »eines Tempels Trümmer« erkennt der Wanderer die Hütte der jungen Frau.

Ähnlich wie der Dichter des Faust, fasst der des Traveller sein Verhältniss zur Welt auf. Wenn Faust (V. 2862 nach Düntzers Zählung) zum Erdgeist betet:

. . . Du gabst mir, gabst mir alles
Warum ich bat . . . .
Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft, sie zu fühlen, zu geniessen

so ruft der Traveller seiner Umgebung, den Gefilden, Seen, Städten zu (V. 49, 50):

For me your tributary stores combine:
Creation's heir, the world, the world is mine!

Wenn Faust Mephistopheles (im zweiten Gespräch mit demselben) erklärt:

Mein Busen . . . .
Soll keinen Schmerzen künftig sich verschliessen,
Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst geniessen, . . .
Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen,
Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern . . .

so trauert und freut sich ähnlich der Traveller mit der gesammten Menschheit:

. . . for a while my proper cares resigned,
Here let me sit in sorrow for mankind«. V. 101, 2.

Thus to my breast alternate passions rise,
Pleased with each good that Heaven to man supplies:
Yet oft a sigh prevails, and sorrows fall,
To see the hoard of human bliss so small;

And oft I wish amidst the scene to find
Some spot to real happiness consigned,
Where my worn soul, each wandering hope at rest,
May gather bliss to see my fellows blest. V. 55 ff.

Auch zu einer Stelle in dem, um das Jahr 1780 entstandenen, gedankenschweren Aufsatze »Die Natur« liefert der Traveller eine Parallele. Es ist der Passus wo es heisst:

»Sie (nämlich die Natur) gibt Bedürfnisse, weil sie Bewegung liebt . . . *Jedes Bedürfniss ist Wohlthat;* schnell befriedigt, schnell wieder erwachsend. Gibt sie eins mehr, so ist's ein neuer Quell der Lust.«

was erinnert an den Traveller V. 212 ff., wo es, von den Schweizern, heisst:

If few their wants, their pleasures are but few;
For every want that stimulates the breast
Becomes a source of pleasure when redressed.
Whence from such lands each pleasing science flies,
That first excites desire, and then supplies;
Unknown to them, when sensual pleasures cloy,
To fill the languid pause withe finer joy.

Womit sich wieder vergleichen lässt Sprüche in Prosa No. 61:

»Die Menschheit ist bedingt durch Bedürfnisse. Sind diese nicht befriedigt, so erweist sie sich ungeduldig; sind sie befriedigt, so erscheint sie gleichgiltig[1]. Der eigentliche Mensch bewegt sich also zwischen beiden Zuständen, und seinen Verstand, den sogenannten Menschenverstand, wird er anwenden, seine Bedürfnisse zu befriedigen; ist es geschehen, so hat er die Aufgabe, die Räume der Gleichgiltigkeit auszufüllen«, was ihm aber keineswegs immer gelinge . . .

Hierauf aber scheinen sich die Anregungen, die Goethe dem Traveller verdanken könnte, noch nicht zu beschränken. Die herrliche, von jeher mit Recht bewunderte Schilderung der dem Meere abgewonnenen Niederlande V. 281 ff.:

[1] Ähnliche Reflexionen finden sich bei Pascal, bei Voltaire und Helvétius.

To men of other minds my fancy flies.
Embosom'd in the deep where Holland lies.
Methinks her patient sons before me stand,
Where the broad ocean leans against the land,
And, sedulous to stop the coming tide,
Lift the tall rampire's artificial pride.
Onward, methinks, and diligently slow,
The firm connected bulwark seems to grow;
Spreads its long arms amidst the watery roar,
Scoops out an empire, and usurps the shore.
While the pent ocean, rising o'er the pile,
Sees an amphibious world beneath him smile;
The slow canal, the yellow-blossom'd vale,
The willow-tufted bank, the gliding sail,
The crowded mart, the cultivated plain,
A new creation rescued from his reign.
Thus while around the wave-subjected soil
Impels the native to repeated toil,
Industrious habits in each bosom reign . . .

sollte sie[1] nicht den Anstoss und die Form geliefert haben für Fausts letzte, höchste Thätigkeit, für seinen Plan

Das herrische Meer vom Ufer auszuschliessen,
Der feuchten Breite Gränzen zu verengen
Und weit hinein, sie in sich selbst zu drängen?

Vers 5615 [9870] ff.

Zur bequemern Vergleichung möge die betreffende Stelle aus dem letzten Act (6935 [11190]) in extenso hier folgen:

Eröffn' ich Räume vielen Millionen,
Nicht sicher zwar, doch thätig frei zu wohnen!
Grün das Gefilde, fruchtbar, Mensch und Heerde
Sogleich behaglich auf der neusten Erde,
Gleich angesiedelt an des Hügels Kraft,
Den aufgewälzt kühn-emsige Völkerschaft.

[1] Ich weiss sehr wohl, dass man in Friedrich des Grossen Entwässerungsarbeiten im Oderbruch die eigentliche Quelle gesehen hat. Ein solches der Wirklichkeit entnommenes Vorbild würde aber die Einwirkung eines literarischen keineswegs ausschliessen.

Im Innern hier ein paradiesisch Land,
Da rase draussen Flut bis auf zum Rand,
Und wie sie nascht, gewaltsam einzuschiessen,
Gemeindrang eilt, die Lücke zu verschliessen.
Ja! diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das ist der Weisheit letzter Schluss:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muss.
Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr[1].

Aus Goldsmiths »Deserted Village«, das Goethe im 12. Buch von Dichtung und Wahrheit bespricht, als verwandt mit der Stimmung, aus der sein Werther hervorgegangen, und wovon er erzählt, dass er es im Wetteifer mit Gotter zu übersetzen unternommen habe, notirt er (an erwähnter Stelle XXII. S. 93 der Hempelschen Ausgabe): »Fest- und Feiertage auf dem Lande, Kirchweihen und Jahrmärkte, dabei unter der Dorflinde erst die ernste Versammlung der Ältesten, verdrängt von der heftigern Tanzlust der Jüngeren, und wohl gar die Theilnahme gebildeter Stände . . .« Es ist, wie man sieht, das Schema der Osterlustbarkeiten auf dem Lande aus dem Faust (»Bauern unter der Linde; Tanz und Gesang; Faust und der alte Bauer«), ja es scheint sogar mit Hinblick auf diese Scenen im Faust aus dunkler Erinnerung entworfen zu sein, denn auf die Schilderungen im Deserted Village, Vers 13—30, passt es nur ungenau[2].

[1] Beiläufig, zur Illustrirung des reichen Gedankengehalts des »Traveller«, möge hier darauf hingewiesen sein, dass dies Culturgedicht auch für Schiller productiv geworden ist: dasselbe dürfte das nächste Vorbild seines »Spaziergangs« sein. Vergl. auch mit Trav. V. 81 ff. den Chor in der »Braut von Messina«: Ungleich vertheilt sind des Lebens Güter u. s. w.

[2] Der Stossseufzer in dem Briefe vom 14. Sept. 1780 an Frau von Stein: »O thou, sweet Poetry« dürfte eine Anspielung auf eine mit diesen Worten beginnende Stelle im Deserted Village, V. 407 ff. enthalten, welche somit als Commentar zu dem Briefe dienen kann; jedenfalls hat der Gedankengang in beiden viele Beziehungspunkte.

An die socialpolitische Tendenz des Deserted Village: die ungleiche Vertheilung des Besitzes, die Bedrückung der Armen, Verdrängung der Schwachen erinnert das der ersten Hälfte der siebziger Jahre angehörige Fragment des »Ewigen Juden« (Vergl. mit V. 181: »Schleicht nicht mit ew'gem Hungersinn . . .« und besonders mit V. 193 ff. [eine Auslassung von einer Schroffheit, deren der spätere Goethe schwerlich mehr fähig gewesen wäre]:

Ihm wird zu grillenhafter Stillung
Der Menschen Mark herbeigerafft;
Er speist in ekelhafter Überfüllung
Von Tausenden die Nahrungskraft

Deserted Village V. 275 ff.:

The man of wealth and pride
Takes up a space that many poor supplied;
Space for his lake, his park's extended bounds,
Space for his horses, equipage, and hounds;
The robe that wraps his limbs in silken sloth
Has robbed the neighbouring fields of half their growth:
His seat, where solitary sports are seen,
Indignant spurns the cottage from the green . .«

Ähnlich Traveller V. 401 ff.); vor Allem aber Wilhelm Meister. Vergl. z. B. mit Des. Vill. V. 302 ff.:

Where then, ah! where shall poverty reside,
To 'scape the pressure of contiguous pride?
If to some common's fenceless limits strayed,
He drives his flock to pick the scanty blade,
Those fenceless fields the sons of wealth divide,
And even the bare-worn common is denied

Wilhelm Meister I. 10: »Es haben die Grossen dieser Welt sich der Erde bemächtigt, sie leben in Herrlichkeit und Überfluss. Der kleinste Raum unseres Welttheils ist schon in Besitz genommen, jeder Besitz befestigt«.

Beide Gedichte Goldsmiths, der »Wanderer« wie das »Verödete Dorf« schliessen mit Scenen erzwungener Auswanderung nach Amerika. Auch im Wilhelm Meister ist

bekanntlich von Auswanderung nach Amerika sehr viel die Rede. Hier aber zeigt sich ein bemerkenswerther Unterschied. Während Goldsmith die Auswanderung noch als ungemischtes Übel erschien, fasst Goethe sie entsprechend der fortgeschrittenen Erkenntniss — für die letzten Bücher der »Lehrjahre« und die »Wanderjahre« auch entsprechend der gewachsenen Bedeutung Amerikas — viel mehr aus dem entgegengesetzten Gesichtspunkte auf. Vergl. z. B. den Schluss des Liedes der Auswanderer in den »Wanderjahren«: »Dass wir uns in ihr zerstreuen, Darum ist die Welt so gross« und die schöne Ausführung daselbst III. 9, wie der Wandertrieb, von der Natur dem Menschen eingepflanzt, durch die Cultur gesteigert wird. Diese starke Betonung der positiven Seite klingt fast wie eine Polemik gegen den Dichter des Traveller und Deserted Village. Was den Gegensatz von Heimathsinn und Wandertrieb betrifft, so spielt derselbe wie in den Dichtungen und im Leben Goldsmiths, bekanntlich auch in »Hermann und Dorothea« eine bedeutende Rolle, eine so bedeutende, dass Wilhelm v. Humboldt in seinem »Ästhetischen Versuche« (LXXIX) in einem verwandten Contraste, dem Beharrungstrieb und dem Trieb zum Weiterstreben, und dessen Versöhnung das »Hauptthema« dieser Dichtung erblicken konnte. Vergleiche auch schon im »Werther« was derselbe gleich im Anfange unterm 21. Juni schreibt (Der junge Goethe, III. 260): »Ich habe Allerlei nachgedacht, über die Begier im Menschen sich auszubreiten, neue Entdeckungen zu machen, herumzuschweifen; und dann wieder über den inneren Trieb, sich der Einschränkung willig zu ergeben, und in dem Gleise der Gewohnheit so hinzufahren . . .« Und weiter im zweitnächsten Alinea: »Und so sehnt sich der unruhigste Vagabund zuletzt wieder nach seinem Vaterlande und findet in seiner Hütte . . . . all die Wonne, die er in der weiten öden Welt vergebens suchte«. Ganz wie der »Vagabund« Goldsmith, der Dichter des Deserted Village es thut V. 88 ff.:

In all my wanderings through this world of care, . . .
I still had hopes my latest hours to crown.
Amidst these humble bowers to lay me down: . . .

Auch die dazwischenliegende Betrachtung (a.a.O. 260f.): »O es ist mit der Ferne wie mit der Zukunft! Ein grosses dämmerndes Ganze ruht vor unserer Seele . . . Und ach, wenn wir hinzueilen, wenn das Dort nun Hier wird, ist alles vor wie nach . . .« erinnert lebhaft an ein Bild im Traveller V. 23 ff.:

But me, not destined such delights to share, . . .
Impelled with steps unceasing to pursue
Some fleeting good that mocks me with the view;
That, like the circle bounding earth and skies,
Allures from far, yet, as I follow, flies . . .

Auf »Hermann und Dorothea« noch einmal zurückzukommen. Wollte man versuchen, eine Parallele zwischen Goethes idyllischem Epos und Goldsmiths idyllischem Roman zu ziehen, so könnte man z. B. sagen: In beiden findet sich »ländlich mit Bürgergewerb gepaart«. Wie der Landprediger von Wakefield[1], so vereinigt Hermanns Vater drei Charaktere, wenn auch nicht ganz dieselben, in sich, er ist wie dieser Familienvater, Landwirth, und daneben — Wirth. Wie der Landprediger in Goldsmiths Roman, so ist der Prediger in Hermann und Dorothea duldsam und entschiedener Optimist, weiss an allem die gute Seite auszufinden. Wie die Familie des Landpredigers es thatsächlich thut (Vergl. die Capitel 10, 12 und 14, und die Überschrift des erstgenannten: »The family endeavour to cope with their

[1] Man vergleiche wie Goethe im zehnten Buche seiner Autobiographie dies — im Anschluss an das, was Goldsmith im Vorwort von seinem Helden bemerkt: »he unites in himself the three greatest characters upon earth; he is a priest, an husbandman, and the father of a family« — vom protestantischen Landgeistlichen überhaupt ausführt.

betters«), so heisst es bei Goethe (in der »Polyhymnia«) von den Städtern, dass sie

dem Reichen stets und dem Höhern, wenig
vermögend,
Nachzustreben gewohnt sind, besonders die Weiber und
Mädchen:

wie es auch der Apotheker in seinen jüngeren Jahren wirklich gethan, bis er in richtiger Erkenntniss der Unzulänglichkeit seines Beutels davon abgestanden. Wenn — um noch auf einen Berührungspunkt hinzuweisen — das bereits erwähnte in beiden Dichtungen vorkommende Memento mori als Beschwichtigungsmittel der Ungeduld und Unruhe in Hermann und Dorothea von dem Vater des Apothekers nicht ganz so zweckmäßig angewandt wird (es scheint ihm Zeit seines Lebens die Stimmung deprimirt zu haben) wie von dem Landprediger bei seiner vielgeschäftigen Frau: so kann dagegen der Ausspruch, wozu des Apothekers Erzählung des pädagogischen »Kunststücks« Goethes Prediger Anlass gibt:

Des Todes rührendes Bild steht
Nicht als Schrecken dem Weisen, und nicht als Ende
dem Frommen . . .

die ganze Predigt aufwiegen und mehr als aufwiegen, welche der Vicar von Wakefield im 29. Capitel über den verwandten Text: die Ausgleichung im Leben nach dem Tode hält.

Eins der schönsten Motive — freilich von Goethe unvergleichlich wirksamer verwandt — hat »Hermann und Dorothea« mit Goldsmiths »Goodnatured Man« gemein. Dorothea, als ihr Entschluss gefasst zu entsagen, auf Nimmerwiederkehr zu gehen, bekennt ihre Liebe zu Hermann, wie Young Honeywood in der genannten Komödie die seine zu Miss Richland, der reichen Erbin, als er im Begriff steht Heimat und Vaterland auf immer zu verlassen. In beiden Fällen kommt es nicht zur Ausführung des Entschlusses,

eben in Folge jenes Bekenntnisses. Hervorgelockt wird bekanntlich bei Dorothea das Bekenntniss durch eine Tactlosigkeit, oder was ihr als eine solche erscheint. Eine ähnliche, stärkere Tactlosigkeit ist es, wodurch Sophia im vorletzten Capitel des Vicar of Wakefield ihre Liebe zu Sir William Thornhill verräth: die ihr von Seiten des Letztern gethane unfeine -- freilich nur scherzhaft gemeinte — Zumuthung, eine ihrer unwürdige Verbindung einzugehen. Das erinnert dann wieder an den, im 7. Capitel des letzten Buches von Wilhelm Meisters Lehrjahren, Wilhelm von Friedrich gemachten Vorschlag Lydie zu heirathen: ein Ansinnen, das dazu führt, dass Wilhelm und Natalie ihre Gefühle für einander verrathen. In beiden Fällen, in Goldsmiths wie in Goethes Roman, wird der unfeine Scherz verwendet, wenn auch nicht als Mittel zur Lösung selber, so doch als Mittel eine solche herbeizuführen und ihr näher zu kommen.

III. Miscellen, Chronik, Bibliographie.

I. MISCELLEN.

A. Einzelne Mittheilungen zu Goethes Leben und Werken.

1. *Zu Goethes Aufsätzen über Kunst.* Eine hübsche Ergänzung zu den G.-J. V, S. 298—308 veröffentlichten Bemerkungen gibt Kuhn in seinen Mittheilungen aus H. Meyers Nachlass (vgl. unten, Bibliographie. Regesten). Nach dem von ihm beigebrachten Briefe Goethes an Meyer ist er geneigt, zwei Aufsätze über Kunst für Goethe zu reclamiren, den einen: »Steindruck« Kunst und Alterthum V, 3, S. 148—153 VI, Heft 1, S. 27—46, den andern »Stuttgart« das. V, 3, S. 153—159.

Dass der letztere wirklich von Goethe herrührt, ist nach des Letztern Worten »Den Aufsatz über Stuttgart habe nach Boisseréeschen Mittheilungen oder Andeutungen geschrieben« ganz unzweifelhaft. In Boisserées Tagebuch über den Weimarer Aufenthalt 17. Mai bis 3. Juni 1826 (Sulpiz Boisserée I, 471—480) ist allerdings von Mittheilungen über Stuttgart nicht die Rede, wohl aber kommt in seinen Briefen (a. a. O. II, S. 420) eine diesbezügliche Stelle vom 25. März 1826 vor, und manches, was sich in dieser nicht findet, mag im Gespräche mitgetheilt worden sein. Der fragliche Aufsatz Goethes lautet:

»Von der Sammlung der Herren Boisserée und Bertram, lithographirt von Strixner, liegt die 13. und 14. Lieferung nebst dem zur 15. gehörigen Christusbildniss nach Hemling vor uns.

In der dreyzehnten befinden sich zwey Blätter, nach Flügelbildern von Albrecht Dürer im Jahre 1523 für die Hauskapelle eines Köllnischen Patriziers gemalt. Auf dem einen Joseph und Joachim, auf dem andern Simeon und Lazarus, letzterer in bischöfflichem Ornat, weil er nach seiner Auferweckung der erste Lehrer des christlichen Glaubens in Marseille gewesen seyn soll. Das Mittelstück zu diesen Flügelbildern ist nicht auf uns gekommen.

Auf dem dritten Blatte sieht man den auferstandnen Christus nach Hemling, die Figur in derselben Grösse wie die vorgenannten Heiligen.

Die Besitzer der Sammlung haben diese ganz selbständige Figur aus dem reichen Gemälde von Hemling herausgenommen, aus welchem sie bereits die Geburt und das Pfingstfest gegeben, und zwar um das Doppelte vergrössert; auf einem einfachen gelben Hintergrund, mit Beseitigung der landschaftlich fortlaufenden und übergreifenden episodischen Darstellung. Oben genannte Flügelbilder erhalten dadurch einigermaßen ein passendes Mittelstück.

Man durfte sich übrigens diese Vergrösserung gar wohl erlauben, da Hemlings Gemälde vollkommen ausgeführt ist, so dass bey Nachbildung ins Grössere nichts hinzugethan zu werden brauchte. Es ist als wenn man das Gemälde durch eine Loupe sähe. Insofern und weil die ersten Bilder dieser Sammlung in sehr verkleinertem Maßstabe lithographirt werden mussten, ist es ganz willkommen und lehrreich, ausnahmsweise auch einmal das Umgekehrte zu sehn.

Die 14. Lieferung enthält ein weibliches Bildniss nach Lucas Cranach, ferner die Ruhe in Aegypten nach einem unbekannten deutschen Meister aus dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts, welcher die Landschaft sich zu seinem Hauptzwecke vorsetzte und sie mit grossem Erfolg zu behandeln wusste. Drittens folgt die Predigt des heiligen Norbert, Bischoffs von Magdeburg, gegen den Gottesläugner Tanchlin in Antwerpen, dann Bernhard von Orley, bewunderungswürdig lithographirt von Bergmann, einem Schüler Strixners, von welchem letzteren zu diesem wie zu allen übrigen Blättern die Ton-, Licht- und Massenplatten mit der ihm durchaus eigenthümlichen Kunst gefertigt worden.

Das Bildniss Christi nach Hemling in Lebensgrösse wie das Original, ist ganz nach dem von alten Zeiten her als Bildniss Christi überlieferten Typus. Der Künstler hat nur die malerische Ausführung hinzugethan, diese aber ist und besonders im Colorit so meisterhaft, dass die lithographische Nachbildung, wie gelungen sie auch erscheinen muss, doch keinen hinreichenden Begriff davon geben kann.

Uns aber darf es wohl höchlich freuen, dass die Boisserée'sche Sammlung unschätzbarer Gemälde, die wir seit zehen Jahren kennen und zu würdigen verstehen, bisher von so vielen durch eigenes Anschauen erkannt worden, und um, durch die immer fortwirkende Lithographie, nach ihrem Hauptsinn und Zweck wenigstens allgemeiner bekannt wird. In dem ersten Stück des ersten Bandes gegenwärtiger Zeitschrift haben wir vor acht Jahren dieser Angelegenheit Erwähnung gethan und wie sehr muss es uns freuen, dass in einer so flüchtig dahinrollenden, sich selbst aufzehrenden Zeit, ein so ernstes und schwieriges Werk immer seinen reinen, ruhigen und gesteigerten Fortschritt erhalten.

Es sind nun fünf Jahre seit Ausgabe der ersten Lieferung, und betrachtet man was in der Zeit bezüglich auf lithographische Technik für das Werk geleistet ward, so bemerkt man eine ununterbrochene Steigerung: das Korn der Kreide ist immer feiner, dadurch die Zeichnung bestimmter und zarter geworden, die Schattenmassen haben an Kraft und Durchsichtigkeit, die Töne mehr an Klarheit gewonnen: auch hat man sich an den mannigfaltigsten Gegenständen versucht. Wir finden die einfachsten, sowie die reichsten und complicirtesten Darstellungen: Köpfe von der Dimension eines Zolls bis zur Lebensgrösse; die verschiedensten architektonischen und landschaftlichen Hintergründe: bedeutender Lichteffekt, Stoffe und Beywerk aller Art sind aufs vorzüglichste nachgebildet.

Auf der Höhe, welche das Werk erreicht hat, kann derjenige der die Sammlung selbst nicht gesehen, sich bereits einen entsprechenden Begriff von dem eigentlichen Charakter derselben machen. Die vorliegende Masse von drey und vierzig Blättern zerlegt sich, wie die Sammlung selbst, in drei Hauptabtheilungen, wie wir solches durch eine beygefügte Tabelle anschaulicher zu machen gesucht haben.

Es dürfte daher kaum nöthig seyn auszusprechen, dass dieses Werk als eine nothwendige Zierde einer jeden Kunstsammlung anzusehen sey. Wir aber freuen uns, bey gleich Anfangs liebevoller Theilnahme, unsere Wünsche auf einen so hohen Grad erfüllt zu sehen, um für die Zukunft zu erhoffen, dass diese Nachbildungen fortgesetzt und ohne Unterbrechung mitgetheilt, ein sowohl vaterländisches wie allgemein kunsthistorisches Interesse, nach mehreren Seiten behaupten werden«.

Die Tabelle, die oben angedeutet ist, gibt ein Verzeichniss der Boisserée'schen Blätter nach den Jahrhunderten, aus denen dieselben stammen. Beim 14. Jahrhundert heisst es: »Byzantinischer Typus, mehr oder weniger eigenthümlich ausgebildet. Die Kölnische Schule vorherrschend«; beim 15. »Die gewissenhafteste portraitartige Nachahmung der Natur: Spiegel der burgundischen Zeit. Die Schule der Brüder van Eyck vorherrschend«: beim 16. »Freyere Nachahmung der Natur, Einfluss der italiänischen Kunst. Hinneigung zur Manier. Kunst und Prachtliebe vom Kaiser Max und Carl V. Mehrere Schulen neben einander wirkend«.

Weniger gesichert scheint mir Goethes Autorschaft für den Aufsatz »Steindruck«. Goethes Worte: »Hierbey mein Theuerster übersende die Folge vom Steindruck mit Bitte das Manuscript noch einmal durchzusehn« enthalten kein bestimmtes Zeugniss, dass Goethe den Aufsatz geschrieben. Da, wie aus zahlreichen

Zeugnissen hervorgeht, die Kunst-Abtheilung der Goetheschen Zeitschrift Meyer zum Verfasser hat, so bedürfte es klarerer Worte, als der eben angegebenen, um Goethes Autorschaft anzunehmen. Diese Worte können vielmehr auch so erklärt werden, dass Meyer aufgefordert wird, seinen Aufsatz, der im Manuscript bei Goethe lag, nach den im Gespräch mit dem Freunde erörterten Grundsätzen nochmals durchzugehen.

Zum Beweise der Autorschaft Goethes theilt Kuhn zwei Briefe Schadows an Meyer mit. Aber diese Briefe beweisen nicht viel. Schadow bittet, dass seiner Steindrucke Erwähnung geschieht; es ist ihm sehr daran gelegen »meine vielen Bemühungen um die Lithographie durch gute Worte des Herrn von Goethe ermuntert zu sehen«. Solche Ausdrücke beweisen doch nur, dass Schadow grossen Werth auf eine Schätzung seiner Bestrebungen in der Zeitschrift »Kunst und Alterthum« legte, die eben ausschliesslich als Goethes Eigenthum galt, da kein anderer Verfassername genannt wurde; aber sie bekunden, wenn sie nicht durch andere Dokumente unterstützt werden, durchaus nicht, dass Goethe dem Bittenden willfahrte. Übrigens ist der Aufsatz »Steindruck« nur einer von mehreren. Er betrifft zumeist das Werk: »Nachbildung der vorzüglichsten Gemälde der Gallerie zu München und Schleissheim 34—37. Hft.« Von demselben Werke wird Heft 1—33 in K. u. A. V, 2, S. 63 ff., Heft 38, 39 das. VI, 1, S. 147 besprochen. Neben diesen Münchener Steindrucken ist dann allerdings gelegentlich von Schadows Werk die Rede; es wird schon vom 12. Hefte desselben gesprochen, das Schadow am 1. Nov. 1825 übersendet hatte.

Übrigens erscheint das Datum des von Kuhn mitgetheilten Briefes Goethes an Meyer: 20. Juni 1826 zweifelhaft. Der ganze Brief scheint an einen Gesunden geschrieben zu sein; sowohl die darin enthaltenen Aufforderungen zu Arbeiten lassen das vermuthen, als der Schlusssatz: »Versäumen Sie ja nicht, um 4 Uhr bei mir einzutreten, es wird uns beiderseitig wohlthun«. Nun war aber Meyer damals schwerkrank, Boisserée nennt ihn im Mai »von den Ärzten aufgegeben«. Vielleicht war er Ende Juni gar nicht mehr in Weimar. Wenigstens lässt ein Brief, den Goethe am 11. Juli an den in Carlsbad Weilenden richtete, vermuthen, dass der Freund sich schon einige Zeit im Bade aufhielt. Der erste Absatz des gleich folgenden Briefes, sowie der Passus über Boisserée, der, wie wir sahen, Weimar bereits am 3. Juni verlassen hatte, machen es fast unmöglich, dass in jenen Junitagen ein Verkehr zwischen den beiden Kunstfreunden stattgefunden, wie ihn dieser Brief vermuthen lässt. Wahrscheinlich ist Januar statt Juni zu lesen.

Zur Ergänzung mag der Brief Goethes an Meyer vom 11. Juli hier folgen (Über Zelters Besuch vgl. G.-J. III, 240).

Mit[1] herzlichem Vergnügen und treuester Theilnahme erwidere die guten Nachrichten, die Sie uns von Ihrem Befinden ertheilen. Ich kann kaum an das Vergangene denken noch weniger wagte ich auszusprechen, wie schmerzlich mir die Entfernung der letzten Monate gewesen, in der uns Ihr Übel so traurig gehalten. Möge Karlsbad, wie es sich schon sonsten an uns bewiesen, auch diesmal seine Kräfte bewähren.

Sulp. Boisserée blieb noch einige Tage bei mir; sein Umgang war mir höchst merkwürdig, da er von einer ganz andern Seite als wir ins Leben eingegangen und sich auch dort wegen inneres und äusseres Interesses festhalten muss, so hat er sich doch durch grosse Thätigkeit, durch ein vieles reiches und mühsames Treiben zu einer solchen Höhe des Standpunkts erhoben, dass er nichts Gutes und Tüchtiges abzulehnen braucht. Auch von dem Einzelnen des Pariser Wesens wusste er viel zu erzählen, da er verschiedene Epochen dort erlebt hat.

Nun befindet sich *Zelter* hier, dessen Gegenwart mir doppelten Vortheil bringt, weil ich sowohl das Fundament und die Ausbreitung seines Thuns abermals lebhaft erkenne als auch veranlasst werde Alles hervorzuholen, was Interessantes bei mir verborgen und vergessen liegt.

Und so bleibt denn mein einziger Wunsch, dass Ihre Rückkehr sich hieran schliessen möge; denn eine freundliche Theilnahme fördert mehr, als eine sonst von aussen ernöthigte Thätigkeit. treulichst[2]

Weimar den 11. Juli 1826. Goethe.

Lesen wir in dem von Kuhn mitgetheilten Briefe Januar statt Juni, so schliesst sich der Brief unmittelbar an den Schadows an. Schadow schickt im November 1825, bittet um Berücksichtigung, Meyer gewährt die Bitte, schreibt den Artikel, der dann fast unmittelbar Goethe zur Durchsicht übergeben wird. Aber auf diese Durchsicht beschränkt sich auch Goethes Antheil an dem fraglichen Aufsatze.

Ludwig Geiger.

2. *Zu Faust.*

a. Zur Erklärung des Faust.

In der *Zeitschrift für deutsche Philologie*, herausgeg. von Höpfner und Zacher, Bd. 16 (1884), Heft 2, S. 221—23, finden sich »drei kleine Bemerkungen zu Goethes Faust« von *J. Harczyk*, Erklärungs-, beziehungsweise Änderungsvorschläge, denen ich durchweg nicht zustimmen kann.

[1] Grosser Quartbogen, 2 S. beschrieben, dictirt. — Nach Carlsbad.
[2] Eigenhändig.

1. Die erste bezieht sich auf die Erscheinung des Idols (Gretchens) in der Walpurgisnacht. Hier wird Anstoss genommen an den Versen (v. Loeper 3846 ff,):

> Wie sonderbar muss diesen schönen Hals
> Ein einzig rothes Schnürchen schmücken,
> Nicht breiter als ein Messerrücken!

Es wird behauptet, der Satz besage, so wie er dastehe, etwas anderes, als er nach des Dichters Absicht offenbar besagen sollte. Denn wenn wir z. B. zu jemand sagten: »Wie sonderbar muss dich die Krone schmücken!« so trage der Angeredete natürlich die Krone *nicht;* andernfalls sprächen wir mit Ausruf und Pause: »Wie sonderbar! Muss dich die Krone schmücken!« Genau dasselbe Satzverhältniss finde sich an unsrer Stelle, weshalb ebenfalls nach »Wie sonderbar« der Satz zu unterbrechen und ein Ausrufungszeichen zu setzen sei.

Zunächst bestreite ich durchaus, dass die Goethe'schen Verse bei der gewöhnlichen Interpunktion nur einen negativen Sinn haben könnten, nämlich den: »Es wäre sonderbar, wenn diesen schönen Hals ein einziges rothes Schnürchen schmückte«. Harczyk fasst dabei »muss« im Sinne des Konjunktivs »müsste«. Nun *kann* zwar der Indikativ im Sinne des Konjunktivs gesetzt werden, dies ist aber doch nicht *nothwendig*. Die Sätze: »Wie schön muss sich dies fügen!« »Wie seltsam muss sich dies treffen!« können sehr wohl die positive Bedeutung haben: »Es ist schön, dass sich dies so fügen muss«, »Es ist seltsam, dass sich dies so treffen muss«.

Demnach sind die Verse einfach, wie dies auch der unbefangene Leser von selbst thut, so zu erklären: »Wie sonderbar ist es, dass diesen schönen Hals ein einziges rothes Schnürchen schmücken muss«. Die Änderung der Interpunktion wäre keine Verbesserung, sondern würde nach meinem Gefühl dem poetischen Werth der Stelle erheblichen Eintrag thun.

Ebenso kann ich auch *Schröer*, der sonst die richtige Auffassung der Stelle vertritt, darin nicht zustimmen, dass in dem Satze ein »Anakoluth« vorliege und deshalb nach »sonderbar« ein Gedankenstrich zu setzen sei.

Man könnte noch fragen: warum sagt Goethe aber nicht einfach für »*muss* schmücken«: »Wie sonderbar *schmückt* diesen schönen Hals ein einzig rothes Schnürchen«? Mir scheint das »muss« hier grade besonders schön und wirkungsvoll zu sein. Faust findet es sonderbar, dass den Hals des schönen Mädchens grade ein solcher Schmuck ziert, aber er empfindet zugleich dunkel, dass es nicht anders sein kann, dass die Erscheinung diesen Schmuck nicht tragen würde, wenn sie es nicht müsste. So ruft ihm das Idol nicht nur die Erinnerung an die Geliebte

zurück, sondern erweckt auch in ihm die erste, allerdings noch ganz unbestimmte, aber um so unheimlicher wirkende Ahnung eines furchtbaren Geschicks, das sich an ihr vollenden muss. Und so führt ihn gleich nach der Walpurgisnacht der Gedanke an Gretchen und ihr Schicksal, der ihn trotz der Gegenwirkung Mephistos nicht wieder loslässt, mit unwiderstehlicher Macht zu ihr in den Kerker. —

2. In den Worten des Mephistopheles (v. Loeper I, 993 ff):

Wenn sich der Mensch, die kleine Narrenwelt,
Gewöhnlich für ein Ganzes hält:
Ich bin ein Theil des Theils, der anfangs Alles war . . .

will Harczyk das »wenn« conditional fassen und ergänzt: »Wenn der Mensch sich selbst ein Ganzes dünkt, *nun wohl; habeat sibi!* Ich aber bin bescheidener; ich halte mich nur für einen Theil«.

Mir scheint die Erklärung des »wenn« gleich *»während«*, so dass die beiden ersten Verse in *unmittelbarem* Gegensatz zum dritten stehen, einfacher; der Sinn würde dann sein: »Während sich der Mensch in seiner Narrheit gewöhnlich für ein Ganzes hält, so gestehe ich frei: ich bin nur ein Theil, freilich ein Theil jenes Theils, der anfangs Alles war«. —

3. Von der Rede des Mephistopheles (v. Loeper I, 3581 ff.):

Du musst des Felsens alte Rippen packen;
Sonst stürzt sie (die Windsbraut) dich hinab in dieser Schlünde Gruft.
Ein Nebel verdichtet die Nacht.
Höre, wie's durch die Wälder kracht!
Aufgescheucht fliegen die Eulen.
Hör', es splittern die Säulen
Ewig grüner Paläste.
Girren und Brechen der Äste!
Der Stämme mächtiges Dröhnen!
Der Wurzeln Knarren und Gähnen!
Im fürchterlich verworrenen Falle
Über einander krachen sie alle,
Und durch die übertrümmerten Klüfte
Zischen und heulen die Lüfte.
Hörst du Stimmen in der Höhe?
In der Ferne, in der Nähe?
Ja, den ganzen Berg entlang
Strömt ein wüthender Zaubergesang!

gibt Harczyk nur die beiden ersten Zeilen dem Mephistopheles, die andern will er *Faust* zuweisen, weil in dieser dichterisch pathetischen, schwungvoll gewaltigen Schilderung die trockne

Sprache eines Mephistopheles nicht zu erkennen sei. Dieser Vorschlag hat auf den ersten Blick etwas bestechendes, doch kann ich ihm bei näherer Erwägung gleichfalls nicht beitreten, vielmehr erscheinen mir die Verse im Munde des Mephistopheles passender. Was er mit wilder Freude schildert, ist grade das Werk der *Zerstörung*, das Wüthen des Sturmes, der die gewaltigsten Bäume zersplittert und alles in furchtbarem Chaos zertrümmert über einander wirft. Wenn diese grossartige Zerstörung den Mephistopheles zu schwungvollen Worten fortreisst, so ist dies verständlich bei einem, der selbst von sich sagt (v. Loeper I, 988 ff.):

So ist denn alles, was ihr Sünde,
Zerstörung, kurz das Böse nennt,
Mein eigentliches Element.

Er fühlt sich grade in diesem verheerenden Wirken der Naturmächte wohl, er ist in einer solchen Umgebung völlig zu Hause, und so macht er auch als der kundige Führer Faust auf die Erscheinungen aufmerksam:

Höre, wie's durch die Wälder kracht —
Hör', es splittern die Säulen —
Hörst du Stimmen in der Höhe —

In diesem wiederholten »Höre!« malt sich das Behagen, mit welchem Mephistopheles den auf diesem Gebiete fremden Faust in *seine* Welt einführt, und so scheint mir der *Inhalt* der Worte, auf den es doch am meisten ankommt, für Mephistopheles und nicht für Faust zu sprechen. —

HERMANN SCHREYER.

b. Zu Faust.

In der Einleitung des kürzlich erschienenen siebenten Bandes von Herders Werken habe ich einige Mal Gelegenheit genommen, auf die Nachbarschaft der darin enthaltenen theologischen Schriften Herders von 1774/75 mit dem *Faust* kurz hinzudeuten. Mit Herders Auslegung von Joh. 1, 1: »Gedanke! Wort! Wille! That! Liebe!« (S. 355 fg. 319 fg.) in den »Erläuterungen zum N. T.« (1775) und dem ungedruckten Kommentar zum Johannes-Evangelium (1773—74) gränzen die Verse »Geschrieben steht: Im Anfang war das Wort!« (870—83). An *Faust* erinnert man sich unwillkürlich bei den zahlreichen Stellen, die für das »Gefühl«, gegen das »Spekulieren« mit leidenschaftlichem Nachdruck eifern (Einleitung S. XXIII fg. XXVII 1). Im Folgenden will ich nur einige Kongruenzen nachweisen, die sich auf Wort und Bild beschränken.

I, 199: Und wenns euch Ernst ist, was zu sagen,
Ists nöthig, Worten nachzujagen?
Ja, eure Reden, die so blinkend sind,
In denen ihr der Menschheit *Schnitzel kräuselt*.
Sind unerquicklich, wie der Nebelwind u. s. w.

Gegen die deistischen »Predigerphilosophen« und die »Dunstthemas der neueren Philosophie« streitet das vorletzte Stück der »Provinzialblätter« (XIV). Hier heisst es S. 303 fg. (vgl. 176. 10. 197): »Philosophische Beweise der Religion hat man gnug; löse aber einer das Räthsel, dass eben die in einem Philosophischen Jahrhundert so wenig würken? . . . Nun will ich endlich nicht fragen, wie entfernt, *kalt*, als Schattenspiel abstrakter Begriffe und *Worte* das vorgetragen werde — und soll doch rühren . . . Lieben Propheten, ihr kommt und [uns?] wahrlich ungesendet! . . . Die Handhabe ist abgegriffen und bricht euch glatt vor dem Munde! — Aber ob keine andre wäre? Ihr könntet sie nur eben vor eurem *gekräuselten Schnitzwerke* nicht sehen«. Die gleiche Vorstellung liegt zu Grunde, wenn Herder in der bei seinen Lebzeiten nicht veröffentlichten zweiten Ausgabe der »Fragmente« (1768) sich so ausdrückt: »Wüste man nun den Dichter mit dem Philosophen zu verbinden, und was beide liefern, in Geschichte zu verwandeln . . . ein Plan, über den Iselin und andere mit Ruhm gearbeitet, was würde er werden unter der Hand eines Weisen über die Kindheit der Zeiten? Gewiss mehr als ein *Kräuselspiel* der Phantasie und ein Zeitvertreib müssiger Leser«. Band (2, 62, 161).

»Schnitzel kräuseln« ist ein Spiel, ein Zeitvertreib, bei dem nichts Reelles herauskommt, eine Beschäftigung, wie heute das »Frivolitäten arbeiten« der Damen. Wir kräuselten noch vor dreissig Jahren bei uns in Thüringen als Kinder mit Lust Schnitzel, um Manchetten zu machen für die Kerzen, für unsre lieben Martinslichter zumal. Streifen Papier wurden zwei, drei Mal zusammengelegt, dann gleichmäßig bis zur Mitte mit der Scheere vielmals eingeschnippt, dann das Eingeschnittene kraus gemacht, indem es zwischen Scheere und Daumen mit einem kleinen Druck straff durchgezogen ward. Aus »allerlei gefärbten Schnitzeln« (Faust II, Akt 1, 488. Loeper S. 22) wusste man zu Goethes Zeiten auf ähnliche Weise Blumen zu machen. Der Freund, der mich auf diese letztere Stelle aufmerksam macht, hat auch diese Geschicklichkeit noch in seiner Jugend an buntem und Goldpapier geübt.

I, 90: Die Geisterwelt ist nicht verschlossen;
Dein Sinn ist zu, dein Herz ist todt . . .
94: Wie Alles sich zum Ganzen webt!
Eins in dem Andern wirkt und lebt!

Wie Himmelskräfte auf und nieder steigen
Und sich die goldnen Eimer reichen!
Mit segenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen . . .

Das Himmelreich, lehren die »Erläuterungen«, und so schon der Johannes-Kommentar (S. XXVI) ist ein Reich höherer Kräfte, von der sichtbaren Welt so verschieden wie Geist und Leib. S. 382: Die *unsichtbare Welt ist* uns endlich *ganz verschlossen*, weil wir mechanisch denken, mit Körpern körperlich leben . . . Wir schaun nicht an, viel weniger schaun wir Geister und würkende Urkräfte. Wenn ein . . Prophet Gottes, ein Geister durchschauender Engel erschiene: ob er nicht einen ganz andern Sinn ins Reich des Guten und Bösen zeigen würde als wir?« Ferner S. 410 zu Joh. 1, 51: »Wenn Jesus bald hernach dem Nathanael sagt: ‚Du wirst Grössers als das sehen! Den eröfneten Himmel und die *rings ab- und aufflissenden Feuerkräfte* und *Boten der Schöpfung durch alle Wesen!*' wie ist der heilige, hohe, unerklärte Spruch gemartert, da man die *aufkletternden Engel mit Flügeln* gesucht hat!« Endlich S. 422: »Johannes Schreibart ist Chaldaismus. Da würkt Gott in Alles durch Engel. All seine *Segenskräfte* sind *Engel;* jedes Element hat den Seinen . . . Da nach ihrer (der Magier, Chaldäer) Naturlehre das Wasser vom Thron des Höchsten floss, als Lebensquell der ganzen irdischen Schöpfung, voll Fruchtbarkeit, Belebung, Gedeihen und Genesung: so *steigt,* sagen sie, zu Zeiten vom Thron Gottes sein Engel *nieder,* es zu regen; da wallen die *Heilkräfte!* die Schöpfung wird verneuet!« Bei dem »was der Weise spricht« (V. 89. 92. 93) hat schon Scherer an Herder und die »Aelteste Urkunde« (1774) gedacht.

413. Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind.

In den »Erläuterungen« heisst es S. 416: »Aus diesem Reiche (himmlischer Kräfte) quollen auch seine *Wunder*. Sie waren weder für die Neugierde, noch Beweise des Wunderbaren, . . noch blos weichliche Liebeserweisungen . . . Dem *Glauben* that sie Jesus: der war die Hand, die die Feuerkette fasste, dass der himmlische Funke ausfloss«. In der vorletzten Fassung lautet das so: »Wunder und Glaube gehörten zusammen. Es ging gleichsam Elektrische Feuerkette aus einem Reich unsichtbarer Gotteskräfte«.

Goethe hat die »Erläuterungen zum N. T.« gelesen. Das »Objekt« war ihm »nicht lieb«, aber von der Behandlung fühlte er sich ergriffen. Wir wissen das aus seinem (undatirten) Briefe an Herder aus dem Mai 1775. Er hatte damals die »Erläuterungen« und die zugleich erschienene Schrift »Briefe

zweener Brüder Jesu in unserm Kanon« erhalten. »Deine Bücher hab ich kriegt und mich dran erlabt. Gott weis, dass das eine gefühlte Welt ist! Ein belebter Kehrigthaufen! Und so Dank! Dank!« Dann, nach harten Äusserungen über »die ganze Lehre von Kristo«, weiter: »Wenn gleich Gott oder Teufel so *behandelt* mir lieb wird, denn er ist mein Bruder. — Deine Art zu fegen und nicht etwa aus dem Kehrigt Gold zu sieben, sondern den Kehrigt zur lebenden Pflanze zu palingenesiren, legt mich immer auf die Knie meines Herzens«. Über die »Provinzialblätter an Prediger« haben wir kein gleich ausdrückliches Zeugniss. Aber kann es wohl fraglich sein, ob der Verfasser der »Zwo wichtigen bisher unerörterten biblischen Fragen« und des »Briefes des Pastors«, der Dichter des Ewigen Juden, die Briefe »An Prediger« zur Hand genommen? Hat er doch, wie uns sein Tagebuch sagt, selbst die »Briefe, das Studium der Theologie betreffend« nicht ungelesen gelassen (10. Januar 1781. I, 238). Den Kommentar Herders zur Apokalypse: »Johannes Offenbarung. Ein heiliges Gesicht; ohn einzelne Zeichendeutung verständlich« erhielt er im Herbst 1775 *im Manuskript* vom Verfasser; von Frankfurt erst wanderte das Büchlein so nach Zürich. An Lavater schreibt Herder am 4. Oktober 1775: »Meine Apokalypse wird Dir Goethe schicken, oder geschickt haben«.

Durch Lavater, wenn nicht von Herder selbst, hat Goethe von Herders Arbeit am »Johannes« (die schon 1773 begann) erfahren. Im April 1774 schreibt Lavater an Herder: »Johannes, Deinen Bruder, willst Du — aus den Händen der — Hunde retten? Danke Dir Gott! und das angebellte Evangelium — auch dessen Dich annehmen? Ich drücke Dich an mein Herz«. Zu gleicher Zeit, merkwürdiger Weise, dachte *Hamann* an Übersetzung des Neuen Testaments: mit *Johannes* wollte er anfangen und mit dem Geschichtschreiber Lucas aufhören. (Schriften 5, 63, An Herder). Das Interesse an dem Verfasser des »geistigen« Evangeliums und der Apokalypse gehört zur Signatur des Jahres, das den *Faust* entstehen sah. Lavater erwartet Herders »Paraphrase« mit Spannung; er bittet, im November des Jahres, wenigstens um ein »Morceau« der Schrift zum Vorschmack für sich die Seinigen.

Im Juli 1774 sitzt Goethe zwischen Lavater und Basedow. »Deine Zusammenkunft mit Basedow«, schreibt Herder an Lavater, »wird Dich über vieles detrompieren, und die mit Goethe sehr heben!« Mit Basedow hat sich Lavater — wie er wohl zur gleichen Zeit Herder anzeigt — gestritten über »Provinzialblätter« und »Auch eine Philosophie der Geschichte«. »Wo ich hineinblicke, seh' ich Licht, und Basedow, der den Verfasser nicht weiss, nichts als Nacht«. Auch von *Johannes* ist

die Rede gewesen. Goethes Verse darüber sind allbekannt — wie der Herr »Helfer« einen Pfarrer erst »hinter sich nahm«, dann vornahm und

auf die Offenbarung *strich* —[1]

das heisst, verstehe ich die Worte recht, nichts anderes als: sein Neues Testament hervorzog, aufschlug und die aufgeschlagenen Blätter (wie es bei einer kleinen, fest gebundenen Reisebibel nöthig) mit aufgedrückter Hand auseinander*strich*[1]. Von Lavaters unzeitiger Auslegung hat Goethe nichts wissen wollen. Aus Herders poetisch-historischer Deutung des Buches hat er sicherlich mehr zu machen gewusst. Dazu lassen sich vielleicht später noch Belege erbringen. Dass das übrigens nicht müssiges Schnitzelkräuseln ist, sondern sich aufs nächste berührt mit der noch immer strittigen Frage nach der Abfassungszeit des *Faust*, liegt auf der Hand. B. SUPHAN.

c. Mephistopheles und der Erdgeist.

Zwischen der Darstellung des Mephistopheles als Sendlings des Erdgeistes, wie sie in zwei Scenen des ersten Theiles erscheint, und der im Vorspiel ausgesprochenen, in den übrigen Theilen der Dichtung wenig hervortretenden, wonach Mephistopheles als ein zwar Gott untergeordnetes, aber von ihm zu einem Wettkampf um den Besitz von Faust zugelassenes, also relativ selbständiges Wesen erscheint, besteht ein Unterschied, den man zwar nicht zu hoch anschlagen, doch auch nicht ganz auf sich beruhen lassen darf. Man muss sich wenigstens Rechenschaft davon zu geben suchen, wie der Dichter, dem jener Unterschied eben so klar wie uns bewusst sein musste, denselben stehen lassen konnte, ohne sich eines störenden Widerspruchs schuldig zu finden. Man darf die Beantwortung dieser Frage nicht einfach ablehnen mit Hinweisung auf die Allmählichkeit der Entstehung der ganzen Dichtung, so dass bei der Herausgabe des ganzen ersten Theiles im Jahr 1808 es nicht mehr möglich gewesen wäre, das seit 1790 bereits vorliegende Fragment mit dem hinzugedichteten Vorpiel und anderen Scenen der neuern Dichtung in Absicht auf die Stellung des Mephistopheles in Einklang zu bringen. Warum hätte Goethe dies nicht vermocht oder gedurft, da er ja auch andere Werke seiner Jugendzeit (Götz, Werther, Stella) in umgearbeiteter Gestalt herauszugeben sich erlaubte? Und warum

[1] Die Worte werden verschieden erklärt: s. Loeper II, 471. Das Aufschlagen des Buches nannte man zu der Zeit auch »aufwerfen«; z. B. vgl. v. Sonnenfels in der »Wiener Schaubühne« 185, 3. 277, 36. (in den *Wiener Neudrucken* hg. v. *Sauer*). Für »*Aufstreichen*« habe ich keinen Beleg; der Ausdruck erklärt sich aber selbst so, wie in der *Seefahrt* das »*Streicht* der Schiffer klug die Segel *nieder*«. (V. 32. Loeper II, 323.)

hat er den scheinbaren Widerspruch unnöthiger Weise noch gesteigert, indem er in die Gestalt von 1808 jene im Fragment *fehlende* Prosascene aufnahm, welche mit der im Fragment *enthaltenen* Scene »Wald und Höhle« in der Auffassung des Mephistopheles als Sendlings des Erdgeistes übereinstimmt? Die neulich wieder von Düntzer (Archiv f. Lit.-Gesch. XI, 527—540) gegenüber Scherer und von Loeper behandelte Frage, ob jene Prosascene aus den 70iger Jahren stammte (nach Scherer als Bestandtheil einer ältesten Prosagestalt der ganzen Faustdichtung) oder ob sie erst bei der Schlussredaktion von 1808 vom Dichter neu concipirt und Riemer diktirt wurde, kann hier unentschieden bleiben. In beiden Fällen muss Goethe das Bedürfniss gefühlt haben, eine an jener Stelle von ihm empfundene Lücke auszufüllen, und es erhebt sich nur wieder die andere Frage, warum er in der eingeschobenen Scene die Sendung des Mephistopheles wieder so darstellen zu dürfen glaubte wie in der Scene »Wald und Höhle«, ohne eine bereits in dieser enthaltene Differenz gegenüber dem Vorspiel noch fühlbarer zu machen. Oder will man den für den Dichter noch nachtheiligern Standpunkt einnehmen, wonach Goethe bei der Faustdichtung überhaupt planlos, willkürlich verfuhr, indem er alles Mögliche, was ihm mit der Faustidee im weitesten Sinn irgendwie zusammenhängend oder vereinbar schien, in den Rahmen seiner Dichtung hineinstopfte? Leider hat er selbst gelegentlich Äusserungen gethan, welche jener geringschätzigen Ansicht von der Entstehung seines grossen Werkes einigen Anhalt geben, und es mögen allerdings gewisse Partien, besonders des zweiten Theiles, nur auf jenem Weg in die Dichtung hineingekommen sein. Aber das sind Dinge, die mit dem Hauptgedanken wirklich keinen tiefern Zusammenhang haben, was von der Gestalt und Bedeutung des Mephistopheles nicht gelten kann, und im Allgemeinen haben doch gerade die neueren Forschungen gezeigt, dass Goethe am Faust mit grösserer Continuität und Consequenz gearbeitet hat, als man früher meinte. Philosophische Schärfe der Begriffe darf man von den Gestalten der Poesie freilich niemals erwarten und gerade bei Mephistopheles bleiben, auch abgesehen von der Frage nach seiner Sendung, in der Art wie er sich selbst gegenüber Faust in höchst einheitlichen Partien der Dichtung über sein Wesen und Wirken ausspricht, Schwankungen und Widersprüche genug, die sich nicht ganz ausgleichen lassen. Auch in der Frage nach seiner Sendung werden wir darauf verzichten müssen völlige Übereinstimmung zwischen einer ursprünglichen und einer spätern Auffassung herstellen zu wollen, aber dass der Dichter die beiden nebeneinander stehen liess, muss in seinem Bewusstsein einen zureichenden Grund gehabt haben, er muss dieselben wenigstens nicht geradezu

unvereinbar mit einander gefunden haben, wenn er auch die Art der Vereinbarung, wie so manches Andere, dem Nachdenken der Leser überliess.

Für jene Vereinbarkeit hat Vischer in seinem Buch »Goethes Faust« (S. 14—16) Mehreres beigebracht, was wohl mehr Gewicht hat und Befriedigung gewährt, als er selbst eingestehen will, und was nur noch einiger Ergänzung bedarf um wirkliche Geltung zu gewinnen.

Auszugehen haben wir von den Definitionen, welche der Erdgeist und Mephistopheles selbst von ihrem Wesen geben (so weit dies in Poesie geschehen kann), der erstere in den Versen 148—156 (Loeper), der letztere in den Versen 981—982. 984—990. 995—1004. 1009—1024. Dass Mephistopheles im weitern Verlauf Manches sagt, was mit sich selbst und mit den obigen Hauptstellen nicht ohne Weiteres stimmt, ist bereits zugegeben und muss dahingestellt bleiben.

Es ist also die Frage zu erheben: Sind die oben citirten Aussagen der beiden Geister von sich selbst so beschaffen, dass es unmöglich ist, dieselben mit der in den beiden spätern Scenen »Wald und Höhle« (Vers 2861 ff.) und »Trüber Tag, Feld« (S. 195—196) enthaltenen Voraussetzung zu vereinigen, Mephistopheles sei (zunächst) vom *Erdgeist* dem Faust beigegeben worden?

Der Erdgeist ist natürlich nicht nur oder nicht sowohl der Geist des Erdkörpers, sondern der Geist des auf der Erde sich bewegenden organischen Lebens, also auch der höchsten Stufe desselben, des Menschenlebens, das sich in »Thaten« äussert, die der »Zeit«, also der Geschichte angehören. Er vermittelt in dieser Weise die lebendige Offenbarung des *göttlichen* Geistes. Nun ist klar, dass jene »Lebensfluthen« und das »glühende Leben« sich nicht nur auf den Drang nach *Erkenntniss,* sondern auch auf die Sehnsucht nach *Genuss* des Lebens beziehen, die in Faust ebenso stark ist wie jener Drang, und zwar schon *vor* dem Eintreten und Einfluss des Mephistopheles, schon bei der Beschwörung des Erdgeistes, wie Vischer (S. 16) ganz richtig, nur zu zaghaft bemerkt. Gewiss ist der Erdgeist nicht *nur* der Geist der Begierde, aber unter Anderm ist er das *auch,* wenn er überhaupt das ganze Streben und Treiben der »Erdensöhne« umfasst. Zu weit geht Hegel mit der Erklärung, der Erdgeist sei der Geist der *egoistisch* geniessenden, kein sittliches Gesetz achtenden Individualität, denn dann wäre er fast schon der Geist des Bösen selbst und dem Mephistopheles nahe genug; aber in dem Trieb zu umfassendem Weltgenuss liegen allerdings auch die Keime des *bösen* Willens, wenigstens der Möglichkeit nach. Der Erdgeist selbst ist als Geist und wesentlich Naturgeist

über den Gegensatz von gut und böse erhaben oder indifferent gegen denselben; das Böse ist etwas wesentlich Menschliches, aber es kann durch Einwirkung jenes Geistes geweckt und verstärkt werden, und das widerspricht nicht der Aussage, der Erdgeist »wirke das Kleid der Gottheit«. Denn erstens ist das Kleid eben nur äussere Erscheinung, nicht das Wesen; sodann ist das Böse zwar nicht von Gott selbst gewollt, d. h. ein Theil seines eigenen Willens, aber doch in seiner Weltordnung beschlossen oder wenigstens zugelassen. Dies führt uns auf das Wesen und die Stellung des Mephistopheles zwischen dem Erdgeist und Gott.

Mephistopheles ist »ein Theil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft«. Hier ist allerdings geradezu vom *Wollen* des Bösen die Rede, aber das Subjekt dieses Wollens ist eine unpersönliche »Kraft«, das Böse also nicht eigentlich das *moralisch* Böse, das nur in der Persönlichkeit des *Menschen* vorkommt, sondern, wie gleich nachher erklärt wird, das Schädliche, Verderbliche, Zerstörende, wozu allerdings in der Menschenwelt die Sünde gehört. Überdies ist Mephistopheles nur ein *Theil* von jener Kraft und es steht uns frei, denselben grösser oder kleiner anzunehmen. Der Theil wird nachher noch näher bestimmt als »ein Theil des Theils, der anfangs Alles war, ein Theil der Finsterniss, die sich das Licht gebar«, das Licht, das an der Körperwelt haftet und mit ihr wieder in das Nichts zurückkehren soll. Auch hier erscheint Mephistopheles als eine physische oder metaphysische, nicht als eine ethische Macht, und zwar so, dass er die unerschöpfliche Schöpfungskraft der Natur, zu der auch das »glühende Leben« des Erdgeistes gehört, zu zerstören sucht, allerdings vergeblich. Dies scheint nun freilich die Möglichkeit auszuschliessen, dass Mephistopheles vom Erdgeist gesandt sei. Aber ein Sendling kann ja auch nur widerstrebend seinen Dienst thun, er kann sogar insgeheim der Absicht seines Auftraggebers entgegenwirken, er kann seinen Auftrag entstellen und überschreiten, und es fragt sich dann nur, ob der Sender, wenn er dessen inne wird, die Macht und den Willen hat, dagegen einzuschreiten. In den späteren Scenen beklagt sich Faust gegenüber dem Erdgeist nur darüber, dass er ihm den Mephistopheles als Gesellen gegeben und diese Beigesellung entspricht nach unserer obigen Erklärung dem Wesen des Erdgeistes, aber dass Mephistopheles den Faust verführen und verderben sollte, lag nicht im Willen des Erdgeistes, sondern des Mephistopheles, und ob es diesem gelinge, hing vom Willen Fausts selbst ab. Dass nun Goethe den Erdgeist später habe fallen lassen, sucht Vischer S. 17 daraus zu erklären, dass die ihm ursprünglich zugedachte Mitwirkung dem Dichter im weitern Verlauf zu bedeutend erschienen sei. Wir wissen jedoch nicht, was

Alles ihm zugedacht war und was Vischer darüber sagt (S. 16). ist blose Vermuthung; sicher ist dagegen, dass der Dichter. nachdem er im Vorspiel den Herrn selbst die ganze Aktion in die Hand nehmen oder wenigstens zulassen liess, noch immer die Möglichkeit behielt, den Mephistopheles zunächst vom Erdgeist ausgehen zu lassen, wenigstens *gegenüber Faust*. der ja den tiefern Zusammenhang vorläufig nicht zu durchschauen braucht. Wenn Mephistopheles selbst sich nirgends als Gesandten des Erdgeistes erklärt, so wird dadurch jener Sachverhalt nicht aufgehoben, sondern nur verschwiegen, und das konnte geschehen, weil die Vermittlung durch den Erdgeist auf keinen Fall etwas Wesentliches war. Wesentlich ist vielmehr, dass Mephistopheles, auch wenn er unabhängig vom Erdgeist gedacht wird und obwohl er sich gelegentlich als selbständige Grossmacht aufspielt, doch nirgends unabhängig vom *Herrn selbst* und nicht als ein ebenbürtiger Antagonist desselben in dualistischem Sinne gedacht werden darf: er ist doch nur der oberste der bösen Geister, welche mit den guten zusammen zum grossen Welthaushalt gehören und schliesslich zum Siege des Guten mitwirken müssen. Dagegen ist ein Verhältniss der *Dienstbarkeit* zum *Erdgeist* nicht nothwendig anzunehmen; er kann ihm coordinirt sein und doch von ihm mittelbar eine Mission empfangen, die *im Namen des Höchsten* stattfindet, so wie in einem Staat oder Heer Befehle des Königs oder Feldherrn von gleichstehenden Beamten oder Offizieren an einander ausgerichtet werden können.

LUDWIG TOBLER.

d. Parallelen zum »Faust«.

1. In seiner zweiten Ausgabe der Gedichte Goethes macht *von Loeper* mehrfach auf Parallelen im »Faust« aufmerksam. Es sei mir gestattet, hier Einiges nachzutragen, indem ich auch meinerseits nicht etwa daran denke, dieses Gebiet durch die folgenden Bemerkungen irgendwie erschöpfen zu wollen.

In der *»Zueignung«* zu den Gedichten (vgl. v. Loeper Anm. S. 267) erinnert zunächst der Ausdruck »Uebermensch« in Vers 61:

> Kaum bist du sicher vor dem gröbsten Trug,
> Kaum bist du Herr vom ersten Kinderwillen,
> So glaubst du dich schon *Uebermensch* genug,
> Versäumst die Pflicht des Mannes zu erfüllen.

an den gleichen Ausdruck in den Worten des Erdgeistes (Ausg. v. Loepers I, 137):

> Da bin ich! Welch erbärmlich Grauen
> Fasst *Uebermenschen* dich! Wo ist der Seele Ruf?

Wo ist die Brust, die eine Welt in sich erschuf
Und trug und hegte?

In beiden Stellen weist ein höheres Wesen den über die Schranken der Menschheit Hinausstrebenden zurück. Zu vergleichen ist auch die Bezeichnung »Unmensch«, die sich Faust selbst in seinem Verhältniss Gretchen gegenüber gibt (I, 2993):

Bin ich der Flüchtling nicht, der Unbehauste,
Der *Unmensch* ohne Zweck und Ruh?

Andre Wendungen und Vorstellungen im Gedicht rufen uns den zweiten Theil des »Faust« und zwar den Anfang des vierten Akts ins Gedächtniss. Wenn es V. 102 heisst:

Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft

so finden wir diese Vorstellung ausgeführt in dem Bilde der Helena, deren verklärte Gestalt nach ihrem plötzlichen Abscheiden in die »Gruft« Faust noch einmal auf einem »Wolkenbett« gelagert zu erblicken glaubt.

Das Gewand der Helena hat als Wolke Faust über Land und Meer getragen. Nun löst sich die Masse, nach Osten strebend, und verändert sich.

Ja, das Auge trügt mich nicht!
Auf *sonnbeglänzten Pfühlen* herrlich hingestreckt,
Zwar riesenhaft, ein göttergleiches Frau'ngebild,
Ich seh's! Junonen ähnlich, Leda'n, *Helenen,*
Wie majestätisch lieblich mir's im Auge schwankt!
Ach, schon verrückt sichs! Formlos breit und aufgethürmt,
Ruht es im Osten, fernen Eisgebirgen gleich,
Und spiegelt blendend flüchtiger Tage grossen Sinn.

Auch die folgenden Worte geben einen Anklang an unser Gedicht. Faust fährt fort:

Doch mir umschwebt ein zarter, lichter Nebelstreif
Noch Brust und Stirn, erheiternd, kühl und schmeichelhaft.
Nun steigt es leicht und zaudernd hoch und höher auf . . .

Wie hier ein »zarter, lichter Nebelstreif« emporsteigend erheiternde Kühle verbreitet, so thut dies in der Zueignung

Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit
Der Dichtung Schleier,

den die Göttin aus dem zusammengefassten leichten Gewölk und Nebel gebildet hat.

Und wenn es dir und deinen Freunden schwüle
Am Mittag wird, *so wirf ihn in die Luft!*
Sogleich umsäuselt Abendwindes Kühle,
Umhaucht euch Blumen-Würzgeruch und Duft.

2. Eigenthümlich ist die Auffassung der *»Sorge«* im zweiten Theil des »Faust«. Der Dichter charakterisirt sie weniger als geheime Furcht vor nahendem Unheil, als Besorgniss vor drohender Gefahr, sondern schildert sie hauptsächlich als einen Zustand der Unentschlossenheit, der Halbheit, des Zweifels, der jede Thätigkeit hemmt, jedes Gefühl des Glückes verscheucht. So heisst es (v. Loeper II, 5, 413 ff.):

Soll er gehen, soll er kommen?
Der Entschluss ist ihm genommen;
Auf gebahnten Weges Mitte
Wankt er tastend halbe Schritte u. s. f.

(vgl. hierzu meine Erläuterung des »Faust« S. 334). Eine ähnliche Darstellung, nur weniger ausgeführt, finden wir schon in dem Gedicht *»Sorge«* (v. Loeper 1, 64), wo ebenfalls Unentschlossenheit und Zweifel das Wesen der Sorge bezeichnen:

Soll ich fliehen? Soll ichs fassen?
Nun, gezweifelt ist genug.
Willst du mich nicht glücklich lassen,
Sorge, nun so mach' mich klug!

3. Zu den Versen des Gedichtes *»Geistes Gruss«* (v. Loeper 1, 60):

Mein halbes Leben stürmt' ich fort,
Verdehnt' die Hälft' in Ruh' . . .,

mit denen »des Helden edler Geist« einen Rückblick auf sein Leben wirft, sind die rückschauenden Worte des greisen Faust (v. Loeper II, 5, 375—82) zu vergleichen, namentlich:

Ich habe nur begehrt und nur vollbracht
Und abermals gewünscht und so mit Macht
Mein Leben durchgestürmt; erst gross und mächtig,
Nun aber geht es weise, geht bedächtig.

Die Ähnlichkeit liegt nicht nur in den Ausdrücken: das Leben »fortstürmen, durchstürmen«, sondern auch in dem Gegensatz des anfänglich heftigen, energischen Wollens zu der späteren Ruhe und weisen Beschränkung. (Ein kurzer Hinweis auf die Parallele findet sich schon in der Ausgabe von *Schröer*, II, 360.)

4. Das Gedicht *»Zum neuen Jahr«* (v. Loeper 1, 69) erinnert im Versmaß sehr an den *Gesang der Geister* im ersten Theil des »Faust« (v. Loeper I, 1093 ff.). Wir haben an beiden Orten die kurzen zweimal gehobenen daktylischen Verse mit gewöhnlich weiblichem, nur am Schluss eines Abschnitts

männlichem Ausgang. Ein Unterschied besteht nur darin, dass die Abschnitte im Gesang der Geister von willkürlicher Länge sind, während das Gedicht in achtzeilige Strophen zerfällt, in denen regelmäßig die vierte und achte Zeile den männlichen Reim hat.

Entsprechend dem anmuthigen, gefällige Bewegung athmenden Versmaß ist der Inhalt dort die reizende Darstellung ungehemmten, fröhlichen Lebensgenusses, hier die Aufforderung zu vertrauensvoller, heiterer Hingabe an den Augenblick. Selbst im Einzelnen scheint hier und da eine Verwandtschaft durchzuklingen, so in der Anwendung des seltenen Reimes »Beugung«: »Neigung« (Gedicht V. 46, 47; Faust I, 1105 u. 7) und in dem Hervorheben der Freude an gegenseitiger Neigung (Gedicht V. 29 ff.):

Freut euch des Wechsels
Heiterer Triebe,
Offener Liebe,
Heimlicher Glut!

womit zu vergleichen die Schilderung im Gesang der Geister V. 1105—15.

Alles dies macht wahrscheinlich, dass beide Lieder ihrer Abfassungszeit nach nicht weit auseinanderliegen. Mir scheint das Neujahrsgedicht ein Nachklang des Gesanges der Geister im »Faust« zu sein. Da es im ersten Druck die Bezeichnung »Zum neuen Jahr 1802« trug (vgl. Loeper I, S. 330), so ist es an das Ende des Jahres 1801 zu setzen. Der Gesang der Geister gehört zu der Scenenfolge, welche an die Stelle der grossen Lücke im Faustfragment von 1790 trat, mit deren Ausfüllung Goethe noch 1801 beschäftigt war. Denn nachdem er in einem Briefe an Schiller vom 16. April 1800 die Beschwörung des Teufels (Ausg. v. Loepers 917 ff.) erwähnt hat, ist er nach einem Briefe an denselben vom 6. April 1801 mit der Ergänzung der betreffenden Partie der Dichtung noch immer nicht fertig, da er erst *hofft*, dass *bald* »in der grossen Lücke nur der Disputationsactus fehlen soll«. Der Gesang der Geister ist nun wohl *schwerlich vor* dem April 1800, wo die Scene der Teufelsbeschwörung ausgeführt wurde, entstanden, da er diese voraussetzt und den Abgang des Mephistopheles aus der Zelle Fausts motivirt. Als ein eingelegtes und relativ selbständiges Stück kann er sogar erheblich später geschrieben sein; es hindert also nichts, seine Abfassungszeit in das Jahr 1801 zu verlegen und der des Neujahrsgedichtes nahe vorausgehend zu denken.

5. Zum Schluss noch eine Parallele zu »Faust« aus einer Briefstelle. Als Faust in der Hexenküche das schöne Weib im

Zauberspiegel voll Entzücken preist, entgegnet Mephistopheles (v. Loeper I, 2086 ff.):

> Natürlich, wenn ein Gott sich erst sechs Tage plagt
> Und selbst am Ende Bravo sagt,
> Da muss es was Gescheidtes werden.

Ganz ähnlich wird das schöne Weib als nur allmählich und nicht ohne Mühe erreichter Gipfelpunkt der Schöpfung hingestellt in einem Briefe Goethes an Frau *von Branconi* vom 28. August 1780 (Strehlke, Goethes Briefe, S. 83): »In Ihrer Gegenwart wünscht man sich reicher an Augen, Ohren und Geist, um nur sehen und glaubwürdig und begreiflich finden zu können, *dass es dem Himmel nach so viel verunglückten Versuchen auch einmal gefallen und geglückt hat, etwas Ihresgleichen zu machen*«. HERMANN SCHREYER.

---

3. *Goethe und die aristotelische Theorie von der Reinigung der Leidenschaften.* Es kann heute unter Philologen als eine ausgemachte Sache gelten, dass die richtige Erklärung der vielumstrittenen »Reinigung der Leidenschaften«, welche Aristoteles als Erforderniss der Tragödie hingestellt hat, von Jacob Bernays gegeben worden ist, welcher in ihr eine durch Erregung von Furcht und Mitleid bewirkte Entladung von eben diesen Affecten erblickt hat. Dass damit die von Goethe gegebene Erklärung der betreffenden Stelle aus Aristoteles Poëtik fallen gelassen werden muss, ist eben so klar als allgemein angenommen; denn man weiss, dass er in seinem Aufsatze: »Nachlese zu Aristoteles Poëtik« weder zu der Einsicht gelangt ist, dass die Befreiung von *denselben* Leidenschaften der Furcht und des Mitleids, welche die Tragödie erregt, gemeint ist, noch dass nach der Meinung des Stagiriten gerade durch diese Erregung die Entladung von diesen Leidenschaften bewirkt wird.

Aber den Gedanken, den Aristoteles nach den Ergebnissen der Forschungen von Jacob Bernays gehabt hat, den empfand Goethe freilich ohne Bezug auf den alten Philosophen, ja selbst ohne spezielle Beziehung auf die Tragödie und damit auf die Affecte der Furcht und des Mitleids als im Allgemeinen für die Poesie geltend, wie er ja auch schon in jenem oben citirten Aufsatze die Definition des Aristoteles auf die gesammte Dichtkunst auszudehnen bestrebt war. Er schrieb nämlich der Dichtkunst die Wirkung zu, durch Erregung von allerlei schmerzlichen Empfindungen von diesen so erregten Schmerzen zu befreien.

Specialisirt man diese Definition der Wirkung der *Dichtkunst* in der Weise, dass man an Stelle der schmerzlichen

Empfindungen die in der Tragödie vornehmlich oder ausschliesslich erregten schmerzlichen Empfindungen der Furcht und des Mitleids setzt, so hat man aufs Haar die Definition des Aristoteles von der Wirkung der *Tragödie*. Den Beleg für diese Anschauung Goethes bieten wenige Worte in Wilhelm Meisters Wanderjahren (II. Buch, 5. Capitel), wo sich unmittelbar nach dem Gedichte »Ein Wunder ist der arme Mensch geboren etc.« folgende Äusserung findet:

»Hier nun konnte die edle Dichtkunst abermals ihre heilenden Kräfte erweisen. Innig verschmolzen mit Musik *heilt* sie alle *Seelenleiden* aus dem Grunde, indem *sie solche gewaltig anregt, hervorruft und in auflösenden Schmerzen verflüchtigt*«. Wenn ich dazu noch aus dem 12. Capitel desselben Buches der Wanderjahre die Stelle: ». . . schon war es ein unwiderstehlich Bedürfniss, meinen Geist von dem Bilde jener Blondine durch Plaudern zu befreien, mein Herz von den Gefühlen zu erlösen, die sie in mir aufgeregt hatte«, wozu freilich noch der ganze Zusammenhang beachtet werden muss, citire, so will ich damit nur wie durch ein Beispiel auf Goethes oft ausgesprochene und noch öfter bethätigte Überzeugung hingewiesen haben, dass man sich von mächtig bewegenden Leidenschaften durch ihre Darstellung in der Dichtkunst befreien könne, offenbar nur, indem man sie neuerdings durch dieselbe erregt. Zwischen der wirklichen Ansicht Goethes und der des Aristoteles besteht demnach kein wesentlicher Unterschied, nur dass Aristoteles den speciellen Fall der Tragödie, Goethe den allgemeinen der Poesie im Auge hat, ferner dass Aristoteles als Kritiker den Gedanken aus dem Gesichtspunkte des die Poesie Geniessenden, Goethe als Dichter aus dem Gesichtspunkte des schaffenden Poeten formulirt. Und dennoch hat Goethe bei der Erklärung der Stelle des alten Philosophen diesen missverstanden. Emil Szanto.

---

4. Von »*Wanderers Sturmlied*« war bisher kein früherer Druck bekannt, als der in der zweiten Gesammt-Ausgabe 1815 (II, 63—67). Professor Birlinger zu Bonn hat im vorigen Jahre einen um fünf Jahre ältern Separatdruck aufgefunden, der auch Hirzel entgangen war. Unter der Überschrift »Dithyrambus« findet sich das Gedicht im »Extrablatt der Nordischen Miszellen. No. 8. den 1. März 1810«, Seite 157—159 des 13. Bandes, mit Goethes Unterschrift. Der Band erschien »Hamburg 1810, auf Kosten des Herausgebers und in Commission bei B. G. Hoffmann«, mithin in dem durch H. Heines Schriften später berühmt gewordenen Verlage. Herausgeber war, der Mittheilung des Direktor Redlich zufolge, der Buchhändler und Leihbibliothekar Friedr. Alex. Braw. Das Blatt ging schon im 1. Quartal

des nächsten Jahres ein. Nur durch den zufälligen Umstand, dass das Register des 13. Bandes das Gedicht aufzuführen unterlässt, hat dieser erste Druck sich so lange den Nachforschungen entziehen können. Erst *nachher* spricht Goethe von der Existenz des Gedichts (im 12. Buche von »Dichtung und Wahrheit«), und es ist daher möglich, dass er von dem Drucke erfahren, dadurch an das Gedicht erinnert und bewogen worden sei, es in die neue Ausgabe 1815 aufzunehmen. Sowohl Frau von Stein als Herder hatten eine Abschrift des Gedichts in Goethes ersten Weimarschen Zeit erhalten, mithin besass es der Dichter selbst und er war hinsichtlich der Veröffentlichung desselben nicht auf die »Nordischen Miscellen« angewiesen. Die Lesarten des Gedichtes in dieser Zeitschrift zeigen im Allgemeinen Übereinstimmung mit denjenigen der Jacobischen Abschrift von 1774, auf welcher der Abdruck im »Jungen Goethe« (II, 3) beruht. Die Abschrift, welche die »Nordischen Miscellen« benutzten, wird deshalb gleichfalls auf Jacobi zurückzuführen sein, der bekanntlich mit den in seinen Besitz gelangten Goetheschen Manuskripten, in Pempelfort wie später in Hamburg, indiskret verfuhr. Aber es zeigen sich auch, abgesehen vom Fehlen mehrerer Verse (V. 18—22; 66—70, wie es scheint, als nicht verstanden; V. 76, aus Versehn), mehrere Abweichungen. Die Wiederholung zu Ende der ersten Strophe begreift nicht nur Vers 1, sondern V. 1—3. Danach würde auch in den folgenden drei Strophen die Wiederholung als sich auf mehrere Verse erstreckend aufzufassen sein. In Vers 8 und 9 heisst es »wie die Lerche *Dir* da droben« (Gott), in V. 24 »Wird« st. »Wirst« (also vom Wanderer), V. 74 »quoll« st. »quillt«, V. 79 »quillet müssigen«, V. 97 »bienensaugenden«. Die Schlussstrophe genau mit der Jacobischen Handschrift übereinstimmend nur V. 101 »rasseln«, st. rasselten«). v. LOEPER.

5. *Zu Goethes Gedicht: Gefunden.* Von dem Verhältniss Goethes zu Pfeffel ist im Goethe-Jahrbuch schon mehrfach die Rede gewesen; (vgl. Bd. II, S. 427 fg. III, 345—347), noch nirgends aber ist darauf hingewiesen worden, selbst nicht bei Loeper, Gedichte I², 276, II², 403, dass das Gedicht: »Gefunden« einem Pfeffelschen Gedicht nachgebildet ist. Es findet sich zuerst in den »Fabeln, der helvetischen Gesellschaft gewidmet« 1783 von Pfeffel; ich theile das ganze Gedicht mit (a. a. O. Buch III, S. 143):

Die Nelke.

Vom Schwarm der Weste
Verbuhlt umweht,
Begos Alceste
Ihr Blumenbeet.

Sie sah schon lange
Ein Nelkchen blühn,
Gleich ihrer Wange
Weiss und karmin.

Sie wollt es pflücken,
Um ihre Brust
Damit zu schmücken,
Den Sitz der Lust.

Lasst, fleht es bange,
Mich heut noch stehn,
Bis morgen prange
Ich noch so schön.

»Gut, ich kann borgen;
Doch merk es Dir.
Mein Blümchen, morgen
Gehörst du mir«.

Sie kam: es rufte:
O warte doch,
Des Abends dufte
Ich stärker noch.

Das Nelkchen flehte
Sich wieder los
Bis auf die Beete
Der Nachtthau flos.

Da fand sie — Götter!
Nichts — ein Gewühl
Verdorrter Blätter
Am lahmen Stiel.

Sie starrt und drücket
Die Augen zu:
»Ach, ungepflücket
Verwelkest du«.

Ja, seufzt es, gestern
Noch frisch, heut kahl!
Merkt, reife Schwestern,
Euch die Moral.

Die Ähnlichkeit ist so frappant, dass es kaum noch nöthig ist, Weiteres hinzuzufügen. Nur auf Einiges sei hier noch hingewiesen. Nicht allein das Versmaß ist gleich — nur den Reim zwischen dem ersten und dritten Vers der Strophe hat Goethe nicht —, sondern auch in den Motiven zeigt sich die

auffallendste Verwandtschaft, so, dass das Blümlein gebrochen werden soll, aber um Gnade fleht u. a. m. Die Vergleichung zwischen Vorlage und Nachbildung ist ästhetisch äusserst lehrreich: in welch platt-alberner Weise sind die zarten Motive bei Pfeffel verwandt und was hat Goethe aus ihnen zu machen gewusst! GEORG ELLINGER.

6. *Deutscher Parnass*[1]. Der innige, warme und ernste Ton dieses Gedichtes schliesst die Annahme einer satirischen Absicht schlechterdings aus. Gegen wen auch hätte im Sommer des Jahres 1798 die Satire sich richten sollen? Die Anakreontik war verschollen und des Aufhebens nicht werth, die Romantik eben erst im Entstehen und ohnehin mit dem Dichter in gegenseitig freundlichem Verhältniss. Schiller wusste aus dem Gedicht nichts Rechtes zu machen und glaubte Ironie drin zu finden; es war aber nicht das erste Mal, dass er Goethes Dichtung und ihren Sinn verkannte. Den Egmont beurtheilte er wie ein altkluger Philister: und wenn er damals noch jung und gegen Goethe feindlich gestimmt war, so erklärte er doch viel später noch den Elpenor für ein »dilettantistisches Produkt« und errieth nicht, dass diese beiden Akte von keinem Andern herrühren konnten, als dem der die Iphigenie gedichtet hatte; Goethes gesellige Lieder nannte er in einem Briefe an Körner vom Jahre 1802 »platte Sachen«. Braucht uns also Schillers Ironie nicht zu beunruhigen, so ist das Gedicht auch gar nicht im Jahre 1798 geschrieben, sondern muss aus früherer Zeit stammen. Man höre, was Goethe selbst grade in den Tagen, wo es entstanden sein soll, seinem Freunde meldet, 24. Juni 1798: »Da ich gar nichts bei mir habe, sondern Alles in Jena zurückgeblieben ist, so musste ich mich in meine alten Papiere zurückziehen und habe allerlei gefunden, das wenigstens als Stoff uns zunächst dienen kann«. Damals wurden, neben Elpenor, auch die beiden Lieder: »Am Flusse« und »die Musageten« aus der alten Mappe hervorgeholt, und als wollte der Dichter, wie er jetzt war, die Autorschaft von sich ablehnen, gab er den drei Gedichten

[1] [Die folgende Miscelle war ursprünglich als Anmerkung zu oben S. 221 bestimmt. In der Erwägung, dass sie als Anmerkung nicht genügende Beachtung finden, überdies den Zusammenhang unliebsam stören würde, liess sich der Herr Verfasser bestimmen, dieselbe unter den Miscellen erscheinen zu lassen. Nachdem der Druck des Hehnschen Aufsatzes bereits begonnen war, erhielt ich D. Jacobys Aufsatz, der denselben Gegenstand wie unsere Miscelle behandelt, wenn er auch zu ganz anderen Resultaten gelangt. Die Miscelle jenem Aufsatze folgen zu lassen, was vielleicht am natürlichsten gewesen wäre, unterliess ich auf besondern Wunsch Jacobys. L. G.]

als Unterschrift den Namen des alten Holzschneiders und Kupferstechers Justus Amman. Welcher Zeit und Epoche aber mit ihren Leiden und Freuden gehörte unser Gedicht ursprünglich an? Wir glauben nicht zu irren, wenn wir sagen, es entstand bald nach der Rückkehr aus Italien, als durch Schiller und Heinse eine neue Art Sturm und Drang eingebrochen war, Goethes eigene künstlerische und sittliche Entwickelung um all ihre Früchte gebracht schien und die Reinheit und das Ebenmaß seiner Dichtung auch die Nächsten, die Vertrautesten und Geliebtesten kalt liess. Der Schmerz über diesen Abfall wird ihm das Gedicht eingegeben haben. Einkleidung, Farben und Scenerie, das Bild des Parnasses, der Überfall des Musensitzes durch den bacchischen und faunischen Schwarm, alles dies ist dem Dichterstil des Landes entnommen, aus dem er grade kam, und erinnert an Antonios blühende und ebenfalls ganz italienisch gehaltene Preisrede auf Ariosto im ersten Akt des Tasso, sowie an manche Stellen der neuen Stücke Erwin und Elmire und Claudine von Villabella; auch Rafaels Parnass mag dem Dichter vorgeschwebt haben. Als er nun zehn Jahre später diese Verse wieder auffand, wird er das, was zu deutlich auf Schiller und die damalige Lage ging, geändert oder getilgt und wohl den versöhnlichen Schluss hinzugedichtet haben. In der That hatte sich ja Schiller unterdess bekehrt; ihn entzückte kein Spiel mehr, das die Schranken übertobt; ein neuer Kranz umwand seine Schläfe — und so gehörte er seinem frühern Widersacher jetzt doppelt an und dieser flehte um seinen Segen! Aber ein Dunkel über die eigentliche Meinung des Gedichtes blieb zurück und Goethe hütete sich wohl, auch nur das kleinste erklärende Wort zu sprechen. Victor Hehn.

---

7. *Das Schreyen.* Nach dem Italienischen. D. j. G. 1, 98. Den zahlreichen Parallelen, welche Richard Maria Werner im Archiv für Litteraturgeschichte 10, 74 ff., eine erste Vergleichung v. Biedermanns sehr erweiternd und die Minor-Sauerschen »Studien zur Goethephilologie« ergänzend, mit einem gewissen Streben nach Vollständigkeit gezogen hat, ist folgendes Lied um so mehr beizufügen, als es näher zu der Goetheschen Tändelei stimmt.

Scherze, Leipzig 1752, S. 5. Das Mordgeschrey:

Phloen sah ich heut
In der Einsamkeit
Grüner Büsche stehn:
Mädchen sagt ich ihr,
Nunmehr sollst du mir
Nicht so leicht entgehn

Ich erhaschte sie
Und mit sanfter Müh
Raubt ich manchen Kuss.
Phloe rief mir zu:
Lasse mich in Ruh,
Eh ich schreyen muss.

Ey wer ist der Mann?
Fieng ich lärmend an,
Der mir dieses wehrt:
Rede nicht so laut,
Sprach sie ganz vertraut,
Dass es niemand hört.

Mädchen, wenn euch oft,
Wie ihr täglich hofft,
Kühne Knaben dräun;
Folget meinem Rath:
Lernt, wie Phloe that,
Auch um Hülfe schreyn.

ERICH SCHMIDT.

8. *»Die Liebe auf dem Lande«*, von J. M. R. Lenz, erschien, von Goethe beigesteuert, zuerst in Schillers Musenalmanach 1798, S. 74 ff., wurde von Tieck leider übersehen, aber wiederholt durch Th. Creizenach im »Gedenkbuch zur vierten Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst zu Frankfurt am Main am 24. und 25. Junius 1840« S. 113 ff., von Dorer-Egloff »J. M. R. Lenz und seine Schriften« 1857 S. 131 ff. (wo die Zeile »Da zog sie gleich den Schnürleib aus« entfallen ist!), von Sauer in dem 80. Band der »Deutschen Nationallitteratur« (Stürmer und Dränger, 2. Th.) S. 231 ff. Die erste Fassung legte Urlichs auf der Wiesbadener Philologenversammlung der germanistisch-romanistischen Section vor und veröffentlichte sie im Archiv für Litteraturgeschichte 8, 166 ff. Als Entstehungszeit habe ich in »Lenz und Klinger« S. 13 und schärfer in der »Allgemeinen deutschen Biographie« 18, 273 das Jahr 1775 angenommen. Dieselbe Datirung bietet Sauer. Neben anderen inneren und äussern Gründen scheint mir durchschlagend die Anlehnung an Wielands ungemein reizvolles Gedicht »Der Mönch und die Nonne auf dem Mittelstein«, dessen erster Gesang — und nur auf diesen kommt es an — das Märzheft 1775 des »Teutschen Merkur« eröffnet (S. 193 ff. des Bandes). Lenzens rührende Pfarrerstochter hat ihr lebendiges Modell in der Pastorstochter Friederike Brion, ihr litterarisches in der Nonne Clärchen. »Verlassne Liebe« quält die eine, »verhaltne Liebe« erfüllt die andre. Lenz schildert das

schöne, bleiche Kind in der engen Kammer, wie immer und immer das Bild des Geschiedenen vor ihr steht und sie ihn auch später in ihrer äusserlichen Ehe nicht vergessen kann, so wie uns Wieland von der unerfahrenen, engelkeuschen Clare erzählt:

Im Tempel selbst, am höchsten Fest,
Schwebt Sixtens theures Bild ihr immer
Vor ihrer Stirn; im Speisezimmer,
In jedem Kreuzgang, jedem Saal,
An jeder Wand hängts überall
Gemahlt, geschnizt, mit einem Schimmer
Von Gold ums Haupt; ihn muss sie sehn
Wohin sich ihre Blicke lenken,
Und mit ihm auf und nieder gehn.
Und von ihm träumen, an ihn denken
Und träumte sie vom Himmelreich.
Denn was in Clärchen lebt und webet,
Ist durch und durch mit ihm verwebet,
Und alle Heil'gen sehn ihm gleich.
Eh könnte sie sich selbst verliehren
Als dem geliebten Bild entfliehn . . . .

Virtuos führt Wieland, der feine Psycholog, auch hier sein Lieblingsthema von der allbesiegenden Sinnlichkeit durch; und sein Schluss

Die ihr, von frommem Wahn geblendet,
Den Arm zu Molochs-Opfern hebt,
O Väter, eh ihr sie vollendet,
Betrachtet dieses Bild, und bebt!

könnte den Ausruf in Lenzens erweiterter Fassung angeregt haben:

Wer malet diesen Kalchas mir
Und dieses Opfers Blumenzier . . .

Wir haben also gute Gründe zu glauben, dass Lenz sein innigstes Gedicht im Frühjahr 1775 schuf und dass er die überarbeiteten Verse zu Pfingsten 1775 dem Freund überreichte, der freilich damals den Sesenheimer Erinnerungen aus dem Wege ging und erst vier Jahre später den schlichtenden letzten Besuch wagte. Erich Schmidt.

---

9. Zu Düntzers reicher, durch S. Hirzels letzte kleine Spende hervorgerufener Übersicht »Die Gries-Goethesche Übersetzung des venezianischen Gondolierliedes *La Biondina*«,

Archiv für Litteraturgeschichte 6, 398 ff. ist zwischen F. L. W. Meyer, Gries, Goethe und Z. Werner, Rückert die Übertragung im »Musenalmanach auf das Jahr 1808 von Seckendorf« S. 71 f. einzureihen. Die letzte Strophe fehlt wie in der Griesschen Fassung bei Matthisson (Anthologie XVII, 1806) und in der spätern freien Nachdichtung Rückerts. Seckendorfs Versuch steht unter den »Stimmen der Völker« des Almanachs, der schon 1807 eine solche Rubrik eröffnet und namentlich S. 126 ff. sieben Cidromanzen gebracht hatte, deren auch der neueste Herausgeber des Herderschen Cid, Redlich, nicht gedenkt. Im Inhaltsverzeichniss heisst es: »Herder besang den Cid *nach* spanischen Romanzen. Dies reizte zur Vergleichung mit den Originalien und zum Versuch einige zu übertragen. Künftig vielleicht das Ganze«. Seckendorf knüpft an Herders in »Stimmen der Völker« umgetaufte »Volkslieder« an, verheisst ein grosses Sammelwerk und reicht den Herausgebern des deutschen »Wunderhorns« die Hand. 1808 ist die deutsche Gruppe weitaus die grösste; gegen sie verschwinden die paar schottischen, die ein Ungenannter geliefert, und die vierte, eigentlich dritte Gruppe »Italiäner«. Sie enthält zwei Nummern, von S. (Seckendorf) bearbeitet: »Venezianisches Gondelliedchen« (»Bin ich verliebet, kleines braunes Mägdlein« mit einem Refrain, in welchem das Wort »Liebe« buchstabirt wird) und »Ein andres«:

Neulich Abend mein Blondinchen
Führt' ich in dem Gondellein,
Und vor Lust das arme Kindchen
Auf dem Rande schlummert ein.
Und es schlief auf seinem Arme,
Und ich weckt' es immer wieder,
Doch der Barke Auf und Nieder
Wiegte bald es wieder ein.

Und im Himmel halb verschleiert
Von den Wölkchen blinkte Luna,
War in Ruhe die Laguna,
War der Wind ein linder West.
Nur ein leises Schmeichellüftchen
Fächelte das Haar gelinde,
Machte, dass des Busens Binde
Nimmermehr ihn ganz umhüllt.

Fest und fester auf sie blickend,
Meines Liebchens Wonnigkeit,
Dies Gesichtchen voll Entzücken,
Diesen Mund, die Brust so schön

Fühlt' ich in dem innern Busen
Eine Glut, ein leises Bangen,
Ein zufriedenes Verlangen,
Das ich nicht zu deuten weiss.

Ein gefährlicher Concurrent war der wackere Leo Seckendorf nicht. Erich Schmidt.

10. Westöstlicher *Divan*. Zur Herzstärkung für alle, denen es bei Zumuthungen, wie: man habe im Nathanvers »Der grosse Mann braucht überall viel Boden« zu lesen »der grosse Baum« oder »der grosse Stamm«, und ähnlichen Pröbchen neuester Conjecturalweisheit angst und bange geworden ist, theile ich eine schöne Emendation des Goetheschen Textes mit, die mir Bratranek zu Pfingsten 1883 in seiner Brünner Klause »geschenkt« hat. Die erste Nummer des Parsi Nameh, »Vermächtniss altpersischen Glaubens«, bietet als achte Strophe die Zeilen (Hempel 4, 200):

Regt ein Neugeborner fromme Hände,
Dass man ihn sogleich zur Sonne wende,
Tauche Leib und Geist im Feuerbade!
Fühlen wird es jeden Morgens Gnade.

Nicht »tauche«, sondern *»taufe«!* Die Verbesserung leuchtet von jeder Seite ein und hat auch schon den stillen Beifall des Mannes gefunden, dem gerade die Erklärung des »Divan« das meiste verdankt, den Beifall Loepers. Erich Schmidt.

11. Zu *»Sprichwörtlich«*. Der Dichter formulirt Vorwürfe seiner Gegner in dem Spruche:

Mancherlei hast du versäumet:
Statt zu handeln, hast geträumet,
Statt zu *denken*, hast geschwiegen,
Solltest wandern, bliebest liegen.

und seine Erwiderung in folgendem:

Nein, ich habe nichts versäumet!
Wisst ihr denn, was ich geträumet?
Nun will ich zum Danke fliegen,
Nur mein Bündel bleibe liegen.

Dass im 3. Verse der ersten Strophe etwas verdorben sei, bemerkte zuerst Frhr. v. Biedermann. Seinem Vorschlage, Vers 2 und 3 so umzustellen:

Statt zu handeln, hast geschwiegen,
Statt zu denken, hast geträumet,

konnte man jedoch nicht zustimmen, schon weil der Umstellung das in der zweiten Strophe befolgte Reimschema widerspricht. Ich suchte den Fehler im »denken« des 3. Verses und wollte dafür »reden« oder »sprechen« setzen. Erich Schmidt hat das Richtige getroffen: »denken« ist verlesen oder verdruckt für *»danken«:* »Statt zu danken, hast geschwiegen«; den Beweis der Richtigkeit enthält der korrespondirende Vers der zweiten Strophe: »Nun will ich zum *Danke* fliegen«. Man kennt dieselbe Verwechslung von denken und danken in der Schlussstrophe des Gedichts »Dauer im Wechsel«.

G. v. LOEPER.

12. Die Verse *»Das Kleinod, das Vergissmeinnicht«* (Hempel III, 338 fg.) findet sich in Goethes eigner Handschrift auf einem kleinen, querliegenden Quartblatt im Besitze der Frau Regierungsräthin Wentzel in Dresden. Einzelne Bleistiftcorrecturen, gleichfalls von Goethes Hand, sind beigefügt. Das Blatt trägt die Unterschrift: »Dass obiges Gedicht von Goethes eigner Hand geschrieben, wird hierdurch beglaubigt. Weimar 24 Febr. 1850 J P. Eckermann«. Als Varianten verzeichne ich Z. 1: »Das Kleinod und Vergissmeinnicht«, Z. 7: »Das Schönre bleibt: Vergissmeinnicht«: die Verbesserung: »Zum Herzen reicht« ist von Goethe mit Bleistift zugeschrieben.

LUDWIG GEIGER.

13. *Nachbildung Goethescher Gedichte.* Wie oft ganze Lieder Goethes oder einzelne Strophen von späteren Dichtern nachgebildet sind, hat G. v. Loeper in den Anmerkungen zu den Gedichten sorgsam bemerkt. Wenn ich einen kleinen Beitrag gebe, hoffe ich zugleich das Andenken an eine Dichterin zu erneuern, welche dem Schiller-Goetheschen Kreise nahe stand. »Jägers Abendlied«, ein tiefer Nachklang der Liebe zu Lili, wahrscheinlich in den letzten Monaten des Jahres 1775 entstanden, da Goethe mit dem Herzog den Jagdfreuden huldigte, hat Sophie Mereau (später Brentano) zu einem Gedichte begeistert, von dem Herder[1] in einer Recension sagt: »der Hirtin Nachtlied. Keine Parodie, aber eine Sopranstimme zur beliebten Reichardtschen Gesangweise Jägers Nachtlied«.

[1] Herder in den Erfurter Nachrichten 1800, S. 361—364. Sämmtliche Werke zur schönen Literatur und Kunst 1830, 20, 392 ff. — Sophie Mereaus Gedichte erschienen zu Berlin 1800 bei J. F. Unger in zwei Bändchen. Das Lied im ersten S. 22—23. Sowohl Herder wie die Mereau führen die alte Überschrift an »Jägers Nachtlied«; erst seit 1789 hatte Goethes Lied die jetzige, vgl. G. v. Loeper I², 322.

So wenig Goethe trotz der — Manche irreführenden — Überschrift aus der Empfindung und Lebenserfahrung eines Fremden gedichtet, so wenig auch Sophie Mereau. Das Lied, zu dessen Überschrift die Dichterin selbst den Zusatz gemacht hat: »nach Jägers Nachtlied«, lautet:

Des Tages süsser Schein verbleicht
in leichten Nebelflor,
und aus den stillen Schatten steigt
dein liebes Bild hervor.

Du wandelst rasch durch Berg und Thal,
voll Unruh in der Brust,
und bist der Liebe süssen Qual
wohl nimmer dir bewusst.

Indess mit leichter Sehnsucht Schmerz,
Fern in der Einsamkeit,
ein treues tiefbewegtes Herz
sich dir voll Liebe weiht.

Es steigt der Mond, das ferne Thal
glänzt mild in seinem Licht.
Ach! säh' ich, wie des Mondes Strahl,
dein süsses Angesicht!

Wie schade, dass dreimal das Beiwort »süss« gebraucht ist, gleich zu Anfang sogar für den hellen Schein des Tages. Schon ein Kritiker[1] vom Jahre 1801 hat bemerkt, dass in der zweiten Strophe »gegen das Gesetz der Sprache« gefehlt worden ist. Freilich, setzt er hinzu, gibt der Liebe süsser Qual einen Übelklang. Trotz diesen Ausstellungen — auch andere wären nicht ungerecht, z. B. gegen das unpoetische »indess« im Beginn der dritten Strophe, und warum »leichter« Sehnsucht? — das tiefempfundene Lied wird jeder gern lesen oder noch lieber hören. Mit Recht lobt Herder in jener Recension, dass Sophie Mereau leistet, was man von weiblichen Gedichten erwartet. »Sie tritt nie über die Grenzen ihres Geschlechts heraus«; »ihre Empfindungen und Empfindnisse in Leid und Freude, in Kummer und Sehnsucht . . . sagt sie aus dem Herzen, mithin weiblich«.

Selbst Schiller, von dem Sophie Mereau noch mehr als von Goethe beeinflusst ist, rühmt in einem Briefe an Goethe — 17. August 1797 — eine gewisse Innigkeit und zuweilen selbst eine Würde der Empfindung; »eine gewisse Tiefe kann ich ihr auch nicht absprechen«. Und Goethe ist der »dich-

[1] Allgemeine Litteraturzeitung 1801, No. 5, S. 34f.

terischen Freundin« günstig gesinnt. Von ihren Beiträgen für den Musenalmanach auf 1796 schreibt er: »Sophie Mereau hat sich recht gut gehalten«.

Auch zu dem Gedichte »Verschiedene Eindrücke des Frühlings«[1]: »das Kind: der Unglückliche; die Reisenden; die Mutter: der Zufriedene: die Schwärmerin« hat sie offenbar die Anregung erhalten durch Goethes »Verschiedene Empfindungen an einem Platze«. Zuerst war dieses Gedicht in Schillers Musenalmanach auf 1796 erschienen, in welchem sich auch vier Gedichte der Mereau finden. Erwähnung verdient ferner, dass Goethes Gedicht »Antworten bei einem geselligen Frage-spiel«, in dem die Dame, der junge Herr, der Erfahrene, der Zufriedene, der lustige Rath sich äussern, gleichfalls im Musenalmanach auf 1796 gedruckt ist. Herder nennt das Gedicht Sophie Mereaus »ein schattirtes Gemälde voll zarter Züge«, und der oben erwähnte Kritiker äussert: »ein glücklicher Gedanke und mit Geist ausgeführt ist es, die verschiedenen Eindrücke des Frühlings zu schildern«. Auch hier hat die Anlehnung an Goethe die Dichterin nicht zur Unselbständigkeit verführt: verschiedene Behandlung und alles aus einer weiblichen Seele!

So zeigt es sich, dass Sophie Mereau die Formen hoher Kunstübung bei ihrem leicht erregbaren und feingestimmten Gemüthe sich anzueignen wusste. Wie richtig sagt Gervinus (V⁴. 520): was irgend eine poetische Ader in sich fühlte und einem unbestimmten Talente Richtung, einem jugendlichen Enthusiasmus Ausbruch schaffen wollte, kam zu Schiller und Goethe . . . Auch die Mereau und Brachmann waren von Weimar aus eingeführt oder angeregt. DANIEL JACOBY.

14. *Parallelen.* Mit der Wendung in der Pactscene des »Faust«:

a. Rast nicht die Welt in allen Strömen fort,
Und mich soll ein Versprechen halten?

lässt sich eine Stelle in Diderots Jacques, le fataliste (Oeuvres complètes éd. Assézat, vol. VI, p. 117) vergleichen:

»Le premier serment que se firent deux êtres de chair, ce fut au pied d'un rocher qui tombait en poussière: ils attestèrent de leur constance un ciel qui n'est pas un instant

[1] Gedichte 1800. S. 130f. — Ein sinnentstellendes Versehen im Druck ist auch in den späteren Nachdrucken der Gedichte wiederholt worden. Es muss S. 136 mit S. 147 verbunden und die Überschrift S. 147 getilgt werden.

le même; tout passait en eux et autour d'eux, et ils croyaient leurs coeurs affranchis de vicissitudes«.

Zu Faust, Walpurgisnacht (V. 3761 nach Düntzers Zählung)

Du glaubst zu schieben, und du wirst geschoben

vergl. Diderot, Jacques le fataliste éd. Assézat p. 37: »Nous croyons conduire le destin; mais c'est toujours lui qui nous mène«.

Der Gedanke der Xenie (III, 275 der Hempelschen Ausgabe):

Niemand soll in's Kloster gehn,
Als er sei denn wohl versehn
Mit gehör'gem Sündenvorrath;
Damit es ihm so früh als spat
Nicht mög' am Vergnügen fehlen,
Sich mit Reue durchzuquälen

findet sich mehrfach in dem genannten Romane Diderots und in seiner »Religieuse«. In letzterm Romane (V, 69 éd. Assézat) sagt die Superiorin: »Soeur Suzanne, la bonne religieuse est celle qui apporte dans le cloître quelque grande faute à expier«. Und in Jacques le fataliste (VI, 138) der Marquis des Arcis zu Mme de la Pommeraye: »Vous avez encore une vingtaine d'années de jolis péchés à faire: ni manquez pas; ensuite vous vous en repentirez, et vous irez vous en vanter aux pieds du prêtre, si cela vous convient«. S. Levy.

b. Anbete du das Feuer hundert Jahr,
dann fall' hinein, — dich frisst's mit Haut und Haar.

hier ist zu erinnern an das von Herder aus dem Morgenländischen übertragene Gedicht: »*Königsdienste*«.

Der Feuranbeter habe hundert Jahr
Dem Gott gedient und ihn angefacht;
Ergreift die Flamm' ihn einen Augenblick,
Vergessen ist sein Dienst, er wird verzehrt.

Sehe Jeder, wo er bleibe,
Und wer steht, dass er nicht falle.

»Darum, wer sich lässt dünken, er stehe, mag wohl zusehen, dass er nicht falle«. I. Corinther 10, 12.

Und so lang' du das nicht hast,
Dieses: Stirb und werde!

»Du Narr! das du säest, wird nicht lebendig, es sterbe denn«. I. Corinther 15, 36. Eugen Reichel.

15. *Goethe und Gottfrieds Chronik.* Die Chronik Joh. Philipp Abelins (Jo. Ludovici Gottfridi historische Chronika, Frankfurt a. M. 1742) gehört bekanntlich zu den Büchern, aus denen Goethe sich seine erste Jugendbildung holte (s. D. u. W. ed. Loeper I, S. 29 f.). Dieselbe ist mit Abbildungen von Merian versehen, von dem auch die Kupferstiche der Bibel herrühren, die Goethe »häufig durchblätterte« (D. u. W. I, S. 29). Von Goethe selbst wird wiederholt auf die Kupfer der Gottfriedischen Chronik hingewiesen, so D. u. W. I, 139 auf die, welche die Grausamkeit der Juden gegen Christenkinder darstellen, und D. u. W. IV, 54, erwähnt Goethe das Bild, auf welchem die Tyrannei des Kambyses gegen den Perser Prexaspes dargestellt ist. In dem Buche von Minor und Sauer »Studien zur Goethephilologie« S. 141 f. ist das letztere Bild in Zusammenhang gebracht mit der Nachtscene des Götz (D. junge Goethe II, 164 fg.), wo Helfensteins Weib mit ihrem Knaben vor Metzler kniet und um das Leben ihres Mannes bittet. Viel näher steht natürlich dieser Scene das Bild, wo eben die Scene selbst, Helfensteins Frau mit ihrem Söhnlein auf den Knien bittflehend vor Metzler, dargestellt ist (Gottfr. S. 744). Von anderen Bildern der Gottfriedischen Chronik möchte ich noch hervorheben: Esther auf den Knien vor Xerxes, im Hintergrund ein Galgen (Gottfr. S. 114). Dazu vergleiche man im Jahrmarktsfest zu Plundersweilern die Scenenangabe bei der Ahasvertragödie (J. G. III, 210): »Man sieht den Galgen in der Ferne«. Ferner befindet sich in der Chronik (S. 845) eine Abbildung, die lebhaft an den Faust erinnert: Cardinal Crescentius, päpstlicher Legat auf dem Conzil zu Trient, sitzt in einem grossen Zimmer und schreibt — vor ihm auf dem Tische ein brennendes Licht; in der Mitte des Zimmers steht ein schwarzer Hund mit grossen feurigen Augen; im Hintergrunde öffnet ein Diener die Thüre. Im Text wird diese Erscheinung erzählt mit dem Zusatz, dass Crescentius aus Schrecken darüber in eine heftige Krankheit verfallen sei. —

Mit geringerer Sicherheit lassen sich die Schöpfungsbilder vergleichen mit den Versen des Schattenspielmanns im Jahrmarktsfest. Wesentlich dieselben biblischen Bilder wie in Gottfrieds Chronik befinden sich in Merians Iconum biblicarum pars I. Goethe sah die Abbildungen also auch in seiner Bibel. Es sind folgende: Gottfr. S. 1 und Icon. bibl. I, S. 13 u. 15 vergleiche ich mit: »Sprach sie Gott 's werd Licht Wie 's hell da 'rein bricht« u. s. w. (J. G. III, 216). Gottfr. S. 13 und Icon. bibl. I, 15 — (In der Mitte der Baum der Erkenntniss; links Adam, rechts Eva mit dem Apfel in der Hand; um den Baum ringelt sich die Schlange) — mit »Steh sie Adam in die Paradies Steh sie Eva hat sie die Schlang verführt« (a. a. O.). Gottfr. S. 14 und Icon. bibl. S. 19 u. 20 mit: »Nausgejagt

Mit Dorn Disteln Geburtsschmerzen geplagt«. Gottfr. S. 17 (Wiesen mit Bäumen, darauf eine Anzahl Paare die Äpfel brechen) — mit: »Seh sie die Ritter und Damen Wie sie zusammenkamen« u. s. w. Gottfr. S. 22 und Icon. bibl. S. 27 — (Grosse Überschwemmung; im Hintergrunde treibt die Arche: vorne Leute, die sich auf Bäume flüchten: viele strecken hilfesuchend die Arme aus der Fluth in die Höhe) — mit: »Fährt da die Sündfluth rein Wie sie Gotts erbärmlik schreyn All all ersaufen schwer Is gar kein Rettung mehr Orgelum«. In den Icon. bibl., wo zu jedem Bilde Verse stehen, heisst es zu dem zuletzt angeführten mit Anklängen an Goethe: »Die Sündfluth kompt mit macht, die Regen alss Verschwemmen All Creatur Erseufft, was auf dem trocknen lebt«. — Die Schöpfungsbilder sind nun allerdings so traditionell, dass es nicht gerade nöthig wäre anzunehmen, dass Goethe beim Dichten jener Verse die Merianschen Kupfer vorschwebten: wahrscheinlich aber wird es, wenn wir bedenken, wie oft Goethe diese Bilder betrachtet haben mag, wenn wir ferner berücksichtigen, was er uns selbst berichtet, dass er in Leipzig zu Kupfern Gedichte macht. (D. u. W. II. 93: vgl. auch Scherer, Aus Goethes Frühzeit S. 16 f.) Unwillkürlich und unbewusst konnten ihn solche in der frühsten Knabenzeit aufgenommenen und in der Phantasie bewahrten Eindrücke beim Dichten beeinflussen, aber auch Absicht und Bewusstsein sind nach Goethes eignem Geständniss nicht auszuschliessen. —

A. Strack.

16. *Goethe über Joh. Chn. Günther.* Das bekannte Urtheil Goethes über Günther im siebenten Buche von D. u. W. (ed. Loeper II. 49) hat auffallende Ähnlichkeit mit dem, welches Gottsched über diesen Poeten der Leidenschaft im 14. Stücke seiner Beyträge zur Critischen Historie der Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit 1736. S. 186 ff. fällt. Gottsched sagt: Günthers »*natürliche Fähigkeit* zur Dichtkunst ist unstreitig eine der allerbesten gewesen«; vgl. Goethe: »Ein entschiedenes *Talent*«. Gottsched: »Sein *Gedächtniss* und seine *Einbildungskraft* sind so glücklich, so reich und so *fruchtbar* gewesen, als man sichs nur immer wünschen kann«; vgl. Goethe: »begabt mit . . . *Einbildungskraft, Gedächtniss* . . ., *fruchtbar* im höchsten Grade«. Gottsched: »Seine Scharfsinnigkeit, sein *Witz* und seine Belesenheit in allerley alten und neuen Sachen sind ganz ungemein und seine Gelehrsamkeit in gründlichen Wissenschaften . . . ist gleichfalls gross und weitläuftig«; vgl. Goethe: »Gabe des Fassens . . geistreich, *witzig* und dabei vielfach unterrichtet«. Gottsched: »das *wilde* Feuer seiner Phantasie«: vgl. Goethe: »Das Rohe

und *Wilde* gehört seiner Zeit«. Auch Gottsched spricht von der Verderbniss der Zeiten und davon, dass Günther »durch die unglücklichen Umstände seines Lebens genöthigt war, sich vielmals den Lüsten der ungezogensten Leute aufzuopfern«. Ferner stelle ich zusammen: Gottsched: »Seine Sitten waren viel zu schlecht . . . die Unordnung seiner *Lebensart* und der schlechte Umgang . . leuchten aus vielen . . Stellen . . hervor«; Goethe: »Das Rohe und Wilde gehört . . . seiner *Lebensweise* und besonders seinem Charakter oder, wenn man will, seiner Charakterlosigkeit«. Gottsched: Die Gedichte haben »fast durchgehends ein sehr fliessendes Wesen, ein richtiges Sylbenmass«; vgl. Goethe: »rhythmisch bequem«. Wer beachtet, dass die Hauptpunkte wörtlich übereinstimmen und dazu fast in derselben Reihenfolge vorgetragen werden, kann an Goethes Bekanntschaft mit Gottscheds Kritik nicht zweifeln. Dabei darf aber nicht vergessen werden, dass das Lob der Güntherschen Sinnlichkeit, seines Vermögens, im Leben ein zweites Leben durch Poesie hervorzubringen, seiner Leichtigkeit in Gelegenheitsgedichten, alle Zustände durchs Gefühl zu erhöhen u. s. w. nur von Goethe ertheilt wird und dass diesem auch der Schlusssatz des Abschnittes in D. u. W. allein angehört. Und es darf eben so wenig vergessen werden, dass Goethe Gottscheds Tadel der Unordnung in den Güntherschen Gedichten und des Abfallens selbst der erhabensten Oden ins Niederträchtige nicht wiederholt. B. SEUFFERT.

17. *Zu den Sprüchen in Prosa.* 614. *»Mythologie = Luxe de Croyance«.* — Woher stammt die französische Umschreibung? Dem Buche der Frau von Staël De l'Allemagne hat Goethe sie entnommen. Das dreizehnte Capitel der zweiten Abtheilung handelt: De la poésie allemande. Balladen Schillers und Goethes werden vorgeführt; den Übergang zu Bürgers Lenore erleichtert sich die Verfasserin durch einige Bemerkungen über die Vorliebe der Deutschen für das Gespenster- und Hexenwesen, in welchem sie ein Überbleibsel der nordischen Mythologie erblickt. Sie äussert, der Aberglaube des Volks verrathe stets eine gewisse Ähnlichkeit und Verwandtschaft mit der herrschenden Religion, die ihn bekämpft. Dann fährt sie fort: (cinquième édition. Paris 1818; 1, 308) »Presque toutes les opinions vraies ont à leur suite une erreur; elle se place dans l'imagination comme l'ombre à côté de la réalité: c'est un luxe de croyance qui s'attache d'ordinaire à la religion comme à l'histoire; je ne sais pourquoi l'on dédaignerait d'en faire usage«. — Erst nachdem der Fundort der französischen Paraphrase nachgewiesen ist, können wir die Betrachtung, zu welcher dieselbe den deut-

schen Autor angeregt hat, nach ihrem Ursprung und Gehalt vollkommen würdigen.

Aus demselben Werke schöpft unser Dichter auch die Anregung zu dem Spruche 265: »*Es gibt im Menschen auch ein Dienenwollendes: daher die Chevalerie der Franzosen eine Servage*«. — Frau von Staël widmet das achtzehnte Capitel der zweiten Abtheilung dem Wallenstein und der Maria Stuart. Im Verfolg einiger treffenden Bemerkungen über den Charakter der Elisabeth schildert sie das Verhältniss, in welches sich die Königin zu ihren Hofleuten gesetzt. Les courtisans aussi ont, avec une reine, un genre de bassesse qui tient de la galanterie. Ils veulent se persuader qu'ils l'aiment pour lui obéir plus noblement, et cacher la crainte servile d'un sujet sous le servage d'un chevalier. — Ist Goethe nicht auch das Musterbild eines eben so eindringenden wie schöpferischen Lesers, der alles, was er aufgenommen, eigenartig verarbeitet wiedergibt? —

Zu 166: »der eine Bruder brach Töpfe« u. s. w. *Hans Sachs*, das Weib im Brunnen, V. 71:

Weil jm so wol ist mit dem Wein,
Ist mir wol mit der Bulschafft mein.
So bricht er Häffe, so brich ich Krug.
Und wo ich anderst redt, ich lug.

Sämmtliche Fastnachtspiele, herausg. v. Eduard Goetze 4, 104 (Braunes Neudrucke No. 42 u. 43).

Zu 242. Bonus vir semper tiro. Der Spruch findet sich, genau in dieser Fassung, bei Zinkgref, ed. Amsterd. 1653, 1, 216.

Mit dem Spruche 341, welcher an den letzten Wunsch der zum Tode gehenden Madame Roland erinnert, ist zu vergleichen die Äusserung im Briefe an Zelter vom 29. April 1830: »ich erfahre das Glück, dass mir in meinem hohen Alter Gedanken aufgehen« u. s. w.

Der erste Spruch findet sich amplificirt in den Nachträgen zur Farbenlehre, Hempel 36, 529.

Zu den Distichen. In den Tabulae votivae des Musenalmanachs für 1797 erschien auf S. 176 das Distichon:

Vergebliches Geschwätz.
Fortzupflanzen die Welt sind alle vernünftgen Discurse
Unvermögend, durch sie kommt auch kein Kunstwerk hervor.

Mit Recht findet v. Loeper hier (Gedichte 2, 479) »einen echt Goetheschen Gedanken«. Zugleich vernehmen wir hier

den Nachklang einer lebendigen Unterhaltung, in welcher der Gedanke seinen prägnanten Ausdruck gewonnen. Dafür mag Friedrich Heinrich Jacobi als unverwerflicher Zeuge gelten. Dieser erzählt in dem Gespräche *David Hume über den Glauben oder Idealismus und Realismus:* »Ich erinnere mich, dass ich in einer vermischten Gesellschaft einmal die Frage aufwerfen hörte: wie das menschliche Geschlecht wohl möchte fortgepflanzt worden seyn, wenn der Sündenfall nicht eingetreten wäre? Ein geistvoller Mann antwortete schnell: *ohne Zweifel durch einen vernünftigen Diskurs*«. — So lautet die Stelle im ersten Druck des Gesprächs *Breslau, bey Gottl. Loewe 1787 S. 191.* Demnach erschien dasselbe zwischen der ersten und zweiten Ausgabe des Werkes über die Lehre des Spinoza. Es war, nach des Verfassers eigenem Bekenntniss, zur Rechtfertigung und tiefern Begründung des in jenem Werke aufgestellten Satzes bestimmt, *dass alle menschliche Erkenntniss von Offenbarung und Glauben ausgehe.* Es nimmt unter den Schriften Jacobis eine centrale Stellung ein. Im zweiten Theil der »*Werke*« (1815) ist denn auch dem Dialog eine Vorrede von 127 Seiten beigegeben, die *zugleich Einleitung in des Verfassers sämmtliche philosophische Schriften* sein soll. In diesem zweiten Drucke nun S. 276 wird der »*geistreiche Mann*«, dessen Antwort Jacobi berichtet, mit Namen genannt. Es heisst dort: »*Goethe* antwortete schnell«. — In einer Anmerkung aber lesen wir: Dieser *Blitzstrahl des Geistes wurde später zu folgendem sinnreichen Spruch*« — und nun folgt jenes inzwischen erschienene Distichon, aus dem Jacobi gleichsam die lebendige Stimme Goethes vernommen. Im September des Jahres 1784 waren die Freunde in Weimar vereinigt gewesen. Ward damals das Gespräch geführt, das beiden in so lebendiger Erinnerung geblieben?

Auch dies Beispiel veranschaulicht uns die innige Verschlingung von Goethes Leben, Sprechen und Dichten. Wie mancher Blitz des Geistes, der in den Epigrammen, den Sprüchen, den Zahmen Xenien aufzuckt und in das Innerste des Goetheschen Denkens und Fühlens hineinstrahlt, mag zuerst aus lebendigem Gespräche leuchtend herausgefahren sein!

MICHAEL BERNAYS.

18. *Über Irrthümer Goethes.* Seit man daran ging Goethes Werke sorgfältig zu bearbeiten, machte man die Wahrnehmung, dass namentlich in seinen lebensgeschichtlichen Schriften der Dichter mancher Irrthümer sich schuldig gemacht habe — sowohl in Bezug auf persönliche Verhältnisse, als auch in Bezug auf Zeitangaben. Zwar hat Goethe, obschon er ein vortreffliches Gedächtniss besass, sich keineswegs leichthin auf dasselbe verlassen, sondern hat Tagebücher, Briefe, Schriften an-

derer Personen benutzt, auch sich ausdrücklich Mittheilungen von Freunden und Freundinnen erbeten, um seinen Erinnerungen zu Hülfe zu kommen. Allein vollständige Übereinstimmung mit den erzählten Vorgängen konnte schon deshalb nicht erreicht werden, weil theils kurze Andeutungen in den gedachten Quellen missverständlicher Auslegung zugänglich waren, theils Goethe bei ihrer Benützung sich genöthigt sah, über seine Auffassung der Verhältnisse und die Beweggründe seiner Handlungen zu einer Zeit zu berichten, zu welcher zum Theil schon mehr als ein halbes Jahrhundert seit den Begebenheiten verflossen war, Goethe also selbst wesentlich andere Anschauungen in sich aufgenommen hatte und durch andere Gründe als früher sein Handeln leiten liess, so dass er kaum im Stande war, sich in die abgeschiedenen Zustände so zu versetzen, als wenn sie gegenwärtig wären. Wir aber können darin Goethe durch ihn selbst controliren, da nach seinem Tode zahlreiche von ihm selbst geschriebene Briefe an den Tag gekommen sind, an deren Hand wir auch sein inneres Leben fortlaufend kennen gelernt haben.

Dieses Auffinden und Feststellen von Irrthümern dient an sich der Wahrheit und ist daher förderlich, allein es hat den Nachtheil zu Folge gehabt, dass man sich manchmal bei nicht glattweg als richtig erkenntlichen Angaben Goethes mit Annahme eines Irrthums hilft, welche Annahme dann selbstverständlich nachgeschrieben wird und endlich als Thatsache gilt. Haben gewisse Leute, um ihrem Bedürfnisse, schnell Bücher fertig zu machen, zu genügen, mit solchen Irrthumsaufstellungen Missbrauch getrieben, so widerfährt es nun auch sorgfältig arbeitenden, das beliebte Mittel bei sich bietenden Anständen in Anwendung zu bringen. So auch Kalischer, der doch durch seine vorzügliche Bearbeitung von Goethes naturwissenschaftlichen Schriften bewiesen hat, dass er wie irgend einer befähigt und bemüht ist, in seines Autors Gedanken einzudringen.

Der vorschwebende Fall, in dem auch Kalischer in einer Stelle Goethes einen Irrthum finden will, und gewiss mit Unrecht, ist folgender.

In den »Tag- und Jahresheften« 1820, Absatz 993, schreibt Goethe: »Als ich nun hierauf den durch den Wegebau immer weiter aufgeschlossenen Kammerberg bei Eger bestieg, sorgfältig abermals betrachtete und die regelmäßigen Schichten desselben genau ansah, so musst' ich freilich zu der Überzeugung des Bergrath Reuss wieder zurückkehren und dieses problematische Phänomen für pseudovulkanisch ansprechen«.

Kalischer hat nun im 33. Theil der Hempelschen Goetheausgabe S. 523 diese Stelle als auf chronologischer Verwechs-

lung beruhend, bezeichnet und dies in der Zeitschrift »Die Natur. No. 52. Neue Folge. 6. Jahrg. Der Zeitung 29. Jahrg. 23. Dec. 1880«. S. 654 f. in Widerspruch gegen einen frühern Aufsatz von Toula (ebenda No. 46 und 47) weiter ausgeführt. Er behauptet, gestützt auf Goethes Aufsätze über den Kammerberg in dem 1820 ausgegebenen Hefte »Zur Naturwissenschaft« und auf dessen 1823 gedruckten Bericht über die Besteigung dieses Hügels vom 30. Juli 1822, dass er denselben bis zu diesem Jahre noch für vulkanisch gehalten und erst 1823 sich der irrigen Ansicht angeschlossen habe, die ihn nur für pseudovulkanisch gelten liess.

Eigentlich ist es eine starke Zumuthung, Goethe in diesem Falle einer Zeitverwechslung zu beschuldigen; denn er schrieb den Absatz 993 der »Tag- und Jahreshefte« 1823 und wird doch damals genau gewusst haben, ob er erst in diesem selben Jahre oder aber schon früher die Meinung über die Beschaffenheit des Kammerbergs geändert habe. Bei genauerm Zusehen überzeugen wir uns denn auch, dass die Mittheilungen Goethes vor 1823 das nicht plan aussprechen, was Kalischer in ihnen findet, und dass Absatz 993 uns belehrt, wie sie verstanden werden müssen.

Es ist bekannt, dass Goethe neu gewonnene wissenschaftliche Überzeugungen mit grosser Vorsicht behandelte: er trug sich jahrelang damit, bevor er etwas darüber in die Öffentlichkeit gelangen liess. Im fraglichen Falle musste es ihm besonders sauer ankommen, eine bereits mit Zuversichtlichkeit vorgetragene Ansicht zu widerrufen. Sehen wir nun zu, wie lange er an der Vulkanität des Berges festhielt.

Im zweiten Heft »Zur Naturwissenschaft« (1820) steht der Aufsatz »Der Kammerberg bei Eger« allerdings noch fest auf diesem Standpunkte, allein er war der einfache Wiederabdruck des 1809 in Leonhards »Taschenbuch für die gesammte Mineralogie« erschienenen Aufsatzes. Bereits im dritten Hefte dagegen sind in dem, nach Besteigung des Kammerbühls am 28. Mai 1820 geschriebenen Aufsatze sehr nachdrücklich die Gründe hervorgehoben, welche die Annahme der Pseudovulkanität zu rechtfertigen scheinen, und des Grafen Sternberg Brief an Goethe vom 25. November 1820, worin die Berge aufgeführt sind, durch deren Vergleichung mit dem Kammerberg ebenfalls dessen Pseudovulkanität wahrscheinlich gemacht wird, konnte Goethe nur in dieser Richtung bestärken.

Wichtiger ist indessen der, im ersten Hefte des zweiten Bandes »Zur Naturwissenschaft« (1823) befindliche Aufsatz: »Wunderbares Ereigniss«. Worin besteht dasselbe? Lediglich darin, dass, nachdem Graf Sternberg, Berzelius und Pohl, mit denen Goethe den Kammerberg am 30. Juli 1822 abermals

bestiegen hatte, dessen vulkanische Eigenschaft zuzugeben geneigt geschienen hatten, »ein junger muntrer Badegast« die Pseudovulkanität dieses Hügels behauptete. Was darin »Wunderbares« liegen soll, dass ein junger Mensch ohne Namen eine eigene Ansicht ausspricht, ist schwer zu sagen; die Überschrift des Aufsatzes nöthigt uns in letzterm etwas mehr zu suchen, als darin gesagt ist, etwas verborgen Wunderbares, und es kann kaum einem Zweifel unterliegen, dass Goethe seine eigne neu gewonnene Überzeugung einem ungenannten Badegaste unterschob — als einen ballon d'essai — bevor er mit dem unumwundenen Geständniss herausrückte, dass er seine frühere Meinung geändert habe.

Es geht aus gleichzeitigen Äusserungen Goethes überdies hervor, dass die leise angedeuteten Gründe, mit denen er den angeblichen Badegast zu widerlegen scheint, keineswegs ernst gemeint sind. Schon das Nachwort zu dem »Wunderbaren Ereigniss« verräth dies, indem Goethe darin mit Bezug auf die streitige Frage von der »versatilen Stimmung« spricht, »welche das angenehme Gefühl gibt, uns zwischen zwei entgegensetzten Meinungen hin- und herzuwiegen und vielleicht bei keiner zu verharren«. Ferner nennt er im Briefe an Staatsrath Schultz vom 5. September 1822 den Kammerbühl den »problematischen, neptunisch-vulkanistischen«, aber noch entschiedener fallen seine kurz zuvor, am 22. August 1822, geschriebenen Begleitzeilen ins Gewicht, mit denen er eine hauptsächlich dem Kammerberg angehörende Mineraliensammlung dem Stift Tepel übersandte. Darin heisst es: »Nähere Betrachtungen hierüber sind jedem Forscher vorbehalten: welche Übersicht man jedoch selbst zu gewinnen suchte, wird sich im nächsten Hefte ‚Zur Naturwissenschaft' ausweisen«. (Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. XIX. Jahrgang, 3. Heft 1881, 172.) Diese Ankündigung hätte keinen rechten Sinn, wenn Goethe bei Übersendung der Mineralien über deren Ursprung noch der, bereits vor 14 Jahren dargelegten Ansicht gewesen wäre, und überdies ist in den Aufsätzen des »nächsten Heftes«, d. h. des ersten Heftes vom zweiten Bande, eine »selbst gewonnene Übersicht« nicht kund gegeben, wenn nicht eben die Ansicht des »jungen muntern Badegastes« gemeint wäre.

Gesetzt aber auch, Kalischer wollte vorstehender Darlegung, wonach Goethe schon 1820, wenn auch nicht gleich mit völliger Entschiedenheit, von der Ansicht über die vulkanische Entstehung des Kammerbergs abgegangen ist, ferner widersprechen, so würde er doch noch immer nicht berechtigt sein, den Absatz 993 f. der »Tag- und Jahreshefte« einer chronologischen Verwechslung zu bezichtigen. Denn sieht man

sich denselben genau an, so ist darin durchaus nicht gesagt, dass Goethe schon 1820 zu der, von ihm früher aufgegebenen Ansicht des Bergrath Reuss, der den Kammerberg für pseudovulkanisch erklärte, zurückgekehrt sei, sondern nur, dass er durch die Besteigung des Berges im Jahre 1820 zu ebendieser Überzeugung gelangt sei. Goethe hatte keine Veranlassung, hier urkundlich das Datum festzustellen, an welchem er diese Überzeugung gewonnen hatte, sondern bei seiner Erzählung kam es ihm nur darauf an, seinen Meinungswechsel auf dessen Ursprung zurückzuführen.

Im Eingange gegenwärtigen Aufsatzes habe ich nicht in Abrede zu stellen vermocht, dass sich Irrthümer in Goethes Lebensberichten finden und ich selbst habe ihn eines solchen u. a. in der Anmerkung zu Absatz 625 meiner Ausgabe der »Tag- und Jahreshefte« (Werke, Hempel XXVII, 1) geziehen. Aus folgender Auseinandersetzung mag man ersehen, dass ich die Sache nicht leicht genommen habe; nur Raummangel hat mich abgehalten, in jener Anmerkung die Erörterungen ganz zu geben.

Die betreffende Stelle in Absatz 625, der mehrere, der Schlacht von Jena kurz vorangehende Begebnisse mittheilt, lautet dunkel: »Schelling gab eine Erklärung heraus, von Ths. beantwortet«. Nur dem Orte nach, an welchem dieser Satz steht, kann man vermuthen, dass er sich auf politische Ansichten bezog; sonst steht aber weder vorher noch nachher etwas, das mit ihm Zusammenhang hat und ihn zu erklären geeignet wäre. Ebensowenig ist eine Erklärung Schellings damals erschienen, welche Johannes von Müller — dessen Recensionen in der »Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung« mit Ths. unterzeichnet sind — zu beantworten Veranlassung gehabt hätte. Nichtsdestoweniger ist es zweifellos, dass eine solche Erklärung Schellings gegen Müller und eine Gegenerklärung des letztern zu jener Zeit geschrieben wurden. Die Veranlassung dazu deutet Böttiger im Brief an Müller vom 5. Februar 1807 an. (Briefe an Johann v. Müller. Herausg. von Maurer-Constant I, 430 f.) Doch war damals das Zerwürfniss zwischen den beiden Vorgenannten schon vorüber; denn am 1. November 1806 schreibt Schelling bereits an Windischmann (Aus Schellings Leben. In Briefen, II, 104): letzterer werde nichts gegen Müller Gerichtetes von ihm zu lesen bekommen, wenn seine Frau es nicht für Windischmann abschreibe. Es war demnach von Schelling etwas gegen Müller verfasst worden, das aber nicht veröffentlicht wurde. Die Unterlassung des Drucks klärt ein ungedruckter Brief Müllers an Eichstädt vom 21. September 1806 auf (im Eichstädtischen Archiv), woraus hervorgeht, dass Eichstädt eine Erklärung Schellings wider Müller

an diesen geschickt hatte, worauf letzterer antwortete: er möge dieselbe immerhin zum Abdruck bringen, jedoch zugleich mit seiner beigefügten Gegenerklärung. Dabei sprach er sich jedoch mit so warmen Ausdrücken über Schelling aus, dass dieser auf Mittheilung des Briefes durch Eichstädt, der Aufsehen zu verhüten wünschte, von seinem Angriff abstand.

Man könnte trotzdem sogar bestreiten, dass Goethe geirrt habe, da er ja von keiner *Veröffentlichung* von Schellings Erklärung und Müllers Beantwortung spreche und allerdings diese Schriftstücke von den beiden Gegnern herausgegeben worden seien, d. h. an Eichstädt. Aber so weit darf man wohl mit der Rettung nicht gehen, da doch nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche unter »gab eine Erklärung heraus« schwerlich etwas anderes zu verstehen ist, als: veröffentlichte eine Erklärung.

Der Irrthum ist auch leicht erklärlich. Goethe, der damals dem Herausgeber der »Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung«, Eichstädt, fortlaufend mit Rath und That an die Hand ging, hatte von Eichstädt die fraglichen Schriftstücke Schellings und Müllers mitgetheilt erhalten: als er die »Tag- und Jahreshefte« verfasste, fand er dieselben, dabei aber keine Nachricht über die unterbliebene Veröffentlichung. Daher setzte er dieselbe als erfolgt voraus. Es beweist aber dieser Vorgang wieder, dass Goethe nicht ohne Zugrundelegung von Urkunden seine Lebensgeschichte niederschrieb; denn hätte er jene Schriftstücke nicht zur Hand gehabt, so hätte er gar nicht auf den Gedanken gerathen können, das unterdrückte Zerwürfniss zwischen Schelling und Müller zu erwähnen.

Frhr. Wold. v. Biedermann.

---

19. »*Die Wahlverwandtschaften*« in Frankreich. P. Mérimée, dessen Anfänge Goethe mit Interesse verfolgt hat, fällt 1853 (Lettres à une Inconnue I, 328) folgendes eigenthümlich französische Urtheil über die Romane des Goetheschen Mannesalters: »Je lis *Wilhelm Meister* ou je le relis. C'est un étrange livre où les plus belles choses du monde alternent avec les enfantillages les plus ridicules. Dans tout ce qu'a fait Goethe, il y a un mélange de génie et de niaiserie allemande des plus singuliers: se moquait-il de lui-même ou des autres? Faites-moi penser à vous donner à lire à mon retour, les *Affinités électives*. C'est je crois, ce qu'il a fait de plus bizarre et de plus antifrançais«.

Und A. Dumas fils lässt seinen Rémonin (l'Etrangère 2, 1) folgende physikalisch-chemische Theorie der Liebe und Ehe geistreichelnd zum Besten geben: »L'amour fait partie de l'évo-

lution de l'être: il se produit à un certain âge, indépendamment de toute volonté et sans objet déterminé. On éprouve le besoin d'aimer avant d'aimer quelqu'un. C'est par là que l'amour appartient à la physique, qui traite des propriétés existant à l'intérieur des êtres; tandis que le mariage est une combinaison sociale qui rentre dans la chimie, puisque celle-ci traite de l'action des corps les uns sur les autres et des phénomènes qui en résultent . . . si vous êtes assez ignorant ou assez maladroit pour vouloir combiner deux éléments réfractaires, au lieu d'obtenir des fusions, vous ne constatez que des inerties, et les deux éléments restent éternellement en face l'un de l'autre, sans pouvoir s'unir jamais«. ERICH SCHMIDT.

20. *Zur Geschichte der Thätigkeit Goethes in der Weimarischen Kriegskommission.* Die Thätigkeit Goethes in der Kriegskommission wird sich in ihrem vollen Umfange nicht mehr feststellen lassen, da die Acten dieser Kommission wahrscheinlich mit so vielem, was Goethes Wirken heute in interessanter Weise kennzeichnen liesse, als werthlos in die Papiermühle gewandert sind. Dass es hauptsächlich eine Verwaltungsthätigkeit war, die Goethe auszuüben hatte, liegt in der Natur der Sache. Wer weiss indess, ob seiner Initiative nicht manches Organisatorische zu verdanken war, welches z. B. in der Geschichte des kleinen Militarismus wenigstens heute eine grosse Rolle spielen würde.

Die damalige Kriegskommission bestand aus mehreren Räthen, welche ihre Beschlüsse formulirten und diese dem Herzog zur Genehmigung vorlegten. Viel Interessantes hat sich unter diesen auch von Goethe eigenhändig unterschriebenen aber nicht immer selbst verfassten Concepten nicht erhalten. Diese beziehen sich auf die verschiedenen Militairpersonen, auf militairische Institute wie die Garnisonschule, deren materielle Lage meist bei den Erörterungen in Frage war; es waren kleine Verwaltungsfragen, welche Goethe zu behandeln und für die er die herzogliche Entscheidung herbeizuführen hatte. Unter dem Mancherlei was vorkam, ist wohl das Ergötzlichste, dass die Kriegskommission mit dem Rittmeister von Lichtenberg wegen Abgabe eines Paares wildlederner Hosen in Differenz gerathen war, welche ein für einen desertirten Husaren eingetretener Recrut natürlich erhalten musste. Goethe brachte die Frage in Fluss und schrieb folgendes Rescript *eigenhandig* nieder, welches als Beweis dienen mag, wie Goethe sich bereits 1779 in den abscheulichen Rescriptstil hineingearbeitet hatte und welcher Ausdrucksweise er fähig war.

Das Rescript lautet:

»V. G. G. Carl August Herzog zu Sachsen. etc. V. u. H.

R. l. g. Wir haben referiren hören, was Ihr wegen der bey Gelegenheit der an den für den desertirenden Husaren Thon angetretenen Rekruten Bircke abzugebenden ledernen Hosen zwischen Euch und dem Rittmeister von Lichtenberg entstandenen Differenz mittelst Berichts vom 10ten hujus, welchem die anschlüssig rückfolgenden Akten beygefügt gewesen, anhero gelangen lassen. Um die Sache wieder in gehörige Ordnung zu bringen machen Wir Euch hiermit unsern Willen bekannt, dass die anno 1778 dem Husaren Corps geschaffte lederne Hosen bis ad annum 82 getragen, dagegen anno 84 wieder ein paar dergleichen halb von dem Beymontirungs Gelde von 78 bis 80 und halb von dem statt der sonstigen Tuchhosen abzugebenden Quanto gefertigt und solche bis 84 getragen werden sollen.

Wie Ihr nun künftig ohne der abgeschafften Tuchhosen weiter zu erwähnen in der Ordnung fort zu fahren habt, dass alle zwei Jahre ein Paar lederne Hosen jedes auf 4 Jahre zu tragen dem Corps gereicht werde: Also werdet Ihr zugleich in dem gegenwärtigen Falle die 3 rthl. 6 gr. 9 pf. dem Rittmeister von Lichtenberg zu restituiren und ihm unsre Willensmeynung bekannt zu machen, hiermit angewiesen. An dem etc. (geschieht unser Wille) u. Wir (bleiben euch in Gnaden gewogen.) Weimar den 12 May 1779«.

C. A. H. Burkhardt.

21. *Goethe und Frau Rehberg, geb. Höpfner.* Über die Art, wie sich Goethe 1772 bei Höpfner in Giessen einführte, gab es bisher zwei Versionen: Goethes Bericht in Dichtung und Wahrheit (3, 94 L.) und Höpfners Erzählung bei Karl Wagner in den Merck-Briefen 3, 110. Eine dritte Version theilt Herr Obersteuerrath Hallwachs in Darmstadt mit, derselbe, dem wir die Kenntniss einer vortrefflichen Silhouette Goethes (Rollett, Goethe-Bildnisse S. 29) verdanken. Seine Stiefgrossmutter, Höpfners Frau, erzählte ihm den Vorfall, als er etwa 14 Jahre alt war, folgendermaßen:

»Eines Tags meldete sich ein junger Mann in vernachlässigter Kleidung und mit linkischer Haltung zum Besuche bei Höpfner mit dem Vorbringen an, er habe dringend mit dem Herrn Professor etwas zu sprechen. Höpfner, obgleich damit beschäftigt, sich zum Gang in eine Vorlesung vorzubereiten, nahm den jungen Mann an. Die ganze Art und Weise, wie sich derselbe beim Eintreten und Platznehmen anstellte, liess Höpfner vermuthen, dass er es mit einem Studenten zu thun habe, der sich in Geldverlegenheiten befinde. In dieser Ansicht wurde Höpfner dadurch bestärkt, dass der junge Mann damit seine Unterhaltung anfing, in ausführlichster Weise seine

Familien- und Lebensverhältnisse zu schildern, und dabei von Zeit zu Zeit durchblicken liess, dass diese nicht die glänzendsten seien. Gedrängt durch die herannahende Collegstunde entschloss sich der Professor sehr bald, dem jungen Mann ohne Weiteres eine Geldunterstützung zufliessen zu lassen und damit zugleich der peinlichen Unterhaltung ein Ende zu machen. Kaum gab er jedoch diese Absicht dadurch zu erkennen, dass er nach dem Geldbeutel in seiner Tasche suchte, so wendete der vermeintliche Bettelstudent das Gespräch wissenschaftlichen Fragen zu und entfernte sehr bald den Verdacht, dass er gekommen um ein Geldgeschenk in Anspruch zu nehmen. Sobald der junge Mann bemerkte, dass der Herr Professor eine andere Ansicht von ihm gewonnen, nahm das Gespräch jedoch die alte Wendung und die Andeutung des Studenten, dass es schliesslich doch auf das Verlangen nach einer Unterstützung abgesehen sei, wurde immer verständlicher. Nachdem Höpfner auf diese Weise ein und das andere Mal sich in der Lage befunden hatte, dem jungen Manne Geld anzubieten und dann wieder davon abstehen zu müssen glaubte, entfernte sich der Student rasch und liess den Herrn Professor voll Zweifel und Vermuthung über diesen räthselhaften Besuch zurück.

Als Höpfner am Abend desselben Tages, doch etwas später wie gewöhnlich in das Lokal trat, wo sich die Professoren der Universität gesellschaftlich zusammen zu finden pflegten, fand er daselbst ein vollständiges Durcheinander. Die ganz besonders zahlreiche Gesellschaft war um einen einzigen Tisch herum gruppirt, theils sitzend, theils stehend, ja einige der gelehrten Herren standen auf Stühlen und schauten über die Köpfe ihrer Collegen in den Kreis der Versammelten hinein, aus dessen Mitte die volle Stimme eines Mannes hervordrang, der mit begeisterter Rede seine Zuhörer bezauberte. Auf Höpfners Frage, was da vorgehe, wird ihm die Antwort: Goethe aus Wetzlar sei schon seit einer Stunde hier. Die Unterhaltung habe nach und nach sich so gestaltet, dass Goethe fast allein nur spräche und alle verwundert und begeistert ihm zuhörten.

Höpfner voll Verlangen den Dichter zu sehen, besteigt einen Stuhl, schaut in den Kreis hinein und erblickt seinen Bettelstudenten zu einem Götterjüngling umgewandelt. Höpfners Erstaunen lässt sich denken . . . .«.

Die vorliegende Version ist deshalb merkwürdig, weil sie, von Goethes Erzählung augenscheinlich unabhängig, zu derselben besser stimmt, als der angebliche Bericht Höpfners bei Karl Wagner. Es war sehr unvorsichtig, hier, wie Düntzer in seinen Erläuterungen zu Dichtung und Wahrheit 2, 181 thut, die Wagnersche Überlieferung ohne weiteres als That-

sache zu behandeln und so dem Goetheschen Bericht entgegenzustellen.

Man weiss aus der oben angeführten Stelle der dritten Merckschen Briefsammlung, dass nach vielen Jahren Höpfners an den Hannöverschen Geh. Cabinetsrath August Wilhelm Rehberg verheirathete Tochter Marie den Scherz erwiderte oder, wie sich Wagner wunderlich ausdrückt, ihren Vater an Goethe rächte. Sie führte sich als eine Bäuerin, als eine Verwandte des Geheimraths Göz in Rüdesheim bei ihm ein. Wagner setzt die Scene nach Marienbad und ins Jahr 1816. Marienbad ist richtig, aber 1816 unmöglich und vielmehr in 1823 zu corrigiren.

Frau Rehbergs eigener brieflicher Bericht darüber, vom 30. November 1823, liegt uns in einer von Herrn Obersteuerrath Hallwachs mitgetheilten beglaubigten Abschrift vor und lautet:

»Welch eine Geschichte haben Sie mir von Goez erzählt! Wirklich ich musste dreimal lesen, eh ich mich überzeugen konnte, dass Sie das wirklich geschrieben hätten! Peinlich wird mir doch immer der Gedanke bleiben, den Freund zum Instrument in einer Posse gebraucht zu haben, über dem schon der schwarze Todesengel schwebte. — Aber die ganze Posse überhaupt war vielleicht nicht löblich! — Indess ich unternahms im Vertrauen auf den Catechismus, der da spricht: Nothlüge ist erlaubt. Und da der Erfolg den Helden oder den Thoren macht, so darf ich ja wohl dreist den Kopf in die Höhe heben.

Gern möchte ich Ihnen und H. [Hallwachs] recht viel vom Gespräch mit Goethe erzählen können, aber es geht aus vielen Gründen nicht. Am Morgen, da ich bei ihm allein war, blieb natürlich die Unterhaltung in der Sphäre der Gewöhnlichkeit; ich hatte mich so gut in meinen Basenmantel eingemummt, dass ihm gar kein Zweifel aufsteigen konnte, als habe ich je eine Zeile von ihm gelesen, ja ob ich überhaupt lesen und schreiben könne blieb ungewiss. »Ach sage Se mer doch, Ihr Exelenz, ob Se sich wieder recht gut befinde, ach wie wird sich mein Herr Vetter freie! und viele, viele Leit werde sich freie! Is es denn wahr, dass Sie sich selbst curirt habe? — Die Leit habe sagt die Dokter hätte Sie nicht ksund mache könne«.

Er kam nicht aus dem Lächeln über die komische Base, zog sie immer wieder aufs Canape und sagte, ob sie denn heute nicht in Marienbad bleiben wolle? — »Ach nein, Ihr Ex. sehn Se, ich reis' mit einem alten Herrn, der hat absolut nich herkwollt; aber ich hab'n soviel kbitt, bis ers kthan hatt. — Mer wolle nach Prag, das soll e schöne Stadt sein, und

zu Dresde. soviel schöne Bilder« etc. Was war auf solches Zeug zu antworten und was konnte man so einer Base sagen?

Den Nachmittag hätte ich nun gar zu gern mir meinen Pardon allein geholt, und ihn womöglich in die alte Zeit zurückgeführt, zu meinem Vater und Merk u. s. w., aber Rehberg wollte doch auch sein Theil von ihm haben, und blieb »als verwünschter Dritter« dabei sitzen — ich war nach meiner üblen Gewohnheit auf Reisen, halb taub und so entgieng mir Vieles, was er mit R. über allerley litterarische Gegenstände, und über Göttingen sprach. Er hat eine Herausgabe seiner Correspondenz mit Schiller vor, wovon ihn aber doch noch, wie er sagte, die Furcht abhielte, Manchen unter den Lebendigen zu verletzen und Anstoss zu geben, was ihm Rehberg auszureden und ihn zu bewegen suchte, seine Correspondenz der Welt bald möglichst zu schenken. Die Geschichte seines Lebens, sagte er, sey geschlossen. Ich brachte ihn doch noch auf Darmstadt und Merk, wobey er ein Wort aussprach, was das ganze Leben Rehbergs bezeichnete und mir mit einem Blitzstral den Punkt erleuchtete, um den sich sein ganzes Schicksal gedreht hat. Ach! konnte ich nicht umhin, im Stillen zu seufzen: wer das R. vor 30 Jahren zugerufen hätte! Und wenn ers hätte befolgen können! — Aber hier erkannte ich *meinen* Dichter, an dem ich vor Allem den gesunden Menschenverstand bewundert habe, womit er immer den Nagel auf den Kopf trifft. — Überhaupt ist es nicht möglich, sich etwas Einfacheres, Natürlicheres, als sein Gespräch zu denken. Er ist sich seiner innern Kraft und Vollendung aufs vollkommenste bewusst und lässt sich darum nur so ganz ruhig gehen. Sein Anstand ist vornehm, imposant, ohne eine Spur von Aufgeblasenheit, ohne die Steifheit, deren ihn so manche angeklagt haben. Manchmal geht seine Natürlichkeit in Naivetät über, und das steht ihm ganz bezaubernd. Im Laufe des Gesprächs erinnerte ich ihn einmal, dass er gesagt habe: Gott segne die Pedanten, da sie soviel nüzliches beschicken. »Ja«, sagte er freundlich, »das schickt sich wohl für mich, die Partie der Pedanten zu übernehmen, da ich selbst Einer bin«. Wenn man ihm etwas Verbindliches sagt, so zieht sich ein freundliches Lächeln über sein Gesicht, was ohne Worte zu sagen scheint: ich danke für Deine gute Absicht. — Die wenigen gütigen Zeilen, die er mir ins Reise-Stammbuch schrieb, habe ich Ihnen, glaub ich, schon mitgetheilt. Beim Abschied nahm er noch zwey Steine aus seiner Mineraliensammlung und gab sie mir mit den Worten: »Ich muss Ihnen doch auch ein Andenken schenken, da sind ein paar Steine, aber ich nenne sie Ihnen nicht, denn wir haben auch unsre Geheimnisse. Fragen Sie nur den ersten besten Mineralogen danach«.

Auf meine Frage sagte mir Hausmann[1]: der Eine heisse: Pyroxéne, der Feuergast, der Andere Amphibole, die *Zweydeutige*. Da hatte ich also meine gnädige Strafe. So endete mein liebes, glückliches Abentheuer. Nur musste ich leider mit dem Erzvater Jacob beym *Camoens*[2] ausrufen:

Zu kurzes Leben für so lange Liebe!

Dass er liebenswürdig war, darf man um so weniger bezweifeln, da er zwey Personen zugleich so erschien, wovon die Eine eine alte tiefe Abneigung mitbrachte, die Andre eine alte enthusiastische Liebe. Die Erste ward ausgelöscht; die Liebe — »statt zu sterben, ward der Fuchs erst nur recht lebendig«.

Da haben Sie Alles, lieber Heumann, was ich sagen kann; vielleicht kann ich einmal im mündlichen Gespräch die flüchtige Skizze noch etwas ausfüllen«.

So weit Frau Rehberg. Die Anspielung auf das Lied »Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg« bedarf keiner Erläuterung. Der ganze Bericht ist nähere Ausführung von etwas, was der Adressat im allgemeinen bereits weiss. Die Bemerkung über Göz im Eingang und die Erwähnung des »Herrn Vetters« im Gespräch mit Goethe bestätigt Wagners Angabe, dass sich Frau Rehberg als eine Verwandte von Göz in Rüdesheim einführte. Wenn aber Wagner erzählt, Frau Rehberg habe sich harthörig *gestellt*, so wird das hier berichtigt. Wenn Wagner behauptet, Goethe sei seinem Besuche gleich nachgeeilt und habe dann mit Herrn und Frau Rehberg (nicht »v. Rehberg«) viele heitere, interessante Stunden verbracht: so scheint sich aus den Worten der Frau Rehberg vielmehr zu ergeben, dass überhaupt nur zwei Zusammenkünfte stattfanden, der Besuch der verkleideten Frau Rehberg am Vormittag und der Besuch von Herrn und Frau Rehberg am Nachmittag; am Nachmittag wollte sich Frau Rehberg ihren Pardon holen, d. h. doch auch: sich erst zu erkennen geben. Man wird daher gut thun, den Einzelheiten der Wagnerschen Erzählung auch sonst ein vorsichtiges Misstrauen entgegen zu bringen.

Der Name Rehbergs ist Jedem bekannt, der sich mit der Geschichte Deutschlands seit der französischen Revolution etwas mehr als oberflächlich beschäftigt hat. Er war als Politiker eine der sympathischen Persönlichkeiten, welche unbeirrt von

[1] Ludwig Hausmann, Professor in Göttingen, Mineralog und Geolog, geb. 1782, gest. 1859: A. D. Biogr. 11, 94.

[2] In einem Sonette des Camoens sagt Jacob, da er Lea statt der Rahel erhalten, und von neuem sieben Jahre dienen muss: »Gern dient' ich länger, wäre nicht so kurz das Leben für so langes Lieben« (Übers. Storck 2, 31: A. W. Schlegel 4, 262 Böck.).

der stärksten alles fortreissenden Mode, dem sogenannten Zeitgeist entgegengesetzt, dieser Mode, diesem Zeitgeist die Vergänglichkeit anfühlen und, indem sie mit starken Wurzeln in der Vergangenheit haften, zugleich der Zukunft vorarbeiten. Er gehörte zu den entschiedensten Gegnern der französischen Revolution in Deutschland. Er war ein genauer Kenner Englands: »einer vierzigjährigen Beschäftigung mit den Parlamentsverhandlungen«, schrieb er 1823 an Perthes (Perthes Leben, 6. Aufl. 3, 33) »verdanke ich den grössten Theil der Bildung meiner politischen Denkungsart«. Als aber die Lehren von Adam Smith unter seinen Landsleuten um sich griffen, blieb er kühl und kritisch: die Principles of political Oeconomy von Sir James Steuart hielt er höher, als Adam Smiths berühmtes Werk (vgl. Roscher, Gesch. der National-Ökonomik S. 744). Er war, als ein Deutscher, durch die Metaphysik hindurchgegangen. Aber er bildete zugleich das Bindeglied zwischen Justus Möser und der historischen Schule. »Weit grösseren Werth, als alle Prinzipien«, erzählt er (Sämmtl. Schriften 2, 20) »hatte für mich der tägliche Umgang mit Möser« . . . . »durch ihn ward mir die bürgerliche Welt, so wie sie vor der Revolution beschaffen war, und die ich in den Verhandlungen des englischen Parlaments nur aus einer oft idealisirenden Ferne betrachtete, ganz nahe gebracht« (ibid. 22). Andererseits war Niebuhr von Kindheit an ein grosser Verehrer Rehbergs[1], und 1828, als er den ersten Band von Rehbergs sämmtlichen Schriften las, schrieb er: »Ihn persönlich kennen zu lernen und mit ihm zu discutiren, ist mir fast wichtiger, als Goethen kennen zu lernen« (Lebensnachr. 3, 215).

Es verlohnt schon, sich zu vergegenwärtigen, wie ein solcher Mann über Goethe gedacht. Leider ist das nicht so leicht möglich. »Ausführliche Betrachtungen über die Eigenthümlichkeiten der Werke dieses reichsten Geistes und grössten Talents unter den deutschen Dichtern, über seine Grundsätze vom Wesen der Poesie und der Künste und über seinen Einfluss auf die deutsche Nation« wollte Rehberg in einem Bande seiner sämmtlichen Schriften (s. eben diese 1, 406) mittheilen; aber der Band ist nie erschienen. Wir würden daran vielleicht ermessen können, ob der Besuch von 1823 Rehbergs »alte tiefe Abneigung« gegen Goethe, wie Frau Rehberg sagt, wirklich bleibend auslöschte.

[1] Pertz, Leben Steins 1, 159 (in Niebuhrs Lebensnachrichten kann ich eine dafür beweisende Stelle nicht finden). Pertz 1, 12 f. 158—161 spricht über Rehbergs Verhältniss zu Stein. Über Rehbergs Antheil an der Hannöverschen Regierung vgl. Gervinus Gesch. des neunzehnten Jahrh. 2, 418—429. Im Allgemeinen s. Neuer Nekrolog der Deutschen 1836, I. 491—501; auch Mohl Gesch. und Lit. der Staatsw. 2, 366 f. Rehberg lebte vom 13. Jan. 1757 bis zum 9. Aug. 1836.

Nach alter tiefer Abneigung klingen die Äusserungen in den sämmtlichen Schriften allerdings nicht, wie schon die angeführten Worte zeigen können. Aber Rehberg war und blieb in seinen Empfindungen Goethe gegenüber getheilt: etwa wie Niebuhr: — ich erinnere nur an dessen kräftige Hauptstelle: »Der jugendliche Goethe gehörte auch [wie Niebuhr selbst] mehr in das Rom des fünften Jahrhunderts der Stadt, als in das der Cäsaren; mehr in das Deutschland Luthers und Dürers, als in das des achtzehnten Jahrhunderts; mehr in Dantes und Boccaccios Florenz, als in das Ferdinands des Dritten; oder vielmehr, er gehörte dort ganz hin, als er Faust und Götz und seine Lieder sang. Welcher Dämon verführte ihn, auch dem achtzehnten Jahrhundert gerecht sein zu mögen? Aus dieser Italienischen Reise [die Niebuhr eben las] ging der Grosscophtha hervor, und was alles sonst die grosse und heilige Natur in ihm verhüllt zeigt« (Lebensnachr. 2, 289 f.).

Rehberg war *getheilt* in seinen Empfindungen gegen Goethe, wie Niebuhr; aber er war nicht *in demselben Sinne* getheilt, wie Niebuhr.

Niebuhr stellte den Götz und Faust auf eine Linie. Rehberg feierte Goethe als die unerwartete Erscheinung eines wirklich nationalen Dichters; er feierte den Götz (Sämmtl. Schr. 2, 3[1]): aber er fand »Gemeines und Geschmackloses« im Faust und hielt diejenigen, welche darüber entzückt waren, für Menschen, »welche mehr das Starke lieben, als das Edle und Schöne« (ibid. 1, 405 f.)

Rehberg schätzte Herrmann und Dorothea, er schätzte die Iphigenie so hoch, wie den Götz. Aber er konnte nicht begreifen, wie Goethe seine Kraft an eine Übersetzung von Rameaus Neffen verschwenden mochte. Er lobte die Anmerkungen zu dem Buche, bedauerte aber, dass sie im Gefolge einer so »unwürdigen Arbeit« auftraten und nicht vielmehr zusammenhängend dargelegt waren (ibid. 1, 402). Er hob Goethes Satz »Niemand gehört als sittlicher Mensch der Welt an« und dessen nähere Ausführung missbilligend hervor und erklärte: »Es ist durchaus unmöglich, den Menschen so vom Künstler zu trennen. Alle Werke schöner Künste, vorzüglich

[1] Diese Äusserungen Rehbergs (1831) stehen vielleicht ein wenig unter dem Einflusse von Tiecks Vorrede zu Lenz (1828): z. B. S. LXIX »Goethe der wahrhafte deutsche Dichter, der sich nach langer Zeit, nach Jahrhunderten wieder zeigte«. Aber sie finden sich allerdings schon ähnlich in der Recension der Wahlverwandtschaften, von der im Texte gleich die Rede sein wird. Rehbergs Verhältniss zu Tieck, das gerade um 1830 blühte, wird durch die wenigen Briefe, die uns Holtei (Briefe an Tieck 3, 98) gönnt, nur unvollständig beleuchtet. Von Rehberg rührt bekanntlich der Brief her, welcher den Schluss von Tiecks Einleitung zu Lenz bildet (Köpke Tieck 2, 62 f. 281).

der Poesie, quellen aus dem Innersten des Gemüths hervor . . . Verbannt man alle moralischen Rücksichten aus dem ästhetischen Urtheile, so würdigt man die schönen Künste zu Gaukelspielen herab, die zum Zeitvertreibe dienen« (ibid. 1, 403 f.).

Rehberg liess den Werther gelten; er hatte am Wilhelm Meister allerlei bewundernd zu tadeln; aber er wollte von den Wahlverwandtschaften nichts wissen. »Wohin ist es jetzt mit unserer Nation gekommen,« rief er aus, dass der Verfasser des Götz, der Iphigenie, des Wilhelm Meister »glaubt, ihr die Wahlverwandtschaften geben zu dürfen, ohne von seinem Ansehen einzubüssen; oder gar ihr geben zu müssen, um sich dabei zu erhalten, dass er die ausgezeichnetsten Favoritlesebücher liefere?«

Da glaubt man freilich eine tiefe Abneigung herauszuhören! Der Satz steht in einer Recension der Wahlverwandtschaften, welche den Jahrgang 1810 der (Halleschen) Allgemeinen Literatur-Zeitung eröffnete.

Rehberg sagte seine ganze damalige Meinung über Goethe. Es scheint, dass ihn an der Iphigenie noch das Griechische, an Herrmann und Dorothea die Hexameter störten: worin er ja teutonische Literarhistoriker zu Nachfolgern hatte. Er sprach Goethes theatralischen Schriften die eigentliche Bühnenwirkung ab und hielt seinen Tragödien Klingers Zwillinge, seinen Schau- und Lustspielen »Schröders Schöpfungen« entgegen! Er erzählte den Inhalt der Wahlverwandtschaften und nahm die Charaktere durch. Er erklärte den Eduard für einen baronisirten Wilhelm Meister, den er hinwiderum als einen charakterlosen Laps bezeichnet hatte, so dass Eduard schliesslich kurzweg als »Baron Laps« figurirt. Er behauptete, Ottilie sei nicht ein echtes Kind von des Dichters Geiste, sondern sündhafter Weise erzeugt, in doppelter Erinnerung, an Mignon und an ein altes Bild von Masaccio oder Giotto. Er glaubte, nicht uneben, eine Verwandtschaft zwischen Luciane und der natürlichen Tochter herauszufühlen. Und er meinte schliesslich: »Wie kann man aus solchen Geschöpfen eine Tragödie machen! O göttlicher Sophokles, heiliger Shakespear, Richardson, Rousseau, und wer sonst das menschliche Herz durch den Kampf der Leidenschaft mit dem Gefühle des Erhabnen zu bewegen wusste! Hat der Verf. des Werthers und der Iphigenie hier sich selbst oder sein Publikum verspotten wollen?«

Die Recension gehört unstreitig zu dem Bedeutendsten, was jemals gegen Goethe geschrieben wurde. Man kann das meinen Auszügen zwar nicht ansehen; aber wenn ich den Aufsatz ganz abschriebe, so würde es jedermann zugeben. Die Widerlegung dessen, was Rehberg vorbringt, müsste sofort auf die höchsten prinzipiellen Fragen der Literaturwissenschaft und Ästhetik führen. Eine Erwiderung im Morgenblatt vom 14. Juli 1810 war sehr schwach.

Rehberg vergleicht das Motiv, dass Eduard aus Überdruss des Lebens in den Krieg zieht, mit dem gleichen Motiv in der Corinne der Mme. de Staël. Wilhelm Grimm vermuthet, dass Rehberg auch die Corinne in der Allgem. Lit.-Zeitung vom 29. October 1807 angezeigt habe. Dann ist, wie ein Selbstcitat ergibt, Rehberg ferner der Verfasser der Anzeige des Heinseschen Ardinghello in der A. L. Z. v. Jahre 1788. Und schon nach diesen Proben müsste es äusserst lehrreich sein, Rehberg als Recensenten auf ästhetischem Gebiete verfolgen zu können.

Dieser Mann nun, mit einer reichen und selbständigen literarischen Bildung ausgestattet, halb Goethes Bewunderer, halb sein schroffer Gegner, im Sommer 1823 Goethe gegenüber und Goethe gegen ihn von siegreicher Liebenswürdigkeit: ist es nicht eine symbolische Scene?

Der Besuch blieb auch für Frau Rehberg nicht ohne Folgen. Sie besass, wie Georg Waitz von ihr persönlich weiss, Goethesche Briefe[1]: aber sie hat dieselben vernichtet.

Die Existenz eines Briefes von Goethe an Rehberg (vom 3. Febr. 1804) setzt Herr von Biedermann (Goethes Briefe an Eichstädt S. 244) nur durch ein Versehen voraus: es handelt sich (ibid. S. 40) deutlich um einen Brief an Sartorius, der übrigens, falls ihn Goethe wirklich schrieb, noch nicht wiedergefunden ist (vgl. Strehlke 2, 140). Wilhelm Scherer.

22. *Jeanette Brossard* gehört trotz manchen Aufklärungen, welche über ihre Persönlichkeit gebracht worden sind, noch immer zu den mysteriösen Gestalten, mit denen auch Goethe im Verkehr stand. Schwerlich kann man erweisen, dass Goethe ihre persönliche Bekanntschaft früher als der Herzog Carl August gemacht habe. Erst durch diesen wird Goethe auf die Persönlichkeit der Jeanette Brossard aufmerksam geworden sein, um sich wiederholt, namentlich mit der Besserung ihrer materiellen Lage beschäftigen zu müssen.

Einige von mir bei Kassation von Rechnungsbelegen der Weimarischen Kammercentralkasse gerettete Briefe der Brossard liefern den unumstösslichen Beweis, dass die erste Bekanntschaft Carl Augusts auf das Jahr 1771 zurückzuführen ist, wo der junge Herzog mit seinem Bruder Constantin eine Reise nach Frankreich unternahm. Es ist wahrscheinlich, dass Jeanette Brossard in Epernay[2], wo sie sich im Wesentlichen aufgehalten

[1] Es wäre freilich nicht *unbedingt* ausgeschlossen, dass sie solche schon vor der Begegnung in Marienbad erhalten hätte.

[2] Vgl. unten den Brief, dann die eigenhändige Quittung von 1789 26. Sept., 1798 19. Jan., einen Brief vom 20. Nov. 1797 und eine Quittung vom 1. Nov. 1801, sämmtlich aus Epernay datirt. Sie hielt sich freilich auch 1776 in Paris, und wie Geiger (G.-J. IV, 199) uns zeigt, 1779 in Metz auf.

zu haben scheint, die Bekanntschaft Carl Augusts machte, welche ihr eine lebenslängliche Pension von 500 Livres eintrug. Es entzieht sich der Forschung, was den jungen Herzog zu dieser hochherzigen Gabe bewog, denn über die Familien- und persönlichen Verhältnisse hat sich bis jetzt nichts als die unglückliche Lage der Brossard feststellen lassen, die sie auch nach einer 20jährigen Bekanntschaft mit dem Herzog betont. Sie schreibt am 26. October 1791 aus Epernay an den Herzog einen Brief folgenden Wortlautes[1]:

Mon Seigneur!

C'est une infortunée, qui n'a d'autre existence *depuis vingt ans* que celle, que Votre Altesse lui fait et qui n'oublira jamais, combien Votre coeur et bon et conpatissant, c'est ce qui me decide à oser m'adresser directement à Mon Seigneur pour le supplier de me faire payer Sa pension viagere, que vous avez bien voulu m'accorder.

Recevez avec Votre bien veillence ordinere les assurences du respect profond avec le quelle je cesseres d'etre de Votre Altesse Serenisime

Epernay le 26 8 bre 1791.

La tres humble et tres obeissente servante Jeanette Brossard

Si ces 500 Livre pouvoit seullement s'ogmenté cette année, j'amais je n'en eu si grand besoin mes dettes payée, il me restera si peu de chose que je ne sais.

Dass Goethe ebenfalls wegen Bezahlung der Pension in Activität gesetzt wurde, ist bekannt, die Einträge in sein Tagebuch der Schlesischen Reise von 1790[2] beweisen dies. Die unregelmässige Abführung der Pension, welche, wie es die Mittel der Chatulle zuliessen, bald aus dieser, bald aus der Kammerkasse bezahlt wurden, veranlasste die Brossard wiederholt klägliche Mahnbriefe nach Weimar zu richten. Als die Pension von 1796—1797 rückständig war, schrieb sie an Bertuch folgenden Brief:

Epernay ce 20 9 bre en Champagne 1797.

Monsieur

Je conte les instants, l'année est si longue, que je vois arrivée le moment de touchée ma pension avec grand plaisir,

[1] Diplomatisch genau wiedergegeben.

[2] Vergl. Zarncke, Goethes Notizbuch von der schlesischen Reise im Jahre 1790 Seite 18 u. 28.

je ne consois pas ce retard cette année, nous voila au 20 novembre et je n'ai aucune espoir. Je Vous supplie Monsieur sitôt ma lettre recue de tacher de me la procurer. J'ai osee écrire, il y a six semaine a Monseigneur le Duc, je me flattois, qu'il écouteroit une Malheureuse, qui n'a d'autre espoir, qu'en ces bontés.

Vous m'avez toujour obligée en grace Monsieur continuez le même zele a Votre très humble servante Jeannette Brossard.

C. A. H. Burkhardt.

23. *Aus J. Chr. Kestners Stammbuch.* W. Herbst hat in seinem Buche »Goethe in Wetzlar« (Gotha 1881), S. 88 und 215 einzelne Mittheilungen aus Kestners Stammbuch gegeben. Die Inschrift von G. C. Lichtenberg, die er mittheilt, hat übrigens ein Datum, nämlich: Göttingen, 11. März 1765. Das Stammbuch, das jetzt im Kestnerschen Archiv zu Dresden aufbewahrt wird und mir dort von dem Besitzer freundlichst vorgezeigt wurde, enthält doch mehr Inschriften, die der Beachtung werth sind, als Herbst anführt. Von berühmten Namen ist z. B. Saussure vertreten. Zwei andere Inschriften seien hier mitgetheilt. Die eine lautet:

Der Fromme singt dem Blitz entgegen
Und sieht der Elemente Krieg,
Sieht Erd und Himmel sich bewegen
Und hüllt in seine Unschuld sich.

Leben Sie wohl, liebster Freund, glücklich unter dem Schutze der Tugend und in der Gesellschaft Ihrer Musen vergnügt. Denken Sie in denen Stunden, die Sie der Freundschaft heiligen, an den Ihrigen zurück. J. G. Jacobi aus Düsseldorf. Göttingen 26. Sept. 1763.

Die andere:

Ich selbst.
Genug mit Dir bekannt, o Welt! Nun keine Zähre
Dir mehr zu weihn,
Verachte ich Dein Glück, um mich in bessrer Sphäre
Dereinst zu freun.
Lass welchen Liebling Du nur wilt, um mich stolziren
Ihm lache ich
Und bald vergess ich ihn, mich will die Weisheit führen:
Drum flieh ich Dich!

Etwas aus der epischen oder stoischen Philosophie. Ich weiss nicht, ob Du die Grundsätze richtig finden wirst; es mag drum sein. Nur bitte ich, nicht an meiner ewigen Er-

gebenheit und Freundschaft zu zweifeln. August Siegfried von Goué. Wetzlar den 28. Sept. 1770«.

Für Lottens Biographen und den Historiker Wetzlars sind einige Inschriften von Mitgliedern der Buffschen Familie nicht ohne Interesse. Erwähnenswerth ist besonders eine Inschrift von *Herd*, S. E. P. Secret. fut. Act. Wetzlar, 26. April 1773. Er hat sich mit einem Vers aus Horaz verewigt: Felices ter et amplius | Quos irrupta tenet etc.

Im Anschlusse an diese Mittheilung sei auf ein Stammbuchblatt Kestners und Lottens hingewiesen. Es findet sich in dem 1773 begonnenen Stammbuche von E. L. Reich aus Büdingen; gleichfalls aufbewahrt im Kestnerschen Archiv zu Dresden. Sie lauten:

Die Freude welche klinget
Verliert sich leichter als ihr Klang.

Charlotte Kestner.

Die Freude winkt auf allen Wegen,
Die durch das Pilgerleben gehn,
Sie bringt uns selbst den Kranz entgegen
Wenn wir am Scheidewege stehn.

Wetzlar 29. Juli 1778. Zum Andenken schriebs J. C. Kestner.

LUDWIG GEIGER.

B. Aus seltenen und vergessenen Büchern.

VON LUDWIG GEIGER.

1. *(Schink.) Marionettentheater.* Wien, Berlin und Weimar 1778. 195 SS.

Schon die Angabe Weimars als Druckort zeigt die Tendenz der Schrift; sie richtet sich gegen das geniale Wesen, insbesondere gegen die dramatische Thätigkeit der Kraftmänner. Aber sie sucht zwischen wirklichen Genies und Nachtretern derselben zu unterscheiden und will Goethe nicht für Alles verantwortlich machen, was seine manchmal talent- und charakterlosen Nachahmer gesündigt haben. Das Drama in Salzburg, Constantinopel, Berlin spielend, erzählt die Geschichte des Hanswurst, seiner Frau, seiner Tochter und ist voll furchtbarer Zoten und voll der gröbsten Ungeheuerlichkeiten. Die literarische Polemik kommt in vielen Textversen und in manchen prosaischen Anmerkungen zum deutlichen Ausdruck. Sie richtet sich gegen die literarische Kritik, gegen die »Allgemeine deutsche Bibliothek«, gegen das journalistische Treiben der grossen Städte überhaupt, Berlins insbesondere, (vgl. S. 53. 71. 101. 117). Eine characteristische Stelle lautet:

Dürft nur die *allgemeine Bibliothek* lesen
Ich lieber Vater, arbeite dran,
Wie Euch, wenn Ihr wolt, der Artikel
Schöne Wissenschaften beweisen kan.
Bin sehr bekant auf der *Stechbahn,*
Da hau' ich Euch die grossen Geister
Göthe, Wieland und Lenz zusamm'n
Sind zwar Virtuosen und grosse Meister
Von denen ich allen, God my dame!
Nicht die Schuriemen auflösen kan
Aber was thuts? ich hau sie zusamm'n.

Die Parteinahme für Wieland macht sich deutlich geltend; er wird seiner komischen Erzählungen, seines Agathon wegen gelobt: seine Schlüpfrigkeit sei mit Grazie verhüllt, während die Genies mit roher Deutlichkeit Alles enthüllen (S. 66 fg. 70. 138; auch eine Anspielung auf den Streit mit Nicolai über Bunkel 139). Voltaire, vor Allem Zaire wird parodirt (S. 56), aber Voltaires dramatisches Geschick doch gegen die Genies in Schutz genommen. Die ernste Meinung des Autors kommt z. B. in der Stelle zum Ausdruck (S. 46):

Und damit einen die Leute für 'n Genie ausschrein
Muss man ein halber Mensch nur sein;
Ich dank für die Genieschaft bei meiner Treu,
Und doch machen die Kerls so viel Geschrei
Von Natur, und plärn von wahren Darstellen
Des Menschen, dass einem die Ohren gellen,
Und schneiden die halbe Menschheit weg.

Am deutlichsten gegen Goethe richtet sich der Prolog des Hanswursts:

. . Und der Doktor Göthe ist doch ein Genie —
(Sagen's ja alle Critici!)
Mischt in seinem Schauspiel, wie Hecksel und Stroh,
Zigeuner und Reitknechte, Pfaffen und Helden,
Lassen sich auch — mit Ehren zu melden —
Die Helden nie — —, wie solches gar schön
Im Göz von Berlichingen zu sehn.
Und da nun alles Herr Göthen kopiret
Und alle Völker, von Sachsen an
Wie sie da wohnen, in Braunschweig und
Hamburg, Lübeck, Berlin, Stralsund,
Und alle Völker vom Flusse Mayn
Zur Donau, und von der Weser zum Rhein
Den Narrn an ihm gefressen ha'n —

Und alles ihm hinten und vorn hofiret,
Und alles was schreibt ihn imitiret:
So wird er auch von uns kopiret
Ists nicht Natur, wer kehret sich daran?
Hats doch der grosse Göthe gethan —
Und das ist doch nun einmal der Wundermann
Den alles mit ofnem Maule schaut an.
Werden also meine Herren und Frauen
Ein Schauspiel à la Göthe hier schauen:
Wird darin ge—keilt, geschwernotht und ge—
Es folgt nunmehr der erste Akt.

2. *Kotzebue.*

a. A. v. Kotzebues: Die jüngsten Kinder meiner Laune. 5. Bändchen. Leipzig 1796. Kotzebues Zusammentreffen mit Goethe im Jahre 1802, seine seitdem offen und wiederholt ausgesprochene Feindschaft wider ihn ist bekannt genug. Aber minder bekannt ist es, dass sich Kotzebue früher begeistert für Goethe ausgesprochen hat. In dem genannten Band S. 123 bis 244 findet sich eine lange und sehr instructive Abhandlung: »Mein literärischer Lebenslauf«, die von den Biographen nicht genugsam beachtet worden ist. Daselbst findet sich S. 174 ff. eine Darstellung der Bekanntschaft mit Goethe. Goethe erbittet sich Kotzebues Lustspiel »Ende gut Alles gut« zur Durchsicht, erzeigt sich dem Knaben gütig, lässt ihn in seinem Garten jagen und unterhält sich freundlich mit ihm. »Er hat das vermuthlich schon längst vergessen, ich aber werde es nie vergessen; denn jedes seiner Worte war mir höchst merkwürdig, und machte einen tiefern Eindruck auf mich, als die schulgerechten Ermahnungen meines Conrectors«. K. spielt in den »Geschwistern« den Postillon. — »Bald nachher las ich auch zum erstenmale Goethens Werther. Ich habe keinen Ausdruck für das tobende Gefühl, welches dieser herrliche philosophische Roman in mir erregte. Es wurde dadurch in meinem Herzen eine so schwärmerische Liebe für den Verfasser erzeugt, dass er mich hätte ins Feuer senden können, um einen verlorenen Schuhriemen heraus zu holen«.

b. In Kotzebues Lustspiel »Sorgen ohne Noth und Noth ohne Sorgen« (Leipzig 1810), das seiner Zeit für politisch bedenklich galt, findet sich wohl die erste Parodie auf den 1808 erschienenen ersten Theil von Goethes Faust. Zum Verständniss der folgenden Stelle sei bemerkt, dass Pauline ein junges Mädchen ist, das sich als Gräfin Polz ausgibt, um den Freiherrn v. Pelz von der Heirath mit ihrer Pflegeschwester abzuhalten, der Magister ein hungriger Literat in des Freiherrn

Diensten. Der Magister sagt: »Grüss dich Gott, du schöne Hyazinthe / Mit den blitzenden / Feuerspritzenden / Äuglein schwarz wie Dinte / Höre auf zu trauern / In diesen veralteten / Gothisch gestalteten / Wankenden Mauern. / Siehe Du bist willkommen / Und aufgenommen / Vom thätig preisenden / Liebe beweisenden / Brüderlich speisenden / Hülfe verheissenden / Freiherrn von Pelz«. Pauline antwortet: »O du schöne, / holde Syrene, / Welche Töne / Vernimmt mein Ohr! / Hoffnung zündet / Mir verkündet / Der Aesthetik schöne Blüthe / Ein ästhetisches Gemüthe. / Ein Karfunkel / Beleuchtet das Dunkel / Meiner Nacht; / Rettung find' ich / Wo sturmwindig / Mein Schicksal kracht«.

3. Kotzebues ebenerwähnte Parodie mag den Übergang bilden zu *Parodieen. Gesammelt und herausgegeben von Karl Müchler. Berlin 1820.*

Unter den parodirten Dichtern befindet sich neben Schiller, Claudius, Hölty, Pfeffel u. A. auch Goethe. Von des Letztern Gedichten werden abgedruckt — auf der gegenüberstehenden Seite die Parodie: »Erinnerung« Parodie v. K.; »Rechenschaft«, Parodie u. d. T.: »Der Reimerklub«, der Dichter wird nicht genannt; »Jägers Abendlied«, das gegenüberstehende »Der Hirtin Nachtlied« von Sophie Mereau ist nicht eigentlich eine Parodie, sondern eine Übertragung der männlichen auf eine weibliche Empfindung. Von »Mignons Gesang« »Kennst Du das Land« werden nicht weniger als 3 Parodieen, 2 von dem bekannten Fr. Gedicke mitgetheilt; »Der König von Thule« wird durch ein Gedicht »Der Dichter Blume« von K. H. L. Reinhardt parodirt. — Zur Charakteristik des Ganzen sei die Parodie des ersten Gedichts — der Verfasser desselben ist vielleicht Kotzebue (?) — mitgetheilt. Sie führt den Titel: »Erinnerung des Bartscheerers an seinen Lehrburschen« und lautet:

Willst du nicht das Messer greifen?
Sieh, es liegt dir ja so nah.
Lerne, hurtig einzuseifen,
Kunden sind fast immer da.

Der Abdruck der Goetheschen Gedichte bietet manche unverbürgte Lesarten.

4. *Wolfgang Menzels Streckverse. Heidelberg C. F. Winter 1823.*

Das Buch erschien in demselben Jahre wie Varnhagen von Enses »Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden«. Man fühlt sich versucht, Goethes in Bezug auf jenes Buch gemachten

Vorschlag (Hempel 29, 359), man möge doch ein Gegenstück dazu »Goethe in den misswollenden Zeugnissen der Mitlebenden« herausgeben, auf Menzels und ähnliche Angriffe zu beziehn. Denn Menzels Buch enthält gar manche Stellen, die ihm den Eintritt in die Varnhagensche Sammlung untersagt hätten. Das Buch ist überhaupt angriffslustig und kühn, enthält bittere Bemerkungen über einzelne Schriftsteller und Literaturzweige, über Recensionen und Autobiographieen, scharfe Angriffe gegen Religion und Politik, gegen Mysticismus und Protestantismus: an manchen Stellen wird ein leerer Raum nur durch das ominöse Wort: »Censurlücke« ausgefüllt.

Die über Goethe handelnden Sprüche sind folgende:

(S. 24 fg.) »Goethes Schriften sind das durchsichtige Glashaus seiner Büste; die Jean Pauls ein Spiegelhaus um die seinige«.

»Jeder Gedanke Goethes ruht auf einer breiten weichen Straussfeder der Rede«.

»Goethe scheint die Weiber mehr zu kennen, Jean Paul sie mehr zu lieben«.

(S. 62) »Goethe sitzt unter den Göttinnen und Halbgöttinnen, denen sein Genius huldigt, wie Salomo unter seinen Weibern und Kebsweibern«.

(S. 71) »Wenn Goethe im Alter nur die Nachlese seiner frühern reichen Erndte hält, hält Jean Paul noch eine ganze ägyptische zweite Erndte.

(S. 92) »Goethes Stil gleicht einem weissen, Jean Pauls seiner einem bunten Pfau«.

(S. 112 fg.) »Misslungene Schriften grosser Autoren, wie die späteren Goetheschen sind uns unheimlicher als ganz schlechte schlechter; wie die Nacht weniger grauenhaft ist, als das fahle Licht bei einer Sonnenfinsterniss«.

»Der Riesenvater Goethe zeugte im Alter Zwerge, wie Osiris nach Horus, der Sommersonne, den lahmen Harpokrates, die Wintersonne«.

»Goethe gleicht im Streben, universell zu sein, seinem eignen Faust; die Himmelsleiter brach mit ihm«.

(S. 125) »Wenn man im Titan und im Wilhelm Meister zu den hohen Frauencharacteren gelangt, kommt es einem doch vor, als wiche auf einem Gebirge der grüne Wald hinter uns zurück und wir beträten die Schneeregion«.

(S. 147) »Goethe macht oft Seitenlang leere Worte, um darin einen einzigen kurzen Hauptgedanken recht hell hervorzuheben und seine Schriften gleichen den Sälen der Alten, in deren Mauern nach Aristoteles leere Töpfe eingemauert wurden, den Schall zu erhöhen«.

(S. 172) »Goethe ist unendlich grösser als sein Stolz«.

C. Aus Briefen.

(Allgemeine Bemerkungen, Anregungen, Anfragen.)

Zürich, 11. März 1884[1].

Hochgeehrter Herr.

Ihr Goethe-Jahrbuch zu kennen, habe ich gewiss vom Beginn an die Ehre und die Freude. Ebenso vermuthen Sie ganz richtig, wenn Sie annehmen, dass die par Ausfälle in meinen Gedichten auf Goethephilister und Pedanten sich nicht auf dasselbe beziehen können. Diese Kleinigkeiten, die, wie ich nun sehe, der Missdeutung wegen besser unterdrückt worden wären, beziehen sich überhaupt nicht auf irgendwie in der Goetheliteratur thätige Männer, auch nicht auf solche, deren Thätigkeit mich nicht just begeistert: sondern sie sind veranlasst durch gewisse sociale Erscheinungen in der blos receptiven Schichte.

Das Sonett »Goethe-Pedanten« ist in vormärzlicher Zeit entstanden und gehört lediglich zu den Protesten gegen die damalige Flucht stabiler Kreise, die doch nicht für geistlos gelten wollten, vor dem Wehen der Zeit und hinter den Namen Goethes. Ich habe das Sonett nur noch als historisches Denkmälchen aufgenommen. Es rangiert zu anderen Stimmungen und Symptomen damaliger Zeit, welche in noch roherer Form aufgetreten sind.

Das Epigramm »Goethe-Philister« beruht auf Beobachtungen, die man jetzt noch macht. Es existirt eine Art Muckerthum im Goethekultus, das nicht von Producirenden, sondern von wirklichen Philistern vulgo Laien betrieben wird. Jedes Gespräch wird durch den geweihten Namen beherrscht, jede neue Publikation über Goethe beklatscht — er selbst aber nicht mehr gelesen, weshalb man auch die Werke nicht mehr kennt, die Kenntniss nicht mehr fortbildet. Dies Wesen zerfliesst dann einestheils in blöde Dummheit, anderntheils wird es wie die religiöse Muckerei als Deckmantel zur Verhüllung von allerlei Menschlichem benutzt, das man nicht merken soll. Zu alledem dient eben die grosse Universalität des Namens.

Für den nächsten Jahrgang des Jahrbuches werde ich Ihrer wohlwollenden Einladung nicht folgen können. Ein Gedicht

[1] [Ich hatte mich Anfang März 1884 an Gottfr. Keller mit der Bitte gewendet, mir für den nächsten, den vorliegenden, Band des Goethe-Jahrbuchs ein Gedicht oder einen Aufsatz zu überlassen und dabei die Bemerkung einfliessen lassen, dass ich überzeugt wäre, Kellers Verse (Gedichte, Berlin 1883, S. 110, 295) »Die Goethe-Pedanten, ein Goethe-Philister« richteten sich nicht gegen Bestrebungen, wie sie in dem von mir geleiteten Jahrbuch zum Ausdruck kämen. Der Dichter war so freundlich, mir darauf in folgendem ausführlichen Schreiben zu erwidern und ermächtigte mich ausdrücklich dasselbe zu veröffentlichen. L. G.]

wird auf äussern Anstoss hin kaum in glücklicher Weise entstehen, was im vorliegenden Falle doppelt bedenklich ist; und zu einem Aufsatze oder dergl. finde ich dermalen nicht die gehörige Musse. Nach beiden Richtungen aber möchte ich mich hüten, selbst in den Fehler zu verfallen, leeren Wortkultus zu treiben.

Indem ich also für Ihre freundliche Anregung herzlichst danke, bitte ich, mich einstweilen nachsichtig entschuldigen zu wollen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung und Ergebenheit
Ihr Gottfr. Keller.

D. Nachträge und Berichtigungen zu Band IV und V.

Zu Band IV, S. 114. Die am 16. Jan., 16. und 23. Dez. 1777 aufgeführten Stücke »Der Vormund« und »Der Spieler« sind natürlich nicht von Iffland, da dieser damals erst 18 Jahre alt war und noch keinerlei schriftstellerische Versuche gemacht hatte. Holstein.

Zu Band V, S. 5 ff. Der Brief ist nicht an Iffland, sondern an A. W. Schlegel gerichtet, und bereits von W. von Maltzahn im Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft Bd. VII gedruckt.

S. 16. Der Brief No. 8 ist nach M. Bernays Meinung an Voigt gerichtet und vor No. 245 bei Jahn zu setzen.

S. 19. Die Stelle über Tischbein ist schon bei Riemer, Mittheilungen II, S. 677 gedruckt.

S. 40. Z. 6 v. u. »nicht säumen« st. noch säumen. Bernays.

S. 44. In dem Briefe Goethes an H. Voss schlägt M. Bernays vor zu lesen: eigener Arbeiten st. einiger; vernehmen st. übernehmen.

S. 45. Z. 16 »zu machen *wünschen,* so *rechnen*« statt: wissen — sprechen. Bernays.

S. 57. Z. 12 v. u. Nach »liest« ist Kastner zu ergänzen. Bartsch.

S. 60. Karl Bartsch: Die Quelle von Kleists Marquise von O . . . . (Die Grenzboten II S. 464) vermuthet, dass Kleists Novelle 1808 gearbeitet und erschienen, auf der Erzählung beruht, welche Heinrich Voss an Goethe, 31. Jan. 1807, mittheilt. (Otto Brahm hat dagegen eine Stelle Montaigues,

F. Muncker eine Erzählung in einem Kalender 1806 als Quelle für die genannte Novelle zu erweisen gesucht).

S. 85. Z. 5 v. u. »Griesschen« st. Griechischen. Bartsch.

S. 263. Ich habe nie das dort besprochene Gedicht auf Käthchen Schönkopf bezogen, sondern auf die Crespel.
v. L.

S. 300. Z. 5 »*um* die Schatten« st. und. Bernays.

S. 302. Z. 2. Renner ist der Professor an der Veterinärschule in Jena. B.

S. 369. Der Schlussreim in dem Eintrag vom 24. Sept. 1766 auf wachen muss lauten »wie wirs machen«. v. L., von dem diese Richtigstellung herrührt, fand dieselbe nach erneuter Prüfung des Manuscripts bestätigt. — Der Eintrag vom 17. Sept. 1769 ist in Anm. 219 zu Loepers Ausgabe von »Dichtung und Wahrheit« gedruckt; freilich »stottert« st. spottet.

S. 425. In dem Neudrucke von Arnims Trösteinsamkeit XC ist Goethes Urtheil nach Arnims Bericht wiedergegeben. S. 31 ist Goethe genannt. S. 36 Abdruck der Parabel von der Ceder.

Chronik.

Im Frankfurter *Goethehause* wurde, wie die Frankfurter Ztg. schreibt, am 5. Juli eine interessante Ausstellung eröffnet. Dieselbe umfasst eine ziemlich bedeutende Anzahl von Kunstblättern, welche dem Andenken Goethes gewidmet sind und theils Porträts des Dichters, theils durch ihn und seinen Lebenslauf bekannt gewordene Frauengestalten, Zeitgenossen und Örtlichkeiten darstellen. Sehr beachtenswert ist eine Reihe Originalporträts aus der Familie Textor-Goethe, desgleichen die Blätter aus städtischem Besitz, welche sich auf die Krönung Joseph II. beziehen.

Am 19. März 1884 starb zu Mülhausen i. E. der auch um die Goetheforschung wohlverdiente elsässische Gelehrte und Dichter *August Stöber*. Er war geboren am 9. Juli 1808 zu Strassburg als Sohn des Notars Ehrenfried Stöber, der die deutsche Dichtung im Elsass ebenso vorzüglich vertreten hat wie zwei seiner Söhne, von denen Adolf Stöber noch jetzt als Pfarrer und Consistorialpräsident in Mülhausen lebt. August Stöber besuchte das protestantische Gymnasium und die Universität seiner Vaterstadt, beendigte seine Studien mit einer These über Geiler 1834 und lebte dann als Vicar und Hauslehrer in Oberbronn, von 1838 ab als Lehrer an der Mädchenschule in Buchsweiler, von 1841 bis 1872 als Lehrer am Lyceum zu Mülhausen. In den Ruhestand getreten, gab er sich ganz den Studien hin, die ihn früher schon mit Uhland und Jacob Grimm in Verbindung gebracht hatten, und erwarb sich noch als Stadtbibliothekar und Vorstand des historischen Museums allgemein anerkannte Verdienste. 1878 ernannte ihn die philosophische Facultät in Strassburg zum Doctor honoris causa. Eine eingehende Schilderung seines Lebens und Dichtens sowie seiner reichen wissenschaftlichen Verdienste um Volks- und Alterthumskunde, Literaturgeschichte und Dialectologie seines

Heimatlandes erscheint im Elsässischen Jahrbuch, welches der Vogesenclub für 1885 herausgibt; er hat selbst seine Schriften verzeichnet im Anfang zur Neuen Alsatia, welche die von ihm seit 1850 herausgegebene Zeitschrift Alsatia abschliessen sollte, aber erst nach seinem Tode erschien. Auf Goethe und seinen Freundeskreis im Elsass beziehn sich unter diesen Schriften: Der Dichter Lenz und Friedericke von Sesenheim, Basel 1842; Der Aktuar Salzmann, Goethes Freund und Tischgenosse in Strassburg, Frankfurt a. M. 1855 (= Alsatia 1853, 1 ff. 1854, 1 ff.); Joh. Gottf. Röderer und seine Freunde, Colmar 1874 (= Alsatia 1868—72, 1 ff.) und Nachtrag dazu, Colmar 1874. Insbesondere hat Stöber Briefsammlungen aus jenem Kreise veröffentlicht, die zum Theil jetzt nicht mehr vorhanden sind. Er selbst besass manche Reliquien aus Goethes Strassburger Zeit: Als. 1853, S. 28. 1868, S. 33. Die von ihm mitgetheilten Schriftstücke haben viele dunkle Punkte, vor allem aus Lenzens Biographie aufgehellt; er hat sie mit richtigem Urtheil verwerthet und seine Ergebnisse schlicht vorgetragen. E. Martin.

Franz Lichtenstein wurde am 1. September 1852 in Weimar geboren. Sein Vater, ein literarisch und künstlerisch gebildeter Kaufmann, der mit den Besten der Stadt regen Verkehr pflog, führte mit wehmüthigem Stolz den Sohn in die Gelehrtenlaufbahn, welche ihm selbst ein ungünstiges Geschick versperrt hatte. Franz war auf dem Gymnasium der tüchtigsten einer; in den Mußestunden trieb er eifrig Musik und, von der Mutter geleitet, Französisch und Englisch. Als Oberprimaner trat er 1870 unter die Waffen und diente in den Reihen der Kämpfer wie im Munitionsbureau zu Chartres dem Vaterland. Nachdem er das Sommersemester 1871 in Jena der nöthigen Erholung gewidmet, verbrachte er zwei Jahre in Leipzig. Hier hörte er besonders Hildebrand und Zarncke, fühlte sich aber ebenso stark zur Musikwissenschaft als lockender Lebensaufgabe gezogen, bis ihn während des Münchener Aufenthaltes 1873/74 Konrad Hofmann endgiltig für die deutsche Philologie gewann. Auch das Altfranzösische wurde nicht vernachlässigt; und M. Bernays regte zu einer Arbeit über die innere und äussere Geschichte der Hallerschen Poesie an. Wohl vorbereitet kam Lichtenstein Ostern 1874 nach Strassburg, bald ein Liebling Scherers, ein guter Kamerad im Kreise gleichstrebender Genossen. Er wurde im Sommer 1875 zum Doctor promovirt. Mitten in den gründlichsten Tristrant-Studien traf ihn jäh der Tod des Vaters, der durch widrige Zufälle sein ganzes Vermögen und, ein Mann von qualvoll überreiztem Ehrgefühl, auch den Muth zu weiterem Lebenskampf eingebüsst hatte.

In der Vorrede zu den Gedichten von Julius Lichtenstein (Weimar, Böhlau 1876) ist ihm ein herzergreifendes Denkmal errichtet. Franz hatte den schweren Sinn seines armen Vaters nicht geerbt. Er war eine sonnige, harmlose, elastische Frohnatur. Die Liebe zur Mutter, die tröstende Wissenschaft und dieser nie leichtfertige, tiefe Optimismus stählten ihn seit dem verhängnissvollen März 1876 für entbehrungsreiche Jahre, deren Lichtseiten er dankbar genoss.

Lichtenstein, von hochherzigen Verwandten unterstützt, dann mit einem Staatsstipendium bedacht, habilitirte sich 1877 in Breslau. Er hielt seit dem Herbst dieses Jahres mit steigendem Erfolg Vorlesungen und Übungen über das gesammte Gebiet der deutschen Sprache und Literatur. Ein sauber gearbeitetes Heft über Goethes Frühzeit, ein gleiches über Lessings Jugend, feine Skizzen zur Interpretation Goethescher Lyrik lehren neben anderen Stücken seines Nachlasses, wie viel er seinen Zuhörern bot. Auch hielt er klare populäre Vorträge über den Meier Helmbrecht, die Faustsage, Frau Rath, Eichendorff, Otto Ludwig u. s. w. Seine Habilitationsrede behandelte den Mainzer Hoftag und Veldeke, seine Antrittsrede den Einfluss des Wilhelm Meister auf die Prosadichtung der Romantiker.

Die Habilitationsschrift »Zur Kritik des Prosaromans Tristrant und Isalde, Breslau 1877«, steht im engsten Zusammenhang mit der Doctordissertation über unsre älteste Tristandichtung. Als Frucht vierjährigen Bemühens erschien Ostern 1878 »Eilhart von Oberge. Herausgegeben von Franz Lichtenstein« (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker XIX, Strassburg, Trübner; CCV u. 475 S.). Nicht überall sind die Vorzüge der musterhaften, weit und tief greifenden Einleitung nach Verdienst anerkannt, die Versehen in der höchst schwierigen Textgestaltung billig beurtheilt worden. In der »Zeitschrift für deutsches Alterthum« und ihrem »Anzeiger«, deren vielseitiger Mitarbeiter er war, hat Lichtenstein sein Thema nicht aus dem Auge verloren. Die Kunst der Reproduction eines zertrümmerten und abgeleiteten Dichtwerkes, die Gabe auch einer unsicheren Überlieferung das runde Bild einer dichterischen Individualität abzugewinnen, die Entwirrung der Filiation der Motive, die Verbindung von Poesie und Cultur, die ausgezeichnete Stilanalyse versprachen unserer Wissenschaft reiche Ernten.

Die Enge der Verhältnisse wehrte ihm leider zunächst ein freies Ausschreiten. Er musste journalistische Fronarbeit leisten. Er sass über den Schwankbüchern des 16. Jahrhunderts, kopirte, verglich die Drucke, ohne eine behagliche Quellenforschung treiben zu können. »M. Lindeners Rastbüchlein und Katzipori« sind 1883 erschienen (Bibliothek des literarischen

Vereins in Stuttgart CLXIII): das Material für Schumann, Frey, Montanus hat er vollständig und gesichtet hinterlassen. Die anstrengende Herausgabe der österreichischen Reimchronik des Ottokar, die Lichtenstein für die Monumenta Germaniae historica übernommen, näherte sich der Vollendung: froh aufathmend schloss unser Freund in Wien, wo er so gern weilte, Ostern 1884 die letzte Collation ab. Die Neubearbeitung von Max Müllers German classics lag hinter ihm. Er trug sich mit einer Literaturgeschichte des deutschen Mittelalters, aber vor allem zog es ihn zu Goethe und zur Romantik. Er wollte ein Buch über »Wilhelm Meister« und sein grosses Gefolge schreiben, das Erlebte und Erlernte des epochemachenden Romans darlegen. Figuren und Motive, Technik und Sprache in ihren weiten Nachwirkungen verfolgen. Frei und thatkräftig schaute er in die Zukunft, als ihm der Sommer 1884 die Ernennung zum ausserordentlichen Professor brachte und ein junges Liebesglück ihn hold umfing. Nach Schluss der Vorlesungen eilte er zur Braut nach Binz auf Rügen. Seine Briefe waren voll Jubels. Am 7. August wollte er seine Mutter und seine Braut nach Weimar geleiten. Noch einmal sollten ihn die Wellen erfrischen; sie warfen ihn als Leiche auf den Sand. Er wurde in Weimar begraben. Ein grundbraver Thüringer, liebreich, ohne Arg und Falsch, treu wie Gold, friedfertig, sich ohne Formzwang gehen lassend und gemüthlich mittheilend, anspruchslos, fröhlich, gewann er sich alle Herzen und wird sie auch als Todter festhalten. Unsere Wissenschaft trauert, dass sie nur seine Anfänge verzeichnen darf. Sein reger Fleiss, sein klarer Blick, sein feinfühliger, schmiegsamer Kunstsinn sollten uns, so dachten wir, noch reichlich belehren und erquicken. Ein paar Trümmer, wie einen Aufsatz über Eichendorff, eine vergleichende Studie über Byron, Shelley und Heine, hoffe ich noch ans Licht zu ziehen. Für den »Wilhelm Meister« liegen nur vorläufige Aufzeichnungen vor. Und eine schon sehr weit gediehene Arbeit über Hölderlin, für Weinholds »Germanistische Abhandlungen« bestimmt zu vollenden war ihm nicht beschieden.

Franz Lichtenstein ist hart vor dem ersehnten Hafen gescheitert. Ave, cara anima. Erich Schmidt.

Heinrich Laube ist am 1. August in Wien gestorben, wohin er von Karlsbad wenige Tage vorher zurückgekehrt war, nachdem er dort vergeblich für seine Leiden Heilung gesucht hatte. Zwei Reden Laubes an Goethe-Festen, am 50. Todestage Goethes und bei der Enthüllung des Karlsbader Denkmals hatte das Goethe-Jahrbuch gebracht (vgl. Band IV,

S. 384—387. Band V, S. 359—363); ich hatte gehofft, diese indirekte Mitarbeiterschaft des hochverehrten Mannes in eine direkte zu verwandeln. Aber leider kam meine Aufforderung, wie aus dem nachfolgenden Briefe hervorgeht, zu spät.

Wien d. 5./3. 84.

Ich bin leider, verehrter Herr, seit einem halben Jahre krank. Alterskrank vielleicht. Jedenfalls so, dass die Aerzte keinen Rath finden, u. dass ich — was jetzt Ihnen gegenüber die Hauptsache — nicht mehr schreiben kann.

Nur aus diesem Grunde muss ich zu Ihrer schmeichelhaften Einladung Nein sagen — was mir sehr leid thut.

Hochachtungsvoll
Ihr
ergebener
Laube.

Heinrich Laubes Leben zu schildern (er war geboren am 18. Sept. 1806) muss Anderen überlassen werden. Sein Wirken ist aufs Engste mit der Geschichte der deutschen Literatur verknüpft. Er entfaltete Zeit seines Lebens eine überaus reiche dramatische und novellistische Schriftstellerthätigkeit, die, nicht immer unbestritten, theilweise von glänzenden Erfolgen begleitet war. Er wendete sich theilnehmend und freidenkend den grossen Fragen der Zeit zu; noch sein letzter Roman behandelt ein Thema, das seit Jahren mit grösster Leidenschaftlichkeit und heftigster Erregung von streitenden Parteien behandelt wird. Seine Wirksamkeit für das deutsche Theater war epochemachend. Kam diese Thätigkeit auch zunächst Shakespeare, Schiller, dem neuen französischen und dem deutschen Drama der Gegenwart zu Gute, so war sie doch auch verständniss- und liebevoll den Goetheschen Dramen zugewendet; Laubes treuer Gefährte Strakosch hat neuerdings (Deutsches Montagsbl., 12. Jan. 1885) erzählt, wie der energische Theatermeister z. B. dem 4. Akte von Clavigo zu einer ungeahnten Wirkung verhalf. — In ausführlichster Weise hat sich Laube 1840, also beinahe ein halbes Jahrhundert vor seinem Tode, und zu einer Zeit, da die Ansichten des Schriftstellers noch keineswegs so geklärt erschienen, wie in seinem spätern Leben, über Goethe ausgesprochen und zwar in seiner »Geschichte der deutschen Literatur« 1840, Band III, S. 325 bis 446. Die Betrachtung a. a. O. erstreckt sich auf Goethes gesammtes Leben und seine ganze literarische Thätigkeit; mancherlei Seltsamkeiten laufen mit unter, so die Bezeichnung »elegante Schriftperiode« für die Zeit von c. 1803—1818. Zum Schluss die Zusammenstellung Goethes mit Hegel. Recht schön

ist der über den Faust handelnde Abschnitt, an dessen Ende es heisst: »Da Goethe diese dichterische Entdeckungsthat am Grössten und Wirksamsten gebildet, so kündet er sich schon durch den Faust allein als den grössten Dichter einer modernen Zeit, die nach einem neuen gesammelten Dogma strebt«. Auch in seinen »Erinnerungen«, I. Band, 1810—1840, Wien 1875, hat Laube den Eindruck, den Goethes Werke auf ihn machten, mehrfach fixirt. Er hat erst als älterer Student in Breslau Goethes Dramen kennen gelernt (S. 100); 1833 versenkt er sich in Goethes Schriften (S. 181); in Berlin lernt er den Goethe-Enthusiasmus durch Varnhagen kennen (S. 223 fg.), bleibt ihm gegenüber aber ziemlich kühl. — Ich hoffe in anderm Zusammenhange auf Laubes Stellung zu Goethe zurückzukommen.

In Brünn ist am 2. August der bekannte Literarhistoriker *Bratranek* gestorben. Als Assistent in Lemberg, hernach als Universitätsprofessor in Krakau verstand es Bratranek mit Glück und Geschick, als Apostel der deutschen Dichtung und Forschung zu wirken. Er veröffentlichte zunächst eine von Friedr. Th. Vischer in den »Kritischen Gängen« mit vieler Anerkennung gewürdigte »Asthetik der Pflanzenwelt«, schrieb hernach »Asthetische Studien«, das Buch über »Egmont und Wallenstein«, viele vortreffliche Aufsätze, insbesondere die meisterhafte Untersuchung über das Volkslied in Mähren in der »Österreichischen Revue« etc. Am folgenreichsten für ihn wurde aber seine persönliche Beziehung zur Familie von Goethe. Goethes Schwiegertochter Ottilie, geborne Pogwisch, befreundete sich auf das innigste mit Bratranek: sie und ihre Söhne Walter und Wolfgang wählten denn auch ihn zu ihrem Vertrauensmann, um die jedem Andern unzugänglichen Familienpapiere zu sichten. Dank dieser Ausnahmstellung war es Bratranek beschieden, Goethes Briefwechsel mit dem Grafen Caspar v. Sternberg, Goethes naturwissenschaftliche Correspondenz (zwei Bände), vor allem aber Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern Humboldt herauszugeben: in den letzten Jahrgängen des »Goethe-Jahrbuchs« theilte er die Briefe von Charlotte v. Schiller, Körner, Klinger, Galitzin, Heine, Voss, Madame de Staël etc. an Goethe mit. (Vgl. G.-J. III, 249—308, IV, 230—315, V, 38—134). Eine ausgiebige Bereicherung der Goethe-Literatur war sein Büchlein: »Zwei Polen in Weimar« (Gerold) — ein Werk, in welchem er die von ihm glücklich zu Stande gebrachten Briefe von Odyniec verdeutschte: eine Schilderung des achtzigsten Geburtstages von Goethe und der Weimaraner Gesellschaft und Ehrengäste jener Tage, die nach dem Zeugniss Ottiliens v. Goethe das treueste Bild jener Zeiten und

Menschen gibt. Noch durch eine andere literarische Gabe erwies sich Bratranek als Mittelsmann zwischen deutscher und polnischer Literatur: unter dem Titel »Heimgebrachtes«, liess er, kurz bevor er seine Professur niederlegte, eine vortreffliche Verdeutschung polnischer Dramen und Dichtungen drucken.

Das Vorstehende ist der »Deutschen Zeitung« in Wien, entlehnt, freilich mit mancherlei kleinen Berichtigungen. — Bratranek, der, auch wenn er länger leben geblieben wäre, Umstände halber, die Veröffentlichungen aus dem Goethe-Archive nicht hätte fortsetzen können, stellte selbständige Arbeiten für die folgenden Jahrgänge in Aussicht, die nun leider nicht mehr erscheinen können. — Die Art und Weise wie Bratranek die Briefe veröffentlichte, habe ich nie gebilligt, und da ich es dem Lebenden nicht verschwiegen, darf ich es auch offen nach seinem Tode sagen. Ich halte im Gegentheil seine Manier, die an Goethe geschriebenen Briefe in der häufig fehlerhaften und regellosen Orthographie und Interpunktion der Originale abzudrucken für verfehlt, und sein System der Belegstellen, d. h. der Zusammenhäufung von gänzlich belanglosen Stellen Goethes über die Briefschreiber, der Briefschreiber über Goethe und der übrigen Correspondenten über die betreffenden Briefschreiber für falsch. Aber Bratranek war kein bequemer Mitarbeiter; meine Vorstellungen scheiterten an seinem kategorischen Widerspruch; wollte ich die Sachen überhaupt haben, so musste ich sie so nehmen, wie er sie gab. Dadurch geschah mancherlei Missliches; da er die neuere Goethe-Literatur nicht verfolgt hatte, so brachte er manchmal Briefe, die bereits gedruckt waren; schliesslich entfernte ich sie einfach aus dem Manuscript (vgl. G.-J. V, 42, A. 1). Die Lösung critischer Fragen war Bratraneks Sache nicht; undatirte Briefe ordnete er nach Willkür und war hier Vorstellungen und Gründen, die aus dem Inhalte der Briefe und äusseren Zeugnissen geschöpft waren, wenig zugänglich. — Ich musste diese Bemerkungen machen, weil in manchen Critiken Bratraneks Verfahren bemängelt und — nach der liebenswürdigen Art mancher Recensenten — dem Herausgeber des Jahrbuchs schuldgegeben wurde. Doch erkenne ich gern und freudig an, dass durch Bratraneks treue und fleissige Bemühung sehr wichtige Beiträge zur Erkenntniss von Goethes Freundeskreis, zur Würdigung derer, die mit ihm verkehrten, der Vergessenheit entrissen wurden, und dass das Goethe-Jahrbuch durch seine Mitwirkung um eine Anzahl höchst wichtiger Beiträge bereichert wurde.

Am 10. August starb in Wien *Amalie Haizinger*, wohl die letzte der Bühnenkünstlerinnen, die noch in persönlichen Be-

ziehungen zu Goethe gestanden hatte. Als sie 1828 nach Weimar kam — sie hiess damals Amalie Neumann — war Goethe längst von der Leitung der Bühne zurückgetreten, aber er wandte dem Schauspielwesen seine Aufmerksamkeit zu. Er sah sie in manchen Rollen, sowohl im Theater, als in seinem Hause und gab ihr Winke über die Darstellung von Rollen in seinen Stücken: Clärchen, Egle (»Laune des Verliebten«), besonders erfreut war er über ihre Auffassung der Marianne in den »Geschwistern«. In »Kunst und Alterthum« 1823, Werke, Hempel 28, 751 sagt er von ihr: »Man sehe die Darstellungen der ersten und zweiten Gastrollen der Madame Neumann; sie thun sich so zierlich und liebenswürdig hervor als die Schauspielerin selbst«. Auch Zelter gab 4. Juni 1824. Briefwechsel III. 435 sein Urtheil ab. »Madame Neumann aus Karlsruhe, der ehemalige Liebling unserer sämmtlichen alten Ärzte, die man deswegen die medicinische Venus nannte, ist wieder hier und spielt mit mäßigem Beifalle. Gestern habe ich sie zum ersten Male wieder gesehen. Sie ist noch sehr hübsch, wiewohl fetter geworden. Ihr Spiel scheint gewonnen zu haben; sie that Nichts zu viel, und was sie that, war eben recht. Das ist man nicht gewohnt, Sprache, Anstand, Auge, Zähne vortrefflich und im Ganzen höchst anmuthig«. Das günstige Urtheil Goethes hat die Künstlerin in einem langen, an Arbeit und Erfolgen reichen Leben bestätigt. Dieses Leben und Wirken im Einzelnen zu schildern ist aber selbstverständlich hier nicht der Ort.

Am 20. August starb *Alexander Jung* in Königsberg i. Pr. (geb. 1799 in Rastenburg). Der bis in sein hohes Lebensalter rüstige und thätige Schriftsteller, welcher der neuen und neuesten Literatur viele schätzenswerthe Beiträge spendete, widmete Goethe ein lebhaftes Interesse. Er bekundete dies namentlich in dem wenig beachteten Buche »Goethes Wanderjahre und die wichtigsten Fragen des 19. Jahrhunderts« (Mainz 1854), das freilich, wie sein Titel besagt, Goethes Roman als Anlass zum Aussprechen über viele philosophische Fragen nimmt. Wohl noch weniger bekannt als jene grössere Arbeit ist eine kleinere Studie: »Goethe als Enthusiast« in: Charaktere und Charakteristiken. 1. Band. Königsberg 1848. S. 87—103. Der Aufsatz ist hervorgerufen durch die Briefe Goethes an Auguste von Stolberg. Er gibt eine sehr schöne Charakteristik der ersten Briefe und der Lili-Periode, der sie entstammen, eine sehr begeisterte Darlegung des berühmten Briefes vom Jahre 1823. Jung schliesst mit folgenden Worten, die hier stehen mögen, weil sie gegenüber manchen neueren Bestrebungen noch heute am Platze sind: »Was Goethe betrifft,

müssen wir demjenigen erst die eigene Erleuchtung und Verklärung wünschen, welcher zweifeln wollte, dass Goethe als Mensch des ewigen Lichtes inne geworden . . Goethe kannte ein anderes Licht als das ist, welches die Frommen par excellence unter den Scheffel ihres stolzen Bewusstseins zu stellen pflegen. Goethe, der, wie er mit dem Aufgang, dem steigenden Lichte, seine Laufbahn begann, mit den Worten: »Der Morgen kam, es scheuchten seine Tritte« mit der Sehnsucht nach einem neuen Aufgang, nach einem erhöheten Lichte endete, mit den Worten: »mehr Licht!«

Goethe-Vorlesungen auf deutschen Universitäten. Sommer 1884. Berlin: Scherer, Goethes Leben und Schriften; Czernowitz: Strobl, Lektüre von Goethes Faust mit Rücksicht auf die jüngsten Forschungen; Graz: Sauer, Über Goethes Wilhelm Meister; Heidelberg: Meyer v. Waldeck, Über Goethes Faust; Königsberg: Baumgart, Erklärung einer Anzahl dramatischer Dichtungen von . . . Goethe u. A.; Erdmann, Über die Dichtung der deutschen Sturm- und Drangperiode (1773 bis 1785); Leipzig: Hildebrand, Schillers und Goethes Verhältniss und Zusammenwirken; Biedermann, Über Goethes Faust und die sonstige Faustliteratur; Lemberg: Werner, Geschichte der deutschen Literatur seit dem Auftreten Goethes; München: Bernays, Geschichte der neueren deutschen Literatur: Goethe und Schiller; Münster: Wöllner, Goethe bis zu seinem Eintritt in Weimar; Tübingen: Strauch, Der junge Goethe; Zürich: Honegger, Goethe und Schiller und ihre Zeit.

Winter 1884/85. Bonn: Birlinger, Über Leben und Werke Goethes und Schillers; über Goethes Faust; Breslau: Bobertag, Über Goethes Faust; Giessen: Braun, Einleitung in das Studium der deutschen Klassiker: Lessing, Goethe, Schiller: Halle: Haym, Über Goethes Leben und Schriften: Jena: Böhtlingk, Über Goethe: Societät für neuere deutsche Literaturgeschichte: Litzmann, Übungen im Anschluss an S. Hirzels »Der junge Goethe«: Karlsruhe (Polytechnikum): Pfaff, Deutsche Literatur zur Zeit von Goethe und Schiller; Kiel: Krohn, Über Goethes Faust; Königsberg: Baumgart, Goethe und Schiller von 1788 bis 1805; Derselbe, Über die Faustsage und Goethes Faust; München: Carriere, Goethes Faust; Münster: Wöllner, Goethe von 1776—1805; Strassburg: Windelband, Über Goethe in seinen Beziehungen zur Philosophie: Röhrig, Übersetzung der Hauptstellen aus Goethes Faust I. Theil: Stuttgart (Polytechnikum): v. Vischer, Über Goethes Faust: Tübingen: Köstlin, Über Goethes Faust I. und II. Theil, nebst Einleitung in die Faustsage und Faustliteratur.

3. Bibliographie.

I. Schriften.

A. Ungedrucktes.

1. Kleine Schriften. Gedichte.

Archäologisches Gutachten.

(Über eine dem Kaufmann Frege gehörige Statuette.)

»Die kleine Herme von orientalischem Alabaster, mit Kopf und Füssen von Bronze, ist in Hinsicht auf die Kunst der Arbeit ein ungemein schätzbares Werk; sie ist es nicht weniger, wenn man die Seltenheit der Vorstellung betrachtet«. Es ist eine Juno; ein Versuch Stellung und Haltung egyptischer Figuren nachzuahmen. Wahrscheinlich aus der Zeit der Ptolemäer. Der Kopf gehört zur Figur. »Es ist ein grosser göttlicher Character in demselben und es möchten in den Sammlungen wohl nicht viel Bronzen zu finden seyn, die ihn in dieser Hinsicht übertreffen«. Der eine erhaltene Fuss ist nicht antik. Einzelne Bemerkungen über rechte Schulter und linken Vorderarm.

Wustmann (unten S. 380) S. 11. Daselbst S. 11 fg. ist ein Gutachten C. A. Böttigers aus dem Jahre 1811 abgedruckt, das dem Goetheschen mannichfach widerspricht. Böttiger hält den Kopf nicht als zur Figur gehörig; Kopf und Figur zusammen bilden ein unauflösliches Räthsel; eine Isis könne es nicht sein. — In den Briefen Goethes finde ich keine Notiz über das Werk; in den Briefen an H. Meyer ist eine Lücke vom 28. Nov. 1799 bis 31. Juli 1801.

Goethes Notizbuch von der Schlesischen Reise im Jahre 1790. Zur Begrüssung der deutsch-romanischen Section der XXXVII. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Dessau am 1. Oktober 1884, herausgegeben von Friedrich Zarncke. Leipzig. Druck von Breitkopf und Härtel. 32 SS. in gr. 4°.

Nur in 100 Exemplaren gedruckt. Dem Andenken Salomon Hirzels gewidmet. Mit einer Tafel, Blatt 17a und 30b des Notizbuchs in photographischer Wiedergabe enthaltend. Das Original des Notizbuchs befindet sich in der Hirzelschen Sammlung. S. 6. 7: Beschreibung der Handschrift. S. 8—11: Die Reiseroute: genaue Darstellung aller Einzelheiten: Schlesien. Grafschaft Glatz, Wiliczka u. s. w. (2. Sept.), Schneekoppe (15. Sept.), Schlesisches Gebirge (19. Sept.); auf dem Oybin war Goethe nicht; 28. Sept. in Dresden. S. 11—13: Die Correspondenz Goethes: 11 von den im Notizbuch verzeichneten Briefen an Verschiedene sind bisher nicht wieder aufgefunden. ebensowenig 11 vermuthlich an Christiane gerichteten. S. 13—16: Die Entwürfe zu Gedichten. S. 17—26: Genauer Abdruck des Notizbuches, jede Seite eines jeden Blattes ist entsprechend der Form des Originals wiedergegeben. S. 27—32: Anmerkungen.

Die bisher ungedruckten Gedichte sind, ausser dem nicht gut mittheilbaren über Hans Carvel folgende 7 Distichen:

Zum Erdulden ists gut ein Krist zu sein, nicht zu wanken:
Und so machte sich auch diese Lehre zuerst.

Was vom Kristenthum gilt, gilt von den Stoikern, freyen
Menschen geziemt es nicht, Krist oder Stoiker seyn.

Thörig war es, ein Brod zu vergotten, wir beten ja Alle
Um das tägliche Brod, geben . . . . .

Das Gemeine lockt jeden: siehst Du in Kürze von Vielen
Etwas geschehen, sogleich denke nur: diess ist gemein.

Wären der Welt die Augen zu öffnen! — Das könnte geschehen!
Besser Du suchest Dir selbst und Du erfindest Dein Theil.

Knaben liebt' ich wohl auch, doch lieber sind mir die Mädchen.
Hab' ich als Mädchen sie satt, dient sie als Knabe mir noch.

Alle sagen mir, Kind, dass Du mich betriegest.
O, betriege mich nur immer und immer so fort!

An die Gräfin O'Donell.

Die kleinen Büchlein kommen froh
Der werthen Dame sich zu bücken:
Doch Lieb' und Freundschaft auszudrücken.
Bedürft es ein in Folio.

Weimar d. 3. Febr. 1814.

Werner (vgl. unten S. 379) S. 142.

Ein neues Gedicht Goethes.

Dem Buchhändler Conrad in Gotha danken wir die Mittheilung untenstehenden Räthsels. Er macht zu demselben folgende Bemerkung: Dieses Gedicht fand sich abschriftlich in den Papieren des verstorbenen Grafen Friedebald von Salisch mit folgender Notiz: »Ungedrucktes Gedicht von Goethe. Mitgetheilt von Fräulein Sophie von Schlotheim. 18. Februar 1859. Ihr mitgetheilt 1828 von Mad. Vieweg geb. Campe«.

Zwei stille See'n, des Himmels reinste Spiegel
Bewohnt ein Geist, der Mild' und Hoheit eint,
Nicht Bäume, Büsche, nicht begrünte Hügel,
Des Geistes Bild ist's was darin erscheint,
Und nah'st du dich mit still bescheidnem Blick
Strahlt dir dein eigen Bild verschönt zurück.
Und Perlen wohnen in den tiefsten Gründen,
Zwei Fischer nur die wissen sie zu finden,
Oh! dass wir heut' beglückt den Einen fänden
Und ew'ge Fesseln für den Andern wänden,
Der Heimat Bild, des Wiedersehn's Entzücken
Und der Erinnerung namenlose Lust
Sie stiegen dann aus froh bewegter Brust,
Um uns aus jenen See'n zu beglücken
Und ewig wünschen wir hinein zu blicken.
Oh! gönnte doch Apoll die letzte Sylbe mir,
Die beiden ersten würdig zu besingen,
Und ruhten sie, die Lust und Freude bringen,
Doch freundlich heut' auf unser'm Spiele hier.

(Augenlied.)

[Die obige Mittheilung ist wörtlich entlehnt den von Joseph Kürschner herausgegebenen »Signalen aus der literarischen Welt«, den Umschlagblättern der »Deutschen National-Literatur« Heft 124. S. 739. Ob Goethe wirklich der Verfasser des Gedichtes ist, bleibe dahingestellt. Eine sonderlich nahe Beziehung zwischen Frau Vieweg und den Weimarer Kreisen

bestand nicht, obwohl Vieweg Verleger von »Hermann und Dorothea« war. Ganz ausgeschlossen bleibt die Möglichkeit nicht, dass Böttiger, der auch den Verlag jenes Gedichtes vermittelt, ein Goethesches Ineditum nach Braunschweig sandte.]

2. BRIEFE.

Goethes Briefe. Verzeichniss derselben unter Angabe von Quelle, Ort, Datum und Anfangsworten. Übersichtlich nach den Empfängern geordnet, mit einer kurzen Darstellung des Verhältnisses Goethes zu diesen und unter Mittheilung vieler bisher ungedruckter Briefe Goethes. Bearbeitet von Fr. Strehlke. Berlin, Verlag von Gustav Hempel (Bernstein und Frank).

Vgl. G.-J. V, S. 371. Seit dem letzten Berichte ist der Schluss erschienen, Lieferung 21 und 22 (1. Hälfte) Band II, S. 481—543.

Die erste Lieferung, April 1884 erschienen, trägt noch das Datum von 1883. S. 481 fg. enthält noch No. 91, 92 der Briefe ohne Adressaten. S. 483 fg. verzeichnet als No. 93 bis 118 Briefe, von denen nur das Datum und bei einigen die Anfangsworte bekannt sind. S. 485—513 Nachträge, Berichtigungen, Ergänzungen zu Theil I: S. 513—524 Nachträge etc. zu Theil II: S. 525—534 Gruppirung der Briefe 1. Familie, Verwandtschaft, Hauswesen, Vermögen; 2. Persönlicher oder freundschaftlicher Verkehr a. Männer, b. Frauen; 3. Amt und Hof: Fürstliche Personen, Behörden. Einzelne Personen. 4. Schöne Literatur; 5. Kunst; 6. Naturwissenschaften; 7. Philosophen: 8. Philologen: 9. Historiker: 10. Theologen: 11. Buchhändler. S. 535—542 Gesammtresultate: Charakteristik. Werth der Briefe für die Biographie. S. 543: Nachwort. Dank an diejenigen, welche den Herausgeber durch Mittheilungen und Nachweisungen unterstützt haben. Bemerkung, dass alle zwei Jahre ein Nachtrag zu dem Werke geliefert werden soll.

Die Nachträge und Berichtigungen können nicht im Einzelnen mitgetheilt werden: ich begnüge mich daher, die von Strehlke zum ersten Male gedruckten Briefe aufzuzählen, diejenigen Personen zu nennen, an welche, laut Strehlkes Angabe, ungedruckte Briefe erhalten sind und die Daten dieser Briefe anzugeben.

Zum ersten Male nach den Originalen oder Abschriften mitgetheilt sind folgende Briefe: Maler Gläser 14. Okt. 1826 (vgl. unten S. 377): Benj. Rob. Haydon, englischer Maler, 16. Febr. 1819, 1. Dez. 1821 (zwei englische Briefe; vom 2. Briefe

existirt ein deutscher Entwurf, aus dem ein Satz mitgetheilt wird): Chevalier de Kirkhoff in Antwerpen (französischer Brief 10. Nov. 1824.

Von ungedruckten Briefen werden erwähnt, aber nicht gedruckt: Geh. Kammerrath von Göchhausen 8. Jan. 1784. Luise von Göchhausen o. O. u. J., E. Hirt 3. Nov. 1806, 9. Juni 1809, 12. Sept. 1827; Kirms 9. Aug. 1808, 14. Mai 1814; Jak. K. v. Otto 5. Okt. 1831; Friedr. Peters 15. Juli 1821, Quandt 22. März 1829; Friedrike Schäfer 29. Aug. 1828 oder 1829; Charlotte v. Schiller 1. Febr. 1814; Heinr. Voss 21. März 1804: — Brief an einen Ungenannten Juni 1825.

Goethes Briefe. Dritter Theil. Chronologisches Briefverzeichniss. Berlin, Verlag von Gustav Hempel (Bernstein und Frank). 247 SS.

Das Werk beginnt mitten in der 22. Lieferung. Es verzeichnet die Briefe von 1764 bis 1832. Voran geht dem Ganzen eine Vorbemerkung der Verlagshandlung, welche dieses Verzeichniss als nothwendige Ergänzung des Strehlkeschen Hauptwerks erklärt. Wer das Verzeichniss gemacht hat, wird nicht gesagt. Das alte Dietzelsche Verzeichniss, dessen Drucklegung schon früher geplant war, ist ohne Zweifel zu Grunde gelegt worden. Leider wird nur Datirung, Adressat, Anfangsworte, nicht aber der Druckort angegeben. Dadurch wird der Benutzer gezwungen, bei jedem Briefe erst wieder das Strehlkesche Hauptwerk nachzuschlagen. Die unvollständig datirten Briefe sind an den Anfang des betreffenden Jahres resp. Monats gestellt. In dem Verzeichniss sind die bisher ungedruckten Briefe mit einem Kreuzchen bezeichnet. Am Schluss ein Nachtrag, in dem 5 Briefe aufgezählt sind: den Brief an Schiller (18. Okt. 1795) s. unten S. 380 fg. — S. 245 fg.: Briefe, welche wegen fehlender Datirung nicht eingereiht werden konnten. S. 247: Briefe, bei denen Datum und Empfänger fehlt.

Ed. Sabell: Die Geschichte eines Goethe-Briefes.

(Magazin f. Lit. des In- und Auslands, No. 25. S. 389—391, No. 26, S. 401—408.)

Beginnt mit einer Lobpreisung des Strehlkeschen Briefwerkes. Geht dann ausführlich auf einen zum ersten Male bei Strehlke II, S. 496 fg. abgedruckten Brief Goethes an Gotth. Leber. Gläser, Maler in Darmstadt (1784—1815) vom 14. Okt. 1826 ein. Gläser sandte zum Regierungs-Jubiläum des Grossherzogs (1825) ein Bild, vielleicht Porträt nach Weimar, blieb aber ohne Antwort und ohne Bezahlung. Er schrieb daher (Sept. 1826) einen von Sabell nur auszüglich mitgetheilten Brief, auf den er die oben angeführte Antwort erhielt.

Heinrich Heines Memoiren und neugesammelte Gedichte, Prosa und Briefe. Mit Einleitung herausgegeben von Eduard Engel. Hamburg, Hoffmann und Campe. IV und 359 SS.

S. 311 fg. Brief Heines an Goethe (vgl. G.-J. V, 132). Dass der Brief dem Goethe-Jahrbuch entnommen ist, wird vom Herausgeber nicht hinzugefügt.

Hermann Fischer. Zu Goethes Briefen an Frau von Stein und zu Archiv XII, 159.
(Archiv für Literaturgesch. XII, 479.)

Fielitz I, 292: »Ich wünsche oft den Packat und immer ihn zu solviren« bedeutet Packat (auch Pakat, Pagat) die niederste Karte der Trumpffarbe im Tarokspiel. Es gilt diese Karte nicht vom Gegner stechen zu lassen, weil sie für den Stechenden 10 Punkte gilt, sie also zu salviren (nicht: solviren).

Kuhn = Karl Kuhn: Aus »Kunst-Meyers Nachlass«.
(Frankfurter Zeitung, Feuilleton vom 2. März, 11 Spalten.)

Mittheilung zweier Briefe Goethes an Koppenfels, 3 an Heinrich Meyer, die der Herausgeber aus dem Nachlasse seines Grossvaters, des Weimarer Bürgermeisters B. F. R. Kuhn besitzt. Versucht den Nachweis, dass der Aufsatz »Steindruck« in Bd. V und VI von »Kunst und Alterthum« von Goethe sei (vgl. oben Miscellen S. 301 ff.). Theilt zwei Briefe Schadows, die sich auf diesen Aufsatz beziehen, mit. Druckt einen Brief Chr. D. Rauchs an Meyer vom 26. Febr. 1824 über das für Herrn M. von Bethmann in Frankfurt bestimmte Goethe-Denkmal ab. Rauch theilt mit, dass er vor 8 Tagen einen Abguss des Modells an Goethe gesendet, dass er ferner zwei andere Modellchen angefangen, wovon das Eine ein Versuch nach der gezeichneten Angabe der Frau Bettina von Arnim (Goethe mit einer Psyche und Leyer zusammengestellt) werden soll; das Andere Goethe in ruhiger Stellung ohne Tunika, nur mit dem Mantel angethan, darstellend. Theilt ferner einen Brief J. G. v. Quandts an Meyer mit, über die für den Erstern 1823 von Rauch angefertigte Goethebüste, endlich einen Brief von Rochlitz an Goethe (14. Juni 1819).

Liepmannssohn = Leo Liepmannssohn. Antiquarischer Catalog. Berlin 1884.

Verzeichnet einige Goethe-Reliquien, ferner 6 Autographen. Von diesen sind 2, deren Adressaten im Catalog nicht angegeben sind, gedruckt (beide in der Berliner Sammlung), der eine an die »kleine Facius« 12. Dez. 1829, der andere an Hofrath Helbig 13. Jan. 1832. Zwei andere, deren Abdrucke ich nicht nachweisen kann, verzeichne ich, obwohl bei Liep-

mannssohn nur die Anfänge mitgetheilt sind, unter den Regesten. Der 5. ist ein Zettelchen mit ein paar Zeilen an eine Druckerei oder Verlagshandlung über Besorgung der dem Autor zustehenden Freiexemplare. Das 6. endlich eine eigenhändige Notiz auf einem Briefe L. D. Büttners an Goethe, 1. Juli 1782. Der Brief betrifft Zahlungsangelegenheiten der fürstlichen Kammer. Goethes Notiz lautet: »Es möchte wohl am besten gethan seyn, wenn fürstl. Kammer bey Serenissimo mittelst unterth. Berichtes anfragte und sich dadurch ausser aller Verantwortung setzte. G.«

Stargard = Verzeichniss einer werthvollen Sammlung von Autographen von J. A. Stargard, Berlin.

Welti = H. Welti, Geschichte des Sonettes, Leipzig 1884.

Werner = Goethe und Gräfin O'Donell. Briefe nebst dichterischen Beilagen, herausgegeben von Dr. Richard Maria Werner, a. ö. Professor an der Universität Lemberg, Mit zwei Porträts. Berlin. Verlag von Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung) VII und 220 SS.

Enthält 18 Briefe Goethes an die Gräfin O'Donell (s. unten Regesten), die der Herausgeber nach den Originalen, im Besitze des Grafen Moritz O'Donell mittheilt; ferner ein ungedrucktes Gedicht (s. oben S. 375) und je einen Brief an den Fürsten Metternich und Christine v. Ligne. Die zwei Porträts stellen die Adressatin und den Briefschreiber dar; das Goethesche ist 1810 von dem Grafen Xaver Schönberg-Rothschönberg verfertigt. — Die schon bekannten Gedichte an die Gräfin O'Donell werden wieder abgedruckt. Den Briefen folgen Anmerkungen, die in musterhafter Weise alles Nöthige erklären. Die Einleitung gibt einen genauen Bericht über Goethes Aufenthalt in Carlsbad 1812, Verkehr mit F. L. Stolberg, W. v. Humboldt, das Leben in Töplitz. In den Anmerkungen werden sehr viele kritische Fragen berührt. Hervorzuheben ist: Brief Karl Augusts an Goethe 8. Juli 1810 ins Jahr 1812 zu setzen; der Brief Goethes an Frau von Stein, Schöll III. 426, gehört in den Okt. (nicht Dez.) 1811. Der angeblich an Constanze von Fritsch gerichtete Brief (Strehlke II, 451) wird als Nachschrift zum Briefe an die Gräfin O'Donell reclamirt (6. Aug. 1813). Die Gedichte, Hempel II. 324. 423, sind an die Gräfin O'Donell gerichtet. Vermuthet, dass die Stanze, Hempel II, 415: »Wenns Jemand ziemt zu reden mit Vertrauen« den Schluss des Gedichts »Ihro der Kaiserin von Oesterreich Majestät« bilde. Das Gedicht »Als der Knabe nach der Schule« (Hempel II, 431) hat eine andere Veranlassung, als die von Goethe erwähnte: es sollte auf die Frage antworten, ob er als Knabe sich seiner Dichterkraft bewusst gewesen sei. Auch Goethes

Bemerkung zu dem Gedichte an dieselbe: »Hier wo noch Ihr Platz genannt wird« ist nicht ganz richtig; das Zusammentreffen in Franzensbad fand 1818, nicht 1820 statt. — In dem Anhange wird mancherlei zur Erklärung des Inhalts des Buches mitgetheilt. Hervorzuheben ist S. 199 ff. der Widerspruch gegen Düntzers Vermuthung, das Gedicht »Geheimstes« im Divan beziehe sich auf die Kaiserin und der Beweis S. 203 ff., dass ein zuerst 1836 als Improvisation Goethes veröffentlichtes, 1878 wiederholtes Gedicht nicht von Goethe herrühre.

Wustmann = G. Wustmann: Klein Goethiana. Zum 28. August 1884. (Sonderabdruck aus den »Grenzboten«.)

1. *Das Leipziger Theater 1765 1768.* Zusammenstellung der damals aufgeführten Stücke theils nach den Angaben Goethes selbst, Blümners Theatergeschichte und Uhdes Denkwürdigkeiten der Schauspielerin Karoline Scholze, besonders aber nach einem in der Leipziger Stadtbibliothek aufbewahrten, mit handschriftlichen Notizen versehenen Verzeichniss der Tragödien und Comödien u. s. w., im Ganzen 38 Theaterstücke, von denen nur 8 aus früheren Quellen bekannt sind. 2. *Zu den Jugendbriefen.* Der Brief vom 22. Juni 1774 (Der junge Goethe III, S. 28, Strehlke II, S. 435) ist an den Buchhändler Dieterich in Göttingen gerichtet. — Der Tischler Junge, dessen Goethe 1768 mehrmals gedenkt, ist der an der Leipziger Akademie angestellte Modelltischler, der damals mit Goethe reiste, um in Granweiler eine Erbschaft zu erheben. 3. *Stella und das Veilchen.* Goethes Gedicht »Das Veilchen« ist 1780 mehrfach Gleim zugeschrieben worden, u. A. in einer Liedersammlung des Componisten Steffan. Dort findet sich auch ein Gedicht »Stella«, das der Heldin des Stückes gegenüber dem treulosen Fernando in den Mund gelegt ist. Ein Verfasser ist nicht angegeben. 4. Ein archäologisches Gutachten 1800. Ertheilt von Goethe (mit einem Briefe) an den Leipziger Kammerrath Chr. Gottl. Frege, der eine antike Statuette besass und über deren Werth und Bedeutung etwas Sachkundiges erfahren wollte. (Vgl. oben S. 373.)

REGESTEN.

An Schiller. *Eisenach, 13. Oktober 1795.*

Noch bin ich hier und werde noch erst abwarten, was aus den Dingen werden will, ehe ich meine Reise fortsetze. Die Österreicher sind wieder über den Main herüber und umgeben Frankfurt. Vielleicht ist es zwischen ihnen schon zur Schlacht gekommen. In ein solches Gewirre möchte ich von

heiler Haut mich nicht hineinbegeben, da ich derartige anmuthige Situationen schon kenne. Meinen hiesigen stillen Aufenthalt habe ich gleich benutzt um Madame de Staël völlig zu übersetzen, mitunter zu versetzen. Eine weibliche Methode und die französische Sprache machten mir viel zu schaffen und besonders auch die Annäherung ihrer Meinungen an die unsrigen und die ewigen Abers. Nun bin ich fertig, lasse das Werk drucken und gleich sollen Sie es haben. Vielleicht lassen Sie es im Ganzen drucken und bringen Ihre Noten auch in ein Ganzes. Doch darüber wird der Genius und der Augenblick entscheiden. Schreiben Sie mir doch! Wenn Ihr Brief mich nicht antreffen sollte, wie ich vermuthe, so wird er mir nachgeschickt. Nun denke ich mich gleich an den Roman zu machen, denn wenn ich mich hier nicht vorsätzlich zerstreuen will, so bin ich einsamer und ruhiger als zu Hause. Leben Sie recht wohl. Vielleicht sehe ich Sie eher wieder als wir glauben. Eisenach 18. Oct. G.

[Zuerst gedruckt in *Bovet*, Catalogue d'une collection etc. Paris 1883, dann Strehlke, Verzeichniss III, 244, der auch 2 Zeitungen nennt, in denen der Brief mitgetheilt war, ferner in Kürschners »Signalen« (S. 919). Der Brief ist überall 18. Okt. datirt. Statt dessen muss, nach einer mir von Herrn Major z. D. von Seidel gemachten Mittheilung 13. Okt. gesetzt werden nach Schillers Notiz im Kalender 16. Okt. 1795: »von Goethe einen Brief dat. 13.« Schillers Brief vom 16. Okt. ist die Antwort auf unsern Brief. L. G.]

An Kanzler von Koppenfels. *Weimar, 27. Juli 1797.*

»Indem ich Ew. Hochwohlgeb.« . . . . »Zu meiner Reise nach Frankfurt und in die Schweiz wünsche ich einen Pass für mich von Fürstl. Regierung zu erhalten, bey welchem kein weiteres Bedenken obwaltet. Da ich aber auch meine kleine Familie biss Frankfurth mitzunehmen denke und sie besonders auf dem Rückwege, den sie allein zurücklegen, sich selbst überlassen muss; so hätte ich auch für Mutter und Sohn um einen besonderen Pass zu bitten. Ich überlasse Ew. Hochwohlgeb. ob Sie unbedenklich finden etwa einen dergleichen auf *Frau Vulpius und Sohn* ausfertigen zu lassen, oder was Sie sonst schicklich und zweckmässig finden. Es ist ohnehin nur auf allen Fall, indem Reisende besonders auf dieser Route sehr selten um Pässe gefragt werden« . . . »Dürfte ich bitten die zu Abhohlung meines Testamentes verfügte Deputation, heute um eilf Uhr bey mir eintreten zu lassen?«

Kuhn Sp. 3.

An Kanzler von Koppenfels. *Weimar, 28. Juli 1797.*

»Ew. Hochwohlgeb. bin für die wiederholten Gefälligkeiten den verbindlichsten Dank schuldig. Der Nahme der Mutter ist Christiane und das Alter des Sohnes sieben und ein halbes Jahr«. Will noch selbst den Adressaten besuchen.

Kuhn Sp. 3.

An ? *Weimar, 28. Januar 1798.*

»Bey unserm Schlossbau kommt eine Einrichtung zur Sprache«, den Bau ohne eigentlichen Meister zu unternehmen. Der Adressat wird aufgefordert, seine Meinung abzugeben und das Weitere zu veranlassen.

Liepmannssohn S. 1.

(An Kirms.) *1799.*

Kurze Nachschrift auf eine Eingabe betr. eine vom Sohne des berühmten Bassisten Fischer als Sarastro oder Leporello erbetene Gastrolle.

Stargard S. 15.

An Chr. Gottl. Frege. *Weimar, 21. Juli 1800.*

»Je seltener es ist, dass man ein gutes und, sowohl wegen des Gegenstandes, als der Arbeit merkwürdiges altes Kunstwerk in Deutschland findet«. Schickt es mit Dank zurück. Der Herzog ist in Eisenach und erwidert den Gruss. Ist beglückt, dass verdiente Männer mit Anerkennung vom Herzog sprechen, »da wir, die wir ihm so viel schuldig und ihm von Herzen ergeben sind, uns selbst geehrt fühlen, wenn auch Auswärtige unsern Enthusiasmus für einen so seltenen Mann mit Überzeugung theilen«.

Wustmann S. 10.

An Cotta. *Anfang April 1808.*

» . . . Dass die Redacteure Ihres Morgenblattes, die doch sonst verständige Männer zu sein scheinen, auch es in manchen Punkten ganz lässlich nehmen, in anderen, wie z. B. gegen das Sonett eine so comische Aversion beweisen, ist mir unbegreiflich. Als wenn dem Genie und dem Talent nicht jede Form zu beleben freistünde. Ich habe ein halbduzzend Sonette von verschiedenen Freunden, die mir sehr wohl gefallen, in andere Blätter gegeben, da ich sehe, dass auch in diesem Jahre jene wunderliche ausschliessende Aversion bei ihnen fortdauert« . . . »Werner ist nun von uns abgegangen. Eben von ihm rühren einige Sonette her, die man wohl unter das beste wird zählen müssen, was in deutscher Sprache gedichtet worden«.

Welti S. 193 ff.

An ? *5. November 1811.*

»Indem ich Ew. Excellenz für die neuliche Eröffnung und die übersendeten Akten meinen verbindlichsten Dank abstatte, übersende zugleich ein ostensibles Blat um solches ebenfalls Serenissimo vorlegen zu können«. Er wünscht, die ihm angebotene Ehre pure abzulehnen. Ist erfreut über den Zustand der Museen. »Die Frau Accessistin ist eine liebliche Erscheinung«. Übersendet Spätlinge des Vogelfangs.

Stargard S. 14. (Nur der Anfang gedruckt.)

An Christine von Ligne *Weimar, 10. November 1811.*

»Läugnen darf ich nicht meine schöne Gnädige«. Dankt für ihren Brief. Ist entzückt von dem Prinzen von Ligne (dem Bräutigam der Adressatin), der in Weimar gewesen und mit dem Herzog fortgereist ist. Sendet zur bevorstehenden Hochzeit Glückwünsche, schickt zur Erinnerung, auf der Fürstin Bitte, einige Zeichnungen, ferner einige Blätter, »welche der geschickte Hammer in Dresden nach meinen Skizzen ausgeführt«: Übersicht von Bilin, Platz vor dem Thore der Stadt. Empfiehlt sich der Claryschen Familie.

Werner S. 41—44.

An den Fürsten Metternich. *16. März 1812.*

»Dass Ew. Excellenz, indem Hochdieselben«. Rühmt ihn wegen seiner Sorge für Kunst und Wissenschaft, dankt für Theilnahme an seinen Bestrebungen, schätzt sich glücklich, dass die »kaiserlich königliche Akademie der vereinigten bildenden Künste« . . »meiner hat gedenken und dadurch Allem was ich zu leisten im Stande bin eine neue Epoche bezeichnen mögen«.

Werner S. 136—138. (Der Brief ist zuerst in »Aus Metternichs nachgelassenen Papieren« I, 240 gedruckt, wurde aber dort von mir übersehen.)

An die Gräfin O'Donell. *Teplitz, 7. August 1812.*

»Liebe neue Freundinn, haben Sie tausend Dank«. Bedauert wegen seines Unwohlseins fern bleiben zu müssen. Weist auf Vorschläge des Herzogs wegen des Stücks (Die Wette?) hin. Die Kaiserin möchte »diesem verunglückten Versuch« gnädig sein.

Werner S. 51, 52.

An dieselbe. *Carlsbad, 28. August 1812.*

»Eben war ich im Begriffe, verehrteste Freundin, Ihnen einen recht ruhigen und langen Brief zu schreiben«. Ist beunruhigt über die Nachricht, die Kaiserin sei in Czaslau er-

krankt. Erbittet Nachricht über die »angebetete Herrin«, die Adressatin, Graf und Gräfin Althann, Fürst Lichnowski, schickt zwei Zeichnungen von Kirchen, wünscht Autographen.

Werner S. 63—66.

An die Gräfin O'Donell. *Jena, 24. November 1812.*

»Hier bin ich nun, verehrte Freundinn, wo Sie mich wissen wollten«. Hofft sehnlichst, dass die Kaiserin in vollkommenstem Wohlsein sich befinde. Spricht enthusiastisch von ihr. Entschuldigt, dass, und begründet ausführlich, warum er diesen Brief dictirt. Macht liebenswürdige Anspielungen auf das Töplitzer Zusammensein, hofft eine Wiederkehr desselben. Erwartet morgen den Herzog.

Werner S. 71—75.

An dieselbe. *Weimar, 2. Januar 1813.*

»Zunächst aber sollen Sie, verehrteste Freundinn, höchlichst gepriesen seyn, dass Sie mir über meine biographische Masquerade ein freundliches Wort haben sagen wollen«. Spricht über das Werk. Hat auf sein Gedicht vom Abbate Bondi einen Brief erhalten. Dankt für die Neujahrswünsche, Phil. Hafners Schriften, über welche er urtheilt, wünscht Nachrichten über den Sohn der Adressatin, über die Kaiserin. Spricht ziemlich räthselhaft von einem Blatte, das ihn zur Abfassung eines Werkes (?) verleiten sollte.

Werner S. 79—82.

An dieselbe. *Teplitz, 27. April 1813.*

»Als ich einst den freylich etwas wunderlichen Gedanken äusserte«. Beklagt sich über das lange Schweigen der Adressatin. Hofft auf Nachrichten. Sendet die Aussicht aus seinem Fenster, meldet Teplitzer Neuigkeiten von der Weimarer Erbprinzessin, hat, wie er in einer Nachschrift mittheilt, gute Berichte aus Weimar.

Werner S. 89—93.

An dieselbe. *Teplitz, 1. bis 4. Juni 1813.*

»Wenn Sie wissen könnten, verehrte Freundinn, welch ein entsetzlicher Druck die letzte Zeit her auf mir gelegen«. Dankt für ihren Brief, will in Abschrift eine für den Herzog gemachte (übrigens nicht erhaltene) Relation senden. Fühlt sich einsam in Teplitz. Freut sich, dass seine Rede über Wieland von der Kaiserin günstig aufgenommen ist. Urtheil über das Buch der Frau v. Staël.

Werner S. 97—100.

An die Gräfin O'Donell. *(Teplitz), 22. Juni 1813.*

»Da sich die liebe Excellenz abermals als ernsthafte Dame Ihrem demüthigen Freunde nähert«. Andeutung einer Widmung, eines Huldigungsgedichts für die Kaiserin (?).

Werner S. 108. 109.

An dieselbe. *Teplitz, 24. Juli 1813.*

»Schon seit drey Wochen sind Durchl. Herzog hier«. Dem Herzog bekommt das Bad gut. Wünscht Glück zur Beschäftigung mit der englischen Sprache, empfiehlt Goldsmiths Deserted village. Hofft, dass das Werk der Frau von Staël, von dem er nur Bruchstücke kenne, vollständig veröffentlicht werde. Hatte gehofft, die Kaiserin zu sehen, deren Andenken ihn beglückt.

Werner S. 112—116.

An dieselbe. *Teplitz, 5. August 1813.*

»Wie ich immer gefunden habe, verehrte Freundinn, so lässt sich eine Badezeit mit dem Leben überhaupt vergleichen«. Ist mit seinem Badeaufenthalt ziemlich zufrieden. Das Zusammensein mit dem Herzog hat ihn erfreut, ebenso das mit dem Fürstl. Lichtensteinschen Paare in Bilin. Will nach Dresden gehen.

Werner, S. 121—123.

An dieselbe. *Weimar, 30. Oktober 1813.*

»Die seit geraumer Zeit zwischen meiner verehrten Freundinn und mir unterbrochene Communication thut sich endlich wieder auf«. Nachricht über den 21., 22. Okt. über das Zusammentreffen mit vielen hervorragenden österreichischen Adligen (vgl. Strehlke II, S. 26, fälschlich: 13. Nov.).

Werner, S. 131—134.

An dieselbe. *Weimar, 20. Dezember 1813.*

»Hier meine Verehrteste«. Sendet Literarisches zum Neujahr und kündigt Anderes an.

Werner S. 140.

An dieselbe. *Weimar, 8. Februar 1814.*

»Sie handelten sehr lieb und freundlich, meine Theuerste, mir von Ihrer Genesung sogleich eigenhändige Nachricht zu geben«. Freut sich ihrer Genesung, ist froh über das der Welt wiedergewonnene Heil. Der 3. Band von »Dicht. u. Wahrh.« werde erst in einiger Zeit erscheinen. Erklärt die Verspätung, die er aber nicht beklagt.

Werner, S. 143. 146.

An die Gräfin O'Donell. *Carlsbad, 4. August 1818.*

»Die Freude, meine verehrte geliebte Freundinn so unvermuthet wieder zu sehen« [in Franzensbad]. Wünscht Nachrichten über die verstorbene Kaiserin. Erwartet die versprochene Tasche. Ihr Album habe ihn auf der Rheinreise begleitet. Grüsst Schwager und Schwägerin.

Werner S. 163. 164.

An ? *Weimar, 2. Oktober 1818.*

»Ew. Wohlgeb. interessirt gewiss das Kupfer in dem beiliegenden englischen Kunstheft«.

Liepmannssohn S. 1.

An Heinrich Meyer. *Weimar, 7. März 1820.*

Offizielles Aktenstück, unterz.: »Grossherz. S. Oberaufsicht« u. s. w. »Es haben sich während dem Lauf dieses Winters 1819 und 1820 Schüler . . . des Grossherz. freien Zeichen-Instituts . . . . wiederholt gemeldet: ob ihnen nicht erlaubt werden wolle, die Zeichenschule täglich zu besuchen, um mit Oelfarben auch in Gouache und Pastell zu malen«. Dies soll erlaubt werden, aber unter folgenden Bedingungen 1. »Jeder Schüler muss ein*en* vollständig*en* Werkzeug vorweisen«. 2. Er muss seine Arbeit regelmäßig verrichten, wer in Oelfarbe malen will, muss sich verpflichten, 8 oder 14 Tage lang täglich Vor- und Nachmittags zu arbeiten. 3. Er darf sich seine Vorlage nicht selbst wählen oder gar mitbringen. 4. »Fleiss und stilles Benehmen verstehen sich von selbst«.

Kuhn Sp 6. 7.

An die Gräfin O'Donell. *Weimar, 15. März 1820.*

»Auf Ihren lieben Brief, verehrte, theure Freundinn, dachte ich recht umständlich zu antworten«, schickt aber nur mit kurzen Begleitworten Kupferstiche und Steindrucke.

Werner S. 169.

An dieselbe. *Carlsbad, 3. Mai 1820.*

»Kann Ihnen beykommendes Blatt« (wohl das Gedicht Hempel II, 415), erbittet einen Brief nach Carlsbad.

Werner S. 171.

An dieselbe. *Jena, 27. Juli 1820.*

»Beyliegendes Brieflein«. Es handelt sich um einen unbekannten Auftrag. Wünscht ihrer Reise nach Franken Erfolg.

Werner S. 174.

An die Grafin O'Donell. *Weimar, 19. Mai 1823.*

»Vom 11. Febr., wo sich mir eine schwere Krankheit ankündigte«. Mittheilung über seine und der Grossherzogin Krankheit und Genesung. Dank für den Brief der Adressatin.

Werner S. 176. 177.

An dieselbe. *Eger, 30. Juni 1823.*

»Soeben in Eger angelangt, um nach Marienbad zu gehen, lasse ich beykommendes Paket auf der Post zurück«. (Vielleicht die italienische Reise und die darauf bezüglichen Gedichte.)

Werner S. 179. 180.

An Heinrich Meyer. *Weimar, 20. Juni 1826.*

»Hierbey mein Theuerster übersende die Folge vom *Steindruck* mit Bitte das Manuscript noch einmal durchzusehen. Den Aufsatz über Stuttgart habe nach Boisserées chen Mittheilungen und Andeutungen geschrieben. Auf Fol. 40 b Niederlande ist, wo das Fragezeichen steht, ein Titel ausgelassen, welchen zu suppliren bitte«.

Kuhn Sp. 4. [Vgl. oben S. 304, wo wahrscheinlich gemacht wird, dass Jan. st. Jun. zu lesen sei.]

An denselben. *Weimar, 8. Februar 1831.*

»In Erwartung Ihrer freundlichen Zusprache send' ich die Anfrage voraus, ob Sie mir mit etwa Dreyhundert Thalern auf kurze Zeit aushelfen mögen? und können. Mein ökonomisches Wesen erlebt eine wunderliche Krise«.

Kuhn Sp. 4.

Rochlitz an Goethe. *14. Juni 1819.*

»Ich habe in diesen Frühlingstagen« Götz und Stella durchgelesen. Wünscht, dass die theatralische Bearbeitung beider in den Werken mitgetheilt werde. Frägt an, ob es nicht möglich sei, den Faust »mit Hinweglassung gewisser Theile einiger Scenen, verschiedenen anderen kleinen Accomodationen« an zwei Abenden aufzuführen. Erbietet sich, einem Musiker für gewisse Scenen, am Ostermorgen, in der Hölle, auf dem Bloxberge, Satz für Satz anzugeben.

Kuhn Sp. 10. 11. [Sollte das Datum nicht verdruckt sein? Goethes Brief vom 13. Juni klingt wie eine Antwort auf unser Schreiben.]

B. NEUE AUSGABEN.

Goethes Werke. Band 2. 5. 7. 33. Gedichte. Zweiter Band. Herausgegeben von Heinrich Düntzer. Gedichte. 5. Band. Herausgegeben von H. Düntzer. Dramen. 2. Band. Herausgegeben von K. J. Schröer. Naturwissenschaftliche Schriften. 1. Band. Herausgegeben von Rudolf Steiner, mit einem Vorwort von K. J. Schröer. Kürschners Deutsche National-Literatur. Band 83. 86. 88 und 114. Berlin und Stuttgart, W. Spemann, VII und 372. 329, XXIX und 453; LXXXIV und 472 SS.

Der Inhalt des 2. Bandes entspricht dem des zweiten Bandes der Ausgabe l. H. und behält dessen Reihenfolge bei. Ausgelassen ist nur die 20 Gedichte umfassende Abtheilung »An Personen«. Dieselbe wird nebst allen übrigen an Personen gerichteten Versen im 3. Bande gedruckt werden. Neu aufgenommen dagegen wurden lyrische Gedichte und Nachträge zu den Abtheilungen »Kunst«, »Parabolisch« und »Epigrammatisch«, welche im 3. Band der A. l. H. Platz gefunden hatten. Die sehr kurze Einleitung gibt eine Übersicht der in dem Bande vereinigten Dichtungen: Sonette, Cantaten, vermischte Dichtungen, aus Wilhelm Meister, antiker Form sich nähernd, Kunst, Parabolisch, Gott, Gemüth und Welt, Epigrammatisch. Schon in der Einleitung ist die Polemik gegen v. Loeper angedeutet, die in den sehr reichlichen nach Düntzerscher Art ungemein fleissig zusammengestellten Anmerkungen allzu häufig wiederkehrt. —

Zu den Sonetten seien zwei Bemerkungen aus einer Kritik der »Hamburger Nachrichten« hinzugefügt:

Das elfte Sonett, welches mit der Strophe schliesst:

> Ich höre wohl der Genien Gelächter;
> Doch trennet mich von jeglichem Besinnen
> Sonettenwut und Raserei der Liebe

ist wahrscheinlich eine Nachahmung, wenn auch eine sehr freie, eines Sonettes des spanischen Dichters Antonio de Solis y Ribadeneyra: was Goethe *Seuche* nennt, heisst dort *peste*. — In dem Verse:

> So ging mirs auch mit jenen Lakrimassen,

hat Goethe wohl einen Scherz mit der Ähnlichkeit des Wortes *Grimassen* beabsichtigt und vielleicht *Lagrimassen* geschrieben, da ja die Italiener lagrime sagen.

Der 5. Band (zugleich 5. Theil der »Gedichte«) enthält die Epen Hermann und Dorothea, Achilleis, Der ewige Jude,

Reineke Fuchs; eine Begründung, warum der »ewige Jude«, der sonst stets unter den »vermischten Gedichten« seinen Platz findet, unter die Epen verwiesen worden, wird nicht versucht. Die sehr ausführlichen Einleitungen geben die Geschichte der Entstehung der Epen, Mittheilungen über Ausgaben, Übersetzungen, Erklärungen, auch Notizen über die von Goethe beabsichtigten aber nicht ausgeführten epischen Stoffe: Tell; über die Achilleis und den trojanischen Sagenstoff, mit Benutzung des Ausleihebuchs der Weimarischen Bibliothek (Diktys und Dares Werke über den trojanischen Krieg). In den Anmerkungen, die textkritisch, wort- und sacherklärend, selten polemisch sind, werden bei Hermann und Dorothea die Bemerkungen W. v. Humboldts in dessen Briefen und in dessen ästhetisch-kritischem Werke, bei der »Achilleis« die Anlehnungen an die Ilias und die Abweichungen von derselben, bei »Reineke Fuchs« die absichtlichen Veränderungen des Originals und der Gottschedischen Übersetzung, Goethes Zusätze, Auslassungen, Missverständnisse im Einzelnen dargelegt. Besonders ausführlich sind die sprachlichen Anmerkungen zum »Ewigen Juden«.

Der 7. Band (der zweite Dramenband) enthält die Singspiele: Erwin und Elmire, Claudine von Villa Bella, Lila, Jery und Bätely, Die Fischerin, Scherz, List und Rache, Die ungleichen Hausgenossen, Der Zauberflöte zweiter Theil. — Bei den beiden ersten Stücken sind die beiden Fassungen hinter einander abgedruckt; bei Jery und Bätely sind die Abweichungen der von Arndt gefundenen und publicirten Handschrift nur in den Anmerkungen angegeben. Die Einleitung zum ganzen Bande enthält eine Betrachtung über Goethes Verhältniss zur Musik und zu Musikern; darauf folgen Nachträge zum ersten Bande. Jedes Singspiel hat eine besondere Einleitung, welche alles Nöthige über Entstehung, Quelle, Aufführungen, Wirkung des Stücks, über die Beziehungen desselben zu Goethes Leben und persönlichen Verhältnissen zusammenstellt. Die Tendenz wiegt vor, neuere Fassungen gegen die (überschätzten?) älteren in Schutz zu nehmen. — Die Anmerkungen geben vielfache literarhistorische Sacherklärungen, aber auch Auseinandersetzungen über Sprachformen, Textvarianten. Die Textbehandlung ist keine gleichmäßige; die A. l. H. wird nicht durchaus zu Grunde gelegt, ebensowenig die älteste Ausgabe, sondern (etwas willkürlich) bald die eine, bald die andere befolgt. Die Variantensammlung, die nicht mehr als die Hempelsche Ausgabe bietet, hätte wohl ohne Schaden fortbleiben können. Von Beilagen ist die Composition Corona Schröters zum Erlkönig und das Kraussche Bild von der Vorstellung der Fischerin im Park zu Tiefurt erwähnenswerth.

Schröers Vorwort zu Band 33 bis S. XIV behandelt Goethes Stellung zur Wissenschaft. Steiners Einleitung enthält eine Geschichte von Goethes Beschäftigung mit der Botanik. Die Urpflanze. Darstellung von Wesen und Bedeutung der Metamorphosenlehre. S. XXXIV ff.: Die Entstehung von Goethes Gedanken über die Bildung der Thiere. Urtheile der Zeitgenossen über die Entdeckung vom Zwischenknochen. S. XLVII und Anm.: Camper; aus ungedruckten Briefen. S. LII ff.: Über das Wesen und die Bedeutung von Goethes Schriften über organische Bildung. S. LXXVIII: Über die morphologischen Hefte. Genaue Mittheilung des Titels derselben, Inhaltsangabe. —

Der erste Band enthält die Schriften über die Bildung und Umbildung organischer Naturen: Metamorphose der Pflanzen, Geschichte meines botanischen Studiums, Verfolg, Wirkung meiner Schrift, die Spiraltendenz, Entwurf einer vergleichenden Osteologie, über den Zwischenknochen, kleine osteologische Aufsätze. Die Abhandlung über Geoffroy de St. Hilaire.

Goethes Werke. Illustrirt von ersten deutschen Künstlern, herausgegeben von Heinrich Düntzer. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt (vormals Eduard Hallberger).

Vgl. G.-J. Band V, 377 fg. Neu erschienen sind Lieferungen 54—80. Bd. IV, S. 1—472. Bd. V, S. 1—248. Lieferung 54. 55. 60 — 66 (erste Hälfte). enthalten »Wilhelm Meisters Wanderjahre«, Lieferung 56—59. 66 zweite Hälfte und 67 erste Hälfte die »Wahlverwandtschaften«, Lief. 72—80 »Dichtung und Wahrheit«, bricht ab mitten in der Idylle von Sesenheim. Illustrator der letztern ist P. Grot-Johann; bei der Illustrirung der ersteren haben C. Brünner, A. Langhammer, C. Karger, H. Ströhl, Max Volkhart, Erdm. Wagner zusammengearbeitet. Das Prinzip der Arbeitstheilung bei der Illustrirung scheint mir nicht rathsam; ich ziehe die Einheitlichkeit bei weitem vor. Grot-Johanns Bilder zu den »Wahlverwandtschaften« sind höchst charakteristisch, meist an passender Stelle, sie erscheinen wie nothwendig geboten, ohne Aufdringlichkeit. Lief. 67 (zweite Hälfte) bis zum Schluss des Bandes enthalten die »Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten«, »Novelle«, »Die guten Weiber«, »Reise der Söhne Megaprazons«. Im Inhaltsverzeichniss (S. V—X) werden, wie auch in den früheren Bänden, Abfassungsjahre (in den »Wanderjahren« auch für die einzelnen in das Ganze eingestreuten Erzählungen) angegeben. Die Illustratoren der kleineren auf die beiden grossen Romane folgenden Stücke sind R. Geissler, Max Volkhardt, K. Gehrts, F. Simon, J. Watter. — Der Hauptillustrator von

»Dichtung und Wahrheit« ist E. Klimsch; K. Krögler und B. Strassburger haben einzelne Beiträge geliefert. Grade das biographische Werk eignet sich vorzüglich zu Illustrationen. Architektonisches, Landschaftliches, Porträts, Situationen sind höchst charakteristisch wiedergegeben, nicht selten mit hübschem Humor, z. B. Goethe bei dem Dresdener Schuster, und Porträts mit glücklicher historischer Treue. Die Abbildung von Goethes Wohnung in Leipzig, Strassburg, Goethes Vaterhaus in Frankfurt a. M. wird man gern sehen. Die Bilderüberladung, die in den früheren Bänden oft störend hervortrat, ist hier glücklich vermieden.

C. Einzelschriften und Erläuterungen.

1. Allgemeines. Bibliographisches.

Goethestudien[1]. Programm zum Jahresberichte über die kgl. Lateinschule zu Grünstadt, im Schuljahre 1882/83, von Franz Steigenberger, kgl. Studienlehrer. 35 SS 8°.

Enthält 26 kurze Abschnitte zu Hermann und Dorothea, Goethes Charakteristik, Verhältniss zu Spinoza. Verweist auf des Verfassers Aufsatz »Goethes Bild in Hermann und Dorothea« (Blätter für das bairische Gymnasialschulwesen, Bd. 15 H. 8.). Zur Charakteristik mögen folgende Überschriften dienen: 11. Seine Scheu vor Stichreden, Opposition und Unzufriedenheit. 20. Goethes zweifelhaftes Glück.

Das Goethesche Gleichniss I. Von Prof. Dr. Hermann Henkel, Director. Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Gymnasiums zu Seehausen i. A. Stendal 1883. Druck von Franzen & Grosse. 25 SS. in 4°.

1. »Die Goethesche Lehre vom Gleichniss«. 2. Die Gleichnisse Homers. 3. Shakespeares Gleichnisse. — S. 13: Das Goethesche Gleichniss. Beispiele aus Götz (Einwirkung Shakespeares), Achilleis (Einwirkung Homers). Die Gleichnisse aus innerer Nöthigung, als Wirkung unmittelbarer Eindrücke entstanden, fremdartige, die Ähnlichkeit entstellende Züge vermeidende, personificirende Metapher. Zum Inhalte seiner Vergleiche sind ihm »der Kosmos der Natur und des Geistes, Himmel und Erde, das Kulturleben in seinen einfachsten und entwickeltsten Erscheinungen, Kunst und Wissenschaft, Sage

[1] Diese Notiz und die drei folgenden sind im vorigen Bande durch ein Versehen leider ausgelassen worden.

und Geschichte, die Bibel und das Evangelium der Natur dienstbar und zu augenblicklicher Verwendung bereit«.

E. A. Knother. Beiträge zur Goetheforschung. (New-Yorker Belletristisches Journal, abgedruckt: Echo No. 30.)

Offenbare Verspottung der Kleinlichkeit mancher Goetheforscher. Beschwert sich u. A. darüber, dass einige Commentatoren Lotte nicht blos Brot schneiden, sondern auch mit Butter schmieren lassen, während Goethe nichts davon sage.

Woldemar Freiherr v. Biedermann: Anzeigen aus der Goethe-Literatur. (Archiv f. Litgesch. XII, S. 154—171.)

Besprechung mit mannichfachen Zusätzen und Berichtigungen des Strehlkeschen Briefwerks, der Briefe an Frau v. Stein, der Loeperschen Gedichtausgabe, Taylors Erläuterungen zu Faust, Lyons Abhandlung, der Bächtoldschen Götz-Ausgabe (deren Nutzen seltsamerweise in Zweifel gezogen wird, S. 168fg.). theilt aus seinem Besitze ein von Goethe geschriebenes Blättchen mit, aus der 11. Scene des 3. Aktes der Bühnenbearbeitung.

Salomon Hirzels Verzeichniss einer Goethe-Bibliothek mit Nachträgen und Fortsetzung, herausgegeben von Ludwig Hirzel. Leipzig, S. Hirzel. VI und 215 SS.

S. 1—184 ist ein Neudruck von dem 1874 als Handschrift gedruckten »Neuestem Verzeichniss einer Goethe-Bibliothek« 1787—1874 (S. 1—172). Der in jener Publikation folgende Anhang (S. 173—238): »Die Handschriften«, der die von Goethe geschriebenen, oder auf Goethe bezüglichen Briefe der Hirzelschen Sammlung verzeichnet und zahlreiche Proben aus ihnen mittheilte, ist in dem Neudruck ausgelassen. — Das Verzeichniss der bis 1874 erschienenen Publikationen ist sorgfältig durchgesehen, berichtigt und vermehrt, W. v. Biedermanns Nachträge sind gründlich berücksichtigt. Es handelt sich selbstverständlich bei diesen Zusätzen, ebenso bei den Nachträgen 1874—1883 nur um eine Aufzeichnung der ersten Drucke oder Wiederholungen von Goethes Briefen und Werken. Ausser der Hempelschen Goethe-Ausgabe ist keine der später erschienenen erwähnt; des mehrfach gedruckten Faust-Fragments etc. wird nicht gedacht. Das Goethe-Jahrbuch wird sehr stiefmütterlich behandelt; nicht einmal die Adressaten der Briefe werden genannt. Zu S. 206 ist zu bemerken, dass der Sonderabdruck der 36 Briefe des 1. Bandes keineswegs früher als der Band selbst erschien, sondern dass er nur vor Beendigung des Bandes hergestellt war. So konnte ich in dem Bande selbst ein Blatt entfernen lassen, auf dem

ein bekannter Brief an den Grafen Sternberg gedruckt war und durch ein anderes ersetzen lassen, auf das ein ungedruckter Brief Goethes an seinen Sohn eingesetzt wurde. — In der Einleitung wird das Verzeichniss als eine Vorarbeit für eine vollständige, kritisch und chronologisch geordnete Ausgabe von Goethes Werken bezeichnet und in Aussicht gestellt, dass die im Verzeichniss aufgeführte Literatur seit 1877 in nicht allzu ferner Zeit der Leipziger Universitäts-Bibliothek übergeben werden soll, welche als treue Hüterin des ursprünglichen Hirzel-Schatzes sich bewährt hat.

Woldemar Freih. v. Biedermann: Siebente Fortsetzung der Nachträge zu Hirzels »Neuestem Verzeichniss einer Goethe-Bibliothek«.
(Archiv f. Litgesch. XII, S. 579—587.)

Die Nachträge beginnen 1774 mit einem Einzeldruck des Gedichtes »Gellerts Monument an Oeser« und schliessen mit dem Ende des Jahres 1883. Die Publikationen der letzten Jahre sind, soweit ich sehen kann, alle im G.-J. verzeichnet und sobald es nöthig war, mitgetheilt. Übersehen war von mir Goethes Vollmacht für seine Gattin zur Regelung der mütterlichen Erbschaft. Frankfurter Zeitung, 13. Sept. 1882.

Goethe-, Lessing- und Schiller-Literatur.
(Neuer Anzeiger für Bibliographie und Bibliothekwissenschaft, No. 2. 3.)

Bibliographische Zusammenstellungen, wie sie in der genannten Zeitschrift alljährlich gegeben zu werden pflegen.

Zur Literatur über Goethe.
(Neue evangelische Kirchenzeitung 29.)

Albert Lindner: Unerklärtes und Ungedrucktes von Goethe.
(»Die Gegenwart«, No. 17, 26. Apr. S. 260—263.)

Zuerst werden drei Sprüche erklärt, die auf einer Pyramide im Prinzessinnengarten zu Jena stehen. U. d. T. »Goethe und Luther« wird das bekannte Xenion »Was das Lutherthum war« breit erklärt, und Possirlichkeiten der Censur erzählt. U. d. T. »Faust« will der Verfasser »einen geringen Beitrag zur Geschichte des Goetheschen Faust« geben, und spricht von dem Volksschauspiel. Er weist auf einen Bericht vom Jahr 1668 in der Danziger Stadtbibliothek hin, in dem es heisst: »Faust will einen Teufel, der so geschwind ist wie des Menschen Gedanke«. Das Volksschauspiel sei nicht durch Marlowe, sondern durch die Italiener nach Deutschland gekommen. U. d. T. »Ein ungedrucktes Autograph« wird Goethes Judenpredigt abgedruckt, und zwar in ganz willkürlicher Schreibung.

Dass die Judenpredigt bereits seit zehn Jahren in »Der junge Goethe« I, 149 fg. abgedruckt und dadurch allgemein zugänglich ist, scheint dem Herausgeber entgangen zu sein.

W. v. Biedermann: Anzeigen aus der Goethe-Literatur. (Archiv f. Litgesch. XII, S. 455—473.)

Anzeigen von 1. Strehlke: Goethes Briefe 14—18. 2. Rollett: Die Goethe-Bildnisse. 3. Goethe-Jahrbuch Band IV (Beurtheilung aller einzelnen Aufsätze, wichtige Zusätze und Berichtigungen zu den abgedruckten Briefen). 4. Bächtolds Ausgabe der Iphigenie. 5. Hagemanns Abhandlung über Iphigenie. 6. Harpf: Goethes Erkenntnissprinzip. 7. Kalischers Angriffsschrift gegen Du Bois-Reymond. 8. Partheys Besuch bei Goethe.

Woldemar Freih. v. Biedermann: Anzeigen aus der Goethe-Literatur. (Archiv f. Litgesch. XII, S. 612—629.)

Folgende Schriften sind recensirt: 1. Strehlke, Briefsammlung, mit sehr wichtigen Bemerkungen über die Adressaten der Briefe an Unbekannte. 2. Loepers Ausgabe Band II. Darin buchstabengetreue Mittheilung von Goethes Brief an Merck 5. Dez. 1774 »Mein altes Evangelium/Bring ich Dir hier schon wieder/. Ausführliche Auseinandersetzung über das Räthsel No. 2, Loeper S. 486 f.: Viel Männer sind hoch zu verehren. Loeper deutet es auf Hufeland, allenfalls auf Gall; Biedermann deutet es auf Buchholtz, setzt die Abfassung des Räthsels ins Jahr 1784 und weist auf die damals mit Eifer betriebene Luftschifffahrt hin. 3. Neudruck der »Frankfurter gelehrten Anzeigen«. Widerspruch gegen die Vermuthung Scherers, dass Goethe in 11 Monaten 145 Recensionen geschrieben habe. 4. Neudruck der Ephemerides und Volkslieder. 5. Hlawaček: Goethe in Carlsbad. Das Gedicht auf das trüffelsuchende Mädchen (G.-J. V, 370) wird für zweifelhaft erklärt. 6. Zimmermann: E. Th. Langer.

Heinrich Düntzer: Über die Anordnung von Goethes »nachgelassenen Werken« und der Quart-Ausgabe. (Archiv f. Litgesch. XII, S. 544—553.)

Auf Grund der Briefe von Eckermann an Riemer (in Hirzels Goethe-Bibliothek). Der Brief vom 21. Sept. 1832 bezieht sich auf Faust 2. Theil, der vom 8. März 1833 auf die Gedichte. Brief 5. Jan. 1835 auf die Quart-Ausgabe bezüglich: Anordnung der Dramen, Art der Aufnahme von Winckelmann und Hackert. 30. Jan. 1835: hauptsächlich Anordnung der Prologe und Theaterreden. Aus dem Brief Sept. 1835 geht hervor, dass kurz vorher Eckermanns theilweise Bearbeitung des Faust für die Bühne fällt (vgl. G.-J. II, 446).

Eckermann bewundert den Goethe-Zelterschen Briefwechsel: »Es ist ein ganz ausserordentliches Buch, das nicht seines Gleichen hat und auch schwerlich in Zukunft finden dürfte«. Theilt mit, dass er mit Redaktion der Gespräche beschäftigt sei.

G. von Loeper: Zur Zeitbestimmung Goethescher Schriften. (Archiv f. Litgesch. XIII. Band, 1. Heft, S. 72—81.)

Enthält eine Anzahl Notizen aus Musculus »Vorarbeiten zur Chronologie von Goethes Leben und Schriften nebst Auszügen aus dessen Tagebuch«, die sich in 4 verschiedenen Entwürfen, deren erster nur 1, deren letzter 26 Bogen umfasst, in Loepers Besitz befinden. Die »Vorarbeiten« sollen dem Jahr 1837 gehören. Die Notizen beziehen sich auf die Gedichte der Jahre 1797 und 1798, auf die Arbeiten des Jahres 1813, auf das Gedicht »Die neue Sirene« 1827. »Die Musculusschen Auszüge sind selbstverständlich wie jede abgeleitete literarische Quelle nur mit strengster Kritik zu benutzen«. Nachweis einzelner Ungenauigkeiten.

2. DRAMEN.

Wilhelm Scherer: Studien über Goethe. Faust. (Deutsche Rundschau, Mai, 10. Jahrg., 8. Heft, S. 240—255.)

Hinblick auf die fehlenden Scenen und die wechselnden Pläne, um zur Einheit des Kunstwerks vorzudringen. Die Einheit ist dem Dichter am deutlichsten 1797—1801. 1. Lücke zwischen dem ersten und zweiten Erscheinen des Mephistopheles. Sie sollte ausgefüllt werden durch einen Disputationsactus. In diesem würde der Zauberspiegel eine grosse Rolle spielen, durch die Fausts Neugierde erregt worden; die Frauengestalt hätte eine gewisse Ähnlichkeit mit Gretchen, eine grössere mit Helena. — 2. Lücke: Eine zweite und dritte Scene der Walpurgisnacht. Faust hätte das Schicksal Gretchens erfahren. Faust hätte den Satan selbst erblickt und der erhabene Optimismus der Goetheschen Weltanschauung sollte sich hier wie im Prologe bewähren. 3. Lücke: Verhandlung zwischen Faust und Proserpina über die Rückkehr der Helena auf die Erde. Die von der Göttin gestellte Bedingung war: »Helena durfte nicht zur Klarheit darüber kommen, dass sie eigentlich todt sei und nur als Gespenst auf der Oberwelt verweile«. — Veränderung des Plans: Helena stirbt nicht durch Verletzung der gestellten Bedingung, sondern Euphorion zieht sie nach. Das Leben des Faust mit Helena sollte die sittliche Quelle für das Ausharren Fausts bei fruchtbringender Thätigkeit sein. Der Gegensatz zwischen Mephisto und Helena sollte stark und bestimmend hervortreten. — Scherer führt im Einzelnen aus, wie Goethe sich die Fortsetzung des

Planes von 1800 seit dem Erscheinen der Helena auf der Oberwelt gedacht hat. Er nimmt höchste Unterredungen zwischen Faust und Helena an über das Wesen der Religion (Euphorion schon im Plane von 1800, aber der Euphorion des griechischen Mythos), eine Abschiedsrede der Helena, die Faust für das Leben festigt. Die Gesinnung »die That ist Alles« befreit ihn. Diese Gesinnung ist vorbereitet in seiner Übersetzung des Evangeliums, das Motiv zeigt sich aber schon in dem Gesange der Osternacht. Die Erlösung heisst: thätige Liebe. S. 254 fg. Anmerkung: In der Vertragsscene ist der eigentliche Vertrag 1806, der Eingang der Scene wahrscheinlich 1801 gedichtet. Das Ende der Spaziergangs- und die Befreiungsscene bieten Anklänge an Pfitzers Faustbuch, das Goethe Februar—Mai 1801 las. — Andeutungen über den Inhalt der Disputationsscene. — Hinblick auf Goethes und Schillers Andeutungen über die Idee des Stücks.

Julian Schmidt: Wieder einmal der Faust.
(Preussische Jahrbücher Bd. 53, Heft 6, S. 551—565.)

Abdruck eines, März 1879, bei Erscheinen von Scherers Buch: »Aus Goethes Frühzeit« geschriebenen Aufsatzes mit einem Nachtrage, der sich auf die ebenerwähnte Studie bezieht. — Unterscheidet 3 poetische Schichten im Faust: 1771 bis 1775; 1797—1807; das höhere Alter des Dichters. Hält die Existenz eines Faust in Prosa unwahrscheinlich, aus äusseren Gründen, namentlich aber aus dem innern, dass sich eine Prosa nicht denken lasse »übertragbar in den volltönenden Rhythmus des Faust«. Nimmt an, der Faust sei Aug. und Sept. 1774 gedichtet, wenn auch die Idee früher falle. Zeigt die Einwirkung Mercks und Herders. Goethe durch Lavater eingeführt unter die dämonischen Menschen.

A. Wysard: The intellectual and moral problem of Goethes Faust. London 1883. Trübner & Co.

Der Verfasser, deutscher Pfarrer in London, hat in diesem Buche die literarhistorischen Vorträge zusammengestellt, die er in verschiedenen Londoner Vereinen gehalten hat. Er gibt ein Resumé dessen, was andere Erklärer bisher gesagt. Ein leiser Zug von Christlichkeit ist seinem Buche aufgeprägt. Besonders gut ist der 2. Akt des 2. Theils behandelt.
(Aus »Die Gegenwart«.)

Die Idee des Faust von Emil Mauerhof. Inhalt. Briefe berühmter Männer. Die Grundidee der Dichtung. Helena. Die szenische Darstellung des ganzen Faust. Leipzig. Otto Wigand. IV, 191 SS.

Die »Briefe« (S. 1—79) sind »wie leicht ersichtlich, eine freie Phantasie nach allerdings vorhandenen Motiven« S. 72.

Als Hauptschreiber fungiren Loeper, Scherer, Schröer; eine fingirte Person, unter die sich der Verfasser wohl selbst versteckt, Johann Schlaumeier, spielt eine gewichtige Rolle; das Ganze ist dazu bestimmt, die philologische Kleinkrämerei, die Verszählung, die Quellennachweise, die wichtigthuerische Veröffentlichung unbedeutenden Materials, keineswegs immer mit Glück zu verspotten.

Der zweite Aufsatz — theilweise heftig gegen Julian Schmidt, Kuno Fischer, F. Th. Vischer polemisirend — gipfelt in dem Satze: »Wie es eine sittliche Weltanschauung gibt, welche sich von der christlichen nur im Hinblick auf das rein dogmatische Beiwerk entfremdet, der letztern aber ihrem innersten Wesen nach unverändert treu bleibt, so muss auch die Dichtung Goethes der Sammelplatz für alle diejenigen werden, welche glaubenslos sich gleichwohl mit ihrem reinsten Trachten den Gesetzen einer göttlichen Ordnung unterwerfen. Nur wer im Geiste und in der Wahrheit nach dem Reiche Gottes trachtet, nur der kann selig werden: beide lehren es; ob sich dabei die Vorstellungen aller über die Ausgestaltungen Gottes und seines Reiches begegnen, ist oder sollte vielmehr völlige Nebensache sein, denn worauf es ankommt, ist die Art des Trachtens und für die gesammte sittliche Welt gibt es nur eine. Sie hat in den Evangelien ihren dogmatischen, im Faust ihren bleibenden dichterischen Ausdruck erhalten«. — Auch in dem dritten Aufsatz macht sich eine im Ausdruck und Inhalt oft ungebührliche Polemik breit. Für den Verfasser ist die Helena-Episode eine Allegorie: Helena ist die Dichtkunst, Euphorion das dichterische Kunstwerk, Faust der Künstler. Der vierte Aufsatz erklärt sich gegen die Aufführung des ganzen Faust an zwei aufeinander folgenden Abenden und macht den seltsamen Vorschlag, eine Aufführung des Faust an einem Abende zu ermöglichen durch die Darstellung fünf besonderer Stücke, aus denen sich der ganze Faust zusammensetzt: 1. Prolog im Himmel; 2. Weltschmerz (Fausts Zimmer; vor dem Thore; Fausts Zimmer zum zweiten Male bis zum Pact mit Mephistopheles); 3. Sinnenlust: von der Hexenküche bis zum Kerker; wegfallen müsste Auerbachs Keller. (Walpurgisnacht, Spaziergang, Wald und Höhle, Gretchen am Spinnrade, Gretchen und Lieschen am Brunnen.) 4. Künstlerschaffen d. h. die in einem Akt zusammengezogene Helenatragödie. 5. Gemeinwohl und Ende. (Drei Scenen der letzten beiden Akte.)

Neueste Beiträge zur Faustliteratur.
(Neuer Anzeiger für Bibliographie. Jahrg. 45, Heft 6.)

Egmont: Kritische und nicht kritische Versuche. IV. Faust. Tragödie von Goethe. Danzig, Franz Axt. 100 SS.

No. I—III der Versuche beziehen sich auf literarische

und physikalische Verhältnisse. — Eine Reihe von Abhandlungen, theilweise anknüpfend an einzelne Scenen und Stellen des Faust, die indessen ohne Ordnung an einander gereiht werden. So folgt auf die Nachtscene des ersten Theils die klassische Walpurgisnacht des zweiten. In welchem Zusammenhange die einzelnen Betrachtungen mit Faust stehen, ist mir nicht klar geworden. Die Sprache des Büchleins ist sehr schwer verständlich, so dass die Gedanken des Verfassers selten klar hervortreten.

Joseph Pohl: Zur Kritik von Goethes Faust, seiner Ballade Mignon und Schillers Braut von Messina. (Programm des kgl. Progymnasiums zu Linz a. Rh.) 11 SS. in 4°.

Faust I, V. 1091 ist statt:

> Bereitung braucht es nicht voran,
> Beisammen sind wir, fanget an!

wie in den meisten Ausgaben interpungirt ist, je ein Ausrufungszeichen nach: »nicht« und »voran« zu setzen. Die in den »Paralipomena« mitgetheilten Verse

> Drum frisch ans Werk und zaudert mir nicht lange!
> Das Vorbereiten macht mir bange

sind nur eine Redaction der obigen. — Faust I, 1385. Weist die von dem Autor selbst früher gehegte Vermuthung, statt »Fratze« hätte »Farce« gestanden, ab. — In der »Ballade Mignon« sei für die in den drei Strophen aufeinander folgenden Anreden: Geliebter, Beschützer, Vater, ein lateinischer Stossseufzer benutzt (Altare aureum incensi von Henr. Boedeker 1735), in welchem Jesus: Sponse, Protector, Pater, freilich daneben auch: Doctor, rex, benefactor angerufen wird.

Paul Lindau: Molière und unsere Classiker.
(Magazin f. Lit. d. In- u. Auslands, 19. Juli, No. 29.)

»Die Schlussverse des Faustschen Monologs (»Wald und Höhle«):

> So tauml' ich von Begierde zu Genuss,
> Und im Genuss verschmacht' ich nach Begierde

haben eine ganz merkwürdige Ähnlichkeit mit dem Gesange des Chors in »Tarare« von Beaumarchais:

> En désirant je sens que je jouis,
> En jouissant je sens que je désire

— um so merkwürdiger, als die deutschen und französischen Verse aus demselben Jahre stammen und es ganz unwahr-

scheinlich ist, dass der eine von dem Vorhandensein der Dichtung des andern eine Ahnung gehabt habe«.

Vorher Hinweis darauf, dass die Apostrophe Mephistos über den Wankelmuth der Weiber Faust II, 2. Akt, V. 1145 ff. aus école des femmes V, 4 (Arnolphs Rede) entnommen sind.

Harczyk, J. Drei kleine Bemerkungen zu Goethes Faust. (Zeitschrift für deutsche Philologie 16(2) 221—223.)

Vgl. oben Schreyers Bemerkungen S. 305 ff.

Faust. Erklärung des Hexeneinmaleins. (Schorers Familienblatt, No. 15.)

»Aus eins mach zehn« geschieht durch Anhängen von 0, 1 bedeutet Gott, 0 nichts, der Satz also, dass der einzige Gott aus dem Nichts den Weltenstoff geschaffen, aus welchem sich alles entwickelt. »Drei mach gleich« der eins, drei symbolisirt die christliche Trinität, eins den Monotheismus, der Satz also bedeutet, dass man die Trinität dem einzigen Gott gleich schätzen soll; »so bist du reich«, da es zur Seligkeit gehört, nicht nur gottgläubig, sondern auch trinitätsgläubig zu sein. »Aus fünf und sechs — mach sieben und acht«, das geschieht durch Hinzufügen von zwei zu jeder der ersten beiden Zahlen, wodurch die zwei (»zwei lass gehn«) und vier (»verlier die vier«) wieder gefunden sind:

$$\begin{array}{r} 5 + 6 \\ 2 \quad - \quad 2 = 4 \\ \hline \text{macht } 7 + 8. \end{array}$$

»Neun ist eins« als zweite Potenz der 3, welche der 1 gleichgesetzt wurde; es symbolisiren 9 und 1 die doppelte Trinität in Gott-Gott als Gott. Gott ist Vater, Sohn und heiliger Geist, jede dieser drei umfassen wieder drei Personen und Gott umfasst sie alle, die 1 alle 9. »Zehn ist keins« insofern als 10 nur durch Voranstellung der 1 etwas bedeutet, ohne diese 0 ist. So als arabisches Zifferzeichen tiefer gefasst repräsentirt die 10 auch alle Dezimalen, die an und für sich keine Zahlen (0) sind und nur die Grenzwarte dieser bedeuten. 10 symbolisirt den Weltenstoff, der ohne Gott nichts ist (»Zehn ist keins«): Gott ist der Schöpfer des Weltenstoffs aus dem Nichts. Gott wird im Anfang und Ende als solcher bezeichnet und der Gedanke einmal positiv, einmal negativ ausgedrückt«.

Moritz Brasch: Goethes Faust als Mysterium. (Illustrirte Zeitung No. 1218, 12. April, S. 309.)

Über die Aufführbarkeit des Faust, mit einzelnen Bemerkungen zum Verständniss der Dichtung. Das Ganze unter Hinweis auf die von O. Devrient herrührende Bühneneinrichtung.

An Essay towards a bibliography of Marlowes »Tragical history of Dr. Faustus compiled by William Heinemann, reprinted from the Bibliographer 1884. London. Elliot Stock 62 Paternoster Row.

Der Bibliograph hält sich streng an seine Aufgabe, lehnt daher in einer Vorbemerkung ab, alle Schriften und Aufsätze über Goethes Faust zu erwähnen, welche eine Parallele mit Marlowes Werk enthalten. — Trotzdem werden einzelne solcher Schriften genannt. — Die Zusammenstellung ist für Liebhaber der Faustliteratur erwünscht.

Tréverret, A. de, Calderon et Goethe. Le Magicien prodigieux et Faust d'après un mémoire espagnol de don Antonio Sanchez Moguel.
(Annales de la faculté des lettres de Bordeaux. 5. année no. 3.)

Julius Hoffory: Den unge Goethes Faust.
(Tilskueren [»Der Zuschauer«] Bd. I, S. 292—316. Kop. 1884.)

Nach einer kurzen Auseinandersetzung über die neuere dänische literarhistorische Methode, als deren vornehmster Repräsentant Georg Brandes hingestellt wird, charakterisirt der Verfasser im ersten Kapitel seiner Abhandlung eingehender die namentlich von Wilhelm Scherer eingeführte philologische Behandlungsweise literargeschichtlicher Probleme. Im Folgenden weist er dann nach, dass diese Methode sich besonders fruchtbringend erweist, wenn es sich darum handelt, die Entstehungsgeschichte eines Dichterwerkes genauer zu bestimmen, und hebt ferner hervor, dass namentlich Faust viele wichtige Probleme darbietet, die sich nur durch die erwähnte Behandlungsweise lösen lassen. Im zweiten Kapitel liefert er eine ausführliche Analyse von Scherers Untersuchungen über den ältesten prosaischen Faustentwurf Goethes und zeigt, wie sich der ursprüngliche Plan der Tragödie auf rein philologischem Wege in seinen Hauptzügen reconstruiren lässt.

Johannes Paludan-Müller: Studier over Goethes Dramaer med saerligt Hensyn til deres Personskildring. Kopenhagen 1884. Andr. Schon. 224 SS.

Nachdem der Verfasser in den einleitenden Bemerkungen im Anschluss an Gervinus die Dichternatur Goethes als vorwiegend episch hingestellt und nachdem er hervorgehoben hat, dass seinen Dramen die schnell vorwärtsschreitende äussere Handlung fehlt, analysirt er im ersten Abschnitte nach einem kurzen Blick auf die beiden in Leipzig entstandenen ersten dramatischen Versuche Goethes, in ausführlicher Darstellung

Götz von Berlichingen, Clavigo, Stella und Prometheus. Während der Verfasser für Götz voller Bewunderung ist, sieht er die drei letztgenannten Dramen als Dichtungen von untergeordnetem Range an. Prometheus betrachtet er im Gegensatz zu Düntzer als unvollendet. Im zweiten Abschnitt behandelt der Verfasser zunächst in eingehender Darstellung Iphigenie, Egmont, Torquato Tasso. Im erstgenannten Drama betrachtet er Iphigeniens Weigerung den Thoas zu heirathen, im letztgenannten den Conflict zwischen Tasso und Antonio als den eigentlichen dramatischen Nerv der Handlung. Egmont wird als eines der bühnenmässigsten Dramen Goethes bezeichnet, indem die lebhafte individuelle Charakteristik, sowohl der Haupt-, als der Nebenpersonen, für die Mängel der äussern Handlung hinreichend Ersatz bietet. Das dritte Capitel umfasst die Revolutionsdramen Goethes und den ersten Theil von Faust. Den Revolutionsdramen macht der Verfasser den Vorwurf, dass den Figuren grösstentheils die plastische Anschaulichkeit fehlt; nur Die natürliche Tochter wird eingehender analysirt. Die darauf folgende ausführliche Behandlung des Faust besteht theils aus einer umfangreichen Inhaltsangabe der Tragödie, theils aus einer Charakteristik der drei Hauptpersonen. Der fragmentarische Charakter der Dichtung wird nachdrücklich betont und damit erklärt, dass die tiefsinnige Anlage der Hauptfigur eine befriedigende Durchführung überhaupt unmöglich mache. Der letzte Abschnitt behandelt Pandora (»eine hyperidealistische Arbeit ohne Saft und Kraft«). Epimenides Erwachen (»eine Entschuldigung des alternden Dichters wegen seiner Haltung gegenüber dem deutschen Freiheitskampf«) und den zweiten Theil von Faust. Das Urtheil des Verfassers über das letzterwähnte Werk geht dahin, dass es weder durch Composition, noch durch Personenzeichnung eine besondere Befriedigung gewährt, und dass ebenfalls den lyrischen Partieen, von wenigen Ausnahmen abgesehen, keine bedeutendere Schönheitsfülle innewohnt. — Scherers Faustforschungen sind nirgends benutzt. Julius Hoffory.

Schulausgaben classischer Werke. Unter Mitwirkung mehrerer Fachmänner herausg. von Prof. J. Neubauer. 10. und 11. Heft, gr. 8°. Wien, Graeser.

Inhalt: 10. Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Ein Schauspiel von Wolfg. v. Goethe. Mit Einleitung und Anmerkungen von Prof. Dr. Leo Smolle. (XIV, 98 S.) — 11. Torquato Tasso. Ein Schauspiel von Wolfg. v. Goethe. Mit Einleitungen und Anmerkungen von Prof. J. Neubauer. (XVI, 104 S.)

Opere edite et inedite di Carlo Cattaneo raccolte e ordinate per cura di Agostino Bertani. Scritti letterari vol. I. Firenze. Successori Le Monnier 1883. VII und 403 SS.

S. 60—64: Il Goetz di Berlichingen. Wiederabdruck einer Studie, die zuerst 1843 bei Gelegenheit der Götz-Übersetzung von Riccardo Ceroni erschienen war. — Hübsche Charakteristik. Der Schluss sehr seltsam: L'anima di Goethe è come una bella notte d'inverno, stellata e fredda.

Rudolf Otto Consentius: Eine Umarbeitung von Adelheids letzter Scene im Götz.
(Magazin f. Lit. d. In- u. Auslands. No. 7, 16. Febr., S. 107—109.)

Die Änderung, die Consentius vorschlägt, ist folgende: Adelheid wird nicht von dem Mörder gerichtet, sondern ersticht sich, nachdem sie die briefliche Mittheilung der Vehme erhalten. Vorher hat sie allerlei Wahngesichte, die von ihrer Dienerin Margareth und von ihren Reisigen nicht zerstört werden können. Das Vorwort zu dieser wunderlichen »Umarbeitung« beginnt mit den Worten: »Das sich weit hinstreckende Feld von Goethes Genie war die bestrickende Naivetät der Lyrik und Zuständlichkeit«.!!

Woldemar Freih. v. Biedermann: Zum Schluss über Goethes Satyros.
(Wissenschaftliche Beilage zur Leipziger Zeitung No. 31, 32. 17. und 20. April. S. 181—183, 187—189.)

I. Schröers Aufnahme von Scherers Herder-Hypothese wird bekämpft. In dem Briefe der Herzogin Amalia 1779 sei Satiros = Wieland, nicht = Herder; in dem Briefe der Göchhausen aus demselben Jahre sei General s allerdings auf Herder zu beziehen, aber nicht: Generalsatiros, sondern: Generalsatanas zu ergänzen. — Kurzer Auszug des Dramas. — II. Goethe ist durch das Anschauen von Kunstwerken zur Darstellung mancher Scenen in seinen Werken gekommen. Die Darstellung von Fausts Studirzimmer mag hergenommen sein von einem Bilde des Thomas Wyck in Winckelers Gemäldesammlung. Im »Satyros« sind viele einzelne Bildwerke benutzt; Nachweisungen der einzelnen Satyrbilder, welche sich damals in Winckelers, Lipperts und anderen Leipziger Sammlungen und der Dresdener Gallerie befanden. — Zu der Weltschöpfungsdichtung des Satyros wird der zum Singen gezwungene Silen und die Darstellung in Virgils 6. Ecloge zur Parallele herbeigezogen. Biedermann bemerkt: »Die antiken Vorstellungen des Satyrwesens im Drama durch gleich Perlen an eine Schnur aufgereihte Bildwerke zur Erscheinung zu bringen, eine Folge

lebender Satyrbilder vorüberzuführen, bekundet Goethes tiefe künstlerische Einsicht: denn die Darstellung der Heuchelei, der Rohheit und der innern Unwahrheit, welche Gebrechen Goethe in Basedow zu erblicken glaubte, bedurfte bei ihrer Gemeinheit, die der ingrimmige Hass Goethes gegen solches Unwesen zu mildern nicht gestattete, eines Gegengewichts, das ihm seine ideale Bedeutung sicherte. Die vorgeführten Kunstwerke bewahren das Drama davor, seiner Frechheiten wegen eine Posse zu werden«.

Adalbert Rudolf: Über Goethes Singspiel Lila.
(Herrigs Archiv f. das Studium neuerer Sprachen, Bd. 71, S. 454 fg.)

Vermuthet, dass das genannte Singspiel durch eine deutsche Puppenkomödie »Almanda die wohlthätige Fee« veranlasst, oder beeinflusst sei. Doch sind die angeblichen Ähnlichkeiten zu unbedeutend (höchstens der Name der Fee Almanda, bei Goethe: Almaida), als dass eine wirkliche Abhängigkeit angenommen werden könnte.

A. Pichler: Über die Beziehungen der Iphigenie zum Mannheimer National-Theater.
(Wiener Theater-Chronik 13.)

L'Iphigénie en Tauride de Goethe.
(La Revue nouvelle d'Alsace-Lorraine No. 10.)

Fr. Theod. Nölting: Über eine Stelle in Goethes Iphigenie.
(Herrigs Archiv f. das Studium neuerer Sprachen LXXI, H. 3 u. 4. S. 293—298).

Es ist die Stelle I. Aufz. 3. Auftr. Thoas: »Zufrieden wär' ich, wenn mein Volk mich rühmte: Was ich erwarb, geniessen Andre mehr Als ich«. F. Kern hatte vorgeschlagen, nach »rühmte« ein Fragezeichen zu setzen. Vertheidigung der alten Interpunktion und Erklärung der Stelle gemäß dieser Zeichensetzung.

Einführung in Goethes Torquato Tasso. Von Eduard Wehrlin. Docent der deutschen Sprache und Literatur. Riga, Commissions-Verlag von J. Deubner. VIII und 94 SS.

Erhebt keinen Anspruch zur Erläuterung etwas Besonderes, Neues beizubringen. Theilt seinen Stoff ein 1. Goethe am Weimarschen Hofe und in Italien. 2. Torquato Tasso (historische Skizze). 3. Blick auf die politischen Zustände Italiens zur Zeit des Torquato Tasso (nach Goethes Drama). 4. Charaktere aus Goethes Drama: Tasso. Prinzessin Leonore, Antonio, Leonore Sanvitale, Alphons.

Nausikaa. Trauerspiel in fünf Aufzügen, in freier Ausführung des Goetheschen Entwurfs von Hermann Schreyer. Nebst einem Anhang: Nausikaa bei Homer, Sophokles und Goethe. Halle a. d. Saale. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 151 SS.

Im Drama selbst sind die Goetheschen Stellen zumeist wörtlich benutzt. Der Anhang beginnt S. 129, stellt die homerischen Stellen zusammen, gibt auf Grund einiger uns erhaltener sehr interessanter Notizen und spärlicher Bruchstücke Vermuthungen über den Inhalt des sophokleischen Stücks, S. 138 ff. über Goethes Stück, Abdruck der Stellen aus der italienischen Reise und den Briefen. In der Meinung über den Inhalt des Stücks schliesst Schreyer sich an Scherer an.

3. GEDICHTE.

Goethes ausgewählte Gedichte. Herausgegeben und erläutert von J. Scheuffgen. Münster. Aschendorff. 194 SS. in 16.

Bildet das 28. und 29. Bändchen der Sammlung: »Neue Auswahl für Volk und Schule, mit kurzen Erläuterungen, begonnen von Franz Hülskamp, fortgesetzt von J. Scheuffgen«. Zu Grunde gelegt sind die Cottaschen Ausgaben, die meisten Abtheilungen sind mit einzelnen Gedichten vertreten; die Elegieen nur mit »Euphrosyne«. Auf den Text folgen die bekannten Anmerkungen über die »Ballade vom vertriebenen Grafen« und »Harzreise im Winter«. S. 157 bis zum Schluss die Anmerkungen des Herausgebers. Zuerst eine Biographie, an deren Ende nur über die antichristliche Gesinnung des Dichters und die unsittliche Tendenz mancher Gedichte geklagt wird. Die Anmerkungen, meist auf Düntzer beruhend, sind knappe Erläuterungen für den Schüler.

Goethes Leipziger Lieder in ältester Gestalt, herausgegeben von Rudolf Krögel.
(Sep.-Abdruck aus Studia Nicolaitana, Leipzig. S. 89—111.)

Der Abdruck der »Lieder mit Melodieen, Mademoiselle Friederiken Oeser gewidmet von Goethen« beginnt S. 103. Sie enthalten die Gedichte: »Amors Grab, Wunsch eines kleinen Mädgen, Unbeständigkeit, Die Nacht, An Venus, Der Schmetterling, Das Schreyn, Liebe und Tugend (»Wenn einem Mädgen das uns liebt«), Das Glück an Annetten, Die Freuden«. Als Zugaben folgen Neujahrslied und das Gedicht an den Kuchenbäcker Händel. Vorangeht eine Untersuchung über das Verhältniss der ältesten Drucke im Leipziger Musen-Almanach 1776 und »Die Muse« 1776 zu dem handschriftlichen Oeserschen Liederbuch, die zu dem Resultat gelangt,

dass beide Drucke aus der Handschrift, ohne Einwilligung des Dichters, vielleicht aber auf Veranlassung der Fr. Oeser gemacht seien. Die Handschrift selbst sei erst in Frankfurt zusammengestellt, wohl erst am 6. Nov. 1768 nach Leipzig geschickt.

Reinhold Lenz. Lyrisches aus dem Nachlass aufgefunden von Karl Ludwig. Motto: Sie begreifen, sie ahndens nicht. J. M. R. Lenz. Berlin. Kamlahsche Buchhandlung (Georg Nauck). XV und 141 SS.

Die Silhouette Goethes ist aus der »Olla Potrida« 1779. Das sichtbare Streben des Herausgebers unserer Schrift ist, Goethes Persönlichkeit und schriftstellerisches Verdienst gegenüber Lenz herabzusetzen. Nebenbei zeigt sich noch das Bestreben, Goetheforscher und hochverdiente Männer in unwürdiger Weise zu schmähen. Eine derartige Stelle verdient niedriger gehängt zu werden (S. 2): »die landläufige Auffassung bornirter Literarhistoriker à la Gervinus«. Die Lenziana, die der Herausgeber von einem holländischen Autographenhändler erworben hat, harren noch durchaus der Würdigung; was der Herausgeber bietet, ist unbedeutend. Das Wichtigste für uns ist der Abschnitt »Pseudo-Goetheana aus dem Friederiken-Nachlass und aus Jacobis Nachlass«. Ohne Gründe nur mit Redensarten »echt Lenzisch« »ein Gedicht gehört unzweifelhaft Lenz an für denjenigen, der sich auf das Geheimniss der Individualität versteht« wird hier der Versuch gemacht, folgende Gedichte Goethe abzusprechen: Morgenständchen »Ein grauer, trüber Morgen«, »Jetzt fühlt der Engel«, »Nun sitzt der Ritter«, »Ich komme bald ihr goldnen Kinder«. (Die Gedichte »Sehnsucht«, »Unbewusste Liebe« waren schon vielfach angezweifelt worden, vgl. Hempel III, 401. 402. »Ach, bist Du fort« und »Wo bist Du jetzt mein unvergesslich Mädchen« waren von Loeper nach Strehlkes und Viehoffs Vorgang bereits als unecht zurückgewiesen.)

Karl Rieger: Zu Goethes Gedichten.
(Separat-Abdruck aus dem Jahresberichte des k. k. Franz-Josef-Gymnasiums.) Wien. Commissionsverlag von Gerold & Cie. 16 SS.

1. »Beherzigung« und »Erinnerung«. Beide Sprüche zusammengehörend, als ein einziges Gedicht zu betrachten, sind in den August 1775 zu setzen (Anklänge derselben an einen aus jener Zeit stammenden Brief an die Gräfin Auguste Stolberg). 2. Cantate »Rinaldo«. 22. März 1811 gedichtet. Motive aus Armidens Zaubergarten sind zur Cantate verwerthet. Aber eigne Erlebnisse und Erinnerungen sind benutzt: Reminiscenzen der Lili-Periode. »Die feurigen Liebestöne dieser Lyrik quellen

auch aus der Cantate rein und voll hervor, das trostsuchende Versenken in das Gefühl der Vergangenheit ist der Cantate mit den letzten Liliedern gemein und dort wie hier mischen sich in seiner Stanze »Lust und Qual« die unerträgliche Spannung der verzögerten Abreise von Frankfurt, der verständige Rath des Vaters im Gegensatze zu dem unklaren Schwanken des Sohnes zwischen alten verlassenen und neuen ungewissen Verhältnissen und die unverminderte Anziehungskraft der lieben Nähe kehren in den Klagen und Träumen Rinaldos wieder«.

Jakob Minor: Zu Goethes Kunstgedichte.
(»Die Grenzboten«, No. 16, S. 117—126.)

Zu dem Drama »Des Künstlers Vergötterung« stehen die 1774 bis 1776 entstandenen Kunstgedichte in naher Beziehung. Auch sie verkünden das Naturevangelium, sie verlangen vom Künstler innere Wärme, sodann Schöpfungskraft. Sie schildern den Liebhaber als Enthusiast, den Kenner als Krittler. Das 1788 gedichtete Drama »Des Künstlers Apotheose« steht jenem ersten dramatischen Fragment durchaus fremdartig gegenüber. Der Gegensatz wird sehr gut ausgeführt. »Ein weiter vorgeschrittener Kunststandpunkt hat Goethe über die Absicht des alten Planes hinausgeführt und wie er am Schluss zu diesem zurückkehren muss, macht sich eine Disharmonie mit der neuen Ausführung geltend«.

Das Lied vom Genius. Eine Goethestudie von August Hinüber. Leipzig. Verlag von Otto Wiegand. VIII und 39 SS.

Erklärung des Gedichtes »Wanderers Sturmlied«. Ist das Ganze eine Verspottung mancher Goethe-Commentatoren oder ein ernstgemeinter Versuch einer Deutung? Für das Letztere spricht der Schluss über Goethes Lyrik, die ernste Widmung und Vorrede und viele Stellen im Einzelnen, wenn man sie ohne Nebengedanken liest; für das Erstere Stellen wie z. B. S. 23: »Der Commentator möchte auf die hübschen beiden Schlussverse aufmerksam machen: »Wen du nicht verlässest, Genius / Wirst im Schneegestöber Wärm' umhüllen«. Vielleicht hat der Leser die Richtigkeit des Gesagten, wenn auch nur im Kleinen schon an sich selbst erfahren«.

»Über allen Gipfeln ist Ruh«. Ein Gedenkblatt zur Erinnerung an Goethes Aufenthalt in Ilmenau, herausgegeben von Gustav Liebau zu Berlin. Ilmenau, Aug. Schröters Verlag. 48 SS.

Mit vielen Holzschnitten, die Orte darstellend, an denen Goethe gern und häufig verweilte. Goethes Gedicht soll 2./3. Sept. 1783 entstanden sein. Dass ich diese Ansicht nicht theile, ist G.-J. V, S. 379 auseinandergesetzt. S. 1ff.: Geschichte Il-

menaus, Erwähnung der berühmten Häuser und Plätze: Gabelbach, Kickelhahn. 22fg.: Schwalbenstein, Arbeit an der Iphigenia. S. 24fg.: Über allen Gipfeln, Facsimile des Lieds, Erklärung desselben. S. 28fg.: Letzter Besuch Goethes 1831: Elgersburg. S. 34: Compositionen des Liedes. S. 35: Falk'scher Text, dessen erste Strophe von Goethe herrühren soll; ferner eine andere sog. ältere Fassung. S. 36fg.: Ansichten über Entstehung des Liedes; Erneuerung der Inschrift und des Goethe-Häuschens; Feier vom 2. Sept. 1883. S. 42—45: Tabellarische Übersicht über die hauptsächlichsten, von Goethe der Bergstadt Ilmenau abgestatteten Besuche. Es werden 24 Besuche von 1776 bis 1831 gezählt, bei den einzelnen: Zeitdauer, Zweck und Ursache angegeben, einige Bemerkungen hinzugefügt.

Karl Goedeke: Ein Gedicht Goethes vervollständigt.
(Archiv f. Litgesch. XII, S. 478.)

Die Strophe des Harfners »Ihm färbt der Morgensonne Licht« (Wilhelm Meister, Buch IV, C. 1), gehört als 3. und Schlussstrophe zu dem Gedicht: »Wer nie sein Brod« (das. II, C. 13).

Geschichte des Sonettes in der deutschen Dichtung. Mit einer Einleitung über Heimath, Entstehung und Wesen der Sonettform von Dr. Heinrich Welti. Leipzig. Verlag von Veit und Comp. VIII und 255 SS.

In dem Theil: Zweite Entwickelungsperiode der deutschen Sonettdichtung, findet sich S. 185—197 ein Abschnitt: Goethe. Die ersten Sonette, in der Übersetzung des Benvenuto Cellini 1796, werden für Goethe in Anspruch genommen, gegen Strehlke, (Hempel III, 411). Stellt dann folgende Chronologie auf: 1799 und 1800: die beiden Schmähsonette gegen Kotzebue und Consorten; 1800 oder 1801: »Das Sonett« (Sich in erneutem Kunstgebrauch zu üben); 1802: »Natur und Kunst«. — Darstellung des durch »Das Sonett« veranlassten Sonettenkrieges im Morgenblatt; Mittheilung einer Briefstelle an Cotta; Charakteristik der Liebessonette 1807, 1808; Beeinflussung durch Z. Werner und die Romantiker.

Dr. Martinez: Goethes »Todtentanz« im Lichte der mährischen Sagenwelt.
(Wiener Allgemeine Zeitung, No. 1576, 18. Juli, Feuilleton).

Erzählt eine mährische Sage folgenden Inhalts. Ein Gastwirth und Wucherer bei Gross-Meseritsch starb unbetrauert. Die Nacht nach der Beerdigung und die folgenden Nächte um 12 Uhr sah der Thürmer, wie ein grosser, schwarzer Hund

ans Grab sprang, wie der Todte sich aus dem Sarge erhob und auf dem Rücken des Thieres davonflog. Nachdem der Spuk sich mehrere Nächte wiederholt, nahm der Thürmer in einer Nacht den Sarg zu sich; der zurückkehrende Todte verlangte dreimal den Sarg, der Thürmer rief zurück: »Hol' ihn«, der Todte war im Begriff zum Thürmer heraufzuspringen, da schlug es eins, und Hund und Todter stürzten zusammen. Der Thürmer erstattete der Behörde Bericht: den Hund fand man nicht; der Todte wurde zum zweiten Male bestattet, nachdem der Kopf vom Rumpfe getrennt ward. — Verfasser versucht Analogieen zwischen dieser Sage, in der freilich ein eigentlicher Todtentanz nicht vorkommt, und der Goetheschen Ballade darzuthun. Er stützt sich darauf, dass Goethe bei Übersendung der Ballade, Teplitz 1813, sagte, er habe diesen Stoff aus mündlichen Überlieferungen in Böhmen geschöpft, zieht einzelne andere Sagen herbei und beweist, dass ihnen wichtige Momente fehlen und schliesst mit der Vermuthung, dass unsere Sage, Goethe mit einzelnen Veränderungen erzählt, Quelle zur Ballade geworden sei.

Gedichte an die Gräfin O'Donell. Datirung derselben, Beziehung einzelner, bisher unbeachteter Verse. Siehe oben S. 379 fg.

Woldemar Freih. v. Biedermann: Goethes Chinesisch-Deutsche Jahres- und Tageszeiten.
(Akademische Blätter, Heft 5, S. 257—266.)

Dieselben sind verwandt mit der 1824 englisch erschienenen chinesischen Dichtung: Chinese Courtship. Angabe des Inhalts dieser Dichtung. Hinweis auf einzelne Berührungen mit dem chinesischen Original, die sich in Goethes Versen finden. — Doch lässt sich nicht leugnen, dass manche der aufgewiesenen Ähnlichkeiten ziemlich gezwungen und künstlich sind. Die 3 letzten Gedichte (12—14) werden von Biedermann als »persönlich auf Goethe bezügliche und ausserhalb den Jahreszeiten stehende Schlussgedichte« bezeichnet.

Heinrich Düntzer: Zur Chronologie der lyrischen Gedichte Goethes.
(Akademische Blätter, herausg. von O. Sievers, Heft 2, S. 86—107. Vgl. auch daselbst S. 117 fg. eine »thatsächliche Berichtigung« der Herausgeber der Studien zur Goethe-Philologie und Düntzers Antwort bez. des Hochzeitsliedes.)

Der Düntzersche Aufsatz bespricht die in der 2. Ausgabe, 1806 und 1808, in der 3. aus dem Jahre 1814, in »Kunst und Alterthum«, in der Ausgabe l. H. neugedruckten Gedichte. Kritik

der von Musculus herrührenden »Chronologie der Entstehung der Goetheschen Schriften«. — Vielfache Polemik gegen Loepers Ausgabe und Suphans Aufsatz im Goethe-Jahrbuch, Band II.

J. v. Boynicie: Goethe und die slavische Volkspoesie. (Magazin f. Lit. d. In- u. Auslands, No. 4, S. 61, 62.)

Besprechung der Miklosichschen Arbeit; nur Inhaltsangabe ohne irgend welche neue Bemerkung.

Ed. Belling: Beiträge zur Metrik Goethes, 1. Theil (Programm des k. Gymnasiums zu Bromberg). Bromberg. Druck von A. Dittmann. 22 SS. in 4°.

1. Capitel: Über die metrische Vorbildung Goethes: Jugendbildung; Kenntniss der früheren deutschen Dichter; erste Gelegenheitsgedichte; Leipziger Aufenthalt. — Von eigentlicher metrischer Vorbildung ist im ganzen Aufsatze nicht die Rede; es handelt sich um Goethes Jugendgeschichte und seine literarische Beschäftigung.

4. Prosaschriften.

Fritz Mauthner: Aus dem Jahre 1772. (Berliner Tageblatt, No. 172, 10. April.)

Besprechung der »Frankf. gel. Anz.«, Mittheilung einzelner Proben. Hervorgehoben wird, dass trotz der Bewunderung der Schriften und Thaten Friedrichs d. Gr. der undeutsche Geschmack dieses Fürsten und die Französelei der Grossen überhaupt heftig getadelt wird.

Bridaine. Werther journaliste. Les nouvelles littéraires de Francfort 1772. (Revue politique et littéraire, 8. Dez. 1883.)

Julian Schmidt: Goethes Werther. (Westermanns illustrirte Monatshefte, Bd. 75, Heft 337, S. 114–129.)

Mit Lottes Silhouette und verschiedenen Illustrationen Wetzlarer auf Werther bezüglichen Örtlichkeiten. Genaue chronologische Darstellung von Goethes Verhältniss zu Lotte, Max. Brentano, der Entstehung und Veröffentlichung des Werther, nach den Quellen, unter Mittheilung von Briefstellen. Verhältniss zu Rousseau. Darstellung der Liebe Goethes und Jerusalems. Melancholie, theilweise durch die englischen Dichter beeinflusst. Goethe, Werther und die Malerei. Schilderung Lottens. Motiv des gekränkten Ehrgeizes: Mangel an Initiative, ein Grundzug von Werthers Charakter. — Beurtheilung Werthers durch die Zeitgenossen. »Mit dem Werther.

dem Evangelium der Liebe, beginnt für die deutsche Literatur die schöne Jugendzeit«.

Goethes Italienische Reise. Mit 318 Illustrationen nach Feder- und Tuschzeichnungen etc. von Julie von Kahle. Eingeleitet von Professor Dr. Heinrich Düntzer. 1885. Lichtdruck und Verlag der Königl. Hofkunstanstalt von Edm. Gaillard in Berlin. XXVI SS. 6 unpagg. Bll. 336 SS. in Fol.

Dies vornehme Prachtwerk — der deutschen Kaiserin gewidmet — ist eine wahre Zierde des Büchertisches und legt das ehrenvollste Zeugniss ab für die Begeisterung, das künstlerische Geschick der Herausgeberin und den feinen Geschmack des Verlegers. Düntzers Einleitung handelt über Stimmung, literarische und künstlerische Thätigkeit Goethes in Italien, über Entstehung, Quellen, Eintheilung und Erscheinen der »italienischen Reise«. Der Text wird nach der — gleichfalls von Düntzer besorgten — Hempelschen Ausgabe, aber durchaus ohne Anmerkungen und Erläuterungen gegeben. An den Schluss des Ganzen ist die Aufnahme in die arkadische Gesellschaft und die Schilderung des humoristischen Heiligen Filippo Neri gesetzt. S. 321—336 steht ein übersichtliches Verzeichniss der zu den Illustrationen gehörenden Anführungen. Die Künstlerin hat nämlich zu sämmtlichen Illustrationen, sowohl den von ihr erfundenen als den von ihr benutzten Gemälden und Stichen Goethesche Verse mit feiner Schrift hinzugeschrieben und diese finden sich mit den Zeichnungen selbst durch Lichtdruck vervielfältigt. In diesem »Verzeichniss« nun werden die Seiten, zu denen die Bilder gehören, die Gegenstände, welchen dieselben gewidmet sind, und die Stellen, auf welche sich diese Bilder beziehen, mit genauer Quellenangabe abgedruckt. Obwohl man gegen das Prinzip, den Bildern Verse beizugeben, Mancherlei einwenden mag, weil einerseits die Bilder durch sich selbst wirken müssten, andererseits die Verse in den wenigsten Fällen eine wirkliche Erläuterung des Bildes zu geben vermögen, so wird man doch den rührenden Fleiss, die hingebende Treue, mit welcher sich die Künstlerin in Goethes Werke versenkt hat, mit welcher sie selbst in den entlegensten nach passenden Motiven geforscht hat, bewundernd anerkennen. Was die Illustrationen selbst betrifft — 100 Vollbilder und 218 Textillustrationen, die, wenn auch recht geschickt, doch wohl nicht zum Vortheile des Ganzen den einzelnen Seiten aufgeklebt sind und deren Verzeichniss S. IX—XVII mit grosser Gewissenhaftigkeit die Quellen angibt, denen die nicht aus der Phantasie der Künstlerin stammenden Bilder entnommen sind, — so bieten

sie, wie Düntzer in der Einleitung bemerkt, »die Ansichten der zur Zeit von Goethes Anwesenheit in Italien noch ganz oder in Trümmern bestehenden mannigfaltigen alten und neuen Bauwerke, die hervorragendsten der von ihm bewunderten Antiken, neuere Bildwerke und Gemälde, landschaftliche Ansichten und Pläne«. Sie geben ferner einzelne Zeichnungen von Goethes eigener Hand, nämlich zwei Motive vom Nemi-See, römische Stadtmauer, Landschaft nach italienischen Motiven, ferner eine zweifelhafte, übrigens bereits einmal in der »Gartenlaube« reproduzirte Handzeichnung der Signora Pa . . S . . z, ausserdem die von Kniep nach Goethes Entwürfen gezeichneten Bilder des Felsentheaters von Taormina und der dortigen Cyklopenfelsen. Auch ein Facsimile von Goethes Handschrift, ein Stück aus einem Briefe an Herder wird geboten. Was die zu S. 41 und 165 mitgetheilten Titel »Handschrift des Tagebuchs von Carlsbad bis Rom« und »Odysseus. Goethes Nausikaa, Entwurf und Bruchstücke« bedeuten, ob sie wirkliche Goethesche Handschriften oder Zeichnungen andeuten sollen, vermag ich nicht zu sagen. Eine ziemliche Anzahl von Goethe-Porträts wird mitgetheilt, viele der von Goethe berichteten Situationen werden im Bilde festgehalten. Von Goethes Freunden und Bekannten werden uns folgende in Bildern vorgeführt: Karl August, Herder, Heinrich Meyer, Lavater, Claudius, Jacobi, Kayser, Moritz Reiffenstein, Phil. Hackert, Wilh. Tischbein, Bury, Kniep, Frau von Stein, Miss Harte, die Herzogin von Giovane; Dichter, Künstler, Kunstforscher der frühern Zeit, an deren Werken Goethe sich erfreute, über deren Wirken und deren Persönlichkeiten er in seinen Reiseberichten Mittheilungen machte, werden abgebildet. So bietet das Ganze einen werthvollen künstlerischen Commentar zu Goethes Werk, einen Commentar, der trotz mancher Missgriffe im Einzelnen so viel Schönes, liebevoll Gepflegtes im Ganzen gewährt, dass die Goethefreunde der Künstlerin für ihre Gabe zum grössten Danke verpflichtet sind.

Jakob Keller: Nochmals »zu Goethes italienischer Reise«. (Archiv f. Litgesch. XII, S. 479, 480.)

Bekräftigung der Ansicht J. J. Bäblers (vgl. G.-J. IV, S. 438) mit Hinweis auf die Stelle in »Dichtung und Wahrheit« Hempel Bd. 20, S. 22.

A. Chuquet: Un dernier document sur le suicide d'un soldat français après la capitulation de Verdun 1792. (Revue critique, 13. oct. nro. 42, p. 308—311.)

Mittheilung eines Aktenstücks procès verbal vom 6. Sept. 1792, über Auffindung der Leiche des Chasseur, der einen

preussischen Offizier Henkel getödtet hatte. Notiz, dass von 1793 bis 1807 zu Ehren des Mörders, Brücke und Quai St-Airy, pont du chasseur und quai du chasseur genannt wurden.

Wilhelm Meisters Lehrjahre. Von Wolfgang von Goethe. In neuer Rechtschreibung. Billigste Ausgabe in eleganter Ausstattung. Elberfeld, Ed. Lolls Nachfolger. 512 SS.

Bildet den 64. Band des »Museum. Sammlung literarischer Meisterwerke«. (Der Preis ist in der That erstaunlich billig, Mk. 1. 30 für 32 Bogen.) Vgl. über die Sammlung Goethe-Jahrbuch V, S. 388 fg.

Die guten Frauen von Goethe. Mit Nachbildungen der Originalkupfer. Heilbronn, Gebr. Henninger (Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, Heft 21). XI und 27 SS. (Mit 6 Kupfertafeln).

Herausgeber ist der Redacteur der ganzen Sammlung, Bernh. Seuffert. Der Neudruck ist buchstäblich getreu nach dem ersten Druck, dem Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1801. Die Kupfer, Carricaturen von J. H. Ramberg, sollten durch Goethes poetisches Gespräch »einigermassen abgestumpft« werden. Aber die Wirkung wurde nicht erreicht: die Carricaturen erregten peinliches Aufsehen. Sinclair ist Goethe: Kenntniss Lavaters, Vertheidigung der Carricatur, Armidoro = Schiller, Arbon = H. Meyer, Seyton = Bertuch; Henriette = Charlotte v. Schiller, Eulalie vielleicht = Amalie von Imhof; für Amalie findet sich kein Urbild.

Jakob Minor: Ein unbekannter Aufsatz Goethes. (»Grenzboten« No. 38.)

Mittheilung eines Kunst-Aufsatzes aus dem Jahre 1809, der nach Lit. Centralbl. Sp. 1430 bereits 1862 von S. Hirzel für Goethe in Anspruch genommen worden ist.

Zu den Tages- und Jahresheften.

J. Kürschner (Signale aus der literarischen Welt, S. 803) weist darauf hin, dass Goethe 1820, (Hempel 27, 1, 269), von einem Besuche des Calderon-Übersetzers, Freih. v. Malsburg spricht, während dieser (Briefe an Tieck II, 319 fg.) einen Besuch aus dem Jahre 1824 schildert. Wenn Kürschner meint, »Ein früherer Besuch Malsburgs bei Goethe hat nach diesem Brief zu schliessen, nicht stattgefunden«, so ist dies falsch, denn Malsburg sagt ganz ausdrücklich: »Ich fand den alten Herrn schöner und grösser als vor zwei Jahren«. Da ein Irrthum Goethes ausgeschlossen ist — denn dieser arbeitete nach genauen Tagebüchern — so könnte man annehmen, das Datum in den Tieckschen Briefen sei, wie recht oft falsch, es

müsse 1822 heissen; dann wäre der erste Besuch der des Jahres 1822.

Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Von Johann Peter Eckermann. Sechste Auflage. Mit einleitender Abhandlung und Anmerkungen von Heinrich Düntzer. In drei Theilen. Nebst einem Register. Leipzig. F. A. Brockhaus. XXXVI und 296, 286, XII und 320 SS.

Es ist sehr erfreulich zu constatiren, dass dieses bedeutende Werk in immer erneuten Auflagen erscheint. Der Text dieser neuen Ausgabe ist selbstverständlich durchaus unverändert (einzelne Berichtigungen I, 55, II, 219 u. a.); die Anmerkungen sind an das Ende der einzelnen Bände verwiesen. Düntzers Einleitung Bd. I, S. XI—XXXVI handelt über Goethes Verhältniss zu Eckermann, Plan und allmähliche Entstehung der Gespräche. (Die Würdigung Eckermanns ist wohl etwas übertrieben.) Die Anmerkungen I, S. 265—292, II, S. 245—286, III, S. 259—291 sind biographische Notizen über die erwähnten Personen, Nachrichten über Goethes Beziehungen zu den behandelten Männern und Frauen, Ergänzungen und Berichtigungen zu Eckermanns Mittheilungen, genauere Angaben über die angedeuteten Werke. Vielfach werden Stellen der Briefwechsel zur Erläuterung herbeigezogen; die neuere und neueste Goethe-Literatur ist selbstverständlich ausgiebig benutzt. Leider zeigt sich auch hier mehrfach (II, S. 251, 257 u. a.) das Bestreben, Goethe in hohem Tone zu schulmeistern. III, S. 295—320 wird ein ausführliches Namen- und Sachregister gegeben.

D. ÜBERSETZUNGEN.

(Vgl. auch unten Englisch-amerikanische Bibliographie.)

Goethe. Hermann und Dorothea: poema; canto 2.°, annotato da Marcello dott. Caraccio. Padova, tip. Sacchetto, 1883. In-16°. pap. 63.

— Oeuvres. V. Poèmes et romans. Traduction nouvelle par Jacques Porchat. In-8°., 592 p. Paris, Hachette & Cie.

— Voyage en Italie. (Extraits.) Traduction française par ***. In-12°., 67 p. Lyon, Boin & Mercier.

— I dolori del giovine Werther; versione italiana di Riccardo Ceroni. Milano, E. Sonzogno. In-16°. pag. 124.

Goethe. Werther. Traduction nouvelle et préface par Pierre Leroux. In-32°., 331 p. avec 2 dessins de Delbos, gravés en fac-similé par Du Charpentier & Cie.

— Wilhelm Meister. Traduit par M. Théophile Gautier fils. 2 Vols. in-18°.-jésus. T. 1., 567 p.; t. 2, 619 p. Paris, Charpentier & Cie.

Goethes »Faust« wird demnächst am Pester Nationaltheater in ungarischer Sprache zur Aufführung gelangen. Übersetzer ist Doczy, der Verfasser des geistreichen Lustspiels »Der Kuss«.

Bei Gundlach & Co. in Porto Alegre ist eine von Frl. Karoline v. Koseritz besorgte Übersetzung von Goethes »Hermann und Dorothea« erschienen.

Goethe. Arminio e Dorotea. Traduzione di Andrea Maffei. Milano. Ulrico Hoepli, librajo-editore. 236 SS. 16°.

Zierlicher Neudruck der bekannten Übersetzung.

Welti: Eine neue französische Faust-Übersetzung. (Allg. Zeitung No. 29 und 149.)

Charakterisirt die Übersetzung Marc-Monniers, die er im Ganzen als sehr gelungen bezeichnet. Theilt eine Anzahl Proben mit. Eine derselben sei hier mitgetheilt:

Partout où je me traîne,
J'ai ma peine et ma chaîne
A traîner, pauvre enfant!
Seule, seule à toute heure,
Je pleure, pleure, pleure. . .
Mon pauvre cœur se fend.
Dès l'aube, à ma croisée
Je t'ai cueilli ces fleurs:
Chacune est arrosée,
Tu le sais, de mes pleurs.
Dans ma chambre inondée
Le jour entrait à flots,
Sur mon lit accoudée,
J'éclatais en sanglots.

Hermann Corvinus und Otto Lehmann: Goethesche Gedichte in lateinischer Übertragung. (Magazin f. Lit. d. In- u. Auslands, No. 25, S. 391 fg.)

I. Zwei Gedichte im Versmaß des Originals, nämlich »Willkommen und Abschied«, »Neue Liebe, neues Leben«. Ich kann mich mit solchen Kunststücken nicht einverstanden

erklären. Zur Probe theile ich die 3. Strophe mit: Te vidi gaudioque miro / Perfundor blandis oculis. / Quod salit cor quod ore spiro / Amplexa dulci percipis. / Ut polus flamine Favoni / Sic vultus nitent rosei / Fovesque memet — proh di boni! — / Speravi hoc, non merui. II. Zwei Gedichte in sapphischen Strophen, nämlich die beiden Gedichte »Wanderers Nachtlied«, das erste in 2, das zweite in 1 Strophe.

Franz Weinkauff veröffentlicht in der »Neuen deutschen Musikzeitung« (Febr.) lateinische Übersetzungen von »Wanderers Nachtlied« und »Ein Gleiches«.

Hermann Corvinus: Zwei Goethesche Gedichte in lateinischer Übersetzung.
(Magazin f. Lit. d. In- u. Auslands, No. 18, S. 285.)

Gibt die Übersetzungen der Gedichte »Trost in Thränen« (»Wie kommts, dass Du so traurig bist«) und »Wanderers Nachtlied« (»Der Du von dem Himmel bist«). Die letztere sei hier mitgetheilt: Quæ de caelo venis / Mala cuncta lenis / Et acerbius dolentem / Blandius mulsisti mentem — / Rerum fessum nil delectat. / Gaudium, dolor quorsum spectat? / Te, pax, oro, / Veni, leni quæ laboro. /

II. Biographisches.

A. Allgemeines.

John Stuart Blackie: Goethe. (The Times, 14. April.)

Grosser Artikel über Goethe im Anschluss an Düntzers Goethe-Biographie und die englische Übersetzung derselben mit besonderer Berücksichtigung der Auffassung Goethes durch englische Schriftsteller.

Victor Hehn: Gedanken über Goethe.
(»Die Grenzboten«, No. 7, 8 vom 7., 14. Febr., S. 334 bis 346, 387 bis 390.)

Abschn. 1 und 2, vgl. G.-J. V, S. 405 fg. III. Naturphantasie. Goethe lebt gern in der Natur und schildert sie: »In seinen Dichtungen legt er oft das Naturbild nur an, oft malt er es in reicherer Fülle schildernd aus, oft genügt ihm ein kurzes Wort, eine einzelne Bezeichnung, um wie durch ein Streiflicht die jedesmalige Gestalt mit augenblicklichen unwiderstehlichen Umrissen vor uns aufzurichten«. Himmel, Sehnsucht hinaufzuschweben. Sonne und die Tageszeiten: Morgen, Mittag, Abend. Schilderung der Nacht: schauervoll und den Lieben-

den günstig. Mond. Sterne (besondere Erwähnung der Novelle »Der Mann von fünfzig Jahren« 1807). Erde und Wasser. Schilderung der Berge und Wälder (Thüringen, Schweiz). Nebel. Die Jahreszeiten: Frühling (Faust) gegen Schiller, »dessen aus allgemeinen, hergebrachten Zügen zusammengesetzte Rhetorik« der durch Goethe dargestellten »lebensvollen concreten Wirklichkeit« entgegengesetzt wird. Sommer (mit besonderm Hinweis auf Hermann und Dorothea). Herbst (»Herbstgefühl«, S. 394 sehr bemerkenswerthe Anmerkung über Goethes Sprache) Winter, — besonders Schilderungen aus Italien.

James Condamin, Croquis artistiques et littéraires. Paris. Leroux.

Enthält u. A.: Lessing, Goethe et Schiller, d'après un livre récent. La ballade de Goethe: »Il était un roi de Thule«.

Goethe und die Liebe. Zwei Vorträge von K. J. Schröer. Heilbronn. Gebr. Henninger. 71 und 78 SS.

S. 1—26: Goethe und die Liebe. Einleitung zu Stella, Vortrag im Goethe-Verein in Wien 22. Januar 1884 gehalten, in der »Deutschen Zeitung« gedruckt; S. 27—63: Goethe und Marianne Willemer, im wissenschaftlichen Club zu Wien 1878 gehalten, im »Frankfurter Journal« gedruckt. Der Anhang enthält einen Wiederabdruck des Aufsatzes »Nach 50 Jahren zur Erinnerung an Goethes Todestag« aus der Neuen Freien Presse, 22. März 1882; ferner eine Anzahl Anmerkungen mit Belegstellen und einzelnen Ausführungen.

Die Einleitung versucht auf das Ideelle in Goethes Leben und Wesen hinzuweisen und ermahnt zur Aufzeigung dieses Ideellen. »Wenn es uns gelingt, Einblick zu gewinnen in den Vorgang, wie sich in Goethes Geist eine Schöpfung von Aussen durch ein Bild angeregt, unwillkürlich vertieft und gestaltet, indem er das Ideale, Allgemeine, im Realen, Einzelnen erschaut, so belauschen wir die Natur in ihrem Schaffen, in dem der Natur nachschaffenden Geist«.

B. BIOGRAPHISCHE EINZELHEITEN.

Goethe als Student in Leipzig von Ludwig Blume. Separat-Abdruck aus dem Jahresberichte des k. k. akademischen Gymnasiums in Wien für das Schuljahr 1883/84. Wien. Im Selbstverlage des Verfassers. 19 SS. in 8°.

S. 5 heisst es noch Thorane. Darstellung von Goethes Leipziger Studentenleben nach den Quellen der Selbstbio-

graphie und den Briefen. Schilderung seines Verkehrs mit Freunden und Lehrern. Charakteristik seiner Jugenddichtungen.

Horatio S. White: A pilgrimage to Sesenheim.
(Lippincotts Magazine, Philadelphia, Febr. S. 183—187.)

Bedeutung der Sesenheimer Periode für das Leben des Dichters. Erinnerungen an dieselbe in den Werken. — Theilt einzelne Gedichte und Briefe aus jener Zeit mit. — Goethe nochmals in Sesenheim 1779. — Das Sesenheimer Comité von 1879 und seine Wirksamkeit.

Friederike Brion von Sesenheim (1752—1813). Eine chronologisch bearbeitete Biographie nach neuem Material aus dem Lenz-Nachlasse von P. Th. Falck. Mit einem Portrait, 4 Zeichnungen und 3 Facsimiles. Berlin. Kamlah'sche Buchhandlung (Georg Nauck). XVI und 86 SS.

Das Porträt ein angebliches Bild der Friederike Brion aus dem Lenz-Nachlass, die Zeichnungen: Pfarrhaus von Sesenheim, Haupt- und Seitenansicht. Kirche daselbst. Grabdenkmal der Friederike Brion; die Facsimiles: Stammbuchblätter der Friederike Brion vom 20. April 1785, und 4. Okt. 1807 und Nachschrift zu einem Briefe ihrer Schwester vom 30. Dez. 1798. Die Einleitung will nachweisen, dass Friederike Brion die Gedichte und Briefe von Goethe und Lenz nicht verbrannt habe und wahrscheinlich machen, dass das Portrait wirklich ein Bild der Friederike Brion sei. Die Biographie schildert I. Friederikens Jugendzeit vom 19. Apr. 1752 bis zum 10. Oct. 1770, kurz, ohne neue Nachricht. II. Goethe und Friederike. Mittheilung der Briefe und Gedichte aus der Sesenheimer Zeit, seitenlanger Abdruck von Stellen aus »Dichtung und Wahrheit«. Tendenz gegen Goethe z. B. S. 16: »Im Anfange des Jahres 1771 erwachte Goethe aus seinem complicirten Liebestraum. Ein entsetzlicher Gedanke durchzuckte sein Gehirn: drei Verlobte«. Diese sollen nämlich Friederike Brion, Franziska Crespel und Lucinde Sauveur sein; das Gedicht: »Neue Liebe, neues Leben« wird nach Sesenheim verlegt. S. 38 das Gedicht »Wo du Reiter Meynst du hin« von Friederike Brion gedichtet! III. Lenz und Friederike. Tendenz: Lenz auf Kosten Goethes zu verherrlichen. S. 55: »Wo bist du ietzt, mein unvergleichlich Mädchen«, »Nun sitzt der Ritter an dem Ort« von Lenz.

Wenn man nicht die Geschichte der Elise Polko (S. 73) als neues Material bezeichnet, so ist nur ein Brief von Lenz an Friederike Brion — aus St. Petersburg 27. März 1780 — der nicht abgeschickt wurde, zu erwähnen, der für den Schreiber ganz interessant, über die Adressatin nicht das Geringste enthält.

Fr. Wichmann: Die Sesenheimer Liebe und ihr Einfluss auf Goethes dichterische Entwicklung.

(Kyffhäuser Zeitung No. 15.)

Verfasser findet die Bezeichnung »Sesenheimer Idylle« unrichtig, für ihn ist das so Bezeichnete eine »Tragödie des Verzichtens und der Opferung«. Der Bruch des Sesenheimer Verhältnisses erscheint ihm als eine heroische That, und nicht der Bruch des Verhältnisses trifft Goethe als Schuld, sondern die leichtfertige Lösung des Knotens. (Aus »Kürschners« Signalen.)

Birlinger: Goethe und der brennende Berg bei Dudweiler.

(Allgemeine Zeitung, Beil., No. 271.)

Karl Knortz: Goethe-Werther-Erinnerungen.

(Masonia, New-York, Jahrg. II, No. 27. 28.)

Über Jerusalem. Mittheilungen aus einem Aufsatze von Paul Wigand: »Europa« (1839). Goethe-Feier 1849. Der Schluss klingt stark amerikanisch: »Werthers Leiden steht mit Ossians Gesängen . . . unberührt in den Bibliotheken und nur noch derjenige, den die Literatur mit Brot und Butter versieht, widmet ihnen einen flüchtigen Blick, um dann mit gutem Gewissen sagen zu können, er habe die hervorragendsten Werke der Sentimentalitätsepoche des vorigen Jahrhunderts gründlich studirt«.

H. Pröhle: Goethes Brockenreisen.

(Sonntags-Beilage zur Vossischen Zeitung 1884 (35).

Goethe in Ilmenau.

Vgl. oben »Über allen Gipfeln ist Ruh« S. 406 fg.

Neu aufgefundene Urkunden über Schiller und seine Familie. Herausgegeben von Dr. Schlossberger, Vicedirektor des K. Würtemb. Geh. Haus- und Staats-Archivs. Stuttgart, J. G. Cotta. VIII und 69 SS.

S. 27—34: »Carl Augusts von Sachsen-Weimar und Goethes Besuch in der Karls-Akademie zu Stuttgart am 12.—14. Dez. 1779« (abgedruckt aus dem »Staatsanzeiger für Württemberg« 1879, 13. Dez.). Mittheilungen aus den Einträgen im »Befehlbuche« der hohen Carlsschule.

Fünfzehn Essays von Herman Grimm. Erste Folge. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. 561 SS.

Enthält S. 139—309: Neudrucke von: Goethe in Italien. Schiller und Goethe. Goethe und die Wahlverwandtschaften. Goethe und Suleika. Goethe und Luise Seidler.

La Grèce, Rome et Dante. Etudes littéraires d'après nature par J. J. Ampère de l'Académie française. Neuvième édition. Paris, librairie académique Didier. V und 464 SS.

S. 111—228: Portraits de Rome à différents âges. 188—197: Goethe in Rom: Stellen aus den »römischen Elegien« und der »Italienischen Reise«: seine heidnische, antike Empfindung, Schönheitscultus, mangelnde Empfänglichkeit für das Düstere, Mystische.

Rome, études de littérature et d'art par Albert Bournet. Paris, Plon et Cie.

In der ersten Abtheilung: »Berühmte Reisende in Rom vom 16. bis zum 19. Jahrhundert« werden ausser vielen Franzosen und Engländern, auch einzelne Deutsche: Goethe und Winckelmann behandelt.

Heinrich Düntzer: Goethe bei Hans.
(Allgemeine Zeitung No. 41, 10. Febr. S. 602 fg.)

Nachweis des Ortes Hans, dessen Goethe in der »Campagne von Frankreich« gedenkt, aus dem 1792 in Hamburg erschienenen »Politischen Journal«, einem Briefe Goethes an Knebel. Hinweis auf die neue Chuquetsche Ausgabe. (Vgl. schon G.-J. V, S. 414.)

Georg Schmid (in Graz): Goethe in Franzensbad.
(Österreichische Badezeitung 13. Jahrgang. No. 17. 18. 3. und 10. Aug., zwei Feuilletons.)

Aufzählung der wiederholten Durchreisen. Schilderung des einzigen längern Aufenthalts Juli 1808. Analyse und Besprechung des dort entstandenen Aufsatzes: »Der Kammerberg bei Eger, 1808«. Die kurzen Besuche in den folgenden Jahren werden nach den Aufzeichnungen Grüners, meist mit den Worten desselben, geschildert.

Karl Neumann Strela: Jena. Erinnerungen an die klassische Zeit.
(Westermanns illustrirte deutsche Monatshefte, Bd. 56, H. 331, S. 26—44.)

Zwölf Illustrationen mit verbindendem Text. Manche stark feuilletonistisch gehaltene Mittheilungen über Goethes Aufenthalt in Jena und Dornburg, seinen Verkehr mit Jenensern, besonders mit Knebel. Unbekannte Nachrichten sind nicht benutzt.

Fr. von Hohenhausen: Berühmte Liebespaare. IV. Folge. Leipzig, Bernh. Schlicke (Balthasar Elischer). VI und 293 SS.

S. 215—237: Goethe und Lili Schönemann. Angemessene

Darstellung mit Abdruck mancher Gedichte. — Die Verfasserin kündigt schon hier das gleich zu nennende Buch über Goethes Verhältnisse zu Mädchen und Frauen an, das sich bemühen soll, historische Treue den vielverbreiteten unhistorischen Fabeln entgegenzustellen.

Aus Goethes Herzensleben. Wahrheitsgetreue Darstellungen von Fr. von Hohenhausen. Leipzig. A. Bergmann. VII und 274 SS.

Die Widmung dieses Buches hat G. v. Loeper angenommen. Die Verfasserin behandelt, vielfach auf Grund von Goethes Briefen und Gedichten, nicht selten auch nach neueren Forschungen, häufig indessen auch von eigener Phantasie geleitet, einigermaßen novellistisch Goethes Mutter und Schwester und dann folgende Mädchen und Frauen, die ich nach der von der Verfasserin beliebten Anordnung aufzähle: Gretchen, Käthchen Schönkopf, Friederike Brion, Lotte Buff, Maximiliane Brentano, Lili Schönemann, Gräfin Auguste Stolberg, Frau v. Stein, Corona Schröter, Christiane Vulpius, Bettina v. Arnim, Minna Herzlieb, Marianne v. Willemer, Ulrike v. Levezow.

Conrad Ferdinand Meyer: Erinnerungen an eine edle Frau. (Die Gegenwart, Bd XXVI, No. 40.)

Enthält drei Goethe-Anekdoten: 1. Tradition der »Schipf« (Landsitz am Züricher See), dass Goethe, fast fünfzigjährig, dieselbe besucht und in einem Saal mit Orgel den Ausspruch gethan: Hier muss man tanzen. 2. Bei einem Spaziergang nach dem Aldisberge mit zwei jungen Leuten habe Goethe, zur Stadt zurückgekehrt, den einen den weiten Weg zur Strafe zurückgeschickt um ein vergessenes Fernrohr zu holen. 3. Eschers Besuch bei Goethe in Weimar, wo dieser ihm Kunstsachen zeigte und Christiane bei Tische die Wirthin machte.

Heinrich Düntzer: Goethe und die Bibliothek zu Weimar und Jena. (Centralbl. für Bibliotheks-Wesen, Heft 3.)

An der Hand der Quellen wird dargelegt, was sich Goethe für ein grosses Verdienst um Unterhaltung, Ordnung und Katalogisirung genannter Anstalten erwarb. Düntzer sagt, dass Goethe einen grossen Theil seiner Zeit auf die ihm unterstehenden Bibliotheken mit einem so thätig eingreifenden Eifer verwendete, wie er bei einem hochgestellten, die Oberaufsicht führenden Minister, der zugleich Dichterfürst und leidenschaftlicher Naturforscher war, ohne Gleichen sein dürfte.

(Aus Kürschners »Signalen«.)

Goethe als Beamter.

(Monatsschrift für deutsche Beamte, Heft 3.)

E. Mentzel: Festgedichte zu der Goethe-Textorschen Hochzeit am 20. August 1748. Ein Beitrag zur Goethe-Forschung.

(Die kleine Chronik. Frankfurter Wochenschrift, herausg. von L. Holthof. 7. Jahrg. No. 8, S. 1—4.)

Mitgetheilt werden deutsche Gedichte von Joh. Dav. Schepern, J. F. K. (einem Bekannten des Bräutigams); einem ungenannten Verwandten der Braut, aus Darmstadt. In diesen Gedichten wird das Lob des jungen Paares nicht gespart: die hohe Stellung, die Länderkenntniss, das einfache Leben des Bräutigams gerühmt, die Braut wird genannt: »von Frankfurts schöner Welt das beste Kleinod« und es heisst von ihr:

»Welch zarter Glieder Pracht! welch angenehme Jugend!
Was vor Erhabenheit unangenommner Tugend!
Was sittsam und gleichwohl geistvolle Lebensart
Ist in der Textorin vor Goethe nicht gespart«.

Dem Paare werden Kinder prophezeit, »die früh des Vaters Geist anzeigen / Der Mutter ähnlich sind und sehn!«

Hermann Rollet: Alma von Goethe.

(Neue freie Presse, 16. Aug. No. 7134, Literaturblatt S. 4.)

Alma, geb. 29. Nov. 1827, gest. 29. Sept. 1844 in Wien. Schilderung hauptsächlich nach einem Aufsatze K. Neumann-Strelas im »Bazar« 2. Jan. 1866. Mittheilung des Trauergedichtes Grillparzers und eines Briefes der Ottilie v. Goethe an Grillparzer, worin sie die Originalhandschrift des Gedichtes erbittet. Zum Schluss Bemerkungen über die vorhandenen Bilder Almas.

Die Familie Goethe in Artern, Frankfurt a. M., Allstedt, Mansfeld und Friedberg.

(Die kleine Chronik. Frankfurter Wochenschrift, herausg. von L. Holthof. VII. Jahrg. No. 8. 9.)

Genaue genealogische Zusammenstellungen zumeist nach den Forschungen Grotefends. (Mitth. für Gesch. und Alterthumsk. Frankfurts VI, S. 225 ff.) und Robert Schäfer (Darmstädter Zeitung 11. Okt. 1882) vgl. G.-J. Bd. V, S. 412.

C. GOETHES VERHALTNISS ZU SEINEN VORGÄNGERN, FREUNDEN UND NACHFOLGERN.

Robert Springer: Goethe und Byron.
(Voss. Zeitung, Sonntagsbeil. 3.)

Gotthilf Weisstein: Goethe und Grabbe.
(Berliner Tageblatt No. 133, Mittwoch 19. März.)

Abdruck des Briefes Grabbes G.-J. V, S. 133 mit einigen einleitenden Bemerkungen über das Verhältniss beider Dichter und einigen Erläuterungen über den Inhalt des Briefes.

Franz Grillparzers Lebensgeschichte von Heinrich Laube. Mit dem Portrait des Dichters in Stahlstich. Stuttgart. J. G. Cottasche Buchhandlung. VIII und 177 SS.

S. 65 ff. in den ersten Abschnitten des 7. Buches: Reise nach Weimar zu Goethe. — Goethe über den Dichter. Zelter über die Ahnfrau und Sappho. Grillparzer und Goethe. Mittheilung der bekannten Briefstellen und Hinweis auf die nicht minder bekannten Tagebuchnotizen. Das Urtheil über Zelter erscheint mir hart und ungerecht.

* Origines Celticae (A Fragment) and other contributions to the history of Britain by Edwin Guest, L. L. D. D. C. L. F. R. S., late master of Gonville and Cajus College, Cambridge. 2 Bände. London. Macmillan & Co. 1883.

In der Vorrede zum 1. Bande (p. VIII) erzählt der Biograph A. G., dass Guest, geb. 1800, gest. 1880, 1824 in Weimar lebte und Goethes Bekanntschaft machte. Er verschaffte ihm Shelleys Faustübersetzung und wurde von dem Dichter mit grosser Freundlichkeit behandelt. Guest soll gesagt haben: Ah! this is just like those practical Englishmen, one of our good Germans would have meditated upon it for so long and would then have taken so long to write his letter, but here this Englishman has got the book. — (Herr Dr. F. Liebermann war so freundlich mich auf dieses Buch hinzuweisen.)

Ludwig Geiger: Goethe und Heine.
(»Die Gegenwart«, No. 8, 23. Febr., S. 120 und 121.)

Mittheilung des Briefes G.-J. V, S. 132 f., mit einigen Vorbemerkungen über Heines seinen Besuch betreffenden Aeusserungen.

Franz Muncker: Karl August und die Deutsche Literatur.
(Zeitschrift für Allgemeine Geschichte, Cultur-, Kunstgeschichte. Heft IV u. V. — Separat-Abdruck 36 SS.)

Erziehung Karl Augusts: Wieland. »Nahm Karl August

vielleicht an den späteren Schöpfungen seines ältesten künstlerischen Freundes weniger Antheil?«. Knebel. — Goethe: persönliches Verhältniss, amtliche Stellung, Charakteristik des Briefwechsels, italienische Reise. — Gedicht: Ilmenau. — Berufung Anderer nach Weimar: Herders, Schillers. — Karl Augusts Beurtheilung einzelner Werke, Bewunderung der Franzosen, Kritik einzelner Werke Goethes.

Wilhelm Lang: Lucrez in Weimar.

(Neue freie Presse No. 6972 fg. 24. 25. Jan.)

Anknüpfend an Goethes Brief an F. L. Stolberg (G.-J. IV, S. 157 fg.), über Goethes Stellung zu Lucrez, die Entstehung der Knebelschen Lucrez-Übersetzung, die Aufnahme derselben durch die Zeitgenossen, besonders durch Goethe. Lebensauffassung durch Spinoza und Lucrez beeinflusst. In dem Gedichte »Metamorphose der Pflanzen« Lucrezische Art. Gedanke eines umfassenden Naturgedichts nach der Weise des Lucrez (1799). Religiöse Umwandlung in den späteren Jahren: Goethe wendet sich nicht völlig von der früheren Gesinnung ab, lernt aber »da wo jene edle Seele sich abmüdet, sich demüthig zu bescheiden«.

Robert Keil: Zu Knebels fünfzigjährigem Todestage (23. Febr.) Erinnerungen und Originalmittheilungen.

(Magazin f. Lit. d. In- u. Auslandes, No. 8, S. 113—115, No. 9, S. 136—139.)

Biographie Knebels mit besonderer Beziehung auf seine Freundschaft mit Goethe. Mittheilungen aus dem Briefwechsel, aus v. Einsiedels Schilderung (1778) und Goethes Gedicht: Ilmenau. Schillers Verhältniss zu Knebel. Darstellung von Knebels Leben in Jena und Ilmenau. Mittheilung ungedruckter Briefe Knebels an Hofrath Büttner in Jena (1788) und Kräuter in Weimar (1824—26). In letzteren mancherlei Notizen über Goethe, Grüsse an ihn, Dank für Sendung seiner Werke, Hoffnung ihn zu sehen. Eine Stelle aus dem Briefe vom 26. Okt. 1824 verdient Hervorhebung: »Unser guter Geheimrath hat mir jüngst durch Zusendung seines neuen jungen Werthers grosse Freude gemacht. Ich werde mit dem Buche wieder jung, und manche Gefühle der Vorzeit wachsen, wie Blumen unter dem Schnee, unter den Lettern wieder auf. Dabei ist grosse Kunst und reiche poetische Gabe, und ein tiefes Erforschen und Darlegen aus den Winkeln des Herzens. Dieses war auch billig die Ursache der allgemeinen Sensation, die dies Buch erregt hat«.

O. Schrader: Carl Ludwig v. Knebel. Ein Charakterbild aus Goethes Freundeskreise. Eine Erinnerung an den 50jährigen Todestag Knebels 23. Febr. 1834.
(Nord und Süd, März, 28. Band, 84. Heft, S. 364—382.)

Würdigung des Wesens Knebels und seiner Leistungen nach den Quellen. Charakteristik der Lucrez-Übersetzung. Proben aus Knebels dichterischen Produktionen. Besondere Darstellung des Verhältnisses zu Karl August und Goethe; der Stellung zu Religion und Politik. Über den Verkehr zwischen Goethe und Knebel wird, nach dem Berichte eines Ohrenzeugen, erzählt, »dass einst bei einer sehr erregten Unterhaltung, wo dann das trauliche Du häufig in das steifere Sie oder das brüske Er überzugehen pflegte, Goethe dem Freund ein beruhigendes »Nun, Alter, werde Er doch nicht so grob« zurief. »Dann muss Er aber auch nicht solche Thorheit schwatzen« war die Antwort«.

G. Malkewitz: Karl Ludwig von Knebel. Zur Erinnerung an den 50. Todestag.
(Voss. Ztg., 22. Febr., Hauptbl. und 1. Beil.)

Kurze Biographie mit besonderer Betonung von Knebels Verhältniss zu Goethe.

Alfred Friedmann: Ein Zoïlos Goethes.
(»Die Presse«, Wien, 16. Febr., Feuilleton.)

Weist hin auf die G.-J. V, S. 401 erwähnten, grammatikalischen Streifzüge durch Goethes Werke und einen diese Kritik behandelnden Artikel der »Täglichen Rundschau« No. 203, der jene Kritik als »Beginn einer neuen Epoche der Goethe-Forschung« bezeichnet. Analyse der bekannten Schrift Glovers: »Goethe als Mensch und Schriftsteller« 1822. (Der Verfasser scheint weder zu wissen, dass Glover ein Pseudonym für Chr. H. G. Köchy ist, 1769—1828, vgl. Goedeke, Grundriss III, 762, wodurch daselbst S. 141 stillschweigend berichtigt wird, noch dass die Schrift, entgegen ihrer Angabe keine Übersetzung ist, noch endlich, dass Klinger energisch gegen ihre Widmung protestirte.)

H. Holstein: Zwei Besuche bei Goethe.
(Voss. Ztg., Sonntagsbeil. No. 40. 41, 5. u. 12. Okt.)

Der eine der Besucher ist G. A. Krug, 1805—1874, Jurist, gestorben als Geh. Justizrath in Naumburg. Er besuchte auf seiner Studienreise (8. Sept. 1827) Goethe und erzählte dem freundlich aber schweigend Zuhörenden von seiner Wanderung durch den Harz und Thüringen, beantwortete dessen Fragen über seine amtliche Thätigkeit, über Berlin und manche Berliner

Persönlichkeiten. Der zweite Besucher ist Wilh. Schnitter, damals Kammergerichts-Referendar, später Kreisgerichtsdirektor in Stralsund. Die Unterhaltung (Apr. 1829) bezog sich auf juristische Angelegenheiten. Berlin. Prinzessin Augusta, deren Vermählung damals bevorstand.

Goethe und Lavater. Vortrag von R. Steck, Professor in Bern. Basel, Benno Schwabe. 39 SS.

Charakteristik des persönlichen und literarischen Verhältnisses. Grund des Bruches: »Das Christenthum kann nun einmal mit der Weltbildung nichts zu thun haben und diese wird ihm stets feindlich gegenüberstehn«. Intellectuell ist Lavater gegen Goethe, wie ein Zwerg gegen den Riesen; er überragt ihn dagegen in zwei Gebieten des sittlichen Lebens: im Familien- und politischen Leben.

Dramatischer Nachlass von J. M. R. Lenz. Zum ersten Male herausgegeben und eingeleitet von Karl Weinhold. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt. Rütten & Loening. VI und 335 SS.

Ungemein reiche Sammlung aller dramatischen Fragmente von Lenz, die hauptsächlich von Jegor v. Sivers gesammelt und dem Herausgeber zur Bearbeitung und Veröffentlichung überlassen waren. Dem Ganzen ist eine Einleitung vorangeschickt, die über den Inhalt des Bandes orientirt, einzelne vom Herausgeber ausgelassene Erzeugnisse namhaft gemacht, »die besser nicht ans Licht treten«. Besondere vortrefflich gearbeitete Einleitungen zu den einzelnen Fragmenten geben die Geschichte, Quellen, Würdigung derselben. — Für Goethe kommt hauptsächlich Folgendes in Betracht, S. 106—132: »Henriette von Waldeck oder die Laube«. Ähnlich wie der »Waldbruder«; auch hier wie dort ist Henriette von Waldner, die von Lenz Begehrte, Gegenstand der Dichtung; Goethe kommt als Gangolf (Wolfgang) vor. Motiv und Form (Singspiel) von Erwin und Elmire entlehnt. — S. 134: »Catharina von Siena« für Goethe und seine Schwester bestimmt. S. 240: Übereinstimmung zwischen Goethe und Lenz in der Liebe zu den einfachen Menschen. — S. 266—275: »Zum Weinen oder weil ihrs so haben wollt«: Behandlung von Goethes und Lenz' Liebesgeschichten: Danach heirathet Lenz die Friederike Brion, Goethe Henriette von Waldner, Goethe kommt in der Schilderung sehr schlecht fort, schliesslich sterben alle Personen. — Die Fragmente gehören ins Jahr 1775. Weinhold bemerkt: »Zum Weinen« können wir das fragmentarische Zeugniss Lenzischen Wesens mit Recht betiteln, aber in anderm Sinne, als er selbst die Worte hinschrieb«.

Lenz vgl. auch oben S. 405 und 417.

Heinrich Viehoff: Goethe und Ulrike von Levetzow. Erzählung.
(Deutsche Revue, herausg. von Rich. Fleischer. Heft 7, Mai, S. 133—154.)

Nach einer Einleitung über Goethes Liebesverhältnisse von Wetzlar bis zur Gerbermühle; Schilderung des Verkehrs mit Ulrike von Levetzow seit 1822 und Mittheilung der in Folge dieses Verkehrs entstandenen Gedichte. S. 142—146: Abdruck und Commentirung der »Marienbader Elegien«. Den Vers »Wohl Kräuter gäbs des Körpers Qual zu stillen«, fasst Viehoff gegen v. Loeper auf als Hinweis auf einen möglichen Selbstmord. Abdruck und Erklärung der Marienbader Erinnerungsblätter und der »Aussöhnung«. Goethe sei nicht den Levetzows nach Karlsbad gefolgt. — Der ganze Aufsatz ist durchaus eine critische, historische Studie: warum wird er als Erzählung bezeichnet?

Alphons Dürr: Johann Heinrich Meyer in seinen Beziehungen zu Goethe.
(Zeitschrift für bildende Kunst, herausg. von C. v. Lützow, 20. Jahrg. 2. u. 3. Heft, S. 25—35, 59—71.)

Würdigung des Verhältnisses zwischen Goethe und Meyer nach den bekannten Quellen. (Beigegeben das Porträt H. Meyers nach L. Vogel.) Charakteristik der »Propyläen«, Bemerkungen über Meyers Stil und seine Art der Darstellung, die Chiffre W. K. F., die gemeinsame Arbeit über Winckelmann, »Kunst und Alterthum«, Meyers selbständiges schriftstellerisches Wirken, Thätigkeit an der freien Zeichenschule. Sehr wohlthuend wirkt in dem ganzen Aufsatze die liebevolle Parteinahme für Meyer, die in bemerkenswerther Weise absticht gegen den Hohn, mit dem Künstler und Kunstgelehrte der neuesten Zeit den »wackern Schweizer« zu beurtheilen pflegen.

R. M. Werner: Goethe und die Gräfin O'Donell. Nach ungedruckten Briefen.
(»Neue freie Presse«, No. 7043, 5. April, Morgenblatt.)

Kurze Darstellung des Verhältnisses Beider. Zusammentreffen in Teplitz. Beziehungen Goethes zu der Kaiserin von Österreich. Entstehung des Lustspiels »Die Wette«. Kurze Mittheilungen aus Goethes Briefen. – (Vgl. die Schrift Werners oben S. 379 ff.)

Vittorio Imbriani.
(Giornale degli eruditi e curiosi, Padova 1883, anno I, nro. 31.)

Theilt Notizen über Goethe und Poerio mit, druckt Poerios Übersetzung der »Braut von Corinth« ab.

Henrik Steffens. Ein Lebensbild von Richard Petersen, Pastor auf Seeland. Aus dem Dänischen von Al. Michelsen. Mit Porträt. Gotha, F. A. Perthes. VII, 419 SS.

S. 24 fg. lesen wir die wunderbare Notiz, dass Steffens 1789 bereits den grössten Theil des Faust auswendig konnte!! — S. 46 Einwirkung von »Faust« und »Egmont« auf ihn, S. 101—103 persönliches Zusammensein mit Goethe (1799); erst Abneigung, dann Bewunderung. Steffens schönes Wort: »Was ich mir zu erkämpfen strebte, alle Richtungen meines Daseins schien er zu kennen; und der Schatz, welchen ich unruhig suchte, schien in seinem Besitze zu sein, ein Geschenk der gütigen Natur«. S. 220 fg. mit Goethe 1808/9; Zusammentreffen mit Zach. Werner.

H. Düntzer: Goethes Strassburger Freund Friedrich Leopold Weyland.
(Allgemeine Zeitung, No. 217. 6. Aug. Beil. S. 3195 fg.)

An einer Stelle wird auf Aufklärungen der »Strassburger Post« vom 27. Juli Bezug genommen. Wirklich Neues und Wesentliches findet sich nicht; nach Düntzerscher Manier wird mit ermüdender Breite Bekanntes wiederholt oder Kleinliches ausgeführt. — Die Verbindung Goethes mit Weyland hörte wohl schon 1771 auf. Weylands jüngerer Bruder, Philipp Christian, kam 1790 nach Weimar. »Sollten sich im Nachlasse dieses als Präsident des Landschaftscollegiums zu Weimar gestorbenen, von Goethe sehr geschätzten Weyland nicht Briefe seines ältern Bruders und Einzelnes über die Sesenheimer Pfarrersfamilie noch vorfinden?«

Ludwig Fulda: Marianne von Willemer. Zum Gedächtniss ihres hundertjährigen Geburtstages.
(Magazin für Literatur des In- u. Auslands, 15. Nov., No. 46, S. 701—704.

Biographie, mit besonderer Berücksichtigung der Beziehungen zu Goethe. Mittheilung über ein bisher noch nicht reproducirtes Jugendbild der Marianne.

D. Stellung zur Wissenschaft und Kunst.

Die religiöse Weltanschauung Goethes. Ein Vortrag von Lic. theol. W. Neveling, Pastor. Barmen. Verlag von Hugo Klein, 28 SS.

Der Vortrag ist schon vor acht Jahren gehalten, aber erst jetzt. besonders im Anschluss an den Pfleidererschen Aufsatz (vgl. G.-J. V, 416) zum Druck befördert. Als Tendenz

seines Vortrags bezeichnet der Verfasser selbst: »Kann doch im Gegensatze sowohl zu denen, welche die Religion durch intellectuelle und ästhetische Bildung verdrängen und ersetzen möchten, als auch zu der nicht minder lauten Richtung, welche Alles, was nicht zu ihrer Form des Glaubens passt, als Atheismus und Materialismus verdammt, nicht oft genug daran erinnert und nachgewiesen werden, dass die grössten Geister unseres deutschen Volkes bei allen Abweichungen von dem Bekenntniss der Kirche doch von einem Gegensatze zwischen Religion und fortschreitender Bildung nichts wissen, sondern beide als zusammengehörend betrachten«. Der Vortrag zeugt von einer sehr gründlichen Kenntniss der Werke Goethes und von guter Bekanntschaft mit der neuern Goethe-Literatur.

Über Goethes Glaubensbekenntniss.
(Frankfurter Zeitung No. 26.)

Goethe und Schiller in ihrem Verhältniss zum Christenthum. Von Dr. Friedrich Lübker. Hamburg. Agentur des Rauhen Hauses. 36 SS.

Wiederabdruck aus den in demselben Verlage 1863 erschienenen »Vorträgen über Bildung und Christenthum«. Die Einleitung von Dr. Hermens stellt die Titel einiger ähnlicher seither erschienener Schriften zusammen, polemisirt gegen Baumgartner und will »das Votum des christlich tief-gegründeten« Lübker gegen diese Verunglimpfung laut werden lassen. Lübker unterscheidet 3 Perioden in Goethes Stellung zum Christenthum. Ausführlich über den Faust. »Im Faust ist der tiefere Hintergrund der christlichen Anschauung nicht zu beseitigen, dessen sich der Dichter, auch wenn er es noch stärker gewollt, nicht zu entschlagen vermocht hätte«.

Goethes philosophische Entwicklung. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie unserer Dichterheroen, von Dr. Ernst Melzer. Neisse. J. Graveursche Buchhandlung. 72 SS. (Separat-Abdruck aus dem 22. Bericht der wissenschaftlichen Gesellschaft Philomathie in Neisse.)

Die Schrift zerfällt in zwei Theile. I. Goethe als Philosoph bis zur genauern Kenntnissnahme von Spinoza im Jahr 1784. II. Von 1784 bis zu seinem Tode. Als Resultat der Untersuchung: Goethe ist nicht Philosoph im strengen Sinne des Wortes. In ethischer Hinsicht schliesst er sich an Spinoza an. Kant beeinflusst seine ästhetischen Ideen. In gewissem Sinne Vorläufer des Darwinismus. Gegner der metaphysischen Grundlagen des Christenthums, gelangt er doch allmählich zu objectiv-geschichtlicher Würdigung desselben. In Goethe spiegelt sich die Entwicklungsperiode unserer Philosophie ab,

»die nicht sowohl reich ist an sicher festgestellten Resultaten, als vielmehr in der Hauptsache ein titanenhaftes Ringen nach solchen in sich schliesst«. Einzelnes: S. 24 ff. Der Aufsatz »Die Natur«. 29 ff. »Prometheus« und »Grenzen der Menschheit«. S. 55 ff. Aufsatz »Einwirkung der neuern Philosophie«. Vielfache Polemik gegen Baumgartner.

Ursprung und Fortdauer der lebenden Wesen . . . . . von C. Jessen. Berlin. Abenheimsche Buchhandlung. 1885. 344 S. 8°.

Hauptstelle S. 296—300: »Besonnene Naturwissenschaft des 19. Jahrhunderts: Goethe«. Tritt für seine Farbenlehre, für seine Metamorphosenlehre und den Werth seiner osteologischen Untersuchungen ein. S. 298 heisst es: »Goethe hat die lebende Natur nicht nur mit seinem Verstande, in tiefster Erkenntniss und weitreichendem Überblicke erfasst, indem er alle Regungen der Wissenschaft verfolgte und für alle Welt in klare Worte, in besonnene Darstellung brachte, sondern auch seine reiche Phantasie zu nichts anderm verwandt, als die Entwicklung des Menschengeistes als der höchsten Naturkraft hier auf Erden, in unendlicher Mannigfaltigkeit und nach tiefster Auffassung poetisch anmuthig darzustellen«.

Christian Belger: Goethes und Schillers Beschäftigung mit der Poetik des Aristoteles. (Aus »Historische und philologische Aufsätze. Festgabe an Ernst Curtius zum 2. Sept. 1884«.) 28 SS. 8°.

Goethe regt das Studium des Büchleins an, 28. Apr. 1797; die Freunde lesen es in der Übersetzung von M. C. Curtius 1753; auf dieser beruhen ihre Anführungen und Urtheile. Mittheilung vieler Briefstellen Schillers, namentlich 5. Mai 1797, und Nachweis der Ausserungen des Aristoteles, durch welche sie hervorgerufen sind. Die Unterhaltung wurde dann hauptsächlich mündlich geführt. Neue Anregung durch F. A. Wolf 1802. Einzelne Äusserungen Goethes, durch Zelter, Göttling u. A. veranlasst, noch 1824, 1826, endlich im Anhange zu den Wanderjahren.

Goethe und Homer. Von Dr. Otto Lücke. Besonderer Abdruck aus dem Osterprogramm der Königlichen Klosterschule zu Ilfeld a. H. Nordhausen. Druck von C. Kirchner. 51 SS. in 4°.

Bekanntschaft mit Homer während der Knabenzeit. Homerstudien in Strassburg. Homer-Reminiscenzen im Werther, Recensionen in den Frankfurter gelehrten Anzeigen (Recension über Woods Versuch über das Originalgenie von Herder),

Künstlers Morgenlied (1774?); über Homer in Lavaters Physiognomischen Fragmenten. 1775—1786: Antheilnahme an Bürgers Übersetzung: einzelne homerische Wendungen in den Briefen. Italien: begeisterte Hingabe an Homer; S. 13—17: Nausikaa. S. 17 fg.: Iphigenie. Homeranklänge in den »Elegien« und anderen Werken. Neuer Impuls zu Homerstudien durch J. H. Voss und F. A. Wolf (S. 20—29). Übersetzung des Hymnus auf den delischen Apoll. S. 30—32: Hermann und Dorothea; Euphrosyne; S. 33—40: Achilleis. — Wirkung der Homerstudien auf Goethes Beschäftigung mit antiker Kunst: Propyläen, Aufsätze über antike Kunstwerke. — Erwähnungen und Beurtheilungen Homers in den »Gesprächen«. Wünscht eine Prosaübersetzung Homers. Interesse für bildliche Darstellungen aus dem Kreise der homerischen Dichtungen. Anklänge an Homer in Dichtungen und Briefen. »Mir soll es genügen, wenn ich nachgewiesen habe, nicht nur, dass der bilderreiche Stil Goethes seine Gleichnisse nächst dem alten Testament mit Vorliebe der homerischen Welt entlehnt, sondern dass wirklich Homer, etwa eine kurze Unterbrechung vor der italienischen Reise ausgenommen, unsern Dichter, dem er durch Herder erschlossen und in Italien lebendig wurde, nie wieder ganz verlassen hat; wie verschieden auch die Gesichter sind, die ihm der Altvater in den einzelnen Stadien zeigte, die enthusiastische Liebe zur homerischen Poesie blieb sich bei Goethe gleich«. — Die Werke Goethes sind in gründlichster Weise durchstudirt. Ältere und neuere Literatur ist fleissig benutzt. Der Neudruck der »Ephemerides« scheint dem Herausgeber entgangen zu sein.

Herm. Schreyer: Goethe und Homer. Erster Theil: Bis zur Reise nach Italien. (Programm der Landesschule zu Pforta vom 21. Mai 1884.) Naumburg a. S. Druck von H. Sieling. 44 SS. in 4°.

Die Lückesche Arbeit (vgl. vorstehende Notiz) ging dem Verfasser erst beim Beginne des Druckes zu, ist also nicht mehr benutzt. Bekanntschaft mit Homer in der Jugendzeit. Lessing und Herder über Homer wirken auf Goethe (S. 7. A. 1: Protest gegen die beliebte Manier, Goethes Angaben in seiner Selbstbiographie anzuzweifeln). Herders Einfluss in Strassburg bildet den Wendepunkt. Empfehlung einer prosaischen Homerübersetzung. Brief an Frau v. Laroche, Nov. 1774. — Recensionen über homerische Schriften in den Frankf. gel. Anz.; Aufsatz in den »physiognomischen Fragmenten«, Stellen im »Werther«, in den Kunstgedichten. — Nach der Übersiedlung nach Weimar dauert die Beschäftigung mit Homer fort: Briefe an den Herzog, an Frau von Stein 1775, 1776. Antheilnahme an Bürgers Übersetzung. Von S. 30 an: Goethe

in Italien. Nausikaa (Wiederholung der Ausführungen vgl. oben S. 404).

Schöll: Goethes und Schillers Verhältniss zur Komödie (Anhang zu dem Aufsatze: Über die altattische Komödie und die Frösche des Aristophanes in A. Schölls Gesammelte Aufsätze zur klassischen Literatur alter und neuerer Zeit. Berlin, W. Hertz. S. 85—90).

Ihre Bedeutung für die Komödie wesentlich geringer als für die Tragödie. Der Grund liege darin, dass sie »keine feste Idealwelt« vorfanden. »Sie mussten also das aus sich schaffen und ihrer Nation geben, was der Komiker umgekehrt als in der Nation schon gegeben und geläufig muss voraussetzen können, um damit das Wirkliche in witzige Collision und erheiternde Confusion zu bringen«.

C. A. H. Burckhardt: Zur Geschichte der Theaterleitung Goethes. (»Grenzboten«, No. 2, S. 68—76.)

Goethe hat 500 Novitäten eingeführt, d. h. jährlich etwa 20 neue Stücke. Aufführungen Goethescher Stücke fanden 270, Schillerscher 340, Kotzebuescher 640 statt. Im Winter in Weimar, im Sommer in Erfurt, Lauchstädt, Rudolstadt, je einmal in Naumburg und Leipzig, seit 1811 in Halle. Die jährliche Ausgabe betrug höchstens 20,000 Thaler. — Mittheilungen über Preise der Plätze, Kosten der Beleuchtung, Besoldung der Schauspieler.

Friedrich Thomae: Friederike Unzelmann geb. Petersilie. Ein Beitrag zur Geschichte des Weimarer Theaters unter Goethes Leitung.

(Sonntagsblatt des Berner »Bund«, No. 12, 23. März, S. 92—95.)

Lebensnachrichten über sie, 24. Mai 1785—19. Nov. 1855; Verzeichniss einiger Rollen, in denen sie zu Weimar 1. Jan. 1803 bis zum 23. Febr. 1807 auftrat. Kurze Notizen über ihren Gatten, den Schauspieler Karl Unzelmann d. J. Entfremdung von Goethe durch die Verheirathung. Scheidung. Künstlerleben bis zum Ende. »In F. Unzelmanns Nachlass fanden sich keinerlei Papiere oder Aufzeichnungen über ihre Beziehungen zu Goethe und dem Weimarer Theater vor, obgleich sie sich derselben stets gerne erinnerte«.

Gesammelte kunsthistorische Schriften von R. Eitelberger von Edelberg. III. Band. Die Aufgaben des Zeichnenunterrichts und viele kunsthistorische Aufsätze. Mit 46 Holz-

schnitten. Wien. Wilhelm Braumüller, k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

S. 221—262: Goethe als Kunstschriftsteller. Der Aufsatz war ursprünglich für eine Vorlesung bestimmt. Sie beabsichtigt »einige Abhandlungen Goethes, welche jetzt weniger gelesen werden, dem kunstliebenden Publikum zu empfehlen«. Nimmt Rücksicht auf die Frankfurter, Leipziger, Strassburger Entwicklungszeit Goethes. Die Abhandlungen, die empfohlen werden, sind: »Von deutscher Baukunst«, »Nach Falconet und über Falconet«. Kunstgedichte, Stellen der »Italienischen Reise«. Schilderung und Kritik der gemeinsamen Thätigkeit Goethes und H. Meyers. Übersetzung und Beurtheilung der Diderotschen Schriften. Buch über »Winckelmann«. Goethe und die Antike. Goethes Kunstübungen. — Der Aufsatz will durchaus nicht eine erschöpfende Darstellung des betreffenden Gegenstandes geben, sondern nur einzelne Hinweisungen, die 1873 niedergeschrieben, 1882 zum Druck bestimmt worden sind.

Hermann Grimm: Raphaels Ruhm in vier Jahrhunderten.
(Deutsche Rundschau, 11. Jahrgang, 2. und 3. Heft. Nov. und Dez. 1884, S. 216—240, 342—370.)

S. 236—240: Goethes Bekanntschaft mit Raphael. Die italienische Reise unternommen um Raphael und die Antike zu studiren. Erstes Urtheil im Brief vom 17. Okt. 1786. »Wir lernen aus Goethes Briefen nicht nur sein Verhältniss zu Raphael, sondern das der ganzen Epoche zu ihm, zur Antike und zu der Blüthezeit der Renaissance kennen«. S. 346: Die »Propyläen«, in denselben Meyers Beurtheilung der Werke Raphaels. S. 348. Goethe und die Nazarener.

Otto Lessmann: Nachklänge aus Weimar. Im Goethe-Haus. Goethes »Tonlehre«. Einiges über Goethes Stellung zur Tonkunst.
(Allgemeine deutsche Musikzeitung, herausg. von O. Lessmann, XI. Jahrg., No. 26, S. 225—230.)

Schilderung des Innern des Hauses, das den Mitgliedern der Weimarer Tonkünstler-Versammlung geöffnet war. In dem Schlafzimmer eine geologische Tabelle, daneben Skizzen aus der Zeitgeschichte. In der Columne 1828 steht »die Jesuiten«; 1829 die Bemerkung: »Von diesen Maulwürfen erfährt man wenig und fürchtet desto mehr«. — Mittheilung des Schemas »Tonlehre« (Goethe-Zelter, Bd. IV) mit Auszügen aus dem genannten Briefwechsel, kurze Würdigung von Goethes Bestrebungen um die Musik.

Waldmann: Goethe in seinen Beziehungen zur Musik.
(Deutsche Wochenschrift, No. 19.)

E. Notizen über Goethe.

R. Keil: Goethe oder Göthe.
(Magazin f. Lit. des In- u. Auslands, No. 2, S. 31.)

Goethe habe sich stets: Goethe geschrieben. Theilt folgende Stelle aus einem Briefe Wielands an Böttiger, 13. Jan. 1812 mit: »Sagen Sie mir doch sub rosa, was für eine Wirkung haben Göthes oder wie er seinen Namen schreibt und drucken lässt Goethe's Wahlverwandtschaften in Dresden, Wien, Leipzig . . . gemacht«, mit folgender, von Wieland dazugesetzten Note: »Daher ihn auch der Herzog von G. nie anders als Go—ethe zu nennen pflegt. Wer kann nun dafür, wenn ihm bei solchem dreysilbigen Goethe das griechische γοητης [= Zauberer] sich aufdringt«. (Vgl. auch den journalistischen Streit, der Ende 1884 in Strassburg, bei Gelegenheit der Benennung einer Strasse, über die Schreibweise Goethe oder Göthe geführt wurde; Berl. Börsen-Zeitung, 11. Jan. 1885, 2. Beil.)

Vor hundert Jahren. Elise von der Reckes Reisen durch Deutschland, 1784—1786, nach dem Tagebuche ihrer Begleiterin Sophie Becker. Herausgegeben und eingeleitet von Lic. Dr. G. Caro und Dr. M. Geyer. Stuttgart. Verlag von W. Spemann. (Collection Spemann 61.)

S. 83 (12. Dez. 1784): »Wieland sieht nur sich, Goethe sich und Herder desgleichen. Werden sie alle drei zugleich wohin gebeten, so hat keiner Geist und Leben«. S. 88: Goethe bei Frau von Stein. »Er hat etwas entsetzlich Steifes in seinem ganzen Betragen und spricht gar wenig. Es war mir immer, als wenn ihn seine Grösse verlegen machte. Indessen behaupten Alle, die Goethe in der Nähe kennen, dass er in seinem Amte gewissenhaft und redlich ist, auch Arme heimlich unterstützt. Sein neuer Standort hat aber nach derselben Zeugniss etwas Fremdes in sein Wesen hineingebracht, das manche Stolz, manche Schwachheit nennen«. S. 90: Elise fährt mit Goethe zu Klauer (2. Jan. 1785). Auf Goethes Veranlassung ist eine Malerschule in Weimar eingerichtet. S. 106 (März 1785): »Goethe kommt auf ein Viertelstündchen. Er war diesmal schon etwas gesprächiger. Überhaupt nimmt man ein gewisses Interesse an Goethe, so sehr er sich zurückzieht«. S. 155 (Juli 1786): Goethes Besuch. »Er ist blos an seinen schönen Augen aus dem grossen Haufen auszufinden«. 15. Juli: Zu Tisch mit Goethe. — S. 166: In Frankfurt bei Frau Rath, »eine Frau gegen die 60 Jahre, noch voll Feuer der Jugend«.

Lavater in Deutschland. Bericht eines Zeitgenossen.
(Akademische Blätter, Heft 7, S. 420—423.)

Unterz. 2. Sept. 1786. »In Weimar soll ihm einer unserer

geliebtesten Schriftsteller — — zu viel Ehre erwiesen haben; — aber er wollte nicht gern *ein* licentiam poeticam verzeihen«. Die Notiz kann sich selbstverständlich nicht auf Goethe beziehn, aber sie ist so merkwürdig, dass sie hier erwähnt werden muss.

O. E. Seidel: Das Anknüpfen von Schiller und Lotte mit Dalberg. (Thüringer Zeitung, Erfurt, 29. Jan.)

Gesellschaft bei Dalberg in Erfurt, 1. Dez. 1788. (Mittheilung aus Beyers Tagebuch.) Der Herzog von Weimar erscheint in der Gesellschaft in Begleitung Goethes und Wedels. »Goethe geht nicht mehr so geniemässig einher wie ehemals. Er ist viel steifer, hofmäßiger geworden, hat sich ganz nach der Hofetiquette geformt. Er kam in einem zimmetbraunen Bratenkleide, chapeau bas mit dem Degen an der Seite daher geschritten, machte Komplimente wie der steifste Hofjunker«.

Rob. Boxberger: Zeitgenössische Mittheilungen über Schiller. Aus Handschriften d. Dresdener Bibliothek veröffentlicht. (Akademische Blätter, herausg. von O. Sievers, Heft 2, S. 65—76, Heft 6, S. 350ff.)

19. Nov. 1787, Körner an Göschen: Gerücht, Goethe bleibe in Italien. 6. Oct. 1789, Göschen an Wieland: Dank für Goethes Lila, es sei zwar mehr als ein Gerüst für Musik und Tanz zu schätzen. Aus Goethes Hand ist indessen Alles willkommen«. 9. Okt. 1796, Böttiger an Jacobi: Grosser Zorn über die Xenien, heftig gegen Goethe, »den sonst so leise auftretenden, furchtsamen Zauderer«. 5. Nov., Derselbe an denselben: Der Zodiakus sei von Goethe; gemeint sei Manso. 4. Dez. 1796: Goethe habe den Anfang einer neuen Epopöe vorgelesen.

Loder an Böttiger, 15. März 1801: Goethe arbeite blos in Jena, »und noch neulich sagte er mir, dass er in Weimar nichts zu Stande bringen könne«. Rochlitz an Böttiger, 30. Aug. 1801: »Ich habe Schiller und Goethe meine Ideen über das deutsche Lustspiel ausführlich mitgetheilt und ich zweifle nicht, dass beyde, ohngeachtet ich manche ihrer Forderungen bestreite, darüber nicht unwillig seyn werden«. Ludwig Schubart 1. Dez. 1801: »Was mir Voss von Goethes Grăcismen sagt, will mir gar nicht behagen«. Kirms an Böttiger, 22. Okt. 1805: »Goethe war zu gerührt und zu kränklich, um Schillern gleich anfangs eine Feierlichkeit zu geben. Es greift ihn noch zu sehr an, sobald er nur an ihn denkt. In Lauchstädt bei einer heitern Stunde realisirte er Schillers Idee: die Glocke auf das Theater zu bringen und machte einen Epilog dazu. Ein Herr Kuhn, der vor 1½ Jahren noch hier Gymnasiast war macht sich unberufener Weise darüber lustig. Hier würde ein

dergl. Andenken die hiesigen Anverwandten allarmiren. Zelter hat dazu noch Chöre setzen wollen, und dann könnte sie doch wohl noch ohne Epilog hier auf das Theater einmal kommen«.

Gustave Hardter: Ein fragmentarischer Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte.

(Sonntagsblatt des »Bund«, Bern, No. 13, S. 101—103.)

Notizen aus ungedruckten Briefen der Ernestine Voss an ihre Kinder. Mancherlei Bemerkungen über das Leben in Jena, über den Verkehr mit hervorragenden Männern. Über den ersten Besuch des Vossischen Paares in Weimar heisst es: »Goethe war etwas steifer als er den ersten Augenblick war, da seine Einladung für den folgenden Mittag nicht angenommen werden konnte und doch blieb die Unterhaltung beim Mittag- und Abendessen ungezwungen, mich führte er sogar ins Schauspielhaus«.

Bilder aus der Schillerzeit. Mit ungedruckten Briefen an Schiller. Herausgegeben von Ludwig Speidel und Hugo Wittmann. Berlin und Stuttgart. Verlag von W. Spemann. 406 SS.

S. 139: Körner wünscht Goethes Vorlesungen über Naturgeschichte zu hören. »Die Fortsetzung der Eugenie erscheint nicht und dies Werk sollte am wenigsten ungeendigt bleiben, weil man ihm sonst schwerlich wird Gerechtigkeit widerfahren lassen«. S. 140: Wünscht (1811) über seine »Nachrichten von Schillers Leben« Goethes Urtheil zu hören. »Ich habe mich bemüht, weder Schillern noch ihm etwas zu vergeben und doch nichts Charakteristisches wegzulassen«. S. 227: Charl. Schimmelmann (1796) wünscht Goethe kennen zu lernen, freut sich, dass Purgstall ihn gut verstanden. »Dass *Sie* mit ihm glückliche Stunden zubringen, dass er in Ihrem Umgang sein besseres Wesen findet, hatte ich schon von Purgstall gehört und gern gehört. In Ihrem letzten Briefe bestätigen Sie dieses, auch nennen Sie Wilhelm Meister, so wie ich es begreife — nicht ganz so wie ich es selbst empfinde — ein solches *Kunstwerk* konnte ich im ganzen kaum bewundern — mein ungeübtes Auge erblickte nur einzelne Scenen — die mich aber auch hinreissen, ich gestehe es. Eine so tiefe Menschenkenntniss verdient Bewunderung, obgleich ich die Menschen nicht gern bloss unter einer gewissen Gestalt gezeichnet sehe, kann ich nicht ihre Wahrheit verkennen«. S. 230ff.: Dieselbe: erzürnt über die Xenien, über Goethes Heirat »ein unedles Weib an seiner Seite«, gelangweilt durch Benvenuto Cellini, dagegen entzückt von »Alexis und Dora«; über Hermann und Dorothea schreibt sie: »wir waren entzückt und erkannten auch

im neuen Gewande den hohen Geist des echten Dichters — doch hat uns Goethe diesmal überrascht — möchte er uns oft so ins Heiligthum der Wahrheit hereinführen, ich war immer geneigt, Goethe nicht zu verkennen und fühlte mich beschämt wenn *Zweifel* über ihn mich störten«. S. 236 (1808): Dieselbe möchte über Goethes Zusammenkunft mit Napoleon unterrichtet sein. 319 fg. Novalis (1789): »Mein Glück würde vollkommen sein, wenn es bei dieser Gelegenheit dem Manne, dem ich so viel verdanke, den ich so unaussprechlich verehre, Ihrem Freunde Goethe gefiele, einmal offen und mittheilend zu sein, wenn ich dabei wäre, dass ich ein Bild von seinem persönlichen Umgang hätte, das dem Bilde vom Schriftsteller entspräche«.

R. M. Werner: Goethe und Gräfin O'Donell. Berlin, W. Hertz.

Über das Buch und aus demselben vgl. oben S. 379 fg. Hier sind die Notizen aus den Briefen Karl Augusts an die Gräfin anzumerken. S. 51 (1813) Goethe schreibe seine Lebens- und Liebesgeschichte »und ist eben jezt in der Epoke Wo er Ew. Excellenz sah, er frägt mich dabey öfters um rath, ob er auch nicht zu viel dem papiere anvertraue? . . Sein kranck werden vor dem jahre hat er gar artig einzuwickeln gewust; jeder Leser fühlt die Ursache« (Vielleicht auf eine Episode in »Dichtung und Wahrheit« bezüglich?). S. 69 (4. Nov. 1813): Über den 2. Theil von »Dichtung und Wahrheit«, der »mir 1omahl lieber wie der erste, den ich ihm gerne geschenkt hätte«.

Joh. Caspar Schweizer. Ein Charakterbild aus dem Zeitalter der französischen Revolution von David Hess. Eingeleitet und herausgegeben von Jakob Baechtold. Berlin. Verlag von Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung). CII und 286 SS.

S. III fg. Bekanntschaft Goethes mit Magdalene Schweizer 1775 (?) und 1779 und Angabe der darüber handelnden Literatur; vgl. S. 21 »Für Goethe malte Füssli Magdalenes Bild, das wahrscheinlich noch irgendwo in Mailand zu finden wäre«. S. XC fg. Mittheilung des Briefes von David Hess an Goethe (9. Nov. 1820), mit welchem Ersterer die von ihm geschriebene Biographie Salomon Landolts übersendet. Goethes Antwort vom 11. Jan. 1821 ist bekannt. S. XV. D. Hess schreibt an seinen Sohn Adolf, der 15. Apr. 1821 Goethe besucht hatte. »Der Weihrauch, der Goethe sein Leben lang gestreut wurde, mag ihn immerhin etwas hochsinnig gemacht haben, allein er bleibt doch ein grosser, vielseitiger, hellleuchtender Geist, der unendlich viel auf sein Zeitalter gewirkt hat«.

Im Jahre 1827 reiste Hiller von Weimar nach Wien, und Eckermann schrieb ihm nach einem ihm gewidmeten noch einen auf Grillparzer bezüglichen Vers ins Album:

Komm du von Wien nach Weimar nicht zurück.
Du bringest denn Grillparzer uns zurück!
Wenn nicht ihn selbst, ein Zeichen doch von ihm
Und schrieb er auch nur seinen Namen hin.
Will diesen er mir gegenüber schreiben,
Werd' ich ihm lebenslang verbunden bleiben.

Hiller war Grillparzer schon in Weimar vorgestellt worden. Dieser empfing ihn daher in Wien sehr freundlich und schrieb ihm bei seinem letzten Besuch gleichsam als Antwort auf die Eckermannschen Verse ins Album:

Kommst du von Weimar, dem schönen Ort,
Wohnen so Grosse wie Goethe dort.
Wohnen so Gute wie Eckermann,
Was sprichst du uns arme Wiener an?
Wir sind ein Völklein dumpf und jung.
Nur stark in Lieb' und Bewunderung,
Gehst du nach Weimar, geh mit mir,
Mein ganzes Wesen folget dir.

Wien, 15. April 1827. Grillparzer.

Ich drücke dem theuren Eckermann die Hand, den ich liebe wie einen Bruder! (Aus Kürschners »Signalen«.)

Aus Wilhelm von Humboldts letzten Lebensjahren. (Eine Mittheilung bisher unbekannter Briefe.) Von Theodor Distel. Mit dem Bildniss der Frau von Humboldt nach Schick. Leipzig. J. A. Barth. 44 SS.

Die Briefe sind an den Freiherrn von Rennenkampf gerichtet, vgl. G.-J. IV, S. 170 ff. S. 30 (28. Juli 1831): »Der ganze Schillersche Briefwechsel mit Goethe und mir, Goethes Reise nach Italien und so Vieles sonst in seinen und Schillers Werken behandelt ewig und ewig unter den verschiedensten Formen die Frage, was es denn eigentlich ist, wodurch das Poetische poetisch wird«. S. 38 ff. (17. Aug. 1832): »Es ist Falk wirklich gelungen, seine Gespräche mit Goethe mit so einer Treue wiederzugeben, dass man Goethe selbst zu hören glaubt. Eines aber ist mir aufgefallen, nämlich die Länge und Ausführlichkeit der Unterredungen. Ich habe nie so zusammenhängenden und langen discutirenden Mittheilungen Goethes gegen mich oder andere beigewohnt. Wenigstens gehörte dies zu den seltensten Fällen im Umgange mit ihm. Es mag sein, dass Falk hier und da mehrere einzelne Unter-

redungen in eine zusammengezogen hat. Es ist aber auch möglich, dass er mehr das Talent besass, in seine Antwort nichts als das zu legen, was den Andern zur weitern Ausführung seiner Ideen anregte. Es war Goethe sehr eigenthümlich, wenn eine Antwort ihm etwas irgend Neues zu denken gab, oder auch nur so schien, stutzig zu werden und eher abzubrechen, als fortzufahren. Er bewahrte dann das so Aufgenommene erst in sich zur weitern Erwägung. Ein weitläuftiges Gespräch über den Zustand nach dem Tode bei Gelegenheit von Wielands Absterben erregt in dem Falkschen Buche mehr die Erwartung, als es dieselbe befriedigt. Ich wollte aber auch alles wetten, dass die darin von Goethe geäusserten Ideen nur augenblickliche Einfälle und keineswegs, selbst nur vorübergehend, seine Überzeugungen gewesen sind«. Überschickt seine im Berliner Kunstverein auf Goethes Tod gehaltene Rede. »Ich habe absichtlich, ohne seiner dichterischen und wissenschaftlichen Bestrebungen genau zu erwähnen, nur das herausgehoben, wodurch er im Ganzen seiner Wirksamkeit, ja man kann sagen seiner blossen Existenz, einen so wichtigen Einfluss ausübte«.

Literarische Aphorismen von Ullrich Hegner, herausg. von J. Baechtold und G. Geilfuss.

(Akademische Blätter, No. 7, S. 413—420.)

No. 22. Goethe. Abwehr des Vergleichs zwischen Goethe und Heyne. Theilt folgendes Epigramm mit, das sich auf »Dichtung und Wahrheit« bezieht: »Bis alle Schaugerüste / Wo er die Musen küsste / Bis jedes Volksgedränge / Und alle dunklen Gänge / Bis alle Potentaten / Die ihm vor Augen traten / Und alle Fest' am Hofe / Die Fürstin und die Zofe / Bis jede hübsche Grethe / Mit der er ging zu Bette / Beschrieben sind mit Weile / Giebt es noch viele Theile. /«

* L. A. Frankl: Zur Biographie Fr. Hebbels. Wien, Pest und Leipzig. A. Hartleben. 76 SS.

Theilt S. 35 fg. eine Äusserung Hebbels über den Briefwechsel Goethes mit Karl August mit, die mit den Worten beginnt: »Dieser ist höchst unbedeutend. Man sieht erst recht, wie Goethes zum Höchsten angelangte Natur sich den kleinen Zuständen anzupassen suchte und wirklich klein wurde im Abstich zu dem, was sie war«.

Friedrich Hebbels Tagebücher. Mit einem Vorwort herausgegeben von Felix Bamberg. Nebst einem Porträt Hebbels nach Stahl und einer Abbildung seiner Todten-

maske. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung 1885. XXIV und 331 SS.

S. 9, 177: Goethe. S. 14, 183: Faust. S. 39: Briefwechsel mit Bettina. S. 44: Wirkung Goethes auf Hebbel. S. 60: Goethe und Kleists Michael Kohlhaas. S. 74: Italienische Reise und Briefe aus der Schweiz. S. 75, 132: Wahlverwandtschaften. S. 98: »Ich kann unmöglich glauben, dass Fr. Schlegel die Agnes [der Caroline v. Wolzogen] für ein Produkt Goethes gehalten habe«. S. 100: »Die Lehrjahre Lotharios«. S. 104, 216: Wilhelm Meister. S. 212: Böttigers lit. Zustände. »Wenn ich Herder und Wieland Alles verzeihe, was sie gegen Goethe sagten, so kann ich es ihnen doch nie verzeihen, dass sie es gegen einen Böttiger sagten«. S. 216: Natürliche Tochter. S. 226: Goethe als Lyriker. S. 227: heftig gegen Stella. S. 240 ff.: Werther, verurtheilt die herabwürdigende Kritik seines Freundes Gravenhorst. S. 270 fg.: »Goethe hat in seiner Biographie ein unerreichbares Meisterstück aufgestellt. Diese Fähigkeit, in die Wurzeln seines Daseins zurückzukriechen, sich auf jede Lebensstufe zurückzuversetzen und jede ganz rein für sich, abgesondert von Allem, was folgt, zu empfinden und beim Leser zur Empfindung zu bringen, nebenbei die ganze jedesmalige Atmosphäre, wie sie das Kindes-, Knaben-, oder Jünglingsauge abgezirkelt haben muss, anschaulich zu machen, dies Alles ist noch nicht dagewesen«. Lobpreisung Goethes gegenüber Rousseau. — Sehr schön ist auch S. 45: »Auf dem Münster dacht ich nur an Goethe. Ich stand vor der kleinen Tafel, worauf sein Name eingehauen ist. Ich sah ihn, wie er mit seinem Adler-Auge hinein schaute in das reiche herrliche Elsass und wie Götz von Berlichingen vor seiner Seele auftauchte und ihn um Erlösung anflehte aus langem Tod zu ewigem Leben. Ich sah ihn unten im Dom, wo die Idee der reinsten, himmel-süssesten Weiblichkeit, des Gretchens, vor ihm aufging. Mir war, als ergösse sich der Strom *seines* Lebens durch *meine* Brust — es war ein herrlicher, unvergänglicher Tag!«

Erinnerungen an Friedrich von Uechtritz und seine Zeit, in Briefen von ihm und an ihn. Mit einem Vorwort von Heinrich von Sybel. Hierzu ein Porträt in Lichtdruck, nach einer Zeichnung von C. F. Lessing. Leipzig. S. Hirzel. XXXVI und 419 SS.

S. 236 fg., 258 fg. merkwürdige Äusserungen von Uechtritz und C. Schnaase über die von Kestner herausgegebenen Briefe, Goethes (Werthers) Liebe zu Lotte. S. 166 Dorothea Tieck an Uechtritz 4. April 1832 schickt den Epilog zu Goethes Andenken von Ludwig Tieck. »Vater war durch Goethens

Tod sehr angegriffen und in der ersten Zeit in einer so gerührten, wehmüthigen Stimmung, dass wir uns seinetwegen ängstigten. Gestern noch sagte er etwas, was mir sehr gefiel: Goethe habe ihm von Jugend auf wie sein Stern vorgeleuchtet und sein Gefühl für ihn sei wie das des Ferdinand für Egmont«. S. 413: Marie Wiegmann (Malerin) schickt an Uechtritz eine Stelle aus Holteis Leben, des Inhalts, Goethe habe, nach Augusts Erzählung, grosse Freude an Uechtritz's »Alexander und Darius« gehabt. »Wie ein Kätzchen trug ers unterm Arm mit sich herum, gab es nicht aus den Händen, ging, glaube ich, damit zu Bette, ergötzte sich liebkosend daran, wie an einem edlen, rein poetischen Werke«.

Berthold Auerbach. Briefe an seinen Freund Jacob Auerbach. Ein biographisches Denkmal. Mit Vorbemerkungen von Friedrich Spielhagen und dem Herausgeber. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt Rütten & Loening. Zwei Bände, XVII und 413, 482 SS.

Die Briefe enthalten eine Fülle literarischer Notizen. Sie geben vor allen Dingen Zeugniss davon, mit welch tiefem Verständniss Auerbach in Goethes Geist einzudringen wusste. Ich gebe im Folgenden ein Verzeichniss der wichtigeren Stellen und bedaure nur, dass es mir an Raum gebricht, die schönen Betrachtungen hier mitzutheilen. Das erste Citat aus Goethe findet sich schon im Febr. 1832, Bd. I, S. 13. Aus dem ersten Bande ist ferner hervorzuheben S. 148 (1860): »Ich glaube, ich lese Goethe zum erstenmal auf künstlerischem Standpunkte«. Über Werther und Volkspoesie. S. 154 Über den Vortrag: »Goethe und die Erzählungskunst«. 234: Über die Briefe Goethes an Frau von Stein. 272: Goethes italienische Reise. 313 fg.: prachtvolle Stelle über Eckermanns Gespräche. 334 ff.: Über den Goethe-Zelterschen Briefwechsel. 341: Goethes Schilderung des Rochusfestes, »eine Altersarbeit, wo er ist, wie wenn ein Grossvater aus seinen Taschen vergessene Bonbons holt«. 357: Egmont und Beethovens Musik dazu. 375: Mozart, Goethe, Raphael, »das sind mir drei erfrischende Labeströme voll Beseligung«. 413: Kanzler Müllers Unterhaltungen. — Band II, S. 6: »Goethe fehlte der Staatssinn, aber er hatte den Natursinn«, 75: Goethes Geburtstag, 142: Domscene im »Faust«, 150: Vischer über »Faust«, 177—179: grosse Abhandlung über »Tasso«: Abwehr des Vorwurfs des Undramatischen, Tasso, neue Aussprudelung der Wertherstimmung, Thema der Selbstpflege und Empfindlichkeit, Gegensatz der Einsamkeit und Gemeinsamkeit. »Das ist die Tragödie des Seelenlebens im Genie, die von keiner Tragödie des sogenannten Helden, der sich in Thaten äussert und entäussert, überragt werden kann«.

Ein tiefer Zug: erst als Tasso sich absolut verlassen fühle, erinnere er sich seiner Schwester »des einzig unzerreissbaren Naturbandes«. 197 fg.: »Werther«. 216: »Götz«, auffällig, dass die Achse des Dramas, nämlich die Verquickung des Götz mit dem Bauernkrieg, erst im letzten Akte angesetzt wird. 231: allgemeine Bemerkungen zu Goethes Charakteristik. 267: »Die Geschwister« (sehr schöne sinnige Betrachtung). 274 fg.: Stella »Es ist Götzendienst, selbst in einem so Hohen wie Goethe Alles zu lobpreisen«. 322, 361 fg. (An Goethes Geburtstag 1877, 1878.) 409: Faust. 428: »Mozarts Melodieen und Goethes Worte begleiten mich wunderbarer Weise auf allen Wegen und Wendepunkten des Lebens«. 432: Goethes Stellung zu den Juden, Culturbedeutung der Juden für die Würdigung Goethes. 437 fg.: Aufführung des 2. Theils des »Faust«. Zum Schluss möge eine Stelle über Goethe Platz finden, die Berthold Auerbach am 28. August 1878 niederschrieb: »Er selber ist wie ein Meer in den alle Bildungsströme mündeten, und für alle Zeiten schickt er Wolken in die Lüfte, die als Regen niedertriefen auf spätestes Wachsthum«.

Kleine Schriften von Jakob Grimm. Siebenter Band. Berlin. Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Harrwitz und Gossmann. XIII und 608 SS.

S. 606, 607: Aufruf zu Beiträgen für Goethes Standbild. S. 608: Austritt aus dem Goethecomité. (Vgl. G.-J. II, 454ff.)

Jakob Grimm. Von Wilhelm Scherer. Zweite verbesserte Auflage. Berlin. Weidmannsche Buchhandlung, 1885. VIII, 321 SS.

S. 15: Goethe mit Raphael verglichen. S. 75 fg., 179: Goethe und die Nibelungen. S. 107: Märchen. S. 150 fg.: Idylle und bürgerliches Epos. S. 162: Gegen die Buchstabensparer. S. 210: Serbische Literatur, Wort über Grimm. S. 312: Goethe, Klopstock, Wieland gelten Nicolai als Meister der poetischen Sprache. S. 335 fg.: Grimm über Goethes und Schillers Verhältniss zur Religion.

Hermann Hettner. Ein Lebensbild von Adolf Stern. Mit einem Porträt. Leipzig. F. A. Brockhaus. IX und 306 SS.

S. 7: Schon als Gymnasiast sucht er den Genossen die Schönheit der Goetheschen »Tändellyrik« darzulegen. S. 99: Liest 1848 zum ersten Male über Goethe. S. 119 ff.: Hettners Buch »Die romantische Schule in ihrem innern Zusammenhange mit Goethe und Schiller«. S. 242—274: »Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts«. S. 238: Ausflug nach Weimar und Wetzlar 1865. Hettner schreibt in einem Briefe: »Welch stilles Glück, welche heitere Seligkeit ist hier in meine Seele gezogen! Je näher man Goethe belauscht in seiner nächsten

Wirklichkeit, desto grösser wird er einem sowol als Mensch wie als Künstler. Wie unscheinbar, ja wie dürftig ist die äussere Scenerie, welche Goethe für den »Werther« benutzte, mit welchem grossen Auge hat er sie gesehen und empfunden. Nie werde ich die Stunden vergessen, in welchen ich im Garten von Garbenheim (Wahlheim) sass und den »Werther« durchblätterte. Frische erquickende Luft unter schattigen Bäumen, Zufriedenheit und Glück in mir, mit meinen Gedanken ganz und gar versenkt in die gewaltige Zeit, welcher wir unser ganzes Sein und Denken und Empfinden verdanken. Es liegt etwas sehr richtiges in dem alten katholischen Brauch der Wallfahrten. Man fühlt sich dem geliebten Heiligen, den man verehrt, menschlich näher«.

III. VERSCHIEDENES.

A. BILDER, STATUEN etc.

Moritz Retzsch: Umrisse zu Goethes Faust. 1. und 2. Theil. (Neue Auflage.) Quer-Folio. (40 Kupfertaf. mit 12 S. Text.) Stuttgart, Cotta.

Robert Koenig bespricht in Nr. 44 des Daheim die Angelegenheit des Goethe-Denkmals der Bettina. Beigegeben ist die Nachbildung des 1838 von L. Ed. Grimm gezeichneten Bildes.

Das Goethe-Haus in Weimar.
(Wiener Theater-Chronik, No. 23.)

(W. v. Biedermann): Schattenbilder aus Goethes Leipziger Studentenjahren. Gedenkblatt zum 28. August.
(Illustrirte Zeitung, No. 2147, S. 185 fg.)

Begleitender Text zu einem grossen Bilde, 16 Schattenrisse enthaltend u. d. T.: »Die Schönkopfsche Tafelrunde«. Die Schattenrisse sind in dem Besitze eines Leipziger Kaufmanns, wohin sie aus dem Eigenthum des Leipziger Genossen Goethes, des Assessor Hermann, gelangt sind. Eine Tradition will, dass dieselben von Goethe sind; als Stütze dieser Tradition wird Goethes Vorliebe für Schattenrisse, und seine vielfältige Beschäftigung mit der Kunst angeführt. Als spätester Termin der Anfertigung wird das Frühjahr 1766 angenommen. Unter den Dargestellten fehlt Goethe; auch das könnte für seine Autorschaft sprechen. Die Porträtirten sind: Vater und Tochter Schönkopf, J. A. Ernesti, A. F. Oeser, Joh. Gottl. Pfeil und sein Schüler K. A. Freih. v. Friesen, A. L. F. Strobel und

sein Schüler Ad. Graf v. Marschall. Über letztern werden einzelne Notizen gegeben. Er ist geb. 1750, gest. 1824, blieb weiter mit Goethe in Beziehung, 1773 von ihm gegrüsst, 1776 im Tagebuch erwähnt. Ferner sind dargestellt: zwei Herren v. Zedtwitz mit ihrem Hofmeister Döring; Freih. E. H. v. Hagen. Accisesecretär G. F. Krebel und der spätere Gutsbesitzer gleichen Namens, Leuthier und der schon genannte Chr. G. Hermann. — Die ganze Gruppe, ob wirklich von Goethe herrührend oder nicht, gewährt ein sehr hübsches Bild von dem Kreise, in dem er verkehrte.

B. Dichtungen über Goethe. Compositionen. Parodieen.

M. Horn: Goethe in Strassburg und Sesenheim. Eine Dichtung. Cassel. E. Kleimenhagen.

Albert Lindner: Aus classischen Tagen. Erinnerungen aus Alt-Weimar.
(Wiener Journal »Fremdenblatt«, 1884. Beilage zu No. 203 bis 205, 208—212, 215—218.)

Effektvolle novellistische Darstellung der Intrigue der Jagemann-Heygendorf gegen Goethe mit dem Hund des Aubri.

A. v. d. Elbe: Brausejahre. Bilder aus Weimars Blüthezeit.
(Die »Gartenlaube«, 3. Quartal, durch viele Nummern hindurch.)

Novelle, die Goethe und Frau von Stein, das Leben am Hofe, das Verhältniss zu verschiedenen Männern und Frauen, das Festtreiben, die Gelegenheitsstücke, z. B. Lila behandeln. Ob und inwieweit der Verfasser die Quellen benutzt hat, vermag ich nicht zu sagen.

Freund Göthe von Julie Werner, Verfasserin der »Jugenderinnerungen einer jungen Frau«. Stuttgart, Verlagder J. G. Cottaschen Buchhandlung 237 SS.

Geschichte des Lebens einer Frau, mehr des innern als des äussern, welche Goethe eine tiefe Verehrung zollt, und durch ihn eine Richtschnur für ihr Leben erhält. Ihre Gedanken über ihn lässt sie drucken. Das Buch enthält viele etwas in die Länge gezogene Gespräche über Goethe und seine Werke, namentlich über sein Christenthum, über den Faust.

Faust. Zweiter Theil. Dramatische Dichtung von Joseph Ernstlieb. (Fragment.) Motto: »Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt«. Mannheim. Commissions-Verlag von J. Bensheimer. 72 SS.

Vorangeht eine »Zueignung« an Goethe. Dann folgt eine Scene (Vorhalle des Himmels), in der Mephistopheles dem »Herrn« u. A. mittheilt, dass er den Dr. Faust herzlich satt habe. 1. Akt. Faust will mit Mephistopheles in die Stadt gehen. Professor und Schüler unterhalten sich über die bevorstehende Hinrichtung der Kindesmörderin. Professor und Faust über Wissenschaft, Liebe; Andeutung der Hinrichtung, Fausts resignirter Monolog. 2. Akt: Gretchen im Kerker. Unterhaltung verschiedener aus dem Volke (Faust und Mephistopheles sind in der Menge) über das Bevorstehende: Faust und Margarethe erkennen sich, Faust wird weggeschleppt, grosse Monologe im Kerker: Lebens- und Bibelbetrachtungen, schläft ein, Gesang der Genien, Gretchen als Ideal der Schönheit; Faust wird durch Amnestie eines neuen Kaisers befreit. Zwischenakt (In Holland) Faust und Mephistopheles: Unterhaltung über Magie und Ähnliches. Faust verabschiedet sich — Haide in England: Conaldshew (die Schlange, als böses Prinzip) hält mit Hexen und Kobolden längere Reden; mit einem Monologe der Conaldshew schliesst das Fragment.

Henry Blaze de Bury: Mein Prozess mit Meyerbeer.

(Gegenwart vom 20. Sept. 1884.)

Berichtet über die Geschichte der Musik, welche Meyerbeer zu seinem Stücke: »Goethes Jugend« componirt hat, wegen welcher er in einen Prozess mit Meyerbeers Erben verwickelt wurde. Das Stück behandelte die Episode mit Friederike Brion, und zwischen den vierten und fünften Akt sollte Meyerbeers Musik eingeschoben werden, welche Compositionen vom Erlkönig, von Mignon, von der Kirchenscene etc. enthielt.

»Über allen Gipfeln ist Ruh«.

Parodie des Gedichts, mitgetheilt in dem »Echo« No. 81.

Anhang.

Englisch-amerikanische Bibliographie.

Zusammengestellt von

Horatio S. White, mit Beiträgen von W. C. Hewett.[1]

I. Neue Ausgaben. Übersetzungen etc. von Goethe.

Early and miscellaneous letters, including letters to his mother; with notes and a short biography by E. Bell.

Bell & Sons, London, and Scribner & Welford, New York 1884. (Bohn's Standard Library, vgl. G.-J. V, 426—7.) 318 SS.

[Diese Sammlung umfasst die in »Der junge Goethe« von Hirzel enthaltenen Briefe. Es kommen dazu Briefe an Frau la Roche aus Fritz Schlossers Nachlass, einige Briefe an Johanna v. Fahlmer aus Urlichs Sammlung und Briefe an die Frau Rath aus den Jahren 1777—1801, an Kraft, und zwei Briefe an Riese aus den Jahren 1783 und 1814. Die Briefe sind mit fortlaufenden Anmerkungen begleitet, die nicht immer aus den neuesten Quellen geschöpft sind. Aber die Übersetzung gibt in einem Band die in den ersten sechsundzwanzig Jahren seines Lebens geschriebenen Briefe des Dichters. Die Briefe an Auguste von Stolberg sind verkürzt, andere sind ganz treu wiedergegeben. Die kurze Biographie, welche vorangeht, ist unbedeutend.]

Italienische Reise. With introduction, notes, and Vocabulary. Edited by Prof. C. A. Buchheim, Sixth edition.

F. Norgate, London. (1883.)

German classics with notes and vocabulary. Hermann and Dorothea, by M. Forster. Egmont, by H. Apel.

Williams & Norgate, London. (1883.)

Hermann and Dorothea with notes etc., by W. Wagner. New ed.

Cambridge (Eng.) 1884.

Goethe's Hermann and Dorothea with grammatical explanations calculated to bring the English reader to a

[1] (Die Zusätze Hewetts sind in eckige Klammern eingeschlossen. Einzelnes Hierhergehörige, das mir aber direkt zugesandt, und daher von mir besprochen war, vgl. oben S. 415, 417. L. G.)

sound knowledge to the German Language. by H. Sachs. 12 mo 86 SS.]

Goethe's ballads, songs, and miscellaneous selections in English verse by W. Gibson.

Simpkin, London, 1883.

Faust translated by Anna Swanwick; White, Stokes and Allen. New York. 1884.

Songs and Scenes from Goethes Faust; illustrated from designs by A. Liezenmeyer and Ad. Lalauze.

Estes & Lauriat, Boston, 1884.

Mit Benutzung von Taylors Übersetzung. Geschmackvoll elegante Ausstattung.

Paul Konewka's illustrations to Goethe's Faust. Taylor's Translation. 12 Silhouette designs. New edition.

Roberts Bros, Boston, 1883.

Morley's Universal Library. Marlowe's Faustus. Goethe's Faust, with an introduction by Henry Morley.

Routledge & Sons, London, 1883.

The story of Goethe's Life, by G. H. Lewes. Second edition. Abridged from Life and Works of Goethe.

Smith & Elder, London, 1884.

[Neue Ausgabe des letzten Werkes über Goethe, von Lewes, dem bekannten Verfasser des Lebens Goethes. Weniger ausführlich aber lebhafter geschrieben als das grössere Werk desselben.]

Essays by R. M. Eyton. Griffith & Farran, London, 1884.

Inhalt: Laodiceans. Aesthetical Perceptions. Rubens and Goethe.

Original Plays. Second Series. By W. S. Gilbert.

Chatto & Windus, London. 1881.

Pp. 150—201. Gretchen. A Play in four acts. Zum erstenmale aufgeführt auf dem Olympic Theater, London. Mar. 24, 1879. Das Grundmotiv dieses Stücks ist dem Goetheschen Faust entlehnt. Jenem Gedichte verdankt der Autor besonders die Scene zwischen Mephisto und Martha im zweiten Akte.

II. Verschiedenes in amerikanischen und englischen Zeitschriften über Goethe.

New York Nation.

Vol. XXXVIII. No. 963, Dec. 13, 1883. p. 490.
Blackie's Wisdom of Goethe.
Vol. XXXIX. No. 975, Mar. 6, 1884. pp. 216—217.
Minor Fausts Literature.

London Academy. No. 603, Nov. 24, 1883. pp. 341—2.

Recension der Übersetzung von Düntzers Leben Goethes. Von Edward Dowden.

Temple Bar Magazine. Febr. 1884. Art. VIII.
The Wisdom of Goethe.

Longman's Magazine. No. XVII, Mar. 1884. pp. 496—503.
Goethe als Theater-Intendant. Von Charles Hervey.

Contemporary Review. Aug. Oct. 1884. pp. 161—177. 488 bis 506.
Goethe. I. II. Von Prof. J. R. Seeley.

The Nineteenth Century. No. XCIII. Nov. 1884.
Faust. Ein Fragment. By Nina Kennard.

[Behandelt die Entwicklung des ersten Theils des Goetheschen Faust.]

The correspondence of Thomas Carlyle and Ralph Waldo Emerson, 1834—1872. In two volumes.
T. R. Osgood & Co., Boston, 1883.

Emerson on Goethe. I: 29—30, 100, 183, 285.
II: 299, 319.
Carlyle on Goethe. I: 39—41, 109, 229—230, 314.

(Die an den angeführten Stellen mitgetheilten Bemerkungen über Goethe sind zur Erkenntniss der englisch-amerikanischen Beurtheilung Goethes von hohem Interesse; vielleicht komme ich später in anderm Zusammenhange auf dieselben zurück.
L. G.)

Register zu Band VI.

I. Personen-Register.

Die hinter den cursivgedruckten Namen stehenden Zahlen geben die Seiten an, auf denen Abhandlungen oder Mittheilungen der Betreffenden gedruckt sind. »Brief an« bedeutet einen Brief Goethes an den Genannten.

Abelin, J. Ph. s. Gottfried.
Adelung 113.
Aeschylos 208.
d'Alembert 29.
Althann, Graf und Gräfin 384.
Alxinger 107. — Brief an Göschen 106 fg.
Ampère, J. 419.
Andreae, Buchhändler 121.
Andreae, Jurist 124.
Apel, H. 445.
Ariost 212. 325.
Aristoteles 320 fg. 360. 428.
Arndt, W. 389.
Arnim, A. v. 363.
Arnim, Bettina v. 24. 378. 420. 439. 442.
Auerbach, Berthold 440 fg.
Auerbach, Jakob 440.

Baden, Erbprinz von 159. 163.
Baden, Markgraf von 159. 163.
Baechtold 392. 394. 436. 438.
Baiern, Ludwig I., König v. 146.
Bamberg, F. 438 fg.
Barchfeld, Landgraf und Landgräfin v. 165.
Barchfeld, Prinz v. 165.
Barruel 43.
Bartsch K. 362 fg.
Basedow 85. 311. 402.
Batteux 199.
Baumgart 372.
Bayreuth, Markgräfin von 159.
Beaulieu-Marconnay, C. v. 59—83. 169—175.
Beaulieu-Marconnay, C. v. 3.
Beaumarchais 398.
Becker, Sophie 433.
Beethoven 440 fg.
Behrisch 203.
Belger, Ch. 429.
Bell, E. 445.
Belling, E. 409.
Bernays, J. 320.
Bernays, M. 336 ff.
Bernays, M. 362 fg. 365. 372.
Bertuch 12. 105. 143. 150. 354. 412.
Berzelius 340.
Bethmann, M. v. 378.
Biedermann 372.
Biedermann, Woldemar Frhr. v. 338 ff.
Biedermann, W. v. 59. 140 fg. 262. 264. 267 ff. 272. 325. 329. 353. 391 fg. 402 fg. 408. 442.
Bircke, Rekrut 345.
Birlinger 321. 372. 418.
Black 106.
Blackie, J. St. 415. 447.
Blume, L. 418.
Blümner 380.
Bobertag 372.
Boccaccio 351.
Bode 104, 114 fg.
Bodmer 90.
Bohn 445.
Böhmer, Auguste 213.
Böhtlingk 372.
Boileau 87.
Boisserée 301 ff. 387.
Bondi, Abbate 225. 384.
Börne 145.
Bos du 87.
Böttiger 13 ff. 63 ff. 71. 96. 107. 112 fg. 342. 373. 433 fg. 439. — Briefe von Göschen an 102 ff. Briefe von Cotta an 107 ff.
Bournet 419.
Bovet 381.
Boxberger 423.

Boynicie, J. v. 409.
Brachmann 332.
Brahm, O. 362.
Branconi, Frau v. 320.
Brandes, G. 400.
Brandl 121.
Brasch 399.
Bratranek 329. 369ff. (Nekrolog).
Braun 372.
Braunschweig, Erbprinz v. 154.
Braunschweig, Ferdinand Herzog v. 152.
Braunschweig, Friedrich Wilhelm Herzog v. 10.
Braunschweig, Leopold Herzog v. 187.
Braw, F. A. 321.
Brentano, Maxe v. 409. 420.
Bridaine 409.
Brion, Friederike von Sesenheim 326. 365. 405. 417. 420. 425.
Brockhaus 143.
Brossard, Jeannette, Goethe u. 353ff.
Brühl, Gräfin Tina 187.
Brünner, C. 390.
Buchheim, C. A. 445.
Buchholtz 394.
Buchwald, Frau v. 33, 35.
Buff, Charlotte (Lotte) 356. 420. — Brief von Goethe an 19.
Buffon 30fg.
Buril de, Graf 46.
Burkardt, Iselins Schwager 92.
Burckhardt, C. A. H. 148—166, 344fg. 353ff.
Burckhardt 11. 431.
Bürger, G. A. 53fg. 103. 336. 431.
Bury 96. 411.
Bury, Blaze de 444.
Büttner, L. D. 379. 423.
Byron 367.

Cacault 6.
Calderon 400. 412.
Camoens 349.
Camper, Petrus 33fg. 390.
Cara 44.
Caraccio, M. 413.
Carlyle, Th. 447.
Caro, G. 433.
Carolath, Prinz und Gemahlin 162.
Carpion 131.
Carrière 372.
Castrop 165.
Cattaneo, C. 402.
Ceroni, R. 402. 413.
Cholevius 262. 264.
Chuquet, A. 411. 419.
Clarysche Familie 383.
Claudius 359. 411.
Clemens 122.
Cohn, A. M. 95.
Collina, Filippo 8ff.
Collina, Vater d. vor. 9.
Condamin, James 416.
Conrad, Buchhändler 375.
Consentius, R. 402.
Corvinus, H. 414fg.
Cotta, J. F. 96. 105. 107. 122. — Briefe an Böttiger 107ff. Brief an (r.) 382.
Coudray, Brief an einen Maler in Berlin 142.
Cranach, L. 302.
Creizenach 126fg. 326.
Crespel, Franziska 363. 417.
Creutzer 173.
Crueger, J. 90.
Curland, Herzog Carl v. 163.
Curtius, E. 429.
Curtius, M. C. 429.

Dalberg, Coadjutor 91. 149ff. 434.
Dalberg, Bruder d. vor. 154.
Dalberg, Schwester d. vor. 156.*
Dänemark, Friedrich V, König v. 202.
Dänemark, Königin Luise v. 202.
Dante 212. 225. 351.
Darmstadt, Prinzessin Luise v. 97.
Denis (Sined) 200.
Dessau, Fürst v. 152. 160ff. 165.
Deutschland, Karl V, Kaiser v. 303.
Deutschland, Maximilian I, Kaiser v. 303.
Devrient, O. 399.
Diderot 29. 88. 432. — Parallelen zu Goethes Faust und Xenien 332fg.
Dieterich, Buchhändler 380.
Distel, Th. 437fg.
Döbbeln, C. 102.
Doczy 414.
Dorer-Egloff 326.
Döring 443.
Dowden 447.
Du-Bois Reymond 394.
Dumas, A. (fils) 343.
Düntzer, H. 28. 34. 40. 53. 59. 274. 290. 313. 327. 346. 380. 388. 390fg. 394fg. 401. 404. 408. 410fg. 413. 415. 419. 420. 427. 447.
Dürer, A. 301. 351.
Dürr 426.
Durst (?) 145.

Eckermann 21. 282 fg. 330. 394. 413. 437. 440.
Edelberg, Eitelberger v. 432.
Edelsheim, v. 150. 153. 159. 163.
Edling, Graf 127.
Egloffstein, Hauptmann v. 4. 69.
Egloffstein, Henriette v. 59. 69. 82 fg. — über Goethe 61 ff. — Brief an 83. — Brief von Schiller an 83.
Egloffstein, Töchter der vor. 60.
Egloffstein, Hof- und Regierungsrath 59.
Egloffstein, Hofmarschall v. 69.
Egloffstein, Frau d. vor. 69. 80. 82 fg.
Egmont (pseud.) 397.
Eichendorff 366 fg.
Eichhorn 114.
Eichstädt 105. 124. 342 fg. 353. — Brief von Heinrich Voss an 113 ff.
Eilhard v. Oberge 366.
Einsiedel, v. 4. 9. 62. 69. 162. 423.
Elbe, A. v. d. 443.
Ellinger, Georg 262—273. 322 ff.
Emerson, R. W. 447.
Empedokles 229.
Emser 97.
Engel 247 fg.
Engel, E. 378.
Erdmann 372.
Erfurt, Statthalter v. s. Dalberg.
Ernesti, J. A. 442.
Ernstlieb, Jos. 444.
Escher 420.
Ettinger, E. W. 49.
Euripides 208. 265.
Eyck, van 303.
Eyton, R. M. 446.

Facius, Frl. 378.
Fahlmer, Johanna v. 445.
Falck, P. T. 417.
Falk, J. 60 fg. 70. 79. 114 fg. 117. 137 fg.
Feierlein 120 (Freyerlein) 122.
Ferdinand III. 351.
Fiedler 105.
Fielding 282.
Fielitz 378.
Finsler, G. 97 ff.
Finsler, G. 395 fg.
Fischer, Bassist 382.
Fischer, Sohn d. vor. 382.
Fischer, H. 378.
Fischer, Hofgärtner, Brief an 25.
Fischer, Kuno 397.
Fleischer 143.
Forster, John 281.
Forster, M. 445.
Fortis, Abbate 37.
Frank, Schauspielerin 120.
Frankenberg, Herr v. 27 fg. 39.
Frankenberg, Frau v. 27 fg. 44. 47. 49. 58.
Frankl, L. A. 438.
Frankreich, Ludwig XVI. v. 34. 45.
Frege, C. G. 373. 380. — Brief an (r.) 382.
Frey, J. R. 85 ff. 92.
Frey, J. 367.
Frey, Remeli 89.
Friedmann, A. 424.
Friederike s. Brion.
Friedrich I. (Deutscher Kaiser) 126. 138.
Friedrichs, Göttinger Student 267.
Friesen, K. A. Frhr. v. 442.
Fritsch, v. 4. 59. 150.
Fritsch, Constanze v. 379.
Froriep 143. — Brief von Reimer an 143 fg.
Fulda, L. 427.
Füssli 436.

Gallitzin, Fürstin 30. 369.
Gärtner 238.
Garve 102. 278.
Gauby, Philipp, Brief an 18 fg.
Gautier, Th. 414.
Gedicke, Fr. 359.
Gehrts, K. 390.
Geiger, Ludwig 3 ff. 95—147. 301 ff. 330. 355 ff. 367 ff.
Geiger, L. 353. 422. — Brief von G. Keller an 361 fg.
Geilfuss, G. 438.
Geisler, R. 390.
Gellert 238. 393.
Gensler 125.
Gerning, v. 4. — Brief an Goethe 120 ff.
Gerstenberg 200.
Gervinus 218. 332. 350. 400. 405.
Gesner 88. 91.
Geyer, M. 433.
Gianini, Gräfin 164.
Gibson, W. 446.
Gilbert, W. S. 446.
Giotto 352.
Giovane, Herzogin v. 411

Gläser, G. L. 376 fg.
Gleim 47. 238. 275 fg. 380.
Glover 424.
Göchhausen, Frl. v. 65 ff. 69. 71. 80. 82. 402.
Göchhausen, Geh. Kammerrath v. 377.
Goedeke 130. 407.
Goldsmith, Oliver 385, Goethe und 281—298.
Goldsmith, Vater u. Bruder des vor. 281.
Görz, Graf 150.
Göschen 96. 107. 434 fg. — Brief von Reinhold an 101 fg. — Briefe an Böttiger 102 ff. — Brief von Alxinger an 106 fg. — Brief von Böttiger an 107.
Gottfried, J. L. (Chronik), Goethe und die Chronik 334 fg.
Goethe, Alma v. 421.
Goethe, August v. 143. 146. 172. 381 fg. 393.
Goethe, Christiane v. 63. 115. 117. 374. 381 fg. 393. 420. 435.
Goethe, Cornelie 420. 425.
Goethe, Joh. Casp. 62.
Goethe, Cath. Elis. (Frau Rath) 62. 366. 420. 433.
Goethe, Ottilie v. 139. 170. 172 fg. 369. 421. — Brief an 21 ff. — Brief an Rahel 142. — Brief an Holtei 146.
Goethe, Walther v. 22. 369.
Goethe, Wolfgang v. (Enkel) 22. 369.
Gotha, Prinz August v. 160 ff. 165. Goethe und 27—58. — Briefe an Goethe 33. 48 fg.
Gotha, Herzog Ernst v. 31. 40. 157 fg. 160. 165.
Gotha, Herzogin v. 152.
Gotter 6. 293.
Göttling 429.
Gottsched 187. 238. 335 fg. 389.
Götze, E. 337.
Göz, Geheimrath 347, 349.
Goué, A. v. 356.
Grabbe 422.
Graff, Schauspieler 4.
Graff, Verleger 104.
Gravenhorst 439.
Gries 223. 327 fg. — Briefe an Unbekannte 119. 123 ff.
Griesbach 105.
Grillparzer 279. 421 fg. 437.
Grimm, Baron v. 29. 46.
Grimm, H. 418. 432.
Grimm, J. 364. 441.
Grimm, L. E. 442.
Grimm, W. 353.
Grot-Johann, P. 390.
Grothuss, Frau v. 22. 119.
Grüner 419.
Guest 422.
Günther, J. Chr. Goethe über 335 fg.
Günther, Oberconsistorialrath 4.
Günther (Prof. in Jena) 146.

Hackert 394. 411.
Hafner, Phil. 384.
Hagedorn 200.
Hagemann 394.
Hagen, E. H. v. 443.
Haizinger, Amalie 370 fg. (Nekrolog).
Halde, du 268.
Haller 365.
Hallwachs, Obersteuerrath 345. 347.
Hamann 206. 311.
Hammer 383.
Hardenberg, Fürst 131.
Hardter 435.
Harpff 394.
Harrach, Graf 105.
Hartczyk 305 ff. 399.
Harte, Miss 411.
Hartmann, F. 57.
Haug 122.
Hausmann, L. 349.
Hayden, B. R. 376.
Haym 372.
Hebbel, Fr. 438 fg.
Hebel 115.
Hegel 24. 314. 368.
Hegner, U. 438.
Hehn, Victor 176—230. 324 fg.
Hehn, V. 274. 415.
Heine, H. 141. 321. 367. 369. 378. 422.
Heinemann, W. 400.
Heinse 325. 353.
Helbig 378.
Hellmuth, Sängerin 166.
Hemling 301 fg.
Hendel 404.
Henkel, H. 275. 278. 391.
Henkel, Offizier 412.
Henning 103.
Herbst, W. 355.
Herd, Secretär 356.
Herder, August 41 fg.

Herder, Caroline 15. 28. 42. 51 fg. 100. — Brief des Prinzen August v. Gotha und Goethes an 41 fg.
Herder 9. 27—58 passim. 91 fg. 122 fg. 138. 151. 155. 186. 200. 206. 262. 274. 281. 286. 306 fg. 310 ff. 322. 328. 330 ff. 396. 402. 411. 423. 431. 433. — Congruenzen in Faust mit Verschiedenem aus Herders Werken 308 ff.
Hermann, Assessor 442 fg.
Hermens 428.
Herrig 403.
Hervey, Charles 447.
Hervey, Lord 30. 37.
Herzlieb, Minna 223. 420.
Hess, Adolf 436.
Hess, David 436.
Hessen-Darmstadt, Prinz Christian von 159.
Hessen-Darmstadt, Prinz von 159.
Hessen-Darmstadt, Erbprinz Ludwig von 150 fg.
Hessen-Homburg, Landgraf von 165.
Hesssen-Philippsthal, Prinzen von 150. 158. 160. 162 ff.
Hessen-Philippsthal, Prinzessin von 162.
Hettner, H. 441 fg.
Heumann 349.
Hewett, W. C. 445 ff.
Heygendorf, Frau v. 145. 443.
Heyne 37. 438.
Hildebrandt, Prof. 365. 372.
Hildegard, d. heilige 135.
Hiller, Ferd. 437.
Hinüber, A. 406.
Hirt, E. 377.
Hirzel, Ludwig 392.
Hirzel, Salomon 88. 90. 92. 321. 327. 372. 374. 392. 445.
Hlawacek 394.
Hoffmann, B. G. 321.
Hoffory, Julius 400 fg.
Hoffory, J. 400.
Hofmann, K. 365.
Hohenfels, v. 97.
Hohenhausen, F. v. 419 fg.
Hohenlohe, Prinz von 165.
Holbein 25.
Hölderlin 367.
Holstein, Prof. 362. 424.
Holtei, v. 144. 351. 440. — Brief von Ottilie v. Goethe an 146.
Holthof 421.
Hölty 359.
Homer 179. 184 fg. 193. 196 fg. 236. 391. 404. 430 fg.
Honegger 372.
Höpfner 305.
Höpfner, Prof. in Giessen 345 ff.
Höpfner, Frau d. vor. 345.
Horaz 176. 185. 197. 199 fg. 277. 356.
Horn, M. 443.
Hotze 99.
Hufeland, Arzt 4. 394.
Hufeland, Jurist 105.
Hülskamp 404.
Humboldt, A. v. 108.
Humboldt, W. v. 146. 185. 189. 234. 295. 369. 379. 389. 437.
Hume, D. 338.
Hundeshagen, B. 122, Goethe und 125 ff.

Jacobi, F. H. 41 fg. 50. 104. 276. 322. 338. 405. 411. 434.
Jacobis Schwestern 41.
Jacobi, J. G. 355.
Jacoby, Daniel 274—280. 330 ff.
Jacoby, D. 324.
Jagemann s. Heygendorf.
Jahn 342.
Jean Paul (Richter) 360.
Jerusalem, Abt. 31. 86 fg.
Jerusalem, d. j. 86 fg. 409. 418.
Jessen, C. 429.
Iffland 10 fg. 362.
Ihlée 120.
Imbriani, V. 426.
Imelmann, J. 275.
Imhof, Amalie v. 69. 412.
Jobin 131.
Iselin, Isaak, Goethe in dessen Kreise 84—94.
Jung, A. 371 fg. (Nekrolog).
Junge, Tischler 380.

K., J. F. 421.
Kahle, Julie v. 410 fg.
Kalb, v. 149 fg. 153. 157. 161.
Kalb, Frau v. 156.
Kalischer 339 ff. 394.
Kant 48 ff. 106.
Karger, C. 390.
Kaufmann, Chr. 93.
Kayser 411.
Keil, R. 433.
Keller, Frau und Fräulein v. 153.
Keller, Gottfried, Brief an den Herausgeber 361 fg.

Keller, J. 84–94.
Keller, J. 411.
Kern, F. 403.
Kestner, Charlotte s. Buff.
Kestner, J. Chr. 19. 355 fg. 362.
Kirckhoff, chevalier de 377.
Kirms, F. 3. 8. 377. 382. 434 fg. — Brief an 10 fg.
Klauer 433.
Kleist, Ewald v. 179.
Kleist, H. v. 362. 439.
Klimsch, E. 391.
Klingemann, Brief an F. L. Schmidt 141 fg.
Klinger 122. 223. 326. 352. 369.
Klopstock 84. 91. 176. 179. 181. 186. 197 ff. 202 fg. 205. 211. 441 fg.
Knebel 9. 38. 43. 95. 120. 165. 180. 192. 194. 229. 262. 423 fg. — Briefe an Lavater 98 ff. — Brief an Riemer 117. — Brief von Riemer an 118 fg. — Brief von H. Meyer an 145 fg.
Kniep 411.
Knortz, K. 418.
Knother, E. A. 392.
Köchy s. Glover.
Köhler, R. 25.
Konewka, P. 446.
König, R. 442.
Koppenfels, v. 154. 378. — Brief an 381 fg. (r.)
Körner, Ch. G. 277. 324. 369. 434 fg.
Koseritz, Caroline v. 414.
Köstlin 372.
Kotzebue 11. 60. 63 ff. 70 ff. 81. 114 fg. 358 fg. 407. 431.
Kotzebue, Frau d. vorig. 65. 76.
Kraft 445.
Kramer (aus Triest) 157.
Kraus, Rath 165. 389.
Kräuter 18. 25.
Krebel, G. F. 443.
Krebel, Gutsbesitzer 443.
Krögel, R. 404.
Krögler, K. 391.
Krohn 372.
Krug, G. A. 424.
Kruse 17.
Kügelgen 122.
Kuhn, B. F. A. 378.
Kuhn, K. 301. 304 fg. 378. 382.
Kuhn, Student 434.
Kürschner, J. 375. 381. 412. 437.

Lade, Philippine 127.
La Fontaine 56. 108.
Lalauze 446.
Landolt 436.
Lang, W. 423.
Langhammer, A. 390.
Langer, E. Th. 394.
La Roche, Herr v. 97.
La Roche, Luise v. 97.
La Roche, Maximiliane v. 97.
La Roche, Sophie v. 430. 445. — Brief über Goethe 96 fg.
Laube, H. 367 ff. (Nekrolog), 421.
Lavalette, Graf 164 fg.
Lavater 6. 52. 85. 90. 92. 96. 100. 186. 311 fg. 411 fg. 425. 430. 433. — Briefe von Knebel an 98 ff.
Lehmann, O. 414.
Lenz, J. M. R. 91. 326 fg. 357. 359. 365. 405. 417. 425 fg.
Leonhard (Taschenbuch) 340.
Leonhard, Geheimrath 127.
Leonhardi 120.
Le Roux, P. 414.
Lessing, C. F. 439.
Lessing, G. E. 45. 55. 104. 122. 205 fg. 238. 241. 266. 366. 372. 393. 416. 430.
Lessmann 432.
Leuthier 443.
Levetzow, Ulrike v. 420. 426.
Lewes 446.
Leuchsenring 89 ff. 93. 97.
Levy, S. 281–298. 332 fg.
Lichnowsky 384.
Lichtenberg 164.
Lichtenberg, G. E. 355.
Lichtenberg, Rittmeister 344 fg.
Lichtenberger, C. 275.
Lichtenstein, F. 365 ff. (Nekrolog).
Lichtenstein, Fürst von 166. 385.
Lichtenstein, Julius 365 ff.
Lichtenstein, Frau d. vor. 365 ff.
Liebau, G. 406.
Liebermann, F. 422.
Liepmannssohn, L. 378 fg. 382.
Lier, H. A. 112. 138 ff.
Lier, H. A. 96.
Liezenmeyer 446.
Ligny, Christine v. 379. — Brief an 383. (r.)
Ligny, Prinz von 383.
Lille, de 104.
Lilli s. Schönemann.
Lindau, P. 398.
Lindener, M. 366.
Lindner, A. 393. 443.
Lippert 402.

Litzmann 372.
Loder 434.
Lope de Vega 72.
Loeper, von 321 fg. 329 fg.
Loeper, v. 89. 249. 275. 279. 283. 288 fg. 312 fg. 316. 322. 329 fg. 337. 363. 388. 392. 394 fg. 397. 405. 409. 420. 426.
Lorzing, Beate 19 fg.
Lorzing, Friedrich 19 fg.
Löwenig, Frau v. 127.
Lübke, H. 247.
Lübker, Fr. 428.
Lücke 429 fg.
Ludecus, J. H. 10. — Brief an 7 ff.
Ludwig, K. 405.
Ludwig, O. 366.
Luther 351. 393.
Lützow, C. v. 426.
Luzac, Etienne 55.
Lyon 392.

Maffei, A. 266. 414.
Malkewitz, G. 424.
Malsburg v. 412.
Maltzahn, W. v. 17 ff.
Maltzahn, W. v. 95. 362.
Manso 102. 107. 276. 434.
Mara, Herr und Frau 154.
Marat 44.
Marc Monnier 414.
Marezoll 105.
Marlowe 245. 247. 393. 400.
Marmontel 87.
Marschall, Graf v. 443.
Martianus Cappella 198.
Martin, E. 364 fg.
Martinez 407.
Masaccio 352.
Matthias, Prof. 33.
Matthisson 103. 328.
Mauerhoff, E. 396.
Mauthner 409.
Mauvillon 6.
Max 143.
Mecklenburg-Strelitz, Prinz v. 161.
Meiningen, Herzog Georg von 158. 160 fg. 164 fg.
Meiningen, verw. Herzogin von 165.
Meiningen, Prinz von 158.
Meister 6. 29.
Melzer, E. 428.
Mendelsohn, Moses 50.
Menken 115 fg.
Mentzel, E. 421.
Menzel, W. 359.
Mercier 88.
Merck 34. 345. 347. 394. 396.
Mereau, Sophie, später Brentano 330 ff. 359.
Merian 334 fg.
Mérimée, Pr. 343.
Metastasio 267. 269.
Metternich, Fürst 379. — Brief an 383 (r.)
Meyer, C. F. 420.
Meyer, F. L. W. 328.
Meyer, Heinrich 4. 20. 52. 69. 104. 108. 126. 131. 138 ff. 147. 301. 304 fg. 373. 378. 411 fg. 426. 432. — Brief an N. Meyer 115 fg. — Briefe an 136. 386 fg. (r.) — Brief an Knebel 145 fg.
Meyer, Nicolaus 4. — Brief von H. Meyer 115 fg.
Meyer v. Waldeck 372.
Meyerbeer 444.
Michelsen, A. 427.
Miklosich 409.
Minor, J. 277. 325. 334. 406. 412.
Moguel, Antonio Sanchez 400.
Molière 398 fg.
Möller, Rath 152.
Moltke, v. Vicepräsident 165.
Montaigue 362.
Montanus 367.
Morf 93.
Morley 446.
Moritz 210. 411.
Möser, J. 350.
Mozart 440.
Mühler, K. 359.
Müller, Johannes v. 342 fg.
Müller, Kanzler v. 110 fg. 174. 400. — Brief an Günther von 146 fg.
Müller, Mad. 10 fg.
Müller, Maler 9. 97 fg.
Müller, Max 367.
Müller, P. 400.
Müllner 279.
Muncker, F. 363.
Musäus 186.
Musculus 395. 409.

Napoleon I. 116. 185. 213. 436.
Nassau, Prinz von 165.
Necker 30.
Neri, Fil. 410.
Neubauer, J. 401.
Neumann, Amalie s. Haizinger.
Neumann-Strela 419. 421.
Neveling 427.

Niebuhr 350 f.
Nikolai 86 fg. 91. 103 fg. 357. 441.
Nölting 403.
Norbert, Bischof von Magdeburg 302.
Nostradamus 255.
Novalis (Hardenberg) 211 fg. 436.

O'Donnell Gräfin 379 fg. 426. 436. — Gedicht an 375. — Briefe an 383 ff. (r.)
O'Donnell, Moritz v. 379.
Odyniec 369.
Ofterdingen, Heinrich v. 130.
Oels 142.
Opitz 176.
Oppenheim, M., Brief an S. D. Oppenheim 144 fg.
Oppenheim, S. D., Brief von M. Oppenheim an 144 fg.
Orley, Bernhard v. 302.
Oeser, Friederike 404 fg.
Oeser, A. F. 151. 157. 163. 393. 442.
Oesterreich, Joseph II. von 364.
Oesterreich, Kaiserin von 379. 383 fg.
Otto, J. K. v. 377.
Ottokar 367.
Overbeck 139.
Ovid 184 fg. 227.

Pappenheim, Jenny v. 171. 173.
Pasqué 11. 20.
Parthey 394.
Paulus 104. 114.
Pausanias 126.
Perthes 350.
Pertz 350.
Pestalozzi 93 fg.
Peters, Fr. 377.
Petersen, R. 427.
Petrarca 214. 224.
Pfaff 372.
Pfeffel 322 ff. 359.
Pfeil, J. G. 442.
Pfleiderer 427.
Pfitzer 396.
Pichler, A. 403.
Pindar 198. 201.
Platen, A. v. 185. 191. 194 ff. 201 fg.
Poërio 426.
Pohl 340.
Pohl, J. 398.
Polko, Elise 414.
Porchat, J. 413.
Preussen, Friedrich II. von 31. 202.
Preussen, Friedrich Wilhelm II. v. 41.
Preussen, Friedrich Wilhelm III. von 125.
Preussen, Prinz Heinrich von 165.
Pröhle, H. 418.
Purgstall 435.

Quandt, J. G. 377 fg. — Brief an Julius v. Carolsfeld 138 ff.
Quandt, Frau d. vor. 138 ff.

Racknitz 104.
Rahel 22 fg. — Brief von Ottilie v. Goethe an 142.
Ramberg, J. H. 412.
Ramler 197. 199. 202.
Raphael 325. 440 fg.
Rauch, Chr. D. 140. 378.
Raumer, v. 93.
Recke, Elise von der 433.
Redlich, Dir. 321. 328.
Rehberg, Geh. Cabinetsrath 347 ff.
Rehberg, Frau, geb. Höpfner, Goethe und 345 ff.
Reich, E. L. 356. — Brief an 6.
Reichard, H. A. O. 28. 35. 43. 46.
Reichardt, Musiker 103. 330. — Brief an Tieck 120.
Reichel, Eugen 333.
Reiffenstein 411.
Reimer, G. 223. — Briefe an Froriep 143 fg.
Reinhardt, K. H. L. 359.
Reinhold 107. — Brief an Göschen von 101 fg.
Rembrandt 26.
Reni, Guido 112 fg.
Rennenkampf, Freiherr v. 437.
Renner 363.
Retsch, Prof. 111. 442.
Reuss, Bergrath 339. 342.
Reuss-Gera, Fürst von und Gemahlin 165.
Reutmeyer 114.
Richardson 85. 352.
Richter, s. Jean Paul.
Riebe 87.
Rieger, K. 20 fg.
Rieger, K. 405.
Riemer 22. 146 fg. 207. 313. 362. 394. — Brief von Knebel an 117. — Brief an Knebel 118 fg. — Brief an ? 119. — Brief von F. A. Wolff an 138.
Riese 445.
Ring 86 fg.
Robespierre 44.

Robinson 114.
Rochlitz 378. — Brief an Goethe von 387 fg. (r.)
Röderer, J. G. 365.
Röhr, Generalsuperintendent 174.
Röhrig 372.
Roland, Mme. 337.
Rollett, H. 394. 421.
Rosenthal, v. 91.
Rost 238.
Rousseau, J. J. 84 ff. 89. 352. 409. 439.
Rubens 446.
Rückert, Fr. 213. 328.
Rudolph, A. 403.
Ruhl, L. S. 139.
Russland, Kaiserin Elisabeth von 26.

Sabell 377.
Sachs, Hans 219. 252. 256. 337.
Sachs, H. 446.
Saint-Hilaire, G. de 390.
Salisch, Graf F. v. 375.
Salzmann 365.
Sartorius 353.
Sauer 277. 312. 325 fg. 334. 372.
Saussure 355.
Sauveur, Lucinde 417.
Savage 289.
Schadow 304 fg. 378.
Schäfer 289.
Schäfer, Friederike 377.
Schäfer, Robert 421.
Scheible 247 fg. 255.
Scherer, Wilhelm 231—261, 345 ff.
Scherer, W. 218. 279. 289. 313. 335. 365. 372. 394 fg. 397. 400. 402. 404. 440.
Schelling 229. 342 fg.
Schelling, Frau d. vor. 342.
Scheper, J. D. 421.
Scheuffgen 404.
Schiller, Charl. 69. 83. 369. 377. 412. 433.
Schiller, Fr. 11. 60. 69. 71 ff. 93. 101. 103 ff. 113 ff. 120. 122. 180. 188 fg. 191. 195. 200. 211. 214. 216. 219. 221 f. 225. 227. 229 fg. 237. 274 ff. 293. 319. 324 ff. 330 ff. 336 fg. 348. 359. 368. 372. 377. 381. 393. 396 fg. 412. 416. 418. 423. 428 fg. 431. 433. 437. 440. — Brief an die Gräfin Egloffstein 83. — Nachahmung von Goethes »Deutscher Parnass« in verschiedenen Gedichten 279 fg. — Brief an 380 fg.
Schiller, Ernst v. 120.
Schimmelmann, Charlotte 435.
Schintz 356.
Schlegel, A. W. 14. 71 fg. 103 fg. 180. 185. 188 fg. 192. 194. 211. 213 fg. 223. 362.
Schlegel, Fr. 72. 189. 192. 212. 221. 439.
Schlossberger 418.
Schlosser, Frau Schöff 111.
Schlosser, Fritz 122. 445.
Schlosser, J. G. 88. 92. 122.
Schlotheim, Sophie v. 375.
Schmid 50.
Schmid, Georg 419.
Schmidt, Erich 325 ff. 343 fg. 365 ff.
Schmidt, E. 330.
Schmidt, F. L., Brief von Klingemann an 141 fg.
Schmidt, J. 275. 396 fg. 409.
Schmidt, Kupferstecher 26.
Schmidt, Prof. in Jena 105.
Schmidt, Schauspieler in Frankfurt 120.
Schnaase 439.
Schnitter, W. 425.
Schnorr v. Carolsfeld, Fr. 96. 113. 141.
Schnorr v. Carolsfeld, J., Brief von Quandt an 138 ff.
Schnorr v. Carolsfeld, V. H., Bericht aus der Selbstbiographie von 112 fg.
Schöll, A. 56 fg. 201. 431.
Scholze, Caroline 380.
Schömann 124.
Schönberg-Rothschönberg, Graf v. 379.
Schönemann, Lilli 330. 371. 405. 419 fg.
Schönkopf, Käthchen 363. 420. 442.
Schönkopf, Vater d. vor. 442.
Schopenhauer, Adele 139.
Schrader 424.
Schrever, Hermann 305 ff. 316 ff.
Schreyer, H. 399. 404. 430.
Schröder 352.
Schröer 306. 318. 388 fg. 416.
Schröter, Corona 389. 420.
Schubart 89. 434.
Schultz, Staatsrath 341.
Schulz 93.
Schulze, Bürgermeister 4. 76 fg. 81.
Schumann 93.
Schumann, V. 367.
Schütz 105.

Schütze, St. 114.
Schwan, Brief von Wieland an 97ff.
Schweitzer 125.
Schweitzer, J. C. 436.
Schweitzer, Magdalena 436.
Schwerdtgeburth 175.
Seeley 447.
Seidel, Major 381. 434.
Seidel, Ph. 7. 9fg. 16.
Seckendorff, v. 328fg.
Seidler, Luise 418.
Seiffarth 19.
Seuffert, B. 335fg.
Seuffert, B. 412.
Seume 113.
Shakespeare 87. 104. 206. 211. 238fg. 241. 270ff. 282. 352. 368. 391.
Shelley 367. 422.
Siebert 114.
Sievers, O. 408. 434.
Simon, F. 390.
Simson, E. 42.
Sivers, Jegor v. 425.
Smidt, Senator, Brief von Woltmann an 116ff.
Smith, Adam 350.
Smolle 401.
Solger 115.
Solis, A. de 388.
Sonnenfels 312.
Sonntag Henriette 24.
Sophokles 208. 352. 404.
Spanien, Philipp II. von 56.
Speidel 435.
Sperber 93.
Spiegel von 174.
Spielhagen, Fr. 440.
Spinoza 50. 236. 338. 391. 428.
Springer, R. 421.
Stadion, Graf 156. 165.
Stahl 438.
Staël, Mme. de 336fg. 353. 369. 381. 384fg.
Stapff, v. 162.
Stargard 379. 382f.
Steck 425.
Steffan 380.
Steffens, H. 427.
Steger, Fr. 141.
Steigenberger, F. 391.
Stein, Oberstallmeister 29. 157. 160. 162. 164.
Stein, Charl. v. 9. 34. 39. 100fg. 154. 186. 214. 293. 322. 378fg. 392. 411. 420. 431. 433. 440. 443.
Stein, Frhr. v. 350.
Stein, Fritz v. 9. 187.
Steiner, B. 388.
Stern, Adolf 41.
Stern, Alfred 116fg.
Stern, Alfred 441.
Sternberg, Graf 340. 369. 396.
Sterne 282.
Stewart, Sir James 350.
Stieler 146.
Stöber, Adolf 364.
Stöber, August 364fg. (Nekrolog).
Stöber, E. 364.
Stolberg, Auguste v. 371. 405. 420. 445.
Stolberg, F. L. 91. 149. 164. 200. 244. 379. 423.
Stolberg, Chr. v. 149. 164. 200.
Stolberg, Gräfinnen v. 164.
Strack, A. 334fg.
Strakosch, A. 368.
Strassburger, B. 391.
Strauch 372.
Strehlke 11. 22. 101. 121. 125ff. 376fg. 381. 392. 394. 405.
Strixner 301f.
Strobl 372.
Strobel, A. L. F. 442.
Ströhl 390.
Suphan, Bernhard 27—58. 308ff.
Suphan, B. 409.
Swanwick 446.
Swift 376.
Sybel, H. v. 439.
Szanto, Emil 320fg.
S . . z, Signora 411.

Tanchlin, in Antwerpen 302.
Tasso 212.
Taylor, B. 392, 446.
Ternite, Brief von Zelter an 144.
Textor, Familie 364.
Thibaut 114. 173.
Thomä 432.
Thorane (Thorane) 416.
Tieck, Dorothea 439.
Tieck, Fr. 24.
Tieck, Ludwig 24. 211. 217. 326. 351. 412. 439. — Brief von Reichardt an 120.
Tischbein, W. 9. 136. 173. 362. 411.
Tobler, G. C. 92.
Tobler, Ludwig 312ff.
Toula 340.
Trebra, v., Berghauptmann 150.
Treiber 4.
Tréverret 400.

Uechtritz, Fr. v. 439.
Uhde, H. 28. 30. 140. 380. 382.
Uhland 364.
Unzelmann, Friederike 431.
Unzelmann, Karl 431.
Urach s. Württemberg.
Urlichs 326.

Varnhagen v. Ense 22 fg. 119. 142. 146. 359 fg. 369.
Veldeke 366.
Vergil 179. 184 fg. 197. 402.
Vicq d'Azyr 33 ff.
Viehoff 405. 426.
Vieweg, Buchhändler 376.
Vieweg, Frau 375.
Vischer, F. Th 314 ff. 369. 372. 397. 440.
Vogt, Frau Prof. 127.
Voigt 104. 124. 362. — Briefe an 15 ff.
Voigt, Bergsecretär 35.
Vogel 146.
Vogel, L. 426.
Völkel, Rath 138 fg.
Volkhardt, M. 390.
Voltaire 11. 29. 32. 43. 50 fg. 87. 93. 216. 265 ff. 269. 357.
Voss, Ernestine 435.
Voss, Heinrich 362. 369. 377. 434. — Brief an Eichstädt 113 ff.
Voss, J. H. 105. 114. 173. 180 ff. 188 ff. 194. 199. 211. 430. 435.
Voss, Schauspielerin 120.
Vulpius, Christiane s. Goethe.

Wagner, E. 390.
Wagner, K. 345 ff. 349.
Wagner, W. 445.
Waitz, G. 353.
Waldmann 432.
Waldner, Henriette v. 425.
Watter, T. 390.
Wedel v. 149 ff. 153 ff. 157. 160. 162. 165.
Wehrlin 403.
Weigel, T. O. 11.
Weigel, Oscar 11.
Weikhard 36.
Weimar, Amalia, Herzogin von 7 ff. 38 ff. 42. 57 ff. 150 ff. 165 fg. 187. 402.
Weimar, Amalia, Prinzessin von 164.
Weimar, Constantin, Prinz von 9. 100. 150. 152 ff. 159. 162 ff. 353.
Weimar, Karl August, Grossherzog von 9 fg. 12. 15. 25. 30. 35. 38 fg. 40. 42. 44. 47. 57 fg. 76. 91. 98 ff. 124. 127. 130. 134 fg. 138. 142. 145. 149 ff. 207. 330. 344 fg. 353 ff. 377 ff. 382 ff. 418. 422. 431. 436. 438. — Brief an 6.
Weimar, Karl Friedrich, Grossherzog von 138. 162. 164 fg. 263.
Weimar, Luise, Grossherzogin von 39. 42. 44. 57 fg. 100. 149 ff. 155. 159. 161 fg. 164 fg. 262 fg. 387.
Weimar, Maria Paulowna, Grossherzogin von 138 fg. 225. 384.
Weinhold 425.
Weinkauff, F. 415.
Weise, Chr. 239.
Weisse, Chr. F. 102.
Weisstein, G. 421.
Weller, Brief an 20 fg.
Welti, H. 379. 382. 407. 414.
Wenzel, Frau Regierungsräthin 7. 20. 26. 330.
Werdy 120.
Werner, Julie 443.
Werner, R. M. 325. 372. 375. 379 ff. 383 ff. 426. 436.
Werner, Z. 223. 328. 382. 407. 427.
Werthern, Graf v. 157. 164.
Weyland, F. L. 427.
Weyland, Ph. C. 427.
White, H. S. 445—447.
White, H. 417.
Wichmann, Fr. 418.
Wichmann, H. 24.
Wichmann, L. W., Brief von Goethe an 23 fg.
Wiegand, P. 418.
Wiegmann, Marie 440.
Wieland 30. 32. 39. 57. 87 fg. 91. 96. 102. 107. 122. 150. 262. 274. 326 fg. 357. 402. 422 ff. 433 fg. 439. 441. — Brief an 11 fg. — Brief von 13 ff. — Brief an Schwan 97 ff.
Willemer, Marianne v. 416. 418. 420. 427.
Winckelmann 138. 394. 419.
Windelband 372.
Windischmann 342.
Winkler, Th. 402.
Witzleben, Obermarschall v. 164.
Wlokka, W. M. 20 fg.
Wollbrück, Brief von 102.
Wolff, F. A. 185. 429 fg. — Brief an Riemer 138.

Wolff, Schauspieler 142.
Wolfskehl, Frl v. 69. 80. 82.
Wolleb 87.
Wöllner 372.
Wöllwarth, v. 161.
Woltmann, Brief an Smidt 116 ff.
Wolzogen, Karoline v. 69. 120 fg. 439.
Wolzogen, W. v. 69.
Wood 429.
Wück 402.
Würtemberg, Herzog von (Graf Urach) 162.
Wustmann 373. 380. 382.
Wysa 396.
Zacher 305.
Zarncke 262 ff. 354. 365. 374.
Zedtwitz 443.
Zelter 110 fg. 119. 126. 129. 136. 142. 180. 185. 223. 282 fg. 284. 304 fg. 337. 371. 395. 422. 429. 432. 440. — Brief an Ternite 144.
Zimmermann, J. G. 36. 89.
Zimmermann, P. 394.
Zinkgraf 337.
Zollikofer 92.
Zoroaster 255.

II. Register über Goethes Werke und Leben.

Allgemeines.

Aristotelische Theorie von der Reinigung der Leidenschaften, Goethe und die 320 fg.
Aus seltenen Büchern 356 ff.
Englisch-amerikanische Ausgaben und Übersetzungen 445 ff.
Goldsmith, Oliver, Goethe und 281—298.
Gottfrieds Chronik, Goethe und 334 fg.
Irrthümer 338 ff.
Neue Ausgaben 388 ff.
Vers, Einiges über Goethes 176—230.
Vorlesungen über Goethe auf Universitäten 372.

Biographische Schriften.

Annalen 11. 21. 27. 35. 40. 53. 59. 139. 141. 229. 339 ff. 412 fg.
Briefe aus der Schweiz 439.
Campagne in Frankreich 52. 411 fg.
Dichtung und Wahrheit 119. 122 fg. 125. 217. 231. 281. 284. 286. 289. 293. 296. 322. 334 ff. 345 fg. 363. 384 fg. 411. 436. 438 fg. — Neue Ausgaben 390.
Italienische Reise 125. 209. 351. 387. 404. 439 fg. 445. — Neue Ausgabe 410 fg. — Zur 411. — Übersetzung 414.
Notizbuch von der Schlesischen Reise 1790 354. 374.

Briefe an:

Ein (r.) hinter einer Zahl bedeutet, dass nur zu dem Briefe nur ein Regest gegeben ist

Cotta 382 (r.).
Egloffstein, Henriette v. 83.
Fischer, Hofgärtner 25.
Frege 382 (r.).
Gauby, Philipp 18 fg.
Goethe, Ottilie v. 21 ff.
Herder, Zuschriften zu Briefen des Prinzen August von Gotha 33
Herder, Caroline 42.
Kammer, an die herzoglich sächsische 17.
Kestner, Charlotte 19.
Kirms 10. 382 (r.)
Koppenfels 381 fg. (r.)
Ligny, Christine v. 383 (r.)
Ludecus, J. H. 7 ff.
Metternich, Fürst 383 (r.)
Meyer, Heinrich 136. 386 fg. (r.)
O'Donnell, Gräfin v. 383 ff. (r.)
Reich 6.
Schiller 380 fg. (r.)
Voigt, Geheimrath v. 15 ff.
Weimar, Herzog Karl August v. 7.
Weller 20 fg.
Wichmann, L. W. Prof. 23 ff.
Wieland 11 fg.
? 19 fg. 25 fg. 382 (r.) 386 (r.)

Briefe an Goethe von:

Gerning, v. 120 ff.
Gotha, Prinz August von 33. 48 fg.

Hundeshagen 126 ff.
Rochlitz 387 (r.)
Wieland 13 ff.
Wohlbrück 102.

Dramen.

Bürgergeneral, der 47 fg. 52 fg.
Claudine von Villa Bella 232. 325. 389.
Clavigo 232. 368. 401.
Egmont 209. 232. 324. 369. 371. 401. 440. 445.
Elpenor 203. 207 ff. 232. 324. — Über Goethes Elpenor 262—273.
Epimenides Erwachen 125. 401.
Erwin und Elmire 232. 284. 325. 389.
Faust 194 fg. 207. 210. 215 fg. 219. 286 fg. 290. 292 fg. 334. 358. 369. 372. 392 fg. 416. 428. 439 ff. 447. — I. Theil 111. 230. — II. Theil 110 fg. 225 ff. 394. — Betrachtungen über Goethes Faust 231 — 261. — Monologe Gretchens 237 ff. — Fausts erster Monolog 245 ff. — Zur Erklärung des Faust 205 ff. — Congruenzen mit Herder 308 ff. — Mephistopheles und der Erdgeist 312 ff. — Parallelen zum Faust in Gedichten und einem Briefe Goethes 316 ff. — bei Diderot 332 fg. — Aufführung 387. — Schriften über, Allgemeines, Erklärung einzelner Stellen 395 ff. — Hexeneinmaleins 399. — Übersetzungen 414. 446.
Fischerin, die 389.
Geschwister, die 358. 371. 441.
Götter, Helden und Wieland 87 fg.
Götz von Berlichingen 87. 141. 232. 239. 241. 312. 334. 357. 387. 391 fg. 401 fg. 439. 441.
Grosskophtha, der 37. 232. 351.
Hausgenossen, die ungleichen 389.
Jahrmarktsfest zu Plundersweilern 334 fg.
Jery und Bätely 389.
Iphigenie 10 fg. 30. 203. 207 fg. 210. 218. 232. 238. 245. 324. 351 fg. 401. 403. 430. — Parzenlied 204.
Künstlers Apotheose 406.
Künstlers Vergötterung 406.
Laune des Verliebten 238. 371.
Lila 389. 403.
Maskenzug (1798) 225.
Maskenzug (1809) 117.
Mitschuldigen, die 238.
Natürliche Tochter (Eugenie) 218. 223. 232. 401. 435. 439.
Nausikaa 232. 404. 411. 430 fg.
Paläophron und Neoterpe 228.
Pandora 120 fg. 223. 228. 232. 401.
Plundersweilern, neuestes von 200.
Prometheus 206 fg. 209. 232. 401. 429.
Proserpina 207.
Satyros 402.
Scherz, List und Rache 389.
Stella 209. 232. 318. 380. 387. 401. 439.
Tankred 10 fg.
Tasso 40. 175. 209. 218. 232. 287. 325. 401. 403. 440.
Triumph der Empfindsamkeit 186.
Vögel, die 186.
Vorspiel (1807) 228.
Was wir bringen 222, 228.
Wette, die 383. 426.
Zauberflöte, zweiter Theil 389.

——

Neue Ausgaben und Erklärungen 401 ff.

Episches.

Achilleis 187. 217 fg. 229. 232. 388 fg. 391. 430.
Hermann und Dorothea 18. 107. 117. 174. 180. 187. 189 ff. 196 fg. 232. 287. 295. 351 fg. 376. 388 fg. 391. 416. 430. 435. 445 fg. — Vergleich mit Goldsmiths Werken 287. 295 ff. Übersetzung 413.
Naturgedicht (Plan) 229.
Reineke Fuchs 53. 187. 192 ff. 197. 388 fg.
Wilhelm Tell (Plan) 187.

Erzählendes.

Die guten Weiber (Frauen) 390. 412.
Mann, der von fünfzig Jahren 416.
Novelle 390.
Reise der Söhne Megaprazons 390.
Unterhaltungen Deutscher Ausgewanderten 390.
Wahlverwandtschaften 109. 217. 223. 232. 351 fg. 418. 433. 439. — in Frankreich 343 fg. — Neue Ausgaben 390.

Werthers Leiden 85 ff. 93. 209. 232. 238. 289. 293. 295 fg. 312. 358. 409 fg. 423. 430. 439 fg. — Übersetzungen 414.
Wilhelm Meister 213. 216. 231 fg. 270 ff. 289. 343. 360. 366 fg. 372. 435. 439. — Lehrjahre 217. 282. — Wanderjahre 321. 371. 429. — Vergleich mit Goldsmiths Werken 284 fg. 287. 294 fg. 298. — Übersetzung 414. — Neue Ausgabe der Lehrjahre 412, der Wanderjahre 390.

Gedichte.

Ach, bist Du fort 404.
Alexis und Dora, Elegie 187. 189. 435.
Alexis und Dora, Epigramm 276.
Als der Knabe nach der Schule 379.
Am Flusse 324.
Amors Grab 404.
Amyntas 187.
An Abbate Bondi 225. 384.
An Behrisch 203.
An den Kuchenbäcker Hendel 404.
An die Erbgrossherzogin von Weimar 1813, 225.
An die Gräfin O'Donell 375. 408.
An Jenny von Pappenheim 72.
An Personen 388.
An Schwager Kronos 203.
Antiker Form sich nähernd 186.
Antworten bei einem geselligen Fragespiel 332.
An Venus 404.
Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen 219 ff. 404.
Beherzigung 405.
Bei der Betrachtung von Schillers Schädel 225.
Braut von Corinth, die 218. — Übersetzung 426.
Chinesisch, Deutsche Jahres- und Tageszeiten 408.
Dem Ackermann 191.
Der Kaiserin Becher 225.
Der Narr epilogirt 219.
Der untreue Knabe 220.
Deutscher Parnass (Dithyrambe, Sängerwürde, Wächter auf dem Parnasse) 219. 221. — Zu Goethes Gedicht (bezogen auf Gleim etc.) 274—280, bezogen auf Schiller 324 fg.
Distichen 338, ungedruckte 374.
Doppelparabel vom Landschulmeister 219.
Eckart, der getreue 219.
Edelknabe, der und die Müllerin 219.
Ein grauer trüber Morgen 405.
Elegieen 106. 191. 430.
Elegieen, Marienbader 426.
Elysium 203.
Epigrammatisch 186. 222. 388.
Epigramme 187. 19 . 230. 338.
Epilog zu Schillers Glocke 434.
Epirrhema 230.
Episteln 187. 192. 288.
Epistel an Merck (1774) 394.
Erlkönig 389. 444.
Erinnerung 359. 405.
Es war einmal ein König 220.
Es war 'ne Ratt 220.
Euphrosyne 187. 404. 430.
Ewige Jude, der 215. 232. 293. 311. 388.
Freuden, die 404.
Ganymed 203.
Gefunden, Vergleich mit einem Pfeffelschen Gedicht 322 ff.
Gegenwart 226.
Geheimnisse, die 210. 214 ff. 225. 232.
Geheimstes 380.
Geistes Gruss 318.
Gellerts Monument an Oeser 393.
Gesang der Geister über den Wassern 204.
Gesellige Lieder 218. 324.
Glück, das, an Annetten 404.
Gott, der und die Bajadere 218. 221.
Grenzen der Menschheit 204. 429.
Gross ist die Diana der Epheser 219.
Harfnerlied 407.
Harzreise im Winter 202 fg. 404.
Herbstgefühl 203. 416.
Heiss mich nicht reden 213.
Hier wo noch ihr Platz 380.
Hochzeitslied, das 219 fg. 408.
Jägers Abendlied 330. 359.
Ich komme bald 405.
Ich wüsste nicht (neu mitgetheilt) 3 ff.
Idyllen 191.
Jetzt fühlt der Engel 405.
Ilmenau 423.
Ihro der Kaiserin von Oesterreich Majestät 379.

In tausend Formen etc. 226.
Klaggesang der edlen Frauen des Asan Aga 37.
Kleinod, das, das Vergissmeinnicht 330.
König von Thule 242 fg. 359. 416.
Kophthisches Lied, Parallele 333.
Kunst 388.
Künstlers Morgenlied 430.
Legende vom Hufeisen 219.
Liebe und Tugend 404.
Lilis Park 286.
Mahomets Gesang 201. 203.
Metamorphose der Pflanzen 229. 423.
Metamorphose der Thiere 228.
Mignon 210. 359. 397. 444.
Morgenständchen 405.
Musageten, die 324.
Nacht, die 404.
Natur und Kunst 222. 407.
Neue Liebe, neues Leben 414. 417.
Neujahrslied 404.
Nun sitzt der Ritter 405. 417.
Parabolisch 388.
Pausias, der neue 187.
Physiognomische Reisen 186.
Pilgers Morgenlied 203.
Prologe 228. 394.
Prometheus 203.
Pyrrhussieg 288.
Räthsel, ungedrucktes 375.
Räthsel (Viel Männer) 394.
Rechenschaft 359.
Rinaldo, Cantate 405 fg.
Ritter Curts Brautfahrt 288.
Römische Elegieen 187.
Sakontala, Epigramm auf die 187.
Schlesische Epigramme 187.
Schmetterling, der 404.
Schreyen, das 404. — Parallele 325 fg.
Seefahrt 288. 317.
Sehnsucht 405.
Sirene, die neue 395.
Sonett, das 222. 407.
Sonette (an Minna Herzlieb) 224.
Sorge 318.
Sprüchwörtlich, Verbesserung einer Stelle 329.
Sprüche 230.
Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg 349.
Theaterreden 225. 394.
Tischlied (Mich ergreift) 219.
Todtentanz, der 219. 407 fg.
Trost in Thränen 415.
Unbeständigkeit 404.
Unbewusste Liebe 405.
Vanitas, vanitatum vanitas 288.
Veilchen, das 380.
Venetianische Epigramme 43. 187. 195.
Venetianisches Gondellied (La biondina) Übersetzung des italienischen Originals 328 ff.
Verschiedene Empfindungen an einem Platze 332.
Versuchung 191.
Walpurgisnacht, die erste 219.
Wandelnde Glocke 219.
Wanderer, der 203. 282. 289 fg.
Wanderers Nachtlied 406 fg. 415.
Ein gleiches 415.
Wanderers Sturmlied 203. 209. 289. 406. — Erster Druck 321 fg.
Welch Wonneleben 223.
Wenns jemand ziemt 379.
Willkommen und Abschied 414.
Wo bist Du jetzt 404. 417.
Wunsch eines kleinen Mädchens 404.
Xenien 68. 103 fg. 187. 189. 230. 274 fg. 278. 393. 434.
Parallelen bei Diderot 332 fg.
Sehet wie etc. 189.
Alles an diesen etc. 189.
Zahme Xenien 338, Parallele 333.
Zauberlehrling, der 219.
Zigeunerlied 220.
Zueignung 210. 215. 316 fg.
Zueignung (Faust) 215 fg.
Zum neuen Jahr (1802) 318 fg.

Nachahmungen Goethescher Gedichte 330 ff.
Steindrucke und Erklärungen 404 ff.
Übersetzungen in fremde Sprachen 414 fg.

Kunst.

Archäologisches Gutachten 373.
Baukunst, von deutscher 432.
Benvenuto Cellini 212. 407. 435.
Falconet, nach 432.
Hackert 394.
Kunst und Alterthum 22. 126. 134. 146. 304. 371. 378. 408. 426.
Propyläen 108. 112 fg. 426. 430. 432.

Rameaus Neffe 351.
Steindruck (?) 301. 303 fg. 378.
Stuttgart, Aufsatz über 301 ff.
Winckelmann und sein Jahrhundert 217. 394. 432.

Zu Goethes Aufsätzen über Kunst 301 ff.

Naturwissenschaftliches.

Farbenlehre 118. 217. 337.
Natur, die 429.
Kammerberg, der bei Eger 340. 419.
Wunderbares Ereigniss 340 fg.
Zwischenknochen 32 ff.

Neue Ausgabe 390.

Sonstige prosaische Schriften.

Ankündigung von Schillers Wallenstein in der Allgemeinen Zeitung vom 12. Oktober 1798 230.
Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil 234.
Ephimerides und Volkslieder 334.
Hymnus auf die Natur (Tiefurter Journal) 229, 291.
Judenpredigt 393.
Nachlese zu Aristoteles Poetik 320.
Recensionen in der neuen Jenaer Literaturzeitung 217.
Rochusfest 440.
Sprüche in Prosa, Quellen zu 336 ff.
Es werden etc. 283.
Die Menschheit ist etc. 291.
Zwei wichtige bisher unerörterte biblische Fragen 311.
Brief des Pastors zu *** an den Pastor zu *** 311.
Einwirkungen der neueren Philosophie 429.
Frankfurter gelehrten Anzeigen 394, 409, 429.

Ausstellungen.

Ausstellung im Goethehause in Frankfurt 364.

Biographisches, Lebens-Beziehungen, Verhältnisse zu:

Alxinger über Goethe 106 fg.
Böttiger über Goethe 107.
Brossard, Jeannette 353 ff.
Byron 422.
Cotta über Goethe 107 ff.
Coudray über Goethe 142.
Cour d'amour, Goethes 58—83.
Egloffstein, Henriette v. über Goethe 61 ff.
Erinnerungen an Alt-Weimar 169 bis 175.
Franzensbad, Goethe in 419.
Frauen, Beziehungen zu 419 fg.
Göschen über Goethe 102 ff.
Gotha, Prinz August von, Goethe und 27—58.
Goethe, Ottilie v. über Goethe 142. 146.
Grabbe 422.
Gries über Goethe 119 fg.
Grillparzer 422.
Guest 422.
Günther, J. Chr., Goethes Urtheil über Günther in Übereinstimmung mit Gottsched 335 ff.
Hans, bei 419.
Heine, H. 422.
Hof, Goethe bei (Aus den Weimarer Fourierbüchern 1775—1785) 148—166.
Hundeshagen, Goethe und 125 ff.
Jena, in 419.
Isaak Iselins, Goethe im Kreise 84—94.
Italien, in 419.
Klingemann über Goethe 141 fg.
Knebel 423 fg. — Knebel über Goethe 97 ff. 117.
Kriegskommission, zur Geschichte der Thätigkeit Goethes in der weimarischen 344 fg.
Krug 424.
La Roche, Sophie v. über Goethe 96 fg.
Lavater 425.
Lenz 425. — Lenzens Gedicht: Die Liebe auf dem Lande, in seiner Beziehung zu Goethe 326 fg.
Leipzig, in 416 fg.
Levetzow, Ulrike 426.
Meyer, Heinrich 426. — über Goethe 115 fg. 145 fg.

Mittheilungen von Zeitgenossen über Goethe 95—147.
Müller, Kanzler von, über Goethe 146 ff.
O'Donnell, Gräfin 426.
Oppenheim, M. über Goethe 144 fg.
Poërio 426.
Quandt, J. G. über Goethe 138 ff.
Rehberg, Frau geb. Höpfner, Goethe und 345 ff.
Reichardt über Goethe 120.
Reimer über Goethe 143 fg.
Reinhold über Goethe 101 fg.
Riemer über Goethe 118 fg.
Schnorr v. Carolsfeld, S. H. über Goethe 112 fg.
Sesenheim, in 417 fg.
Steffens 427.
Wetzlar, in 418.
Weyland 427.
Willemer, Marianne v. 427.
Wolff, F. A. über Goethe 138.
Woltmann über Goethe 116 ff.
Zelter über Goethe 144.

Verlag von WILHELM HERTZ (Bessersche Buchhandlung)
in BERLIN.

GOETHE. Vorlesungen von **Herman Grimm,** gehalten an der K. Universität zu Berlin. Dritte durchgesehene Auflage. 8°. Preis eleg. geh. 6 Mk., geb. 7 Mk. 20 Pf., in Halbfranz geb. 9 Mk.

GOETHE IN HAUPTZÜGEN SEINES LEBENS UND WIRKENS. Gesammelte Abhandlungen von **Adolf Schöll.** gr. 8°. eleg. geh. 9 Mk. In Leinwd. gebd. 10 Mk. 20 Pf. In feinsten Halbkalblederband gebd. 12 Mk.

GESAMMELTE AUFSÄTZE ZUR KLASSISCHEN LITERATUR alter und neuer Zeit von **Adolf Schöll.** gr. 8°. eleg. geh. 7 Mk. In Leinwd. gebd. 8 Mk. 20 Pf. In feinsten Halbkalblederbd. gebd. 10 Mk.

GOETHES BRIEFWECHSEL MIT EINEM KINDE (*Bettina v. Arnim*). Seinem Denkmal. Dritte Auflage. Herausgegeben von **Herman Grimm.** Eleg. geh. 8 Mk. In Leinwd. gebd. 9 Mk. 20 Pf. In feinsten hellen Halbkalblederband gebd. 11 Mk.

BRIEFE GOETHES AN SOPHIE VON LA ROCHE UND BETTINA Brentano nebst dichterischen Beilagen, herausgegeben von **G. von Loeper.** 8°. Eleg. geh. 6 Mk. Gebd. 7 Mk. 20 Pf.

GOETHE UND GRÄFIN O'DONELL. Ungedruckte Briefe nebst dichterischen Beilagen, herausgegeben von Dr. **Richard Maria Werner,** Professor an der Universität Lemberg. Mit zwei Portraits. 8°. eleg. geh. 6 Mk. In Leinwd. gebd. 7 Mk. 20 Pf. In feinsten Halbkalblederband gebd. 9 Mk.

JUGENDERINNERUNGEN EINES ALTEN MANNES (*H. v. Kügelgen*). Elfte Auflage, Volksausgabe. Eleg. geh. 3 Mk., nett gebunden 4 Mk.

ERINNERUNGEN UND LEBEN DER MALERIN LOUISE SEIDLER. Aus handschriftlichem Nachlass zusammengestellt und bearbeitet von **Hermann Uhde.** Zweite umgearbeitete Auflage. 8°. Eleg. geh. 7 Mk., geb. 8 Mk. 20 Pf.

HENRIETTE HERZ. Ihr Leben und ihre Erinnerungen. Herausgegeben von **J. Fürst.** Mit dem Portrait der H. Herz, gemalt von Graff, gestochen von Teichel. *Zweite* durchgesehene und vermehrte Auflage. 8. geh. 5 Mk. 60 Pf.

JOH. CASPAR SCHWEIZER. Ein Charakterbild aus dem Zeitalter der französischen Revolution von **David Hess.** Eingeleitet und herausgegeben von **Jakob Baechtold.** 8°. eleg. geh. 6 Mk. In Leinwd. gebd. 7 Mk. 20 Pf.

PORTRAITS AUS DEM XIX. JAHRHUNDERT von **Julian Schmidt.** gr. 8°. eleg. geh. 7 Mk. In Leinwd. gebd. 8 Mk. 20 Pf.

GOETHES VERHÄLTNISS ZU DEN ORGANISCHEN NATURwissenschaften. Vortrag, gehalten im wissenschaftlichen Verein zu Berlin von **Oscar Schmidt,** Professor in Jena. gr. 8°. geh. 50 Pf.

Im Verlage der Kgl. Hofkunstanstalt von **Edm. Gaillard** in **Berlin** erschien folgendes, für Goetheverehrer hochinteressante Prachtwerk:

Goethes italienische Reise

illustrirt von **Julie von Kahle.**

Textrevision und Einleitung von Professor Dr. HEINRICH DÜNTZER.

Mit 100 Vollbildern und 218 Halbbildern in Lichtdruck

in obiger Anstalt ausgeführt.

Folioformat. Prachtband mit Goldschnitt.

Preis in Calico 75 Mark, in Saffian 100 Mark.

Ihre Majestät die Kaiserin-Königin Augusta haben Allergnädigst geruht, die Widmung dieses Werkes anzunehmen.

Eingehende, höchst anerkennende Besprechungen dieses bedeutenden Werkes, welches ausser den Abbildungen von Landschaften, Bauwerken, Antiken, einer grossen Reihe Portraits berühmter Personen, welche mit Goethe oder mit seiner italienischen Reise in Beziehung standen etc., auch **Zeichnungen von Goethes eigener Hand** publicirt, brachten u. a. Die Gegenwart, 1885 No. 7, Literar. Centralblatt 1884 No. 52, Deutsche Revue 1885 No. 2, Illustrirte Zeitung 1884 No. 2167, Kölnische Zeitung 1884 No. 341, Die Post 1884 No. 334, Vossische Zeitung, Sonntagsbeilage, 1884 No. 50.

In meinem Verlag sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Steck, R., Prof., Lavater und Goethe	8° geh.	80 Pf.
Wille, Ludw., Prof. Dr., Goethes Werther u. seine Zeit	»	80 Pf.
Hirzel, L., Prof. Dr., Goethes italienische Reise . . .	»	80 Pf.
Motz, H., Dr., Lessings Bedeutung f. d. deutsche Drama	»	1 M.
Jacoby, D., Prof. Dr., Friedr. d. Gr. u. die deutsche Literatur	»	1 M.
Born, Stephan, Prof. Dr., Heinrich Heine	»	1 M.
— — — Nicolaus Lenau	»	80 Pf.
Meyer, C., Prof. Dr., Der Parzival Wolframs von Eschenbach	»	80 Pf.

Basel. **Benno Schwabe,** Verlagsbuchhandlung.

VERLAG VON FR. KORTKAMPF IN BERLIN:

Goethe als Jurist. Von *Dr. jur. D. Meisner,* Oberlandesgerichts-Rath. Geh. 1.20 Mark.

Fürst von Bismarck. Ausgewählte Reden, mit biographischer Skizze, Einleitungen und Anmerkungen, sowie einem Anhange: Reden des Abgeordneten v. Bismarck-Schönhausen. 3 Bände. In 3 Leinwandbdn. 20 Mk., 3 Halbfrzbdn. 25 Mk.

Sprichwörtliche Lebensregeln in fünf Sprachen: Deutsch, Lateinisch, Französisch, Englisch, Italienisch. Gesammelt von *D. Hensel.* Eleg. geb. 2 Mk.

VERLAG VON GEBR. HENNINGER IN HEILBRONN.

Die guten Frauen

von GOETHE.

Mit Nachbildungen der Originalkupfer.

Herausgegeben von **Bernhard Seuffert.**

(Deutsche Litteraturdenkmale des 18. u. 19. Jahrh. 21.) — Geh. 70 Pf., geb. M. 1. 20.

Goethe und die Liebe.

Zwei Vorträge von **K. J. Schröer.**

Geh. Mark 1. 50.

VERLAG VON GEBRÜDER BORNTRAEGER IN BERLIN.

VICTOR HEHN.

Italien. Ansichten und Streiflichter. *Zweite* stark vermehrte *Auflage.* 8°. 1879. br. Mark 5.—; in Leinwand gebunden Mark 6.—

Kulturpflanzen und Hausthiere in ihrem Übergang aus Asien nach Griechenland und Italien, sowie in das übrige Europa. *Historisch-linguistische Skizzen. Vierte Auflage.* gr. 8°. 1883. br. Mark 10.—

Deutsche Revue über das gesammte nationale Leben der Gegenwart

herausgegeben von

Richard Fleischer.

(Verlag von **Eduard Trewendt** in **Breslau** und **Berlin.**)

X. Jahrgang. Vierteljährlich 3 Oktavhefte und ein Kunstheft in Folio.

Preis pro Quartal 6 Mark.

Die *»Deutsche Revue«* ist die gediegenste und reichhaltigste Monatsschrift. Vierteljährlich erhalten die Abonnenten gratis ein photographisches Kunstblatt ersten Ranges im Imp.-Format 45 : 63½ ctm.

= Im Laufe des zweiten Quartals 1885 erscheinen höchst interessante „Erinnerungen an Schiller" mit bisher ungedruckten Briefen von Goethe, Herder und Schiller, die Prof. Dr. Hüffer in Bonn herausgiebt. =

VERLAG VON LEOPOLD VOSS IN HAMBURG (UND LEIPZIG).

Christian Ludwig Liscow

in seiner literarischen Laufbahn.

Von

Berthold Litzmann.

gr. 8. 1883. Mk. 4.50.

Briefe von Anna Maria von Hagedorn

an ihren jüngeren Sohn

Christian Ludwig

1731—32.

Herausgegeben von

Dr. **Berthold Litzmann,**

Dozent an der Universität Jena.

gr. 8. 1885. Mk. 2.50.

Schuldrama und Theater.

Ein Beitrag zur Theatergeschichte

von

Emil Riedel.

gr. 8. 1885. Mk. 2.—

In **Bruckmanns Portrait-Collection** sind die nachstehenden

Goethe-Portraits

in photographischer oder Lichtdruck-Nachbildung erschienen:

No. 69. Nach dem Original von **Kraus.** (Ehedem im Besitze der Frau Rath 1766.) Folioformat Mk. 2. (Lichtdruck.)

No. 68. Nach dem Original von **G. von Kügelgen** (1810 für Goethes Schwager Schlosser gemalt). Folioformat. Mk. 2. (Lichtdruck.)

No. 67. Nach dem Original von **Heideloff.** (Brustbild 1829.) Cabinetformat. Mk. 1. (Photographie.)

No. 66. Nach **Melcher** (in Photographie). Grossfolio Mk. 9. Quart Mk. 2. Cabinet Mk. 1. Visit 50 Pf.

No. 65. Nach **Jaeger** (in Photographie). Imperial Mk. 15. Grossfolio Mk. 9. Folio Mk. 5. Cabinet Mk. 1. Visit 50 Pf.

Literarische Anstalt, Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

In unserm Verlage ist erschienen:

Die Brüder Grimm.

Festrede

gehalten am 4. Januar 1885

zu HANAU.

In erweiterter Gestalt herausgegeben

von

Karl Bartsch.

Mit dem Bildnisse der Brüder Grimm.

Preis geheftet 75 Pfg.

Der Reinertrag ist für das Denkmal der Brüder Grimm in Hanau bestimmt.

Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe) in Leipzig.

Soeben erschien:

Abhandlungen

zu

Goethes Leben und Werken

von

HEINRICH DÜNTZER.

Erster Band.

Gr. 8. 1885. 8 Mark.

Inhalt: Goethe und der Reichsgraf Friedrich Leopold von Stolberg. — Gretchen. — Charlotte Buff und ihre Familie. — Goethes Beziehung zu Johanna Schoppenhauer und ihren Kindern. — Minna Herzlieb und Goethes »Wahlverwandtschaften«.

Goethes Eintritt in Weimar. Mit Benutzung ungedruckter Quellen dargestellt von HEINRICH DÜNTZER. 1883. gr. 8. 6 Mk. Gebunden 7 Mk.

Erläuterungen zu den Deutschen Klassikern von HEINRICH DÜNTZER. 81 Bändchen. Preis à 1 Mk. Bei Abnahme der *ganzen* Sammlung à 75 Pf.

Inhalt: **Goethe** (36 Bdch.). *Schiller* (28). *Lessing* (6). *Uhland* (2). *Herder* (2). *Klopstock* (6). *Wieland* (1).

Literarische Anstalt, Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

Goethes Briefe an Frau v. Stein. Herausgegeben von **Adolf Schöll.** Zweite vervollständigte Auflage, bearbeitet von *Fielitz*. I. Band. Mit dem Bildniss der Frau v. Stein. geh. Mk. 8.40; gebd. in Leinwd. Mk. 9. —; in Halbfrz. Mk. 11.40.

Nach langer Unterbrechung sind wir jetzt in der angenehmen Lage mit aller Sicherheit das Erscheinen des *zweiten Bandes* noch für dieses Frühjahr in sichere Aussicht zu stellen. Der Band befindet sich unter der Presse und die Vollendung erfolgt demnächst.

Goethe-Jahrbuch. Herausgegeben von **Ludwig Geiger.** Bd. I—VI. 1880—1885. Gebd. in Leinwd. Mk. 60, gebd. in Halbfrz. Mk. 70.

Goethe-Forschungen. Von **Woldemar Freiherr von Biedermann.** Gebd. in Leinwd. Mk. 9.

Goethe in Italien. Original-Photographie nach dem Gemälde von *Tischbein*. Aufgezogen auf Karton (48 × 62 ctm.) Mk. 10.

Die Bühnengeschichte des Goetheschen Faust. Von **Wilhelm Creizenach.** Geh. Mk. 1.50.

J. M. R. Lenz. Dramatischer Nachlass. Zum ersten Male herausgegeben und eingeleitet von **Karl Weinhold.** Geheftet Mk. 7. gebd. in Leinwd. Mk. 7.60.

Friedrich Preller. Ein Künstlerbild. Von **Otto Roquette.** Mit dem Bildnisse Prellers. Brochirt Mk. 7, gebd. in Leinwd. Mk. 7.75.

Berthold Auerbach. Briefe an seinen Freund **Jacob Auerbach.** Mit Vorbemerkungen von **Friedr. Spielhagen und dem Herausgeber,** und dem Bildnisse Auerbachs. 2 Bände. Geh. Mk. 15, gebdn. in Leinwd. Mk. 17, in Halbfrz. Mk. 20.

Beiträge zur Geschichte und Völkerkunde. Von **Franz von Löher.** Erster Band. Geh. Mk. 8.60, gebd. in Leinwd. Mk. 9.60.

Geschichte der Deutschen Dichtung. Von **Otto Roquette.** Dritte Auflage. Brochirt Mk. 7.20, gebd. Mk. 9.

Geschichte der Revolutionszeit. Von **Heinrich von Sybel.** 5 Bände. Brochirt Mk. 48, gebd. in Halbfrz. Mk. 57.

Molière. Sein Leben und seine Werke. Von **F. Lotheissen.** Mit dem Bildnisse Molières. Gebd. in Leinwd. Mk. 10.—, in Halbfrz. Mk. 12.—.

Shakespeares Vorspiel zu der Widerspänstigen Zähmung. Ein Beitrag zur vergleichenden Literaturgeschichte. Von **Alexander von Weilen.** Geh. Mk. 2.

Johann Georg Hamann in seiner Bedeutung für die Sturm- und Drangperiode. Von **Jacob Minor.** Mk. 1.60.

Allgemeines Künstler-Lexikon oder Leben und Werke der berühmtesten bildenden Künstler. Zweite Auflage, bearbeitet von **A. Seubert.** 3 Bände. Brochirt Mk. 24, gebd. in Halbfrz. Mk. 30.

Druck von August Osterrieth in Frankfurt a. M.

PT
2045
G67
Bd.6

Goethe-Jahrbuch

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY